This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

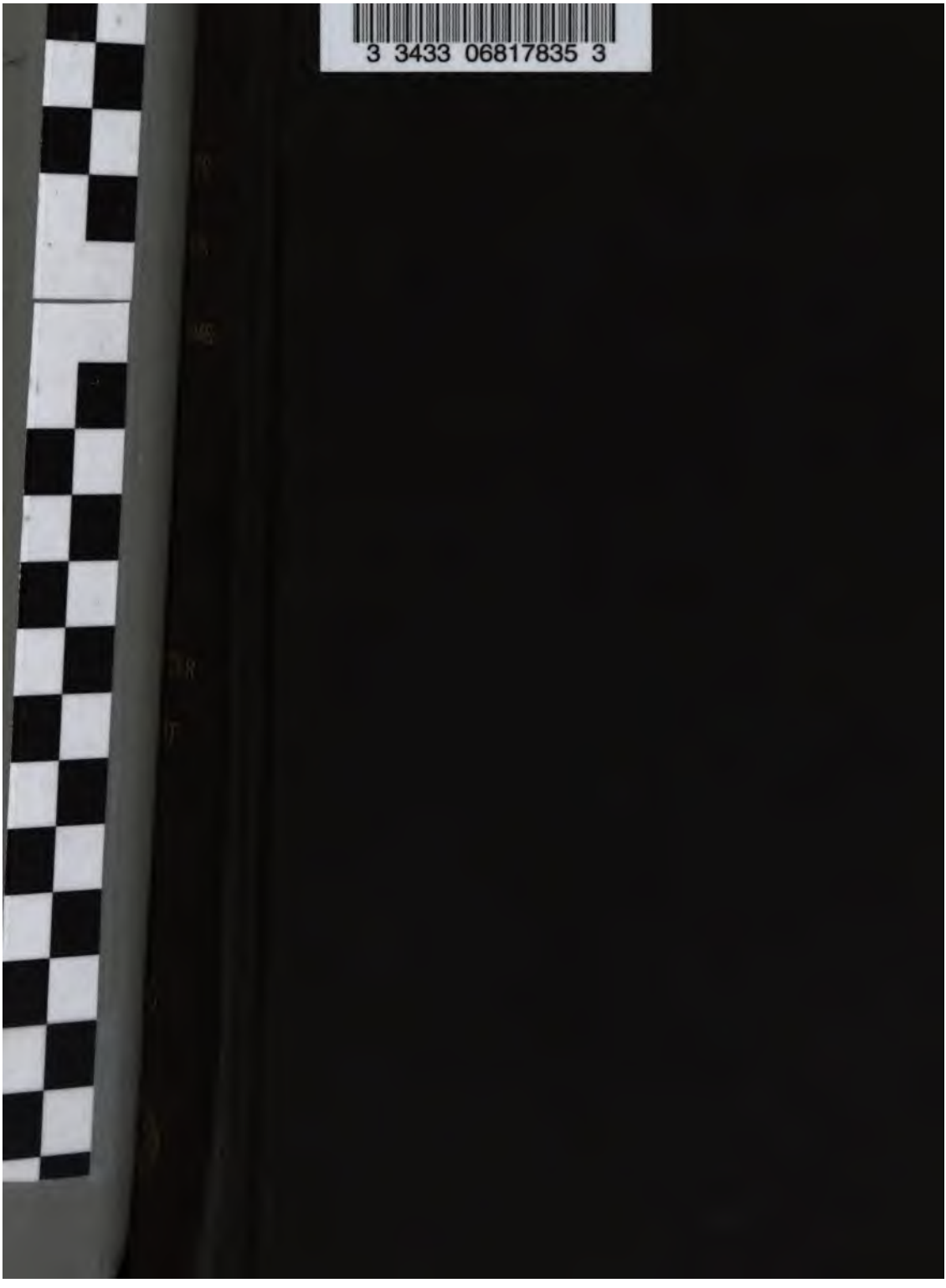
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

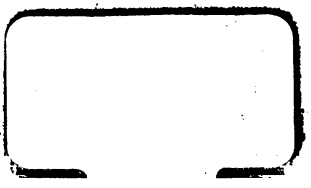
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

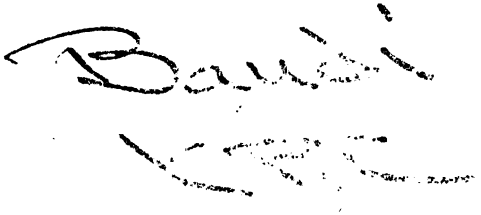
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


3 3433 06817835 3





Baudi di Vesme

Caesar Baudi Ritter von Vesme:

# Geschichte des Spiritismus.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen

und mit Anmerkungen versehen

von

Feilgenhauer,

Ehrenmitglied in- und ausländischer psychologischer Gesellschaften und spirit. Vereine; Herausgeber der „Zeitschrift für Spiritismus" ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band:

## Mittelalter und Neuzeit.

Leipzig,
Druck und Verlag von Oswald Mutze.
1898.

Baudi-
Ytc

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
104821
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1899

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck verboten.

# Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

## Sechstes Buch: Das Mittelalter.


| | Seite |
|---|---|
| **1. Hauptstück. — Die Ordalien.** | |
| § 1. Was die Ordalien waren . | 1 |
| § 2. Die Ordalien bei d. Wilden | 2 |
| § 3. In Afrika . . . . . | 2 |
| § 4. In Australien . . . . . | 6 |
| § 5. In Amerika . . . . . | 7 |
| Der Schwur bei den Ordalien . | 8 |
| § 6. Bei den Juden . . . . | 9 |
| Die Probe durch das bittere Wasser . . . . . | 9 |
| § 7. Im alten Indien . . . | 10 |
| Die Wage und das kalte Wasser | 11 |
| § 8. Im heutigen Indien . . | 12 |
| § 9. Der fliegende Tisch d. Lama | 13 |
| In Japan . . . . . | 15 |
| In Siam . . . . . | 15 |
| In Persien . . . . . | 16 |
| § 10. Die Ordalien bei Sophokles . . . . . | 16 |
| § 11. Das Duell bei d. Umbriern | 17 |
| Die drei Vestalinnen . . . . | 17 |
| § 12. Bei den Celten . . . . | 17 |
| Bei den Polen . . . . . | 18 |
| § 13. Die Germanen . . . . | 18 |
| Der Zweikampf vor Gott . . | 18 |
| Die Apologie des Zweikampfes bei Dante . . . . . | 19 |
| § 14. Die Feuerprobe . . . | 20 |
| § 15. Die Unverbrennbarkeit eines Camisarden . . . . | 23 |
| § 16. Das glühende Eisen . . | 25 |
| § 17 u. 18. Das siedende Wasser | 27 |
| § 19. Die gewöhnliche Wasserprobe . . . . . | 28 |
| § 20. Das Bahrrecht . . . . | 29 |
| § 21. Andere Proben . . . . | 30 |
| Purgationes canonicae . . . . | 30 |
| Eine besondere Probe für die Juden . . . . . | 31 |
| § 22. Die Kirche u. die Ordalien | 32 |
| Bei den Protestanten . . . . | 32 |
| § 23. Wie soll man die Ordalien erklären? . . . . . | 33 |
| § 24. Die Betrugshypothese . | 33 |
| § 25. Das Hexenbad . . . . | 35 |
| § 26. Das Gewicht der Hexen . | 37 |
| § 27. Die physiologische Hypothese für das Nichtuntersinken | 39 |

| | Seite |
|---|---|
| § 28 u. § 29. Die Unverbrennbarkeit durch Mithilfe chemischer Mittel | 40 |
| § 30. Die physiologische Bedeutung der Unverbrennbarkeit | 43 |
| Die Unverbrennbarkeit d. Haare und der Kleider | 44 |
| § 31. Marie Sonnet | 45 |
| Andere unverbrennbare Konvulsionäre | 48 |
| § 32. Die Unverbrennbarkeit und Katalepsie | 48 |
| Die Unverwundbarkeit | 49 |
| § 33. Die Wahrheit dieser Sache | 50 |
| § 34. Unsere zeitgenössischen Unverbrennbaren | 50 |
| Unverbrennbare spirit. Medien | 51 |
| Daniel Douglas Home | 51 |
| Die Erklärung des Phänomens der Unverbrennbarkeit seitens der Geister | 54 |
| § 35, § 36 u. § 37. Warum das System d. Gottesgerichte falsch ist | 55 |
| Die drei Männer im Feuerofen | 58 |
| § 38. Die abgeschnitten. Zungen | 59 |
| § 39. Die Zitierungen vor den Richterstuhl Gottes | 63 |

**2. Hauptstück: — Die christlichen Wunderthäter.**

| | |
|---|---|
| § 1. Die Protestanten und die Wunder | 67 |
| § 2. Die katholische Kirche und die Heiligsprechungsprozesse | 69 |
| § 3. Das Studium der Thaumaturgie | 71 |
| Joseph Görres | 71 |
| Die Bollandisten | 72 |
| § 4. Die von den Heiligen bewirkten Heilungen | 73 |
| § 5. Heilungen, welche Laien verdankt werden | 74 |
| Könige, welche Skropheln heilen | 75 |
| Valentin Greatrakes | 77 |
| George Fox | 78 |
| § 6. Heilungen durch falsche Reliquien | 79 |
| § 7. Die Auferweckungen | 80 |
| § 8. Auferweckungen von Personen, welche in Stücke zerschlagen waren | 82 |
| Eine Massenauferstehung von Enthaupteten | 83 |
| § 9. Scheinauferweckungen, die man dem Teufel zuschreibt | 84 |
| § 10. Die Glaubwürdigkeit der Auferstehungen | 85 |
| § 11. Die Ekstase der Heiligen | 85 |
| § 12 Die Gesichte i. d. Ekstasen | 87 |
| § 13. Die prophetischen Offenbarungen der Heiligen | 87 |
| Ekstatiker, welche den Mond besuchen | 89 |
| Nach dem Diktate des Apostels Paulus | 89 |
| Nach dem Diktate des heiligen Geistes | 90 |
| § 14. Die Wundmale des heil. Franziskus | 90 |
| Die Wundmale des Apostels Paulus | 92 |
| § 15. Stigmatisierte Heilige zu allen Zeiten | 92 |
| Die Stigmata von der Dornenkrone | 93 |
| § 16. Die Wundmale b. Frauen von schlechtem Lebenswandel | 94 |
| Die Wundmale bei Häretikern | 95 |

| | Seite |
|---|---|
| Bei Mohammedanern . . . | 96 |
| § 17. Die Leugner des Phänomens . . . . . | 96 |
| Die ersten natürlichen Erklärungen des Phänomens . . | 97 |
| § 18. Die Stigmata und die heutige Wissenschaft . . . | 97 |
| Stigmata durch Suggestion . | 98 |
| § 19. Können d. Stigmata übernatürlich sein? . . . . . | 99 |
| § 20. Der Geruch d. Heiligkeit | 102 |
| § 21. Die Unverbrennbarkeit der ekstatischen Heiligen . . | 104 |
| Bei den Besessenen . . . . | 105 |
| Bei den nichtchristl. Priestern | 105 |
| § 22. Die Levitation bei den Heiligen . . . . . | 107 |
| § 23. Wie die heil. Therese von ihren Levitationen spricht . | 109 |
| § 24. St. Joseph v. Copertinus | 112 |
| § 25. Das Übernatürliche bei den Levitationen . . . . | 118 |
| § 26. Das Abendmahlswunder von Turin . . . . . | 119 |
| § 27. Die Levitation bei Besessenen . . . . . | 126 |
| § 28. Translationen des ganzen Körpers in der Bibel . . | 127 |
| § 29. Die heilige Agnes . . | 128 |
| Ein Kind steigt zum Paradies empor . . . . . | 128 |
| § 30. Körper werden unsichtbar transloziert . . . . . | 131 |
| § 31. Die Ubiquität . . . . | 132 |
| § 32. Der Abt vom Berge Sinai | 133 |
| St. Ambrosius bei der Beerdigung St. Martins . . . | 134 |
| Der hl. Joseph von Copertinus | 136 |
| Der hl. Antonius von Padua | 136 |
| St. Alphons von Liguori . . | 137 |
| § 33. Die heilige Maria von Agreda . . . . . | 138 |
| § 34. Der Abt Olier . . . | 140 |
| Dasselbe Wunder in unseren Tagen . . . . . | 141 |
| § 35. Der heilige Franziskus Saverius . . . . . | 142 |
| Der heilige Nikolaus . . . | 144 |
| St. Stephanus . . . . . | 144 |
| Das Wunder wiederholt sich im Jahre 1828 . . . . . | 144 |
| Der Fall Wilmot im Jahre 1863 | 149 |
| § 36. Erscheinungen im Schlaf | 150 |
| Der Mönch Johannes . . . | 151 |
| St. Augustin . . . . . | 151 |
| St. Bruno . . . . . | 151 |
| § 37. Subjektive und objektive Erscheinungen . . . . . | 152 |
| Erscheinungen von Lebenden . | 152 |
| § 38. Die Wunden d. fluidösen Körpers . . . . . | 152 |
| § 39. Im Augenblick d. Todes | 153 |
| Erscheinungen Verstorbener . | 153 |
| Gervasius und Protasius . . | 153 |
| § 40. Ist die Seele stofflich? . | 155 |
| § 41. Wunder und spiritistische Phänomene . . . . . | 157 |
| Die Typtologie des hl. Paschalius Baylon . . . . . | 157 |
| § 42. Die Kirche u. die Naturerscheinungen . . . . . | 160 |
| Wunder bei Räubern und Mördern . . . . . | 160 |
| § 43. Phosphoreszierende Leichname . . . . . | 162 |

**3. Hauptstück: — Zauberer und Hexen.**

| | |
|---|---|
| § 1. Was unter Zauberei und Hexerei zu verstehen ist . . | 164 |

| | Seite |
|---|---|
| Kabbaliſten | 166 |
| Das Gebieten über Geiſter | 166 |
| § 2. Die Wiſſenſchaft d. Magie | 166 |
| Die Anrufungen | 167 |
| Eine Beſchwörung im Koloſſeum | 169 |
| § 3. Der Teufelspakt | 170 |
| § 4. Die Macht der Zauberer | 171 |
| § 5. Die Entwickelung d. Hexerei | 172 |
| § 6. Der Don Quijote der Zauberei | 173 |
| § 7. Die Wahrſagungsſyſteme. | 173 |
| Verzeichnis der Wahrſagungsarten | 173 |
| § 8. Das Schauen im Spiegel und Waſſer | 176 |
| § 9. Die Zauberſpiegel | 177 |
| § 10. Betrügereien bei dem Schauen im Spiegel | 179 |
| § 11 u. § 12. Wie ſich das Phänomen erklärt | 181 |
| § 13. Der Hexenſabbath | 183 |
| Der Urſprung desſelben | 184 |
| § 14. Ort und Zeit der Zuſammenkünfte | 185 |
| Schilderung des Hexenſabbaths | 186 |
| § 15. Wie gelangten die Hexen zum Hexenſabbath? | 189 |
| Der Hexenritt | 189 |
| § 16. Zeugen d. Teufelsgelages | 191 |
| Eine ſehr natürliche Erklärung des Sabbaths | 193 |
| § 17. Die Hexenſalbe | 195 |
| Experimente an eingeſchläferten Hexen | 197 |
| § 18. Die Entſendung d. Doppelgängers bei den Hexen | 200 |
| § 19. Die Gefährlichkeit, ſich in einen Wolf zu verwandeln | 201 |
| § 20. Der Wehrwolf | 202 |
| Andere Verwandlungen | 205 |
| § 21. Die Lycanthropie | 207 |
| § 22. Das envoûtement | 208 |
| § 23. Heutige envoûtements | 211 |
| § 24. Die Ligaturen | 213 |
| § 25. Die Suggeſtion bei der Verzauberung | 215 |
| § 26. Verzauberung d. Willenskraft | 216 |
| Eine zeitgenöſſiſche Hexe | 217 |
| § 27. Hypnotismus u. Zauberei | 219 |
| § 28. Die Wirkung von Suggeſtion auf Entfernung | 220 |
| § 29. Inhaltsſchwere Worte Charcot's | 221 |
| § 30. Die Verfolgungen gegen die Zauberei | 221 |
| Die Opfer der Suggeſtion | 223 |
| Die Hexenausrotter | 224 |
| § 31. Die Proteſtanten gegen die Zauberei | 225 |
| In England | 226 |
| In Nordamerika | 228 |
| In Südamerika | 229 |
| In Deutſchland | 229 |
| [Anm. des Überſetzers: Die Herrſchaft blinder Glaubenswut | 230 |
| Der Hexerei beſchuldigte Tiere | 231 |
| Der Materialismus, ein Kind der Kirche] | 232 |
| § 32. Das Ende des Hexengräuels | 232 |
| § 33. Worauf ſich die Verurteilung einer Hexe gründete | 233 |
| Der Puppenſpieler Brioché | 236 |
| Die Frau d. Marſchalls d'Ancre | 236 |
| § 34. Die Folter | 237 |
| § 35. Unſchuldige klagen ſich ſelbſt an | 239 |
| Dr. Weyer (Wierus) | 240 |

| | Seite |
|---|---|
| Hexen aus Einbildung . . . | 240 |
| [Anm. d. Übers.: Hexen aus Einbildung] . . . . . | 241 |
| Hexen, welche Medien waren . | 246 |
| Hexen u. Zauberer aus Eitelkeit | 247 |
| § 36. Die richtigen Fälle von Hexerei . . . . . | 247 |
| Die Giftmischer . . . . . | 248 |
| Die Zauberſalben aus Menſchenfett . . . . . | 249 |
| § 37. Blaubart . . . . . | 250 |
| § 38. u. § 39. Echte Zauberer . | 254 |
| § 40. Eine Erklärung des Paktes mit dem Teufel . . . . | 256 |
| Das „Hexenbad“ . . . . . | 257 |
| Die Unverwundbarkeit der Zauberer . . . . . | 259 |
| § 41. Das Teufelsmal . . . | 260 |
| § 42. Die Rechtspflege gegen die Hexerei . . . . . | 262 |
| § 43. Der Verfall der Hexerei | 263 |
| Kirche und Magie . . . . | 263 |
| **4. Hauptſtück: — Die mit der Magie verwandten Wiſſenſchaften.** | |
| § 1. Die Aſtrologie . . . . | 264 |
| § 2. Aſtrolog. Vorherſagungen | 266 |
| § 3. Die Aſtrologie und der Pſychismus . . . . . | 270 |
| § 4. Die Alchimie . . . . . | 271 |
| Die Liebestränke . . . . . | 272 |
| § 5. Die Chiromantie . . . | 272 |
| § 6. Die Chartomantie . . . | 273 |
| **5. Hauptſtück: — Jeanne d'Arc.** | |
| § 1. Jeanne d'Arc und der Spiritismus . . . . . | 275 |
| § 2. Frankreich durch ein Wunder gerettet . . . . . | 275 |
| § 3. Das erſte Geſicht Johannas | 276 |
| Die „Stimme“ . . . . . | 278 |
| Die Erſcheinungen . . . . | 278 |
| § 4. Was waren jene erſcheinenden Geiſter . . . . . | 280 |
| § 5. Der Antritt ihrer Laufbahn | 281 |
| Ihr erſtes Zuſammentreffen mit Karl VII . . . . . | 282 |
| § 6. Die Vorherſagungen der Jungfrau . . . . . | 283 |
| § 7. Die Todesſtrafe Johannas | 287 |
| § 8. Warum Johanna nicht heilig geſprochen wurde . . | 288 |
| § 9. Johanna lehnte ſich gegen die Kirche auf . . . . . | 289 |
| § 10. Unerfüllte Vorherſagung. | 291 |
| § 11. Die Schwächen der Jungfrau . . . . . | 294 |
| § 12. Der Widerruf zu St. Ouen | 296 |
| § 13. Auf welche Weiſe ſie befreit wurde . . . . . | 298 |
| § 14. War Johanna ein blindes Werkzeug der Großen und Gewaltigen? . . . . . | 299 |
| § 15. Johanna und die Alieniſten . . . . . | 302 |
| Die pſychiſchen Anomalien . . | 302 |
| Größenwahn und Irrſinn . . | 304 |
| § 16. Ein Appell an die Pſychologie . . . . . | 305 |
| Die Jungfrau und die Freimaurer . . . . . | 306 |
| § 17. Die Stimme bei Chriſtoph Columbus . . . . . | 306 |
| § 18. Der Hirte von Gévaudan | 307 |
| Die Nachfolger der Jungfrau. | 307 |
| Zwei Nachfolgerinn. Johannas | 308 |
| Die Pſeudo-Johanna . . . | 308 |
| § 19. Der Waffenſchmied von Salon . . . . . | 310 |

| | Seite |
|---|---|
| § 20. Thomas Martin . . . | 311 |
| § 21. Der Schlüssel zu solchen Geheimnissen . . . . . | 316 |
| **6. Hauptstück: — Glauben und Sagen des Mittelalters** | |
| § 1. Der Teufel . . . . . | 318 |
| § 2. Welche Gestaltungen der Teufel annahm . . . . . | 319 |
| Die heilige Therese . . . . | 321 |
| Luther . . . . . | 322 |
| § 3. Die Höllenmonarchie . . | 323 |
| Die Plage der „Farfadets" . | 324 |
| § 4. Das Vorauswissen des Teufels . . . . . | 326 |
| § 5. Die Liebesverhältnisse der Teufel . . . . . | 327 |
| Incubi und Succubi. . . . | 327 |
| Teufelskinder . . . . . | 328 |
| § 6. Der Ort der Hölle. . . | 329 |
| Seeleute sehen, wie jemand in die Hölle gestürzt wird . . | 330 |
| Das Fegefeuer des heilig. Patrizius . . . . . | 333 |
| § 7. Der Würgeengel . . . | 335 |
| Die Gespenster bei Epidemien. | 335 |
| § 8. Das Erscheinen v. Kreuzen | 338 |
| § 9. Untersuchung solch. Kreuze durch Pater Kircher . . . | 340 |
| § 10. Ein Hagel von Pfeilen. | 343 |
| § 11. Die Geister und die Epidemieen . . . . . | 344 |
| § 12. Irrlichter . . . . . | 345 |
| Ein geheimnisvolles Licht . . | 346 |
| § 13. Vampyre . . . . . | 346 |
| § 14. Die „Brukolakai" . . . | 350 |
| § 15. Die Veranlassung zu dies Glauben . . . . . | 351 |
| § 16. Kämmende Gespenster . | 353 |
| § 17. Feen . . . . . | 354 |
| Die nächtlichen Wäscherinnen . | 355 |
| § 18. Melusine . . . . . | 355 |
| § 19. Weiße Frauen . . . . | 356 |
| Erasmus und die weiße Frau von Neuhaus . . . . . | 357 |
| § 20. Todesankündigungen bei den Hohenzollern . . . . | 358 |
| Brief des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. . . . . | 360 |
| Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand . . . . . | 361 |
| § 21. Die weiße Frau von Bayreuth . . . . . | 363 |
| Napoleon I u. die weiße Frau | 365 |
| Die weiße Frau von Darmstadt | 365 |
| § 22. Familiengespenster in England . . . . . | 366 |
| Das leuchtende Kind von Castelreagh . . . . . | 367 |
| In Irland . . . . . | 368 |
| In Italien . . . . . | 368 |
| In Frankreich . . . . . | 368 |
| Das rote Männchen d Tuilerien | 369 |
| Der Stern Napoleons . . . | 370 |
| Todankündigende Gespenster im Altertum . . . . . | 370 |
| § 23. Spukorte . . . . . | 371 |
| Die Schildwache Napoleons . | 371 |
| Der böse Blick . . . . . | 371 |
| § 24. Karl IV im Schloß zu Prag [Anm. d. Übers.: Das Petermännchen im Großherzogl. Schlosse zu Schwerin] . . | 371 / 374 |
| Das Schloß von Tegel . . . | 375 |
| Das Schloß Hudemühlen . . | 376 |
| § 25. Das Phänomen d. Stimmen . . . . . | 386 |
| Ein anderer sprechender Geist. | 386 |
| § 26. Ein Gespenst, das Fräulein Clairon nachstellte . . | 388 |

| | Seite |
|---|---|
| Vor der Schlacht bei Flodden | 391 |
| Vorherverkündigung des Einfalls der Gallier | 392 |
| § 27. Typtologische Mitteilungen | 392 |
| Der Spuk zu Dippesdorf | 393 |
| § 28. Der Spuk von Tedworth | 395 |
| Im Hause des Methodisten Wesley | 396 |
| § 29. Im Schlosse von Woodstock | 396 |
| Das Steinwerfen von Dortmund | 397 |
| § 30. Steinwerfen beim Tode Constantins VII | 400 |
| Das spiritistische Steinwerfen | 401 |
| § 31. Der Spuk auf d. Rittersholm | 402 |
| Der Spuk im Palais zu Stockholm | 404 |
| § 32. Die Königin Ulrike und die Gräfin von Steenbok | 405 |
| § 33. Erscheinungen im Augenblick des Todes | 407 |
| Katharina von Medici und der Kardinal von Lothringen | 408 |
| Die Gemahlin des Marschalls von Luxemburg | 408 |
| Der König von Polen und von Grumbkow | 409 |
| Byron's Erzählung | 411 |
| § 34. Erscheinungen Sterbender im Traume | 411 |
| Petrarca und der Bischof von Colonna | 412 |
| Restif de la Bretonne | 413 |
| § 35. Tote oder Sterbende? | 413 |
| § 36. Versprechungen, nach dem Tote zu erscheinen | 414 |
| Merkatus und Ficinus | 414 |
| Montmorency und de Portes | 415 |
| Rambouillet und Precy | 416 |
| Desfontaines und Bézuel | 418 |
| Andere Beispiele | 421 |


## Siebentes Buch: Die Neuzeit.


| | Seite |
|---|---|
| **1. Hauptstück: — Theoretiker und Mystiker.** | |
| § 1. Geschichte und Sage | 423 |
| Der Zauberer Merlin | 423 |
| Die Joachimisten | 424 |
| Asdente | 425 |
| § 2. Nostradamus | 425 |
| Prophezeiungen, die in Erfüllung gingen | 426 |
| Nostradamus und die französischen Könige | 428 |
| § 3. Arnold von Villanova | 429 |
| Raimund Lullo | 429 |
| Nicolaus Flamel | 429 |
| Albertus Magnus | 429 |
| Faust | 429 |
| Faust in der Geschichte | 430 |
| § 4. Faust in der Sage | 433 |
| § 5. Campanella | 437 |
| Peter von Abano | 437 |
| Johann Baptista a Porta | 438 |
| Die neuplatonischen Mediceer | 438 |
| Pater Delrio | 439 |
| Pater Tyräus | 439 |
| Glanvil | 439 |
| Postel | 440 |

| | Seite |
|---|---|
| § 6. Cardanus | 441 |
| Cardanus' Mediumschaft | 443 |
| Cardanus und die Gespenster | 445 |
| § 7. Cornelius Agrippa | 446 |
| § 8. Die psychische Hypothese bei Cornelius Agrippa | 448 |
| und dem heiligen Thomas | 448 |
| Pomponazzi | 449 |
| Sein Antispiritismus | 450 |
| § 9. Paracelsus | 451 |
| Der Magnetismus | 452 |
| § 10. Anhänger des Magnetismus im Altertum | 454 |
| Die Theorie der Suggestion | 455 |
| § 11. Goclen | 456 |
| Pater Roberti | 456 |
| Van Helmont | 457 |
| Fludd und Kircher | 457 |
| § 12. Die Nase eines Brüsselers | 458 |
| § 13. Mesmer | 459 |
| Die Magnetisation | 460 |
| Das Baquet | 460 |
| Die Heilungen durch den Mesmerismus | 461 |
| § 14. Mesmer's Theorie | 462 |
| Das eingebildete Geheimnis Mesmer's | 463 |
| Auri sacra fames | 464 |
| § 15. Der Mesmerismus und die Akademien | 465 |
| § 16. Der Irrtum der offiziellen Wissenschaft | 468 |
| Die letzten Tage Mesmer's | 469 |
| Der Niedergang des Mesmerismus | 469 |
| § 17. Der Kavalier Barbarin | 469 |
| Die Mystiker u. die Theosophen | 470 |
| J. Boehme | 470 |
| Pordage | 470 |
| Johanna Leade | 470 |
| Mme. Guyon | 471 |
| Andere Mystiker | 471 |
| Die Rosenkreuzer | 471 |
| Die Martinisten | 471 |
| § 18. Emanuel Swedenborg | 472 |
| Swedenborg's erstes Gesicht | 473 |
| Die Werke Swedenborg's | 475 |
| Das neue Jerusalem | 476 |
| Der Spiritismus bei Swedenborg | 476 |
| Swedenborg'sche Theologie | 477 |
| § 19. Swedenborg's Umgang mit Geistern | 477 |
| Die Bewohner der anderen Planeten | 478 |
| § 20. Beweise seiner hyperkosmischen Mitteilungen | 479 |
| § 21. Kant und Swedenborg | 480 |
| Swedenborg sieht von Gothenburg aus den Brand von Stockholm | 481 |
| Die Ermordung des Zaren Peter III | 483 |
| § 22. Die Quittung der Frau von Marteville | 483 |
| § 23. Swedenborg und die Königin Ulrike | 487 |
| § 24. Die Echtheit dieser Thatsachen | 492 |
| Eine außerordentliche Mediumschaft | 492 |
| Der Wert der Offenbarungen | 493 |
| § 25. Der Tod Swedenborg's | 493 |
| Die Swedenborgianer | 494 |
| § 26. De Saint-Germain | 494 |
| § 27. Cagliostro | 499 |
| Seine ersten Abenteuer | 501 |
| § 28. Cagliostro in Frankreich | 502 |
| Das Halsband der Königin | 504 |
| § 29. Die Gefangenschaft | 506 |

| | Seite |
|---|---|
| Der Tod Cagliostro's . . . | 507 |
| Cagliostro schlägt die ihm angebotene Befreiung aus . . | 509 |
| § 30. Die Lobeserhebungen, welche man Cagliostro zollte | 509 |
| Die Freimaurerei nach egyptischem Ritus . . . . . | 511 |
| Die magnetischen Heilungen Cagliostro's . . . . . | 512 |
| § 31. Die Mediumschaft des Schauens im Wasserglase . | 513 |
| Zwei spiritist. Sitzungen Cagliostro's . . . . . | 513 |
| § 32. John Dee . . . . . | 516 |
| Ein Erlebnis de Louvois' . . | 517 |
| Aus den Memoiren von Saint-Simon . . . . . | 518 |
| § 33. Die Cazottische Vorhersagung von der Schreckensherrschaft . . . . . | 521 |
| **2. Hauptstück: — Das Hellsehen.** | |
| § 1. Die Wündschelrute . . . | 526 |
| Zur Auffindung von Mineralgängen . . . . . | 527 |
| § 2. Zur Auffind. von Quellen | 528 |
| Berühmte Hydroskope . . . | 529 |
| § 3. Jacques Aymar . . . | 530 |
| Zum Ausfindigmachen von Verbrechern . . . . . | 530 |
| § 4. Der Mord von Lyon . . | 532 |
| § 5. Mißerfolge Aymar's . . | 535 |
| § 6. Die Unwahrscheinlichkeit eines Betruges . . . . . | 536 |
| § 7. Die Theorien Vallemont's, Tournevel's u. Carpenter's | 539 |
| § 8. Die Untersuchungen von W. F. Barrett . . . . . | 540 |
| Der Rutengänger Mullins . | 542 |
| Ein anderer Hydroskope . . . | 543 |
| Die Art d. Prüfungen Barrett's | 544 |
| § 9. Die Erklärungsweisen . | 544 |
| § 10. Die Hydroskopie ein Phänomen des Inschau's . . | 551 |
| Das Sehen durch feste Körper | 552 |
| § 11. Nauskopie . . . . . | 553 |
| § 12. Das Fernsehen . . . | 555 |
| Die Schlacht bei Tagliacozzo . | 556 |
| Der Erzbischof Cattho . . . | 557 |
| Bei der Ermordung Heinrich Stuart's . . . . . | 557 |
| [Bei einer Vergiftung in der Gypsstraße Berlin's . . . | 558 |
| Bei dem Tode Alphons XII von Spanien] . . . . . | 560 |
| Bei der Schlacht von Jarnac | 561 |
| Auf einem Maskenballe . . . | 561 |
| § 13. Hellsehen in die Zukunft | 562 |
| Wie sich eine Vorhersagung verwirklichte . . . . . | 562 |
| Heinrich II . . . . . | 562 |
| Heinrich IV . . . . . | 563 |
| Die Mutter Bembo's . . . | 563 |
| Eine Medaille Julius Cäsar's | 563 |
| § 14. Die Vorahnungen . . . | 564 |
| § 15. Das second sight in Schottland . . . . . | 565 |
| Die Ansicht Walter Scott's . | 565 |
| Im vorigen Jahrhundert . . | 566 |
| **3. Hauptstück: — Verzückte und Schwärmer** folgt im Bd. III | |

# Sechstes Buch.

# Das Mittelalter.

## 1. Hauptstück.

## Die Ordalien.

§ 1. — Niemals vielleicht hat die unsichtbare Welt, ehe noch die jetzigen spiritistischen Sitzungen bekannt waren, ihre Macht in einer so allgemeinen, beständigen und glänzenden Weise offenbart, wie bei den berühmten Gottesurteilen, die auch den Namen Ordalien trugen, nach dem angelsächsischen Worte ordâl, welches eben Urteil bedeutet.

Was die Gottesurteile waren, wird jedermann, der nur einigermaßen auf Bildung Anspruch macht, bekannt sein; allein wenige haben dieser interessanten Seite der Weltgeschichte die ihr gebührende Beachtung geschenkt.

Patetta,*) der sich durch ein ausgezeichnetes Werk über die Ordalien, ausschließlich historischen und juristischen Charakters, verdient gemacht hat, giebt uns folgende Definition von den Ordalien: „Wir werden zu den Ordalien jedes „beliebige Verfahren rechnen, wodurch man übernatürliche „Wesen veranlassen zu können glaubt, durch eine Offenbarung

*) Prof. Friedrich Patetta, Die Ordalien. 1890.

„auf eine bestimmte Weise eine juristische Streitfrage zu ent„scheiden.“ Und an anderer Stelle äußert er sich noch klarer, indem er sagt: „Das Gottesgericht ist daher eine unter ge„wissen Bedingungen und Formalitäten an die Geister gerichtete „Bitte, wodurch dieselben sich bewogen oder sogar gezwungen „fühlen sollen, auf eine für sie bestimmte Art zu antworten.“

An solchen Orten und zu jenen Zeiten, in denen die menschliche Gesellschaft sich noch keiner so geregelten Ordnung und Aufsicht erfreuen konnte, wie heuer, da sah man sich gezwungen, weil man eben noch nicht auf das wachsame Auge des Gesetzes, der Polizei und des Gerichtshofes rechnen konnte — seine Zuflucht zu den geistigen Wesen zu nehmen. „Gott wird,“ sagte man, und machte sich dabei einer Schlußfolgerung schuldig, deren Unlogik und Unrichtigkeit geradezu auffällig ist, aber so recht den festen, unverbrüchlichen, blinden Glauben unserer Altvorderen kennzeichnet, — „Gott wird eben eher ein Wunder thun, als daß er einen Unschuldigen umkommen lassen wird.“

§ 2. — Daß die Einrichtung der Ordalien so alt ist, wie die Menschheit selber, das geht schon zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß man ihnen auch bei fast sämtlichen Völkerschaften begegnet und sie auch selbst unter jenen an, trifft, die keine andere Religion haben, außer ihrem Glauben an das Weiterleben der Seelen der Toten — einen Glauben, der, wie wir bereits gesehen haben,*) allen Völkern gemeinsam ist und eben als Beweis einer unsichtbaren Welt erschien.

§ 3. — Beginnen wir mit Afrika; hier sehen wir, daß auf Sierra-Leone**) bei den Joloffen***), den Waswahelen †) und im Benim††) die Feuerprobe in Anwendung steht: der An-

*) S. Buch 1, 1. Hauptst. § 1 vorl. W. — Patetta, angef. Werk, Kap. 1.

**) Winterbottom, Die Sierra-Leone-Küste, 1805, S. 172.

***) Mollien, R., Im Innern von Afrika, 1820, S. 52.

†) Hildebrandt, in der »Zeitschrift für Ethnol.«, X (1878), 388.

††) De Chaillu, Dans l'Afrique Équatoriale.

geklagte muß hier zum Beweise seiner Unschuld eine Zeit lang glühendes Eisen in die Hand nehmen oder auch sich dreimal von einem Priester mit einem solchen über die Zunge streichen lassen. In Loango fährt man über das Knie des Angeklagten mit einem großen Messer mit glühend heißer Klinge; diese muß dann unverzüglich wieder kalt werden.*) Bei den Mandingos**) und den Kruh***) hat der, welcher eines Verbrechens bezichtigt wird, die Hand in siedendes Wasser oder Öl hineinzustecken; in Bakalai und Sierra-Leone bei den Wanika†) muß der Angeklagte aus einem Kessel mit heißem Wasser irgend einen Gegenstand herausholen. Dem Unschuldigen soll dieses dann stets gelingen; dagegen würde sich der Schuldige verbrennen.

Auf Madagaskar soll der Angeklagte dadurch seine Unschuld zu beweisen suchen, daß er mit bloßen Füßen über glühendes Eisen laufen muß.††)

Im Somali-Lande pflegt man die Unschuld eines Angeklagten dadurch festzustellen, daß man denselben barfuß durchs Feuer gehen läßt; auch kommt es vor, daß er einen Gegenstand aus siedendem Wasser oder aus einem Feuer herauszunehmen hat.†††)

Bei den Arabern war es Brauch, mit einem heißen Messer über die Zunge des Delinquenten zu fahren.*†)

---

*) Bruns, Erdbeschreibung von Afrika, IV, 82.

**) Moore, Travels into the Inland Ports of Africa (1742) Seite 136.

***) Wilson, West-Afrika. 1862, S. 100.

†) De Chaillu, angef. Werk, ebendas. — Winterbottom, angef. Werk, ebendas. — Krapf, I, 342.

††) Leguével de Lacombe, Voyage à Madagascar, S. 232. — Winson, Voyage à Madagascar, S. 293.

†††) Hagenmacher, Reise im Somali-Lande. — Andree, Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, I, 265.

*†) Globus, XXI (1872) S. 139.

Der Reisende Krapf weiß von einem Gottesurteile in Schoa*) zu berichten.

In Bonny**) wurde die einer Schuld verdächtige Person heiligen Fischen ausgesetzt; in Whydah und Dahome***) dagegen heiligen Schlangen, welche die Priester in der Hand hielten. Wenn jemand gebissen wurde, so galt dies als ein Beweis der Schuld.

Tylor†) und der Missionar Rowley††) erzählen von einem Zauberer, der sich, um einem Diebstahl auf die Spur zu kommen, zweier Stöcke bediente, welche man als die Behausung eines Geistes ansah. Dieser sollte nun durch Beschwörung in die vier Jünglinge fahren, welche die Stöcke hielten, und sie zu der Hütte des Schuldigen hintreiben. Die vier jungen Menschen wurden auch in der That durch die Manipulationen und das Schreien des Zauberers derart erregt, daß sie nach einigen Minuten von einem nervösen Zittern befallen wurden, das schließlich in gewaltige Zuckungen ausartete, infolge dessen sie ganz sinnlos ins Gestrüpp hineinliefen, um endlich kraftlos und mit Blut befleckt in der Hütte einer der Frauen eines Häuptlings niederzufallen.

Bisweilen befragt man den Geist des Verstorbenen, wenn es sich darum handelt, die Ursache seines Todes in Erfahrung zu bringen. Der Leichnam wird, wie Köhler†††) Cruickshank*†) und Wilson**†) behaupten, von den Zauberern am Kopfe erfaßt, worauf dieselben dann sich immer weiter

---

*) Krapf, angef. Werk I. 71.

**) Reade, African Sketchbook, 1873, I, S. 41.

***) Wilson, angef. Werk, S. 152, 207 — Réville, I, 66.

†) Civilisation primitive, II, 203, 205.

††) Universities Mission to Central Africa, 217.

†††) Studien, 373 und Beiträge, VI, 369.

*†) Goldküste (1834), S. 240.

**†) West-Afrika, S. 231.

fortgetrieben fühlen, bis sie schließlich an der Hütte des Schuldigen ankommen.

Dagegen steht noch mehr bei den afrikanischen Wilden die Probe mit einem Gifte in Anwendung, das meist aus der Rinde von Erythrophloeum guineense oder einer anderen giftigen Substanz besteht und in Wasser oder unter Brot gemischt wird.*)

In der Umgegend des Tanganika-Sees ist das Gottesurteil mit dem Getränke so sehr in Gebrauch, daß Livingstone einen Mann und eine Frau hörte, die sich bei ihrem Ehezwist einander zuriefen: Bringt das Muhaweh her (d. i. das Gift zur Probe).**)

Der Engländer Lander, der von portugiesischen Kaufleuten des Verrats angeklagt war, mußte sich einmal zu Badagey in der Niger-Gegend dieser Giftprobe unterziehen. Das Getränk sollte für ihn tödlich sein, wenn er schuldig wäre. Da nun Lander wenig von seiner eigenen Unschuld überzeugt war, zog er sich in seine Hütte zurück und trank eine große Menge warmes Wasser, wodurch er sich jeder Gefahr entzog.***)

Das Gift wird bisweilen auch einem Sklaven des Angeklagten eingegeben, manchmal indes nur einem Hahne. In Unjoro wird das Gift zwei jungen Hühnchen vorgeworfen; das eine soll den Angeklagten, das andere den Kläger darstellen.†)

Auch auf Madagaskar wird die sogenannte Tangena (die Giftprobe) zuerst bei einem Tier angewandt, wenn dasselbe

---

*) Schneider, Die Naturvölker, I, 226. — Post, Afrik. Jurispr. II, S. 115, 117, 125.

**) Livingstone, letztes Tagebuch, S. 74.

***) Réville, Les réligions etc. I, 102.

†) Finsh, Neu-Guinea, S. 358. — Post, angef. Werk, II, 126. — Hildebrandt, angef. Stelle.

dann unterliegt, so wiederholt man das Experiment auch bei dem Angeklagten.*)

Zu Waswaheli reicht man nach Winterbottom**) einer verdächtigen Person Reis dar — ohne Gift. Ist dieselbe schuldig, so kann es ihr nicht gelingen, den Reis hinunter zu schlucken; der nämliche Gebrauch bestand auch bei einigen Gottesurteilen zur Zeit des Mittelalters.

Unter den Einwohnern in Margi finden wir eine merkwürdige Nachahmung eines auf Gottesurteil beruhenden Duells: zwei Hähne werden auf dem heiligen Felsen von Hobski gegeneinander gehetzt. Auch hier stellt wieder der eine Hahn den Schuldigen und der andere den Unschuldigen dar. Die Gottheit, nimmt man nun an, wird, im Falle der Angeklagte schuldlos ist, stets den Hahn siegen lassen, der die Unschuld vertritt.***)

§ 4. — Wenden wir uns nun zu den Bewohnern von Australien. Nach Hasselt†) pflegt man auf Neu-Guinea sich bei den Gottesurteilen siedenden Wassers, geschmolzenen Bleies und auch kalten Wassers zu bedienen — wenn auch fast nur zum Schein. —

Die Ordalien, die bei den Bewohnern Australiens in Brauch stehen, beschränken sich auf verschiedene Formen, um den Verstorbenen wegen seines Todes zu befragen, den man selten für natürlich hält. Häufig wendet man dabei folgende Methode an, die an das mittelalterliche judicium feretri erinnert. Man legt den Leichnam auf eine Bahre, eine sogenannte tirkatti, d. h. »die wissende«, und richtet sodann an den Toten verschiedene Fragen: „Hat dich jemand im Schlafe erschlagen"? „Wer ist es?" „Kennst du ihn?" „Ist es dieser?"

---

*) Letourneau, L'Evolution Juridique.

**) Die Sierra-Leone-Küste, S. 172.

***) Hildebrandt, angef. Stelle.

†) „Zeitschrift für Ethnol.", VIII, 1892.

„Ist es jener?“ Wenn sich nun die Bahre bewegt, so betrachtet man dies als eine bejahende Antwort; wenn nicht, so setzt man das Fragen fort. Nach dem dortigen Glauben werden diese Bewegungen von Huinyo, dem Gott des Todes, hervorgebracht.*)

Manchmal wird auch die Bahre von mehreren Personen gehalten, die dann sofort eine Erschütterung verspüren, sobald der Mörder genannt wird; ähnliche Erscheinungen, wie wir sie auch in unseren spiritistischen Sitzungen wahrnehmen.

Auf den Hawaii-Inseln behaupten die Zauberer, das Bild des Schuldigen auf der Oberfläche des Wassers zu sehen, (was sich als eine besondere Form des „Schauens im Glase“ erweist) oder in einem Wahrtraume während eines Schlafes, in dem sie nach vorgenommenen Beschwörungen verfallen.

Eine andere Art besteht darin, daß der Angeklagte unter Hersagen von Gebeten die Hand auf ein Glas mit Wasser legt; dieses Wasser zieht sich dann zusammen, wenn er schuldig ist.**)

§ 5. — Weniger bedienten sich die Wilden des Westens der Gottesurteile. Bei den alten Mexikanern hatte der Schwur vor Gericht einen hohen Wert. Derselbe wurde geleistet, indem man mit den Fingern die Erde und später die Zunge berührte,***) fast genau so, wie es bis zur Stunde noch das sizilianische Volk macht.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß der Schwur bei Gericht seinen Ursprung jenen Gottesurteilen verdankt, deren Charakter er noch heute trägt; man hatte den festen Glauben,

*) Teichelmann und Schurman, Süd-Australien, 1846, Seite 51.

**) Ellis, Polynes. Researches, I, 379; III, 127; IV, 293. — Waitz und Garland, Anthr., VI, 226 (Hawai).

***) Waitz, Anthropol., II, 157, sowie bei den anderen oben genannten Autoren.

daß der Meineidige noch in diesem Leben seiner Strafe verfalle — und man teilt auch noch heute in vielen Kreisen diese Ansicht. Im Mittelalter glaubte man, daß derjenige, welcher einen falschen Schwur leiste, in demselben Jahre auch noch sterben werde.

Hadrian Jacobsen*) berichtet von Erscheinungen, welche die Schamanen (Magier) von Nord-Amerika vor dem Volke hervorzurufen pflegen, um den Beweis zu liefern, daß sie immer noch über ihre Wunderfähigkeiten verfügen. »Die von dem Feuergeiste, dem sogenannten „Klesatphlilanna", geweihten Schamanen springen über brennende Holzstöcke oder schwingen sich auf Schaukeln, die an Stricken befestigt sind, über die Flammen her, verschlingen feurige Kohlen, nehmen glühende Eisen in den Mund, u. s. f. Auch schlitzen sie sich den Bauch auf, nehmen die Eingeweide heraus, daß sie bis zur Erde herunterhängen, welche glänzende Unschuldsprobe im Jahre 1889 im Dorfe Talio vorgenommen wurde.« Gerade dieses Phänomen weist eine große Ähnlichkeit mit denen auf, welche die Lamas in der Tartarei ausführen.**)

Unser Gewährsmann giebt sodann eine eingehende Probe der ersten Art. Ein Schamane erbot sich zu wahrsagen, und zwar durch die Feuerprobe uns anzugeben, wo ein Schiff von St. Franzisko verblieben sei, das jene Küstenstrecke jedes Jahr einmal zu besuchen pflegte und schon lange nicht mehr wieder erschienen war. „Einige Indianer ergriffen den Schamanen und banden ihn mit einem Strick an den Füßen und Armen, worauf sie ihn dann über eine große Flamme schwingen ließen, bis sich das Tau entzündete und zu brennen begann. Der Magier fiel in den brennenden Haufen, aus dem er sich selbst herauszuhelfen wußte, ohne auch nur den geringsten

*) Geheimbünde der Küstenbewohner Nordamerikas, eine Beschreibung, welche im Jahre 1850 (Nr. 15) die Wochenschrift „Das Ausland" brachte.

**) S. Buch 2, 2. Hauptst., § 10, S. 131 vorl. Werkes.

Schaden davon getragen zu haben. Darauf erklärte er, daß das Fahrzeug untergegangen sei und daher niemals zurückkehren werde. Und so war es auch in der That: die Aussage des Sehers erwies sich als vollständig richtig.

§ 6. — Bei den alten Juden bediente man sich des Gottesurteils vermittelst des Looses. »Das Loos wird in den Schooß geworfen; aber es fällt, wie der Herr will« — heißt es in der Bibel.*) Häufiger jedoch fragte man Urim und Thummim.**)

Von diesen Gottesurteilen finden wir zwei Beispiele bei Josua***) und Samuel†). So haben wir bei Gelegenheit der Hebräer gesehen, daß Jehova Moses gebot, Urim und Thummim dem Gewande des hohen Priesters Aron einzufügen, damit er immer **das Urteil** der Kinder Israel auf seinem Herzen trage.††) Aus diesen Worten geht eben, wie Reuß und Patetta bemerken, hervor, daß der Hohepriester nach den Antworten von Urim und Thummim die Kinder Israel richtete.

Jehovah ließ die Feuerprobe nicht zu; ja, er schien sie sogar zu verbieten: »daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse«†††) — wenn sich eben diese Worte nicht auf etwas anderes beziehen,

Dagegen gab der Gott des Volkes Israel im Mosaischen Gesetz die Probe durch das bittere Wasser, um den Beweis für die Sittenreinheit eines Weibes zu liefern.

»Wenn irgend ein Mann wegen der Treue seines Weibes mißtrauisch geworden ist . . . und der Eifergeist entzündet

---

*) Sprüche Salomonis 16, V. 33.

**) s. die Erklärung dieser Worte im Buche 2, 6. Hauptst., § 14 vorl. Werkes.

***) Josua 7, V. 3–18.

†) 1. Samuelis 14, V. 36—43.

††) 2. Mose, Kap. 28.

†††) 5. Mose, Kap. 18, V. 10.

ihn, daß er um sein Weib eifert, sie sei unrein oder nicht unrein, so soll er sie zum Priester bringen und ein Opfer über sie errichten .... Da soll sie der Priester herzuführen und vor den Herrn stellen und des heiligen Wassers nehmen in ein irden Gefäß und Staub vom Boden der Wohnung ins Wasser thun ... Und der Priester soll in seiner Hand bitter verflucht Wasser haben und soll das Weib beschwören und zu ihr sagen: „Hat kein Mann das Lager mit dir ge„teilt und hast dich nicht von deinem Mann verlaufen, daß „du dich verunreinigt hast, so soll dir dieses bittere verfluchte „Wasser nicht schaden. Wenn du aber dich von deinem „Manne verlaufen hast, daß du unrein bist und jemand „dich außer deinem Mann beschlafen hat, so soll der Herr „deine Hüfte schwinden und deinen Bauch schwellen lassen." Wenn das Weib nun das bittere Wasser trinkt und schuldig ist, so wird das verfluchte Wasser in sie gehen und ihr bitter sein, so daß ihr der Bauch schwellen und die Hüfte schwinden wird, und wird das Weib ein Fluch sein unter ihrem Volk. Ist aber ein solches Weib nicht verunreinigt, sondern rein, so wird ihr's nicht schaden, daß sie wird schwanger werden.« *)

Man sieht eben, daß die Möglichkeit der Gottesurteile sowohl für die Juden als auch für die Christen ein Glaubensartikel ist, weil solche ausdrücklich dem Volke Gottes von dem Höchsten vorgeschrieben wurden.

§ 7. — Da die Ordalien bei den Indern seit Alters her bekannt und so allgemein verbreitet sind, so dürfte sich wohl sicher annehmen lassen, daß dieselben in Indien ihre Wiege haben.

Von Gottesurteilen ist bereits in den »Veda« die Rede, deren älteste Teile wohl gut 3000 Jahre vor Christus geschrieben wurden. Im Kodex von Manû wird auf Ordalien hingewiesen, welche die Veda vorschreiben (VIII, 190).

*) 4. Mose, Kap. 5, Vers 11 ff.

Im Khandogja Upanischad, ebenfalls vor unserer christlichen Zeitrechnung, heißt es betreffs eines Angeklagten: »Setzet eine Axt ins Feuer. Hat er nun den Diebstahl begangen, so verbrennt er sich, sobald er die Axt anfaßt, und soll getötet werden. Ist er aber unschuldig, so wird er die Axt ruhig anfassen können, ohne sich zu verbrennen und dann soll man ihn freilassen.«*)

Eine dieser verwandte Probe war die mit siedendem Öle. In ein irdenes Gefäß oder ein solches von Metall, das eine ziemliche Tiefe besaß, wurde siedendes Öl gegossen und ein Ring auf den Boden gelegt, den der vermeintliche Schuldige nun, um seine Unschuld klarzuthun, herausholen mußte, ohne jedoch sich dabei die Hand zu verbrennen.**)

Im Pancavinsa-Brahamana des Samareda***), sowie im Kodex von Manû (VIII, 116) wird auch die Feuerprobe erwähnt, welche darin besteht, daß der Angeklagte durch zwei Feuer hindurch zu gehen hatte. Vatsa unterzog sich der Probe und blieb unversehrt dabei, nicht ein Haar wurde ihm versenkt. Im Ramajana sehen wir so auch die tugendhafte Sita den Beweis ihrer Unschuld liefern, um das Mißtrauen Rama's zunichte zu machen.

Auch wird der Ordalien in den juristischen Kodices von Gautama, Bandhâjana, Vasishtha, Apastamba, Wischnû ꝛc. — alles Schriften, welche Jahrhunderte vor Christi Geburt entstanden — Erwähnung gethan. In den von Wischnû findet sich die Beschreibung von fünf Proben, nämlich die der Wage, des glühenden Eisens, des kalten Wassers, des Giftes und des heiligen Trankes.

Die Probe mit der Wage bestand darin, daß der Angeklagte mit Hülfe eines Steines oder eines anderen gleich-

*) Pr., VI; Kh., XVI, 1—2 (Sacred Books, I, S. 108.)

**) Asiatic Researches, Band I, S. 398.

***) Weber, Ind. St., IX, 44.

artigen Gegenstandes gewogen wurde. Sobald derselbe nun bei der Wage seine Unschuld beschworen hatte, wog man ihn nochmals: nun mußte sein Gewicht im Falle seiner wirklichen Schuldlosigkeit ein vermindertes sein.

Hiuen Thsang, der berühmte buddhistische Pilger, welcher gegen das Jahr 648 nach Chr. Indien durchstreifte, berichtete von der Probe mit kaltem Wasser, die auf dem nämlichen Prinzip beruht, wie die der Wage: »Der Angeklagte und ein Stein werden in je einen Sack genäht. Alsdann verbindet man diese beiden Säcke mit einem Stricke und wirft sie in fließendes Wasser. Schwimmt nun der Stein oben, und geht jener Mensch unter, so zeigt sich dadurch seine Schuld; wohingegen die Unschuld desselben als erwiesen betrachtet wird, wenn der Sack mit dem Steine zu Boden sinkt und der andere auf dem Wasser schwimmt.«

Im Kodex Manû (VIII, S. 114) steht schon geschrieben: »Der Richter soll das Feuer anwenden, wenn jemand seine Unschuld beweisen will, oder befehlen, daß er ins Wasser geworfen werde ... Wenn er nun von der Flamme nicht verbrannt wird, oder wenn er von dem Wasser getragen wird, so soll man seine Unschuld anerkennen.«

Die Giftprobe finden wir indes nicht nur in dem bereits erwähnten Buch Wischnû's, sondern auch in den Büchern von Jadjnavalkja und Mitakschara. Man gab einfaches Gerstenbrot zu essen und reichte ein Getränk dar, das unter irgend welchen Riten bereitet worden war: der Schuldige wurde hierdurch vergiftet, während es dem Unschuldigen keinerlei Schaden brachte.

§ 8. — Der Jesuitenpater Bouchet, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, giebt uns an, welcher Gottesurteile sich zu jener Zeit die Richter in Indien, wo er als Missionär thätig war, bedient hätten. Auch von Eheleuten, die ihren Frauen mißtrauten, wurde nach seinen Worten dies Mittel angewandt. Pater Bouchet liefert uns mehrere Beispiele.

Eine Christin wurde von der Eifersucht ihres Gatten gequält, so daß sie sich entschloß, ihre Unschuld durch eine Probe mit siedendem Öle zu beweisen, und da sie nun ihr Mann sofort beim Wort nahm, tauchte sie ohne Verzug ihre Hand in die siedende Flüssigkeit und hielt sie so lange darin, wie es ihrem Manne hinsichtlich eines Beweises als genügend erschien. Als sie dieselbe aber herauszog — war sie unversehrt. Bouchet, der das Ehepaar sehr wohl kannte, wußte auch, wie ungeheuer eifersüchtig der Mann vor dem Vorkommnis gewesen war und welch unbeschränktes Vertrauen er darnach seiner Gattin entgegenbrachte.*)

Eine andere Frau erbrachte den nämlichen Beweis, indem sie glühende Kohlen auf ihr Haupt legte, wieder eine andere, indem sie mit der Zunge an glühend heißen Ziegelsteinen leckte.

Auch der Reisende Knox**) sagt, als er von den Singhalesen spricht und deren System, Schuldige vermittelst einer drehenden Kokosnuß zu ermitteln, daß, wenn die auf diese Weise bezeichnete Person ihre Schuld leugne, man unverzüglich zu der Probe mit heißem Wasser schreite.

§ 9. — Wenn wir nun von den brahmanischen zu den buddhistischen Völkern übergehen, so sehen wir, daß jene Gottesurteile in dem eigentlichen China wenig oder fast gar nicht im Gebrauche stehen, wohl aber in Tibet.

Tscherepanoff, ein russischer Gelehrter, sagt in einem Aufsatze in der Petersburger „Biene des Nordens" vom Jahre 1854 folgendes:

»Es verdient darauf hingewiesen zu werden, daß die „Lama", jene Priesterschaft der buddhistischen Religion, einer Religion, zu welcher sich alle Mongolen bekennen, ebenso

*) Lettres édifiantes et curieuses. Rec. XIV, Paris 1720, S. 371—77.
**) Voyage à l'Ile de Ceylon.

wenig wie die alten egyptischen Priester, die Geheimnisse der Natur, welche sie entdeckt haben, bekannt geben. Sie bedienen sich eben deren, um abergläubische Vorstellungen bei dem großen Haufen zu erwecken. So vermag der Lama-Priester einem Diebstahl auf die Spur zu kommen und die gestohlenen Sachen zu entdecken, und zwar durch einen Tisch, der vor ihm herfliegt. Der bestohlene Eigentümer bittet den Lama, ihm den Ort anzugeben, wo sich das geraubte Gut befinde, worauf der Lama einige Tage seine Antwort hinauszieht. Wenn er es endlich für gut hält, die Antwort zu erteilen, so nimmt er einen viereckigen Tisch und läßt sich dann hinter demselben auf den Boden nieder, legt die Hände darauf und liest in einem tibetanischen Buche. Wenn er sich nun nach einer halben Stunde erhebt, so hebt er auch die Hand derart von dem Tische empor, daß sie die Lage beibehält, welche sie auf dem Tische eingenommen hatte. Sofort erhebt sich nun auch dieser und folgt der Richtung der Hände. Alsdann richtet sich schließlich der Lama vollständig auf und streckt die Hände hoch über seinen Kopf in die Höhe, wobei auch der Tisch vor seinen Augen schwebt. Hierauf beginnt aber der Tisch auf einmal mit solcher stets zunehmender Schnelligkeit seinen Weg nach vorwärts zu nehmen, daß der Lama nur mit Mühe ihm nachfolgen kann; derselbe nimmt die verschiedensten Richtungen ein und stürzt endlich zu Boden. Die Hauptrichtung, welche dieser eingeschlagen hat, bezeichnet den Platz, wo der vermißte Gegenstand zu suchen ist. Man behauptet, daß der Tisch sogar dort gewöhnlich niederfalle, woselbst die geraubten Sachen verborgen sind. In dem Falle, von dem ich Zeuge war, legte auf solche Weise der Tisch eine große Entfernung, etwa dreißig Meter, zurück; der gesuchte Gegenstand fand sich indes nicht vor. In der nämlichen Richtung aber, die das Tischchen eingeschlagen hatte, stand die Hütte eines russischen Bauern, der, sobald als er von diesem Vorfall Kenntnis erhalten

hatte, sich auch das Leben nahm. Der plötzliche Selbstmord gab Anlaß zu einem Verdacht: man suchte in der Hütte nach und fand dort das gestohlene Gut.«

John Bell, der berühmte Reisende, welcher im Jahre 1719 Asien durchkreuzte, berichtet, daß, als ein russischer Kaufmann bei einer mongolischen Völkerschlacht beraubt worden war, ein Lama eine einfache Bank hin- und herwandte, bis diese endlich sich zu drehen begann und die Richtung nach dem Zelte des Diebes einschlug. Auch der Lama begab sich dorthin und befahl die Herausgabe des gestohlenen Stoffes, dem dann sofort entsprochen wurde. *)

In Tibet steht ebenso das Gottesurteil mit siedendem Öl**), wie das mit dem glühenden Eisen***) ꝛc. in Gebrauch.

In Japan waren die Ordalien geradezu an der Tagesordnung. Hinsichtlich der Probe mit glühendem Eisen liefert uns der Missionar Pater Feroes ein Beispiel, in dem er uns berichtet, daß man in Japan einen des Diebstahls angeklagten Christen dieser Probe unterzog und zwar mit glücklichem Ausgang. Der des Diebstahls Beschuldigte mußte auf einem Papier seine Unschuld unter Eid beteuern und hierauf dieses Blatt auf die flache Hand legen. Sodann wurde ihm ein glühendes Stück Eisen darauf gelegt. Dieser Christ aber hatte die heidnischen Ceremonien verworfen und das Blatt Papier bloß mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. †)

Wie Pater Kaempfer uns berichtet, besteht auch in Japan die Anwendung der vergifteten Getränke als Gottesurteil.

In Siam haben Kläger und Angeklagter durch große

---

*) Tylor, Civilisation primitive, II, 203.

**) Cunningham, Ladak ꝛc., S. 266. — Post, Ursprung ꝛc., 124.

***) Bergmann, Nomad. Streifereien, II, 41.

†) Pater Feroes' Briefe aus Japan, gedruckt 1598 in Mainz, die auch Guacci, Compendium Maleficarum, S. 264—265 (Mailand, 1626) anzieht. —

Feuer, Scheiterhaufen vergleichlich, hindurch zu gehen oder die Hand in geschmolzenes Blei zu stecken.*)

Was nun das alte Persien anbetrifft, so findet sich ja das schöne Beispiel bei Firdusi**); ein Edelmann ist ungerechter Weise von der Königin Siawakſh, welche er verschmäht hatte, des Ehebruchs verdächtigt worden, und er beweist nun seine Unschuld glänzend durch die Feuerprobe.

§ 10. — Einem Krieger, der im Kampfe gegen sein Vaterland gefallen war, wurde die Bestattung versagt. Damit dieser nun doch nicht eine Beute der Raben werde, wurde der Leichnam von unbekannter Hand heimlich den Wachtposten entwendet und in Sicherheit gebracht. Diese wurden dafür verantwortlich gemacht. Einer von diesen Leuten beteuerte seine Unschuld, indem er ausrief: „Wir sind auch „bereit, glühendes Eisen in die Hände zu nehmen, durch „Feuer zu gehen und bei den unsterblichen Göttern zu be„schwören, daß wir unschuldig sind, ja nicht einmal wissen, „wer es ausgesonnen und ausgeführt hat."

Wir haben hier die Probe mit dem glühenden Eisen, dem Scheiterhaufen, dem Schwur. Wer sollte nicht glauben, daß dieser Fall dem Mittelalter angehöre? Und doch lebte der Dichter, der in seiner Antigone jenen griechischen Soldaten diese Worte sagen läßt — Sophokles — fünfhundert Jahre vor Christi Geburt.

Die Ordalien waren also sehr wohl den Griechen bekannt.

Es gab in Griechenland, Sizilien, Kleinasien mehrere Quellen, welche zu Gottesurteilen benutzt wurden.***)

Der Tempel von Trözen in Argolis war gerade deswegen berühmt, weil derjenige, welcher dort einen

*) De la Bissachère, Tunkin, 1813, S. 217.

**) Übersetzung von Pizzi; Band II, S. 337 (Turin, 1887).

***) Patetta. die Ordalien, Kap. 5, § 4.

falschen Schwur geleistet hatte, vom Schlage getroffen wurde.*)

§ 11. — Bei Nicolaus Damascenus, ein ganzes Jahrhundert vor Christi Geburt, finden wir folgende Stelle: „Wenn die Umbrer Streit unter einander haben, so legen „sie die Waffen an und kämpfen gegeneinander wie im Kriege, „da sie des Glaubens sind, daß diejenigen, welche „ihre Gegner tot auf der Wahlstatt zurücklassen, „das richtige behauptet hätten.**)"

Bei den Römern wurden die Ordalien nicht gesetzmäßig anerkannt und standen daher durchaus nicht in häufigem Gebrauch; dennoch finden sich davon einige Beispiele. Jenen drei Vestalinnen, die der Verletzung des Gelöbnisses der Jungfräulichkeit angeklagt worden waren, gelang es nur durch Wunder ihre Unschuld zu beweisen. Den Fall der Vestalin Claudia haben wir bereits erwähnt***): sie zog mit ihrem Gürtel das Schiff in den Hafen, welches das Wunderbild der Cybele nach Rom bringen sollte, aber mitten in der Tiber stehen geblieben war. Emilia entzündete das heilige Feuer wieder, indem sie bloß auf das gelöschte Holz ihren Schleier warf. Tuccia schöpfte mit einem Siebe Wasser aus der Tiber.

Ein ungenannter Schüler des Sophokles, der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung lebte, behauptete, daß auch bei den Römern Gottesurteile nach Art der Griechen in Gebrauch gestanden hätten.†)

§ 12. — Ein Epigramm der Griechischen Anthologie weist darauf hin, daß die zu beiden Seiten des Rheins wohnenden Celten um die Legitimität der Kinder zu beweisen,

---

*) Pausanias, II, 30 ff.

**) Fragm. histor. Graec, Ausgabe Didot, 1849, S. 457.

***) s. Buch III, 3. Hauptst., § 26 vorl. Werkes.

†) Patetta angef. Werk, Kap. 4, S. 134, Anmerkung.

dieſelben auf einen Schild legten und dieſen dann in den Fluß ſetzten. Derſelbe trug den Namen „Eheprüfer“ (ἐλεγχίγαμος). Von Kaiſer Julian, Euſtaſius und anderen*) wird dies beſtätigt. Die unrechtmäßigen Kinder ſeien untergegangen, während die rechtmäßigen auf dem Waſſer geſchwommen hätten und von ihren Eltern aufgenommen worden wären.

Im alten celtiſchen Recht, das Dynwal Maelmud zugeſchrieben wird, finden ſich drei Arten von Ordalien, nämlich das glühende Eiſen, das ſiedende Waſſer und das Duell.**)

Bei den Polen ſtand auch die Probe mit dem kalten Waſſer in Gebrauch. Dem Angeklagten wurden die Hände um die Kniee gebunden, worauf man einen Stock zwiſchen den Armen und den Kniekehlen***) einſchob und ihn dann ins Waſſer warf, wobei er noch an einem Stricke gehalten wurde. Schwamm er nun auf dem Waſſer, ſo war dies der Beweis ſeiner Schuld.

§ 13. — Kommen wir nun zu den Germanen, welche an den Ordalien vor allen anderen Völkern den größten Anteil haben, da ſie das ganze Mittelalter hindurch und während der Renaiſſancezeit nicht davon abgewichen ſind. Ob ſie die Erfinder der ſogenannten Gottesurteile waren, wie es ſelbſt gebildete Perſonen behaupten, braucht nach dem bisher Geſagten wohl kaum noch erörtert zu werden.

Ein Gottesurteil nun, welches bei den Germanen mehr denn bei jedem anderen Volke in Blüte ſtand, iſt das Duell — der Zweikampf. Daß dies nicht immer ein Gottesurteil war, ſondern wohl eben nur ein Mittel, um die Frage ſofort zu erledigen und aus der Welt zu ſchaffen, dürfte allgemein

*) Ant. Graeca, I, 40. — Julian, Epist. 16, ad Maximum. — Euſtaſius, Comm., 294. — Libanius, Panegyr. in Jul. Cons., 238 ꝛc.

**) Welsh Laws, Buch 14, Kap. 13, § 4.

***) Eine alte Zeichnung, welche Zeumer in den Ordines judiciorum Dei wiedergiebt, zeigt uns einen derartig für die Probe vorbereiteten Delinquenten.

bekannt sein. Doch war der Zweikampf in der Mehrzahl der Fälle lediglich ein Gottesurteil, zumal wenn er von dem Gerichte oder durch die Gesetze geboten wurde. Man behauptete, daß der allmächtige Gott niemals den Unschuldigen unterliegen lassen würde. Und wenn dieser auch noch so schwach wäre, so würde Gott dann eher dessen Kräfte verhundertfachen, um sie mit denen des Gegners auszugleichen. Dieser feste Glaube sollte denjenigen stärken, der

frei von Schuld und Fehle

in dem Bewußtsein eines reinen Gewissens den Kampf aufnahm, während der Schuldige sich in einer Gemütsstimmung befinden müßte, welche gerade die Bedingung zu seinem Unterliegen schaffen würde. Allein wer will heute noch annehmen, daß Gott seinen Beistand für einen, wenn auch gesetzlichen Morde leihen wird. Wahrlich jedermann wird, wie es auch selbst viele im Mittelalter gethan haben, die Richtigkeit dessen einsehen, was seiner Zeit der Longobardenkönig Liutprand in den Worten niedergelegt hat: Incerti sumus de Dei judicio et multos audivimus per pugnam sine justitia causam suam perdere.*)

Infolge der Ansicht, auf die sich „der Kampf vor Gott" gründete, wurde der Besiegte dann eingekerkert oder auch gehängt. Die Edelleute kämpften mit der Lanze zu Pferde. Auf dem Kampfplatz schritten ihnen Herolde voraus, welche Kreuze oder Heiligenbilder trugen. Das niedere Volk dagegen stritt zu Fuße und mit Stöcken. Die Frauen und die Geistlichen kämpften nicht selbst, sondern ließen einen Kämpen für sich streiten.

Ich führe nun hier von Dante einen Teil der Apologie des Zweikampfes**) an, da ich es der Seltsamkeit halber für wert erachte.

*) Betreffs der Gottesurteile sind wir unschlüssig, auch haben wir von vielen gehört, die durch das Duell unverdient ihren Prozeß verloren haben.

**) De Monarchia, II, 10.

Seine These ist folgende: „Das, was vermittelst des Duells erzielt wird, ist stets das wahre Recht (quod per duellum acquiritur, de jure acquiritur)."

„Wo immer das menschliche Urteil fehlt, oder in der Finsternis der Unwissenheit befangen ist, oder dort, wo man nicht bei einem Richter seine Zuflucht nehmen will, da bei diesem die Gerechtigkeit kein Gehör findet, so muß man an Ihn sich wenden, der sie so sehr liebt .... Und dies geschieht, wenn die beiden Parteien freien Entschlusses nicht aus Haß, sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit ihre Seelen- und Körperkräfte einander messen, um eben ein Gottesurteil herbeizuführen ... Wenn man also die Formalitäten des Duells erfüllt (weil es sonst kein Duell mehr sein würde), welche die Gerechtigkeit notwendigerweise und die allgemeine Zustimmung auferlegen, sind sie dann nicht im Namen Gottes gefordert? Und ist unser Herrgott nicht selbst mitten unter ihnen, wie er es doch im Evangelium verheißen hat? Und wenn Gott anwesend ist, läßt sich dann annehmen, daß die Gerechtigkeit unterliegen könne? ... Wenn nun im Duelle nicht die Gerechtigkeit unterliegen kann, hat dann nicht derjenige vollkommen das Recht auf seiner Seite, der es sich durch das Duell erkämpft? ... Wollte mir nun jemand einwerfen, daß man, um die Wahrheit zu enthüllen, ungleiche Kräfte im Kampfe gegen einander setze, so werde ich mit dem Beispiele des Sieges Davids über Goliath antworten ... Es ist also albern anzunehmen, daß im Zweikampfe die von Gott verstärkte Streitkraft unterliegen könnte ...."

Wohl wenigen ist es gegeben, so sinnloses Zeug zu reden, wie es an dieser Stelle der göttliche Durante Alighieri thut.

§ 14. — Die eigentliche Feuerprobe bestand in Deutschland und infolge dessen in der ganzen Christenheit darin, daß man den Angeschuldigten zwischen zwei dicht nebeneinander liegenden Scheiterhaufen hergehen ließ und dazu meistens in einem mit Wachs getränkten Hemde; manchmal begnügten

sich auch die Gerichtsherren damit, jenes Hemd anzünden zu lassen.

Von den Beispielen, welche uns die Geschichte übermacht hat, führen wir bloß jenes von Peter Aldobrandini auf, der im Jahre 1063 die Simonie und Ketzerei des Bischofs von Florenz dadurch bewies (oder besser zu beweisen suchte — der Übers.), daß er barfuß durch einen Scheiterhaufen schritt, welcher von zwei Holzstößen gebildet wurde, die 4½ Fuß hoch, 5 Fuß breit und 10 Fuß lang waren, und zwischen welchen kaum für eine Person genügend Platz vorhanden war. Als er nun die Feuerprobe erfüllt hatte, ging Peter ruhig noch einmal auf das brennende Gehölze zurück, um sein Taschentuch zu holen, das ihm dort entfallen war. Sowohl sein Körper als auch die Kleider waren unversehrt geblieben. Daher erhielt er den Namen Petrus Igneus, unter welchem Namen er auch bekannt geworden ist. Er wurde Bischof und Kardinal von Albano und nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen versetzt.*)

Wenige Jahre nachher, im Jahre 1098 nämlich, erbot sich während der Belagerung von Antiochien durch die Kreuzfahrer ein Bauer aus der Provence, mit Namen Peter Bartholomäus, durch die an ihm zu vollziehende Feuerprobe den Beweis für die Echtheit der von ihm entdeckten heiligen Lanze zu erbringen. Vor den Augen des ganzen Heeres ging er zwischen zwei ungeheuren Scheiterhaufen hindurch, die von trockenen Ölzweigen errichtet waren und in einem solchen Abstand von einander standen, daß sie nur ermöglichten, einen Fuß vor den anderen zu setzen; dabei hielt er sogar in der Mitte des ungeheueren Scheiterhaufens inne und kehrte gesund und unversehrt wieder zurück, außer einigen Brandwunden, die er sich nach seiner Ansicht als Strafe zugezogen

*) Blasius Melanesius, das Leben von Johann Galbert — Baronius, De Archiepisc. Florent. III, 95.

hätte, weil ihm in seiner Seele Zweifel aufgekommen wären. Nach vierzehn Tagen starb er an inneren Verletzungen, die ihm von der enthusiastischen Menge beigebracht worden waren, indem diese ihn nach dem glücklichen Ausgang der Probe derart umringten, daß er im dichten Gedränge zahlreiche Quetschungen erlitt. Vielleicht unterlag er auch den Brandwunden, wie seine Feinde behaupten.

Bonifazius, der in Preußen und Rußland das Evangelium predigte, wurde von den Heiden aufgefordert, die Göttlichkeit seiner Religion dadurch zu beweisen, daß er sich ins Feuer stelle. Er that es, und weder er noch seine Kleider wurden verletzt, so daß fast alle Augenzeugen sich bekehrten. Auch von Petrus von Gonzales und dem heiligen Wilhelm, dem Gründer von Montvierge, heißt es, daß sie ein großes Feuer anzünden ließen und sich hineinstellten, indes ohne Schaden zu nehmen.*)

Die Frau Karls des Großen, Richardis, war eines vertrauten Umganges mit Luitard, Bischof von Verzelli, bezichtigt worden. Sie mußte ein ganz mit Wachs und Pech getränktes Hemd anlegen, welches darauf angezündet wurde. Wohl ging die Hülle völlig in Flammen auf und verbrannte ganz, doch der Körper der Unschuldigen blieb ohne die geringste Brandwunde.**)

Die Feuerprobe sehen wir sogar noch im Jahre 1740 in Hamburg angewandt, wodurch es dem Mystiker Georg Freese gelang, einen Atheisten zum Theismus zu bekehren.***)

---

*) Du Prel, Der Salamander, Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften, I. Teil.

**) Elsässische Chronik von Jacob von Königshofen. — Hermanus Contractus sagt dagegen, daß Richardis der Probe mit kaltem Wasser unterzogen worden wäre; Reginus spricht von einer Probe mit glühenden Pflugmessern.

***) Sphinx I, 2—56. — Schindler, Magisches Geistesleben, 92.

§ 15. — Eine glänzende Feuerprobe liefert uns die Geschichte jener aufrührerischen Protestanten, welche Camisarden*) genannt wurden.

Jean Cavalier, ein Augenzeuge, berichtet folgendes:

»Mein Vetter, welcher unser Anführer war, hatte im Monat August des Jahres 1703 in den Ziegeleien von Cannes bei Sevignan eine Versammlung berufen. Etwa 500 oder 600 der Unseren, Männer und Frauen, kamen dort zusammen. Da wurde plötzlich Bruder Clary vom Geiste ergriffen und unter starken Zuckungen verkündete er, daß sich zwei Gesellen unter den Anwesenden befänden, welche, von dem Feinde erkauft, die Absicht hätten, uns zu verraten. Mein Vetter ließ nun sofort die ganze Versammlung umzingeln, damit es niemand gelänge zu entkommen. Clary ergriff sodann, noch immer in Convulsionen befangen, zwei von den Anwesenden heraus, welche ohne weiteres auf die Knie fielen, ihr böses Vorhaben bekennend. Sie baten Gott und ihre Brüder um Verzeihung und beschworen, daß nur die äußerste Armut sie zu einem so bösen Schritte gezwungen hätte.

»Unterdessen nun dauerte die Inspiration bei Clary fort. Und mit lauter Stimme verkündete er, er wisse wohl, daß viele unter sich betreffs dieses soeben Vorgekommenen argwöhnisch munkelten, die unerwartete und plötzliche Beichte der Schuldigen wäre nur eine vorher vereinbarte Komödie gewesen. „O ihr Kleingläubigen," rief der Geist durch seinen Mund, „zweifelt ihr noch immer an meiner Macht, nachdem „für euch so viele Wunder durch mich geschehen sind? Nun „wohl, so will ich denn, daß man unverzüglich ein großes

*) Camisarden, richtiger Samisarden, hießen die reformierten Bewohner der Cevennen, welche während ihres Aufstandes vom Jahre 1702 bis 1706 bloß in Überhemden fochten, wovon sie auch den Namen erhielten. Der Übersetzer.

„Feuer anzünde, und Du mein Sohn wirst Dich hinein-
„stellen, ohne auch nur den geringsten Schaden zu erleiden."

»Bei diesen Worten erhob sich von allen Seiten ein lautes Gemurmel. Jene, welche nun gemurrt hatten (sie gehörten nicht zu den bewaffneten Leuten und waren daher weniger glaubensstark), schalten ihr eigenes Mißtrauen und flehten: „O Herr, erspare uns das Feuerzeichen! Haben wir doch schon gesehen, daß Du in den Herzen liesest."

»Allein da Clary auf seinem Versuche bestand und seine Convulsionen zunahmen, so mußte Cavalier befehlen, daß man Reisige herbeihole und einen Scheiterhaufen entzünde. Von den in der Nähe liegenden Ziegelöfen hatte man in wenigen Minuten eine große Menge trockener Fichtenreißer und Weinstöcke, sowie eine Art Dorngesträuch, welches wir Argealas nennen, zusammengetragen. Dieses ganze Gehölz wurde nun schnell in eine kleine Höhlung inmitten der Versammlung aufgetürmt, so daß sich sämtliche Anwesenden in einem Kreise herumstellen konnten.

»Clary, mit einem weißen Oberhemd bekleidet, das ihm erst am Morgen von seiner Frau übergeben worden war, bestieg unverzüglich den Holzstoß. Die Hände über dem Kopf verschlungen, setzte er seine Predigt fort ... Die bewaffneten Männer hatten die Menge umgeben, die, wie ich bereits gesagt habe, im Kreise herumstanden. Die Leute warfen sich auf ihre Kniee und baten unter Thränen, davon abzulassen, während Clary's Weib in ein verzweifeltes Wehklagen ausbrach. **Alle konnten ihn nun ganz deutlich in den Flammen stehen sehen, welche ihn vollständig einschlossen, ihn umzingelten und hoch über seinem Haupte zusammenschlugen**; während diejenigen, welche das Holz zu dem Scheiterhaufen hatten herbeitragen helfen, bestrebt waren, den nach außen fallenden Brand in den Scheiterhaufen zurückzuschieben. Clary wollte nicht eher aus jener Hölle herausschreiten, bis daß nur noch ein Kohlen- und Aschenhaufen übrig geblieben sei. Der

Geist verließ ihn auch nicht einen Augenblick bei dieser Probe, die meines Erachtens nach immerhin eine **gute Viertelstunde dauern mochte**, während welcher wir Clary stets mit einer durch Schluchzen und Brustkrämpfen erstickten Stimme reden hörten.

»Cavalier forderte alsdann die Versammlung auf, ein großes Dankgebet für das große Wunder zu verrichten. Die zwei Verräter wurden begnadigt. Alles dies habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Ohren gehört.«*)

§ 16. Mehr dagegen stand das Gottesurteil mit dem glühenden Eisen (judicium ferri candentis) im Gebrauch.

Kunigunde, die Gemahlin des heiligen Heinrichs, Herzog von Baiern, nahm, um sich von dem Verdachte des Ehebruchs zu reinigen, eine glühende Eisenrute in die Hand, „als wäre es ein Strauß Blumen." Nach anderen soll sie statt dessen der Probe mit den heißen Pflugmessern unterworfen worden sein. Diese bestand nämlich darin, daß sie über dieselben mit bloßen Füßen gehen mußte.**)

Durch die nämliche Probe und mit demselben glücklichen Ausgang verteidigte sich auch Emma, die Tochter des Herzogs der Normandie, die Frau Ethelreds, des Königs von England, von dem sie zwei Söhne hatte, von denen der eine der heilige Eduard der Bekenner war. Dieser folgte seinem Vater auf den Thron und hatte die Schwachheit, verleumderischen Anklagen gegen Emma Gehör zu leihen. Als er schließlich seine Mutter eines schimpflichen Verkehrs mit Alwin, dem Bischof von Winchester, beschuldigen hörte, rief er sie vor Gericht und verurteilte sie dazu, die Feuerprobe zu bestehen. Barfuß schritt sie über

*) Misson, Théâtre sacré des Cévennes, 51—54. — Kreyher, Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens, I, 282. — Perty, Die mystischen Erscheinungen, II, 340.

**) Auct. vitae Henric, ap. Cannis., VI, 387. — Magnum Chronicum Belgicum S. 96.

neun glühende Pflugeisen, wobei sie neun Schritte für sich und fünf für den vermeintlichen Mitschuldigen thun mußte. Emma brachte die Nacht, welche dieser schrecklichen Probe voraus ging, im Gebete zu; am Morgen schritt sie dann über die weißglühenden Pflugmesser, von zwei Bischöfen geführt, wobei sie bis zu den Knieen entblößt war. Allein sie blieb vollkommen unbeschädigt; ihre Unschuld wurde hierauf anerkannt und die Thatsache feierlich ausgerufen.*)

Pachimerus erzählt von einem Mann, der sich unter dem byzantinischen Kaiser Michael dadurch rechtfertigte, daß er lange Zeit ein weißglühendes Eisen in der Hand hielt, ohne auch nur im geringsten Schaden zu erleiden.**)

Saxo Grammaticus***) sagt, daß Poppus aus freien Stücken die Wahrheit des Christentums durch die Probe mit glühendem Eisen bewiesen hätte.

Ein Ehemann von Didimoteca war wegen der Treue seiner Frau argwöhnisch geworden und schlug ihr vor, entweder ihre Schuld zu bekennen oder ihre Unschuld dadurch zu beweisen, daß sie glühendes Eisen anfasse; wenn sie bekannt hätte, so war ihr Leben verwirkt, ließ sie es dagegen auf den Versuch ankommen, so empfand sie, daß sie sich Brandwunden zuziehen würde. Daher nahm sie ihre Zuflucht zu dem Bischof von Didimoteca, einem ehrwürdigen Prälaten. Sie beichtete ihm unter Thränen ihre Schuld und gelobte, sich zu bessern. Der Bischof, der sehr wohl wußte, daß die wahre Reue die Unschuld wieder herstelle, sagte ihr, sie könne ohne Furcht sich der Probe unterziehen. Die Frau nahm das glühende Eisen fest in die Hand und ging damit dreimal um einen Stuhl herum, wodurch der Gemahl vollkommen ihrer Unschuld sicher war. Diese Thatsache ereignete sich unter Johann Cantacucenus.†)

*) Joh. Bromton, Chronic. in Twysden, I, 942.

**) Perty, Die sichtbare und unsichtbare Welt, 52.

***) Buch X, S. 499.

†) Migne, Diction des Sciences Occultes; unter der Überschrift Fer chaud.

§ 17. — An die Probe des glühenden Eisens schließt sich jene mit dem Kessel an, der siedendes Wasser oder Öl enthielt und woraus man irgend einen Gegenstand herausnehmen mußte.

Daß diese Art Ordalien unter den teutonischen Völkern bereits seit dem Altertume bekannt war, geht aus jener Stelle der Edda Sämunds des Gelehrten*) hervor, worin Gudrun (Chriemhilde), die Witwe Sigurds (Siegfrieds), welche eine zweite Ehe mit Atli (Etzel), dem König der Hunnen, eingegangen war, seitens der Sklavin Erkia der Untreue beschuldigt wurde und infolge dessen die Probe mit siedendem Wasser forderte.

„Möge man," sagte sie, „meine Brüder samt ihren bepanzerten Kriegern herbeirufen, und mich umringen lassen von allen denen, die mir blutsverwandt sind. Möge man aus dem Lande der Sachsen, die gen Mittag wohnen, einen gewaltigen Mann kommen lassen, der durch sein bloßes Wort das Wasser im Gefäße zum Wallen bringt."

In Gegenwart von 700 Menschen nun tauchte sich ihre blendend weiße Hand bis auf den Grund des Kessels und zog den bemoosten Kieselstein heraus. „Nun seid ihr alle Zeugen davon gewesen, ihr Kriegsleute, daß ich als unschuldig erklärt bin gemäß den heiligen Riten, weil dieses Gefäß siedendes Wasser enthielt."

Die verläumderische Sklavin Erkia unterzog sich nun derselben Probe; allein als sie die Hand aus dem Gefäße zog, war sie entsetzlich verbrannt. Man ergriff sie nun und ertränkte sie in einem Sumpfe.

Um das Jahr 860 wurde die Königin Teuteberg**), die Schwiegertochter des Kaisers Lothar I, des Enkels Karls des Großen, eines schweren und schändlichen Verbrechens beschuldigt.

*) Edda Saemundar hins Froda. (Grundlagen der Nibelungensage.) Der Übersetzer.

**) Thietberga, erste Gemahlin Lothars II, Königs von Lothringen. Der Übersetzer.

Ein Ritter erbot sich freiwillig für sie, vor dem ganzen Hofe die Probe mit dem siedenden Wasser vorzunehmen. Er holte den geweihten Ring aus dem Kessel heraus, ohne sich auch nur im geringsten Brandwunden zuzuziehen.

§ 18. — Dieses Gottesgericht hatte sein Gegenstück in jener Art, die uns der Kanoniker Rofredo (als Augenzeuge) mit folgenden Worten beschreibt: „Man füllt ein „Gefäß mit kaltem Wasser an, worin der Angeklagte sodann „seine Hand hineinsteckt. Wenn sich hiervon auch nur ein „Anzeichen einer Brandwunde zeigt, wie wenn er die Hand „in kochendes Wasser gelegt hatte, so wurde das Urteil über „den Angeklagten gesprochen, im anderen Falle wurde er als „unschuldig erkannt" !!!*)

Diese Probe wurde indes nicht viel angewandt.**) Außer dem glaubwürdigen Zeugnisse Rofred's finden sich nur noch fünf oder sechs Beispiele, die aber sämtlich mehr oder weniger legendenhaften Charakters sind.

Im Grunde genommen aber braucht man ihr gegenüber sich wohl nicht ungläubiger zu verhalten als jener mit siedendem Wasser. Wenn durch eine gewisse unsichtbare Macht der Unschuldige unverletzt bleiben konnte, so vermochte diese auch den Schuldigen mit kaltem Wasser sich verbrennen zu lassen; nur bliebe indes noch zu erwägen, ob nicht manchmal dem Wasser eine ätzende Substanz beigemischt war, wie zum Beispiel schwefelsaures Metalloxyd (Vitriol).

§ 19. — Auch schließt sich hieran die gewöhnliche Form der Ordalien, die Probe im Flußwasser, wobei man ganz einfach den Angeklagten ins Wasser warf, doch nicht ohne ihn vorher des Schwimmens unfähig gemacht zu haben. Dies

*) Libelli super jure pontificio, Argent., 1502, VII, S. 50, von Hildebrand, S. 170 angeführt.

**) Das glauben wir gerne: es gab dann nicht mehr so viel zu hängen, zu sengen, zu rädern, zu säcken, zu pfählen, zu zerreißen oder auf welche Weise man in späteren Zeiten [meist unschuldige] Menschen zum Tode zu führen für christlich und gesetzlich hielt. Der Übersetzer.

geschah nun entweder dadurch, daß man seine linke Hand an den rechten und die rechte Hand an den linken Fuß band, oder auf die andere Weise, wie sie von uns bei Gelegenheit jener Probe bei den Polen beschrieben wurde. Und man beachte wohl, der Angeklagte wurde **für unschuldig erkannt, wenn er unterſank; dagegen galt das Schwimmen auf dem Waſſer als Beweis ſeiner Schuld.***)

Gegen Ende des Mittelalters kam dagegen der Brauch auf, denjenigen für schuldig zu erklären, welcher bei der Wasserprobe untersank, wie wir es bereits bei den Celten und Inder gesehen haben. Doch wurde in dieser Art die Wasserprobe bei den Deutschen nur ausnahmsweise gehandhabt.**)

Die Wasserprobe wurde am längsten und auch am häufigsten in Europa angewandt. Das letzte Beispiel ist aus dem Jahre 1836 zu verzeichnen. Die Einwohner von Hela bei Danzig in Preußen unterwarfen dieser Probe eine alte Frau, die der Zauberei beschuldigt worden war, und da sie auf dem Wasser schwamm, schlugen sie dieselbe tot.***)

§ 20. — Das sogenannte „Bahrrecht" beruht auf dem Glauben, daß, wenn der Mörder an die Bahre des Gemordeten herantrete oder diesen gar berühre, die Wunden desselben von neuem zu fließen beginnen würden. Bisweilen genügte auch anstatt des ganzen Leichnams bloß die abgeschnittene Hand.

*) Die eigentliche Hexenprobe, wie wir später noch sehen werden: ging die vermeintliche Hexe unter, so ließ man sie ertrinken — Gott hatte eben gerichtet und gleich selbst den Henker gespielt. Schwamm sie aber auf dem Wasser, so hatte sie der Teufel leichter gemacht [in Wirklichkeit aber war doch nur der Beweis für ihre Mediumität erbracht] — sie war eine Hexe und nun lautete das Urteil selbstverständlich auf »Einäscherung bei gehendem Atem,« d. h. auf lebendig Verbrennen. Sehr logisch, sehr christlich! Der Übersetzer.

**) Es scheint eben ein zu schlechtes Resultat für den Henker herausgekommen zu sein. Die Richter und Nachrichter wollten doch auch leben und ihren Blutdurst befriedigen. Der Übersetzer.

***) Königswarter, 1850, I, 14.

Dieſes Gottesurteil war in einem großen Teile Europas ganz allgemein — beſonders in England — wie wir es z. B. bei Shakeſpeare erwähnt finden,*) nicht minder aber auch in Deutſchland.**)

[Auf Schloß Urville, das jetzt als Aufenthaltsort Sr. Majeſtät des deutſchen Kaiſers viel genannt wird, trug ſich im Jahre 1528 der ſeltſame Fall zu, daß, als Johann Freiherr von Rollingen, der Mörder, an die Bahre ſeines erſchlagenen Bruders trat, deſſen Wunden von neuem zu bluten begannen. — Der Überſ.]

Von Richard Löwenherz wird berichtet, daß, als er, der ſich gegen ſeinen Vater Heinrich II empört hatte, nach deſſen Tod an den Sarg herantrat, der Leiche das Blut aus Mund und Naſe floß. — In dieſer Hinſicht iſt aber wohl zu beachten, daß manche das Phänomen dadurch erklären wollten, daß ſie eine Stelle der Bibel***) anführten, woraus ſich ergäbe, daß die Seele ihren Sitz im Blute habe!

§ 21. — Ich übergehe hier einige andere Ordalien von geringerer Bedeutung, wie das des Käſebrots. Der Schuldige konnte es nicht eſſen, oder es verwandelte ſich in ſeinen Eingeweiden in Gift. Ebenſo laſſen wir auch das Gottesurteil mit dem Kreuze. der Erdſcholle, des Buches ꝛc. außer Acht und führen nur noch die Proben des Schwures und des Abendmahles an. Dieſe wurden im Gegenſatz zu den vorhergehenden, den ſogenannten purgationes canonicae, purgationes vulgares genannt, weil ſie ganz beſonders der Geiſtlichkeit vorbehalten waren und meiſtens von der Kirche gepflegt wurden. Der Angeklagte rechtfertigte ſich dadurch, daß er einen Schwur leiſtete, unſchuldig zu ſein, und Gott aufforderte, ihn zu beſtrafen, wenn er nicht die Wahrheit

*) Richard III, 1. Aufzug, 3. Szene.

**) So auch im Nibelungenliede: als Hagen ſich dem Sarge näherte, da brachen die Wunden des Toten wieder auf, und das Blut ſtrömte warm hervor, wie zur Stunde des Mordes. D. Überſ.

***) 3. Moſes 17, bezw. 5. Moſ. 12, V. 23.

gesagt habe, oder er nahm auch das Sakrament des Abendmahles, für welchen Fall man behauptete, daß im Falle der Unwahrheit diese Entheiligung dem betreffenden großes Unheil verursache.

Verwandt mit diesen beiden Proben war das Gottesurteil durch den heiligen Geist, eine Person der Dreieinigkeit, den man gleichsam als Prüfstein der Wahrheit*) ansah. Dieser Glauben, wie auch der des Schwures und des Abendmahles war vielleicht an wahre Beispiele angelehnt, gewiß war dies bei einigen weitverbreiteten Legenden der Fall. So berichtet uns die Kirchengeschichte, daß Hildebrand (der spätere Papst Gregor VII), durch ein päpstliches Legat beauftragt, Richter einiger der Simonie beschuldigten Bischöfe zu sein, den Bischof von Trier vor sich kommen ließ, der ihm gerade von dem Gerücht bezeichnet worden war. Er wandte sich nun an denselben mit den Worten: „Wenn du rechtmäßig die Gaben des heiligen Geistes besitzest, so sprich unverzagt: Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, Amen." Der scheinheilige Priester erhob seine Stimme und sprach deutlich die Worte: „Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne", allein er vermochte nicht den Schluß dieser heiligen Formel über seine Lippen zu bringen, und da er einsah, daß ihm eben seine Zunge dabei versagte, so legte er den Bischofsstab nieder.

Hinsichtlich der kanonischen Rechtfertigungen ist in den Akten der Conzilien von Vormunzia und Triburi die Rede.

Für die Juden hatte man an einigen Orten und zu gewissen Zeiten ein Gottesurteil ganz besonders grausamer Art in Anwendung: es wurden ihnen nämlich die Kniee zusammengebunden, und man fuhr heftig mit einem spitzigen Dornenstrauch dazwischen — inter coxas acerrime pertrahatur. Wenn der Delinquent dann dies ohne Schmerz ertragen konnte, so wurde er als unschuldig betrachtet — et taliter se exoniet si sanus evaserit.**)

*) Vielleicht infolge einer Stelle in der Apostelgesch., Kap. 5, V. 3.

**) Ordines judiciorum Dei, B. I (7).

§ 22. — Es ist viel hin- und hergestritten worden, ob die Kirche die Gottesurteile bekämpft oder begünstigt habe. Diese Streitfrage wird wohl niemals ihre Erledigung finden. Der Mehrzahl nach ist man heute doch darin einig, daß sie von der Kirche stets und nur mit Ausnahme des Duells ohne jeden Einspruch ihrerseits gebilligt wurden. Die Päpste bis zu Honorius III und Gregor IX erlaubten die Gottesurteile, hießen sie vielleicht auch sogar gut. Das vermeintliche Verdammen der Gottesurteile vor diesen beiden Päpsten bezieht sich ausnahmsweise auf ihren Gebrauch bei den Synodial-Gerichtshöfen oder betreffs der Geistlichen und wird von zahlreichen Synoden*) geradezu widersprochen. Die Polen ließen sogar vor Beginn der Probe vom Priester erst das Wasser oder das Feuer segnen.**)

Manche Kirchen hatten das Vorrecht, die Eisen zu verwahren, deren man sich bei gewissen Ordalien bediente, und legten zu diesem Zwecke den Ländern ihrer Gerichtsbarkeit Tribute auf. Wir haben sogar gesehen, daß von Heiligen die Gottesurteile angeordnet wurden, daß der hl. Eduard von England seine eigene Mutter, der hl. Heinrich von Baiern seine Gemahlin Kunigunde den Ordalien unterwarfen u. s. w.

Dann und wann wurden auch im Clerus Stimmen laut, welche gegen die Gottesurteile Protest einlegten. Agobard, Erzbischof von Lyon, der im 9. Jahrhundert lebte, tadelte sogar scharf die Bezeichnung als Gottesurteile, als ob sie von dem Allmächtigen auferlegt seien oder als ob sich dieser unserer Faulheit und Unwissenheit zur Verfügung stellen müßte, um unsere Zweifel zu beseitigen und uns zu zeigen, was uns zu wissen beliebt. Auch blieben die Ordalien noch weiter und zwar bedeutend länger bei den Protestanten bestehen als bei den Katholiken.

---

*) Patetta, angef. Werk, Kap. 9, § 30.

**) Dareste, Études d'Histoire du Droit. S. 186–188.

§ 23. — Ein sehr wichtiger Punkt bleibt noch zu erörtern, und zwar welche Erklärung man für die Ordalien abgeben kann.

Es findet eben hierdurch eine sehr gewichtige Thatsache Bestätigung, obschon sie nicht gerade zu den Seltenheiten gehört, daß nämlich die meisten entweder die Beschäftigung mit dieser Sache, welche zu den interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit zu zählen ist, vollständig vernachlässigten oder sich darauf beschränkten, die Thatsachen hinzunehmen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sie zu erklären. Dies letztere ist nun eben die Methode, welche man gewöhnlich auf unseren Universitäten befolgt. Und es ist ja auch so natürlich, daß man es bequem findet, Fragen einfach unbeachtet zu lassen, worauf sich nicht so leicht eine Erklärnng geben läßt, die uns zusagt. Die Erklärungen nun, die man für die Gottesurteile aufstellen kann, lassen sich in folgende vier zusammenfassen:

1) Die wunderbaren Erscheinungen, welche sich uns darbieten, sind lediglich auf den Betrug der Priester und der Richter zurückzuführen.

2) Es handelt sich um einfache Naturerscheinungen, welche der Aberglaube für übernatürliche Wunder ansieht.

3) Gott selbst greift hierbei ein, um den Unschuldigen zu retten und dem Schuldigen seine verdiente Strafe zuteil werden zu lassen.

4) Das Eingreifen von Geistern, und zwar können dieselben gut, mittelmäßig oder böse sein, also auch einem Verbrecher zum Nachteil eines Unschuldigen zur Seite stehen.

§ 24. — Die erste Hypothese, nämlich die des Betruges, ist lediglich eine Hypothese a priori, welche fast von allen denjenigen aufgegriffen wird, die jenem Gegenstand kein tiefergehendes Interesse gewidmet, ihn sozusagen nicht studiert haben; auch wird sie wohl fast nie von denjenigen angezogen,

die jene Frage mehr oder weniger einem ernsten Studium unterworfen haben.

Professor Patetta läßt sich in dem bereits rühmlichst erwähnten, umfangreichen Werke durchaus nicht auf irgend welche Erklärung ein, die man für diese Phänomene abgeben kann, er beschränkt sich bloß auf folgende Sätze:

„Ich leugne nicht die Möglichkeit schlauer Betrügereien; „allein ich kann dies nicht für die Allgemeinheit gelten lassen „und möchte sogar für die Mehrzahl der Fälle behaupten ... „Ziehen wir ferner aber auch die Unmöglichkeit in Betracht, „einen derartig geübten Betrug Jahrhunderte lang geheim „zu halten, besonders da doch das Priestertum nicht das „Monopol einer Kaste war! Übrigens würde der Betrug, „wenn er sich auch noch so leicht bei manchen Proben, wie „die Giftprobe beispielsweise, begreifen ließe, **bei anderen „sehr schwierig, ja durchaus unmöglich sein.**“*)

An anderer Stelle wiederholt nun Patetta, daß er, obgleich er die Möglichkeit des Betruges in einigen vereinzelten Fällen zulasse, doch noch weit entfernt sei, die These der priesterlichen Täuschung anzunehmen, deren Geheimnis, um mit Osenbruggen**) zu sprechen, **der Clerus niemals für gut befand, uns bekannt zu geben.**

In der That würde dadurch der mittelalterliche Clerus in eine große Vereinigung von Mystifikatoren verwandelt werden, was so lächerlich ist, daß es eigentlich verdiente, bloß in gewissen Büchern des vergangenen Jahrhunderts gesammelt zu werden, worin man auch lehrte, daß der heilige Lorenz nur darum hätte so lange auf dem Feuerrost verbleiben können, weil die Kohlen nicht wirklich glühten, sondern bloß mit Phosphor eingerieben waren, und daß Moses künstliche Erdbeben durch irgend welch chemische Geheimnisse hervorzurufen verstand.“ ***)

*) Patetta, angef. Werk, Kap. I, § 5.

**) Das Kriminalrecht und der Zeitgeist S. 11.

***) Patetta, ebendaselbst, Kap. IX, § 29.

Und unser Gewährsmann erinnert daran, daß der Gelehrte Hildebrand mehrere Paragraphen seiner „kanonischen und vulgären Rechtfertigungen“*) dem Beweise gewidmet hat, daß solche Betrügereien geradezu unbegreiflich sind und führt dabei die sinnreichen Worte Réville's an: **„Es giebt nichts oberflächlicheres als die Erklärungen der religiösen Erscheinungen, die bloß auf der Hypothese einer andauernden Betrügerei gegründet sind.“**

Wie kann man in der That annehmen, daß von diesen Vorwänden, welche während der langen Zeit der Jahrhunderte dem indischen, griechischen, celtischen, katholischen, sowie protestantischen u. s. w. Clerus bekannt geworden wären — und noch sogar bei den Häuptlingen oder Zauberern einiger Wilden bekannt sein müßten — **auch nicht ein Geheimnis herausgekommen wäre?!** Als im Jahre 876 Ludwig der Deutsche starb, nahm sein Sohn gegen die Usurpation Karls des Kahlen sein Recht in Anspruch. Dreißig seiner Leute unterzogen sich siegreich für ihn den üblichen Proben, d. h. zehn der gewöhnlichen Probe im kalten Wasser, andere zehn der mit siedendem Wasser und wieder zehn jener mit den glühenden Eisen.**) Würde nicht einer von ihnen, nicht einer von den hunderten, von den tausenden von Leuten, denen doch gleicher Weise der Betrug hätte offenbar sein müssen, ihn weiter bekannt gegeben haben?

§ 25. — Von den verschiedenen, von uns erwähnten Ordalien werde ich nur zwei eingehender behandeln; wir werden dabei untersuchen, ob nicht irgend ein gewichtiges Geheimnis darin verborgen liege. Ich greife die gewöhnliche Wasserprobe sowie die Feuerprobe heraus.

Was wir unter der ersteren zu verstehen haben, ist bereits gesagt worden. Man warf den Angeklagten, der

*) S. 174—184.

**) Le Brun, Histoire critique des pratiques superstitieuses, II, 99.

an einem Strick festgebunden war, ins Wasser. Der Gerichtsdiener (der „Büttel") hielt das eine Ende des Strickes in der Hand, und die Unschuld war nun erwiesen, wenn die betreffende Person unterging, dagegen wurde dieselbe für schuldig erkannt, sobald sie auf der Oberfläche des Wassers verblieb.

Diese Art Gottesurteil ist wohl bekannter unter dem Namen Hexenbad, weil es häufig dazu angewandt wurde, die Hexen zu ermitteln. Von jenen Proben nun, wobei der Deliquent unertränkbar war, giebt es hunderte, wohl beglaubigter Beispiele, welche dies Phänomen als unbestreitbar historisch erscheinen lassen. Da derjenige nun für schuldig erachtet wurde, der nicht in dem flüssigen Elemente untersank, so dürfte wahrlich doch kein Zweifel darüber obliegen, daß ein Angeklagter auch nicht im geringsten Anstrengungen machte, auf dem Wasser zu schwimmen oder durch irgend welche Mittel sich schwimmend zu erhalten. Es ließe sich dann annehmen, daß die Richter ein Mittel gekannt hätten, das Wasser derart zu präparieren, daß es auch schwere Körper tragen konnte; allein diese Hypothese reicht nicht aus, weil die Wasserprobe doch meistens in Seeen und Flüssen vorgenommen wurde.*)

Dennoch wurden jene Hexenproben auch nicht stets als wahre Gottesurteile angesehen. Man glaubte durchaus nicht immer, daß hierbei die Gottheit eingreife. Vielmehr waren viele der Ansicht, daß die Hexen durch den Beistand des Teufels auf dem Wasser gehalten würden, mit dem sie ja einen Pakt geschlossen haben sollten. Der Böse hatte ihnen versprechen müssen, sie stets vor Feuers- und Wassersgefahr zu schützen, und er kam demselben nach, wenn es auch nicht den Hexen erwünscht war. Doch war man wohl auch mehr der Ansicht, daß die Hexen infolge ihrer Natur ein leichteres Gewicht besäßen und deshalb auf dem Wasser schwämmen.

---

*) Patetta, angef Werk, VII, S. 191.

§ 26. — Dieser letzte Glauben griff derart um sich, daß man die Hexen wog und sie verurteilte, wenn ihr Gewicht geringer war, als sie augenscheinlich unter normalen Verhältnissen wiegen mußten, wie wir dies bereits bei den Indern*) gesehen haben.

So wurden bei dem berühmten Prozeß von Szegedin im Jahre 1728 dreizehn Unholde lebendig verbrannt, da sie, als man sie ins Wasser warf, auf dem Wasser wie leichter Kork schwammen und beim Wiegen ihr Gewicht eine halbe Unze nicht überstieg.**)

Bisweilen wurde auch die Probe mit der Wage folgendermaßen ausgeführt. In die eine Wagschale wurde eine Bibel gelegt und in die andere der Schuldige. Wenn es sich dann herausstellte, daß dieser gegen alle Wahrscheinlichkeit weniger wog als das Buch, so wurde er verurteilt. Diese Probe war die sogenannte bibliomantische.***)

Die Probe mit der Wage, worin die Skeptiker, wie ja immer, irgend einen Kunstgriff der Richter ersehen wollten, welche die Gewichte verfälscht hätten, wie es noch heute bei gewissen Kaufleuten Sitte ist, muß uns an die Experimente des berühmten William Crookes erinnern, der unter exakt wissenschaftlicher, strenger Prüfung feststellte, daß das Medium Frl. Cook fast die Hälfte ihres Körpergewichtes einbüßte, wenn sich das Phantom der Katie King bei ihr einstellte. Wenn indessen, wie es in dem Falle von Szegedin der Fall war, dreizehn Personen nicht mehr als eine halbe Unze wogen, so läßt sich doch wahrlich nur annehmen, daß die Gewichtsverminderung nicht anders zustande kommt, als durch

---

*) s. § 7.

**) Landisort, S. 32, u. a. — Vergl. auch einen andern zeitgenössischen Bericht bei Böhmer (Jus. eccles. Protest. Bd. V, Buch V, 35, § 17, S. 608) und Maier, S. 108.

***) Boccardo, Encyklop., unter der Überschrift: Bibliomantie.

eine Ausströmung von Fluidum (einer Odmasse) aus dem menschlichen Körper.

Übrigens brauchen wir auch nur an die Mailänder spiritistischen Sitzungen vom Jahre 1892 zu erinnern, welche eine wissenschaftliche Kommission mit dem Medium Eusapia Paladino abhielt. Der Bericht, welcher von den Professoren Lombroso, Schiaparelli, Brofferio, Richet, Gerosa; von Dr. du Prel und Staatsrat Aksakoff, sowie anderen Gelehrten unterzeichnet war, bestätigt eine Gewichtsverminderung bei Paladino binnen wenigen Minuten unter Anwendung der größten Vorsichtsmaßregeln, um sich vor Betrug zu schützen, von mehr als 20 Pfund; auch wurde eine Gewichtsvermehrung konstatiert von ebenfalls 20 Pfund gegenüber dem Normalgewicht der Eusapia, welches 124 Pfund (62 kg) betrug. Während fünf verschiedener Sitzungen wurde das gleiche Resultat erlangt.

Wenn auch hier das Ausströmen aus dem Körper des Mediums das Gewicht Eusapias vermindern konnte, so bliebe doch noch immer die Gewichtszunahme zu erklären übrig.

Man wird daher wohl besser die Gewichtsverminderung des Mediums erklären können, wenn man das Prinzip der Levitation annimmt, wie es sich uns darbietet, wenn man einen Gegenstand nicht vollständig auf der Wage ruhen läßt. Ferner ist aber auch die Annahme einer unsichtbaren Kraft gerechtfertigt, wodurch die entgegengesetzte Seite der Wage beschwert wird. Wir werden diese Eigenschaft noch bei Paladino und vielen anderen Medien antreffen, welche den Wagebalken sich heben und senken lassen können, ohne ihn zu berühren.

Und siehe da, wie die spiritistischen Studien jene alten Thatsachen aufklären, so werden sie als Thatsachen jene zur Anerkennung bringen, die heute noch, trotz der unanfechtbarsten historischen Beglaubigungen, seitens derjenigen geleugnet werden, die eben das nicht annehmen wollen, was unerklärlich erscheint, und die sich weigern, eine Erklärung für richtig

anzunehmen, welche nicht in ihrem beſchränkten Ideeenkreis Aufnahme finden kann.

§ 27. — Auch ließe ſich ſchließlich noch die Hypotheſe aufſtellen, daß es Perſonen gäbe, die unter gewiſſen Umſtänden, ſelbſtredend ganz natürlichen, einen großen Teil ihres Gewichtes einbüßen und ſomit unertränkbar werden. Allein wie kommt es dann, daß dieſe Anomalität ſich bei ihnen nicht einſtellt, wenn ſie ein gewöhnliches Bad nehmen, z. B. aus Geſundheitsrückſichten, oder ſich wiegen laſſen, um zu ſehen, ob ſie etwa magerer geworden ſeien ꝛc.? Es iſt doch ſeltſam, daß ſich dieſe Gewichtsverminderung nur bei den Ordalien, dem „Hexenbade", bei den Wundern der Heiligen und in ſpiritiſtiſchen Sitzungen zeigt, nur dann alſo, wenn ein beſonderer Zweck damit verbunden iſt, eine moraliſche Begründung dafür vorliegt, wodurch gerade die Hypotheſe von dem Eingreifen eines außermenſchlichen Weſens gerechtfertigt und vernunftgemäß erſcheint.

§ 28. — Gehen wir nun zu der Feuerprobe über.

Daß man ſeitens jener Kreiſe, welche beſtrebt ſind, die Phänomene als ſolche zu leugnen, das Phänomen der Unverbrennbarkeit auf ein chemiſches Geheimnis zurückführen wollte, iſt nichts neues mehr. Sehen wird doch ſchon, daß der heilige Epiphanius das Wunder der egyptiſchen Prieſter, daß ſie ſich in einen Keſſel mit heißem Waſſer warfen und friſch und geſund wieder daraus hervorgingen, als wenn nichts geſchehen ſei, auf gewiſſe Droguen zurückführte, womit jene ſich die Glieder einrieben.

Bekanntermaßen gab es im Mittelalter einige Gelehrte, wie Albertus Magnus, die uns Geheimniſſe hinterlaſſen haben, wie man unſere Haut gegen Feuer unempfindlich machen könnte.

Allein wer auch immer dazu Luſt hat, kann ſich durch den Verſuch davon überzeugen, daß alle jene Rezepte gar nicht ihren Zweck erfüllen.

Pater Regnault*), der im verflossenen Jahrhundert lebte, stellte Untersuchungen an, um jenen Geheimnissen auf die Spur zu kommen, wodurch sich die berühmten Saludadores, Santiguadores oder Ensalmadores von Spanien unverbrennbar machten und außerdem durch bloße Berührung Wunden zu heilen vermochten, auch Feuer essen, siedendes Öl hinunterschlucken, auf glühenden Kohlen und durch das Feuer gehen konnten. Man hielt sie auch für Verwandte der hl. Katharina. Und er glaubte, hinter ein Geheimnis gekommen zu sein, das ich meinen Lesern sicherlich weniger ernsthaft darbiete, als er den seinigen: Man muß nämlich den Körper mit einer Mischung von Spiritus, Schwefel, Ammoniaksalz und einer Essenz von Rosmarin und Zwiebelsaft zu gleichen Teilen einreiben. (!)

Saulges**) spricht von Sementini an der Universität Neapel, welcher sich den Kopf darüber zermartert hätte, das Spezifikum der Unverbrennbarkeit zu finden. Es gelang ihm endlich, ohne nachteilige Folgen ein glühendes Eisen auf seinen Arm zu legen, der zu diesem Behufe durch langes und wiederholtes Einreiben mit Schwefel und noch besser mit einer Alaunlösung präpariert war. Rieb man nun den Arm etwas leicht mit harter Seife ein, so wurde dadurch noch die Unverbrennbarkeit bedeutend erhöht. Allein sobald der Arm gewaschen wurde, war der Arm auch wieder wie früher gegen Feuer empfindlich.

Und eine ähnliche Entdeckung berichtet man von dem englischen Chemiker Richardson.

Daß man mit chemischen Mitteln, durch andauerndes Reiben u. s. w. der Haut einen höheren Grad der Unverwundbarkeit und Unverbrennbarkeit verleihen kann, scheint mir dadurch einleuchtend, daß derjenige, welcher eine zarte

*) Entretiens sur la physique expérimentale.

**) Des Erreurs et des préjugés, Bd. III, S. 186 ff.

und trockene Haut hat, nicht der Wirkung des Feuers ſo widerſtehen kann, wie derjenige, deſſen Haut hart, ſchwielig, feucht und fettig iſt. Selbſt der Salamander kann, wenn er auch nicht in den Flammen lebt, wie man im Altertum glaubte, dennoch lange Zeit dem Feuer ausgeſetzt werden, infolge der fetten Subſtanzen, welche ſein Körper ausſcheidet. Dies iſt indes keine Unverbrennbarkeit, ſondern nur ein etwas weniger ſtarker Grad der Verbrennbarkeit.

Gewiß iſt die Chemie jetzt weiter fortgeſchritten und befindet ſich auf einer ganz anderen Stufe, als zur Zeit unſerer Altvorderen. Sie hat Mittel entdeckt, um Stoffe, Papier Spitzen ꝛc. unverbrennbar zu machen, und dennoch iſt ſie keinem einzigen Mittel auf die Spur gekommen, das einem menſchlichen Weſen erlaubt hätte, unbeſchadet durch ein Feuer von zehn Fuß Länge zu ſchreiten und dann ſich wieder hinein zu begeben, um das verlorene Taſchentuch zu holen, oder auch ſo lange ein glühendes Eiſen in der Hand zu halten, als man gebraucht, um neun Schritte zu thun u. ſ. f. Diejenigen, welche dem vermeintlichen Phänomen der Unverbrennbarkeit beigewohnt haben, die ſeitens gewiſſer Pſeudofakire in den Theatern Europas dargeboten wurden, werden beobachtet haben, daß dieſe ſich kaum getrauten, den Arm einmal raſch durch eine Alkoholflamme zu ziehen, die in einer Schale brannte.

Deshalb zweifele ich ſehr daran, daß man einen Chemiker findet, oder einen Naturforſcher, der darin von der Anſicht eines Mannes wie Wallace abweicht, daß die Erſcheinungen der Unverbrennbarkeit »mit den bisher erkannten Geſetzen in der Phyſiologie und der Wärmelehre nicht zu erklären ſind« oder den Ausſpruch des ſo berühmten und gewißlich maßgebenden Chemikers Crookes umſtoßen würde, daß nämlich **keine chemiſche Subſtanz exiſtiere, welche das menſchliche Fleiſch vor dem zerſtörenden Einfluß des Feuers ſchützen könnte.**

§ 29. — Wer übrigens an einen Betrug auf Grund

chemischer Geheimnisse denkt, der stößt noch auf ein anderes Hindernis.

Als nämlich Pater Bouchet von der Probe des glühenden Eisens in Indien sprach, also vor zwei Jahrhunderten, da legte er ausdrücklich darauf Nachdruck, daß die Hände des Delinquenten gewaschen und sogar deren Fingernägel geschnitten wurden, ehe man ihm ein glühendes Eisen in die Hand gab, eben de peur qu'il n'ait quelque remède caché, qui l'empêche de bruler.*)

Und dieselbe Vorsichtsmaßregel wurde ebenso gewissenhaft in Europa beobachtet, wie dies klar aus vielen unanfechtbaren Urkunden hervorgeht, worunter wir zumal die Formulae Merowingici et Karolini Aevi anführen.**) In den Leges Scaniae***) findet sich folgende Stelle: »Derjenige nun, welcher das Eisen in die Hand nehmen muß, hat vorher die Hand gründlich zu waschen und nichts mehr vorher anzufassen, weder seinen Kopf, seine Haare noch irgendwie seine Kleider, damit er nicht durch irgend welchen Saft oder Salbe die Verletzung durch das glühende Eisen aufhebe, also anstatt durch seine Unschuld sich auf betrügerische Weise vor dem Verbrennen zu schützen suche.«

Indes wird man nun dabei den Einwurf machen, daß solche seitens der Gerichtsbehörde getroffene Vorsichtsmaßregeln dafür beweisend sind, daß gerade Geheimmittel existierten, um die Feuerprobe zu umgehen. Doch ist dieser Schluß durchaus falsch; denn jene Vorsichtsmaßregeln beweisen nur, daß man an die Möglichkeit glaubte, daß solche Mixturen beständen, wie man auch an die Liebestränke glaubte, um Liebe zu erwecken, an den Stein des Weisen, während doch nicht gesagt

*) Lettres Edifiantes, Rec. XIV.

**) Die Zeumer in den Monumenta Germaniae Historica veröffentlicht hat.

***) Sunese, VII, 15.

ist, daß alles das, woran man glaubte und glaubt, auch in Wirklichkeit da sein müßte. In unserem Falle also der Zwiebelsaft Regnault's oder die Alaunlösung Sementini's.

Aber hier falle ich — der ich mich nicht der Gabe der Unverbrennbarkeit erfreue — von der Pfanne in das Herdfeuer, wie der Italiener zu sagen pflegt. Denn nach Gehler*), worauf sich auch Pfalz**) beruft, dürfte gerade auf dieses vorherige Waschen die Unverbrennbarkeit zurückzuführen sein. Er sagt, daß ein menschliches Glied, wenn man es kurz vorher gewaschen und abgetrocknet habe, noch so viel Feuchtigkeit in seine Poren eingezogen hätte, daß es auf einige Zeit der Verbrennung Widerstand leiste. Diesen Versuch wollte ich doch gleich einmal anstellen, berührte mit der Fingerspitze eines feuchten Fingers einen heißen Theelöffel und konnte mir so durch eigene Erfahrung einen schönen Begriff davon machen, wie es dem zu Mute gewesen sein mußte, der mit ausgestreckter Hand ein glühendes Stück Eisen so lange in der Hand behielt, bis er die vorgeschriebenen neun Schritte zurückgelegt hatte. Noch jetzt, während ich dieses schreibe, spüre ich meinen verbrannten Finger.

Schade, daß ich nicht Herrn Professor Gehler sich selbst meinem Experiment der Feuerprobe unterwerfen ließ.

Andere vermuten wiederum, daß die Richter die Prüfung des betreffenden Gliedes früher vorgenommen hätten, als bis sich bei ihm die Zeichen des Verbrennens eingestellt hätten. Dagegen war es aber bestimmter Brauch, die Prüfung der Hand erst nach drei Tagen vorzunehmen, während welcher Zeit dieselbe sorgfältig verbunden und mit größter Peinlichkeit versiegelt wurde.

§ 30. — Allein, dürfte sich annehmen lassen, ohne zu

---

*) Physikalisches Wörterbuch, X. S. 498.

**) S. 47, Nr. 11.

einer übersinnlichen Hypothese zu greifen, daß unser Körper unter gewissen Bedingungen unverbrennbar sei?

Vor allem darf hier nicht Unempfindlichkeit mit Unverbrennbarkeit verwechselt werden. Es liegt kein Zweifel darüber ob, daß ein lebender Mensch unter gewissen Bedingungen gegen jedweden Schmerz unempfindlich sein kann. Nicht nur die hysterischen, hypnotischen und kataleptischen Phänomene, sondern auch die anästhetischen beweisen dies.

Sprechen wir daher einzig und allein von der Unverbrennbarkeit und von jener Unempfindlichkeit, welche noch weiter fort dauert, wenn das Subjekt auch schon aus dem Zustande der Hypnose erwacht oder die Wirkung der Anästhetika aufgehoben ist.

Vor allem, wie ich bereits betreffs der Erscheinung des Nichtunterſinkens bemerkt habe, muß ich sagen, daß sich jene der Unverbrennbarkeit nicht zufällig bestätigt, sondern nur, wenn es sich um ein Gottesurteil handelte oder auch in anderen ähnlichen Umständen, wobei das Eingreifen einer übernatürlichen Macht natürlich oder erklärlich wird.

In zweiter Linie aber, wenn wir auch selbst annehmen, daß der menschliche Körper naturgemäß unter gewissen Umständen unverbrennbar sei; **wie erklärt sich dann die Unverbrennbarkeit des Bartes und der Haare**, zumal da, abgesehen von wenigen Fällen, die Haare nicht mehr verbrannt wurden als die übrigen Teile des Körpers? Während einer epidemisch auftretenden Besessenheit in Schweden hielt man in die Haare der Patienten ein Licht, ohne daß dieselben verbrannten.*)

Allein, was noch mehr in Betracht kommt, das ist, **daß dabei auch niemals die Kleider in Brand gerieten?**

In verschiedenen Fällen, welche wir berichtet haben, so-

*) Görres, Die christliche Mystik, V, S. 354.

wie noch in zahlreichen anderen, wobei ein Angeklagter in die Flammen eines Scheiterhaufens ging, fingen keineswegs seine Kleider Feuer, obschon diese häufig mit Wachs und anderen feuergefährlichen Substanzen getränkt waren.

Simplicius, Bischof von Autun, sowie eine Frau nahmen beide, um ein übles Gerücht zu beseitigen, glühende Kohlen in ihre Kleider und in die Hand, und zwar vor einer großen Menschenmenge; worauf sich innerhalb einer Woche zehntausend Heiden bekehrten und sich der Taufe unterzogen.*)

§ 31. — Den außerordentlichsten Beweis aber von der Unverbrennbarkeit einer Person und ihrer Kleider liefert uns jener berühmte Fall von Marie Sonnet, welche daher von ihren Zeitgenossen den Namen »Salamander« erhielt.

Paris war gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts von Wundern der berühmten Convulsionisten, womit wir uns noch später zu beschäftigen haben werden, sozusagen überschwemmt.

Carré de Montgéron, einer der zuverlässigsten Historiker und Augenzeuge jener Ereignisse, schreibt:

„Man sieht, daß Konvulsionäre sehr frisch mitten im Feuer bleiben, welches auch nicht den geringsten Einfluß auf ihren Körper und ihre Kleider ausübt . . . Ist vielleicht nicht ganz Paris mehrmals davon Zeuge gewesen, wie die erwähnte Marie Sonnet sich in die Flammen und auf glühende Kohlen gelegt hat, ohne daß diese auch nur im geringsten ihre Glieder verletzten oder ihre Gewänder entzündeten — oder wie so viele ihrer Gefährten glühende Kohlen verschlangen oder unbeschadet ihren Kopf in die Flammen legten, wobei sogar nicht einmal **ihre Haare versengt wurden**?? . .“

Die betreffs der Pariser Konvulsionisten aufgestellten Urkunden, welche uns die Geschichte übermacht hat, sind unanfechtbar echt. Ich werde eine davon wörtlich anführen:

---

*) du Prel, Der Salamander. (Studien der Geheimwissenschaften, I. Teil, S. 158.

»Wir Endesunterzeichneten, nämlich:
Franz Desvernays, Priester und Doktor der Theologie an der Sorbonne; Peter Jourdan, Licentiat an der Sorbonne; Domherr von Bayeux; Lord Eduard Rumond von Perth; Ludwig Basilius Carré de Montgéron, Ratsherr und Deputierter (der Verfasser jenes Werkes, dem ich diese Urkunden entnehme); Hermann Arouet, Schatzmeister an der Rechnungskammer; Alex. Robert Boindin, Stallmeister; Frhr. de Boibessin; Peter Pigeon, Bürger von Paris; Ludwig Anton Archambault und Amable Franz Peter Archambault, dessen Bruder, beide Stallmeister — bezeugen hierdurch:

»daß wir heute von acht bis zehn Uhr abends gesehen haben, wie die Marie Sonnet von Convulsionen ergriffen wurde und mit dem Kopfe auf dem einen Schemel lag, mit den Füßen aber auf einem anderen. Diese beiden Schemel befanden sich auf beiden Seiten eines großen Kamins unter dem Rauchfang desselben, derart, daß sich der Körper frei in dem Feuer befand, welches übermäßig stark war. Mit viermaliger momentaner Unterbrechung blieb sie **volle 36 Minuten in dieser Weise den Flammen ausgesetzt.***) Obwohl nun die Flammen bisweilen hoch über sie schlugen und ihr Körper beständig mitten im Feuer blieb, so wurde nicht einmal ihr Linnen-Gewand verbrannt, was uns durchaus als übernatürlich vorkommen mußte.

Den 12. Mai 1736."

Folgen die Unterschriften, worauf es in dem Dokument dann weiter lautet:

»Außerdem bezeugen wir noch, daß, als wir diese unsere Erklärung unterzeichneten, die besagte Sonnet sich wieder

*) Also durchschnittlich jedesmal neun Minuten.

von neuem in der erwähnten Weise dem Feuer aussetzte und neun Minuten, anscheinend schlafend, darin verblieb. Das Feuer war stets noch aufgeschürt worden: in diesen zwei Stunden und der nachfolgenden Viertelstunde verbrannten 15 Maß Holz und ein großer Baumstamm. — Tag und Jahr wie oben bezeichnet.«

Unterschriften.

„Übrigens," bemerkt de Montgéron, „blieb diese Convulsionärin zu anderen Zeiten noch bedeutend länger im Feuer als an diesem Tage der urkundlichen Bescheinigung. Es ist uns dies durch den Verfasser der Schrift: Vains Efforts ꝛc. (welche gegen die Convulsionäre gerichtet war) bekannt, der in seinem Bericht behauptet, daß Marie Sonnet solange im Feuer verblieb, als genügt haben würde, um ein Stück Schaf- oder Kalbfleisch zu braten."

Man beachte wohl, daß das Buch Carré de Montgéron's, dem ich diese Stelle entnommen habe, veröffentlicht wurde, während sich beständig die Phänomene auf dem Grabe des Diakons von Paris zutrugen und als noch die Personen, die das oben angeführte Dokument unterzeichnet hatten, unter den Lebenden weilten, sowie überhaupt noch tausende von anderen Augenzeugen anzutreffen waren.

Jener Hermann Arouet, der sich auch unter der Zahl jener Augenzeugen befindet, welche das Dokument mitunterzeichnet haben, war ein Bruder Voltaire's. Dieser wagte daher nicht das Phänomen der Unverbrennbarkeit bei Sonnet zu leugnen, er bekannte es sogar offen, zog es dann aber in seiner Korrespondenz ins Lächerliche, wie er es ja auch mit Christus und Jeanne d'Arc gethan hatte. Derselbe Voltaire erkennt dann, als er den bereits auch von uns erwähnten Fall des Petrus Igneus anführt, der sich im Jahre 1063*) zu Florenz zutrug, an, daß derselbe von einer großen Anzahl

*) s. dieses nämliche Hauptstück, § 14.

zeitgenössischer Historiker bestätigt wird, ist indes aber der Ansicht, daß man nicht daran glauben könne, ohne die Grundsteine der Vernunft ins Wanken zu bringen. Warum aber ließ er denn die Erscheinungen seiner Zeitgenossin, der Marie Sonnet, zu?

Auch steht das Beispiel der Sonnet durchaus nicht vereinzelt da. De Montgéron schreibt:

„Hat nicht vielleicht ganz Paris mehrere Jahre hindurch gesehen, wie andere Konvulsionäre sich „über ein großes Feuer legten, beträchtliche Zeit in dieser „Lage verweilten, und dabei in Schlaf verfielen, sich also „derart dem Feuer aussetzten, ohne daß die sie umzüngelnden „Flammen weder auf ihren Körper noch auf ihre Kleider eine „schädliche Wirkung hervorbrachten; ferner jene, die ihre Füße „in die Feuerglut setzten, die zwar ihre Fußbekleidung ver„brannte, den Füßen indes keinen Schaden that, noch sie „Schmerz empfinden ließ; die schließlich ihr Gesicht in die „Flammen tauchten, ohne verletzt zu werden, ohne daß „ihnen ein Haar versengt wurde?"

§ 32. — Dr. Carl Freiherr du Prel äußert sich in seinem Aufsatze: „Der Salamander" (Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften I, S. 152) als ob er die Unverbrennbarkeit des Fleisches und sogar der Haare der Convulsionärinnen auf den kataleptischen oder wenigstens somnambulen Zustande, in dem dieselben sich befanden, zurückführe, anstatt sie dem Eingreifen unsichtbarer Wesen zuzuschreiben. Dagegen läßt sich nun erstens einwerfen, daß sich die zur Feuerprobe Verurteilten keineswegs und auch nicht einmal in somnambulem Zustande befanden, was man wenigstens eigentlich darunter versteht. Jedenfalls, wenn man annimmt, daß die Ursache der Unverbrennbarkeit in einer besonderen Art Hypnose begründet liege, die sich sogar auf die Haare der betreffenden Personen erstrecke, wird man annehmen müssen, daß eine derartige Hypnose die nämliche wunderbare Kraft

[die Crookes und Cox übrigens als eine „psychische Kraft“ erwiesen zu haben scheinen. — Der Übers.] auch auf die Kleider, auf die Gewänder der Personen zu übertragen vermöchte, worin jene eingehüllt waren? Oder wurden auch die Linnen und Tücher kataleptisch?

Hier werden nun die Skeptiker einwerfen, daß man die Kleider mit chemischen Mitteln unverbrennbar gemacht habe, welche heute vollkommen bekannt sind.

In diesem Falle würde man also zu der Annahme gezwungen sein, daß, wenn die Unverbrennbarkeit der Konvulsionärinnen, soweit es das menschliche Fleisch und die Haare angeht, seine Richtigkeit habe, sie doch bezüglich der Kleider durchaus nicht anwendbar wäre, was auch du Prel durchaus und aufs entschiedenste für ausgeschlossen hält. Nun so sei es. Indes lassen sich bei weitem nicht alle die wunderbaren Phänomene bei den Convulsionären auf die Unverbrennbarkeit zurückführen, wie wir es noch im Verlauf unseres Werkes sehen werden. Unterdes möchte ich noch darauf hingewiesen haben, was uns noch weiter von jener nämlichen Marie Sonnet berichtet wird.

„Als sie sich gerade mit dem Rückgrat auf einen spitzen „Stein gelegt hatte, ließ man ihr von der Decke herab einen „Stein von etwa 50 Pfund Schwere auf den Unterleib fallen, „was für sie eine Erquickung war ... Mehrere Leute preßten „mit vereinten Kräften und mit aller Gewalt eiserne Spieße „gegen sie, wobei die Spitzen derselben fest gegen ihren Hals „oder ihre Brust gedrückt wurden. Allein es konnte dadurch „nicht einmal ihre Haut geritzt werden.“ Sie fand große Bewunderung ob der schönen Sprache ihrer Gebete, ob ihrer Prophezeiungen, ihrer weisen Reden und Verzückungen.“ *)

War ihr also etwa auch die Kunst bekannt, sich unverwundbar zu machen?

*) Carré de Montgéron, angef. Werk, II, 31—34.

§ 33. — Die Wahrheit aber ist die, daß wenn die übernatürliche Hypothese auch immer mit Vorbehalt angenommen werden muß, es nicht weniger wahr ist, daß sie klar und vernunftgemäß ist, während jene materialistischen Hypothesen, die man aufstellen kann, verwirrt, unwahrscheinlich und ungenügend sind. Indes vermag man sehr wohl zu begreifen, daß es Leute giebt, welche behaupten, daß die erwähnten Erscheinungen der Unverbrennbarkeit übermenschlichen Charakter aufweisen; man versteht, daß es auch Leute giebt, die selbst daran noch zweifeln; allein man vermag nicht einzusehen, wie jemand die übernatürliche Hypothese bloß deshalb unter allen Umständen bei Seite gesetzt wissen möchte, weil sie ihm nicht paßt und ohne daß es ihm möglich ist, sie durch eine andere zu ersetzen, die, wenn auch nicht gerade ausreichend ist, doch wenigstens mehr der Vernunft entspricht.

§ 34. — Man darf keineswegs etwa glauben, daß die Erscheinungen einer übermenschlichen Unverbrennbarkeit bloß vor Zeiten vorgekommen seien und jetzt nicht mehr als ein Gegenstand von Experimentalstudien zu betrachten wären, abgesehen von den Fakiren und jenen wenigen Ländern roher und wilder Bevölkerung, woselbst noch heute die Gottesurteile durch die Feuerprobe im Gebrauch stehen.

Noch aus unserem Jahrhundert liegt ein authentischer Bericht über eine epidemische Besessenheit im Jahre 1862 zu Morzine (Hautes Alpes) vor, der nicht wenig Aufsehen erregt haben dürfte. Der Arzt, der hierüber ein offizielles Gutachten abgab, sagte, daß eine der Besessenen eine glühende Kohle lange Zeit hindurch in den Händen hielt, ohne davon auch nur die geringste Empfindung zu haben und ohne daß auch nur irgend wie eine Brandwunde oder dergleichen zu konstatieren war.*)

Dies, wie die anderen übernatürlichen Phänomene findet

*) Mirville, Des Esprits, II, 227.

man heute ganz vorzugsweise bei den spiritistischen Medien. Einige von ihnen, wie ein Towns, ein Morse und Dunn vermochten Minuten lang dem Feuer sich auszusetzen, so die Hände in eine Gasflamme zu halten oder glühende Gegenstände wie Kohlen anzufassen.*)

Allein das berühmteste Medium für dieses Phänomen, wie auch für einen großen Teil der anderen spiritistischen Erscheinungen war Daniel Douglas Home. Von ihm berichtet der berühmte Naturforscher Wallace folgendes:

»Vielleicht ist es das bestbezeugte und außerordentlichste Phänomen, welches mit Herrn Home's Mediumschaft verknüpft ist, dasjenige nämlich, welches „Feuerprobe" genannt wird. Im Zustande der Verzückung nimmt er eine glühende Kohle aus dem heißesten Teile eines hellen Feuers und trägt sie rings im Zimmer umher, so daß sich jeder von der Echtheit des Phänomens überzeugen kann. Hierfür liegen Bestätigungen von Augenzeugen vor, wie von J. D. Jencken, Lord Lindsay, Lord Adare, Miss Douglas, Mr. S. C. Hall und von sehr vielen anderen Personen. Aber noch weit seltsamer ist der Umstand, daß er in jenem Zustande diese Gabe auch bei anderen Personen zu entdecken, wohl besser gesagt, sie auf dieselben zu übertragen vermag. So legte er einst ein Stück rotglühender Kohle auf den Kopf von Mr. S. C. Hall in Gegenwart von Lord Lindsay und anderer vier Personen, worüber die Gemahlin des Herrn Hall dem Grafen von Dunraven Bericht ablegte.«

Der berühmte William Crookes, der Entdecker des Thalliums und der strahlenden Materie, der Erfinder des Radiometers u. s. w., berichtet uns von Home:

„Ich sah ihn, die Hand in das Kohlenfeuer legen und glühende Kohlen anfassen, was mir nicht möglich gewesen wäre, ohne meine Finger schrecklich zu verbrennen. Ich sah

*) Perty, Die mystischen Erscheinungen, II, 45—46, 48—49.

ihn ferner, eine glühende Kohle aus dem Feuer holen, sie auf die flache Hand legen und binnen mehreren Minuten so liegen lassen. Die Flammen züngelten dabei um seine Finger, doch trugen dieselben nicht den geringsten Schaden davon und seine Haut wies auch durchaus keine Brandwunden auf."

Führen wir nunmehr an, was betreffs der Unverbrennbarkeit von Kleidern und anderen Gegenständen von Wissenschaftlern ersten Ranges festgestellt wurde.

„Die nämlichen Zeugen", fährt Wallace weiter fort, „bekunden auch, daß Herr Home rotglühende Kohlen in seine Weste gelegt, ohne seine Kleider zu versengen, und sein Gesicht in die Mitte des Feuers gehalten hat, wobei sein Haar in die Flammen hineinfiel und doch nicht im geringsten versengt wurde."

Dieselbe Kraft, dem Feuer zu widerstehen, kann auch zeitweise leblosen Gegenständen verliehen werden. Herr H. Nisbot zu Glasgow erklärt (im »Human Nature« vom Februar 1876): „Im Januar des Jahres 1876 legte Herr „Home eine rotglühende Kohle in die Hände einer Dame und „eines Herrn, welche sie nur als warm empfanden. Als er „dann dasselbe Stück Kohle auf eine zusammengefaltete Zeitung „brachte, brannte es ein Loch durch sämtliche Papierblätter „hindurch. Darauf nahm er eine noch frisch flammende Kohle, „legte sie auf die nämliche Zeitung und trug das Papier mit „der Kohle so ungefähr drei Minuten lang im Zimmer umher, wonach man das Papier diesesmal nun in keiner Weise „versengt vorfand."

Lord Lindsay bestätigt dann — und sein Wort ist doch gewiß in Anbetracht, daß er einer von den wenigen Adeligen ist, welche sich wirklich wissenschaftlichen Studien widmen, immerhin von einigem Werte — daß Home ihm bei Gelegenheiten rotglühende Kohlen auf seine Hand gelegt habe, ohne daß er auch nur die geringste Verletzung davon getragen hätte.

Herr W. H. Harrison berichtet im »Spiritualist« vom

15. März 1870: „Herr Home nahm eine große Kohle, welche „ganz seine Handfläche bedeckte und sechs bis sieben Zoll groß „war. Als er damit im Zimmer umherging, warf sie eine „rote Glut auf die Wände, und als er mit ihr zum Tische „kam, fühlten alle Anwesenden die Hitze im Gesichte. Die „Kohle wurde auf diese Weise fünf Minuten lang von ihm „gehalten." Solche Erscheinungen haben sich **jetzt Dutzende von Malen in Gegenwart Hunderter von Zeugen wiederholt. Sie sind Thatsachen der Wirklichkeit, über die auch nicht der geringste Zweifel herrschen kann, Thatsachen** (!), die nach den bekannten Gesetzen der Physiologie und der Wärme ganz unerklärlich sind." —

Soweit Wallace. Ein früherer Bericht, aus dem Jahre 1870, welcher in dem des Comité's der „Dialektischen Gesellschaft z„ London„ enthalten ist, sagt ebenfalls: „Das Papier, worauf Home glühende Kohlen legte, entzündete sich bald; allein, wenn er wollte, konnte er es mehrere Minuten lang dahin bringen, daß das Papier nicht brannte."

Aus dem nämlichen Berichte geht aber hervor, daß die Unverbrennbarkeit bei dem Medium Home sich nur während seines Verzückungszustandes offenbarte.

Um nun noch mit einem letzten Augenzeugen zu schließen, so lasse ich hier noch den Bericht folgen, den Perty aus »Human Nature« vom Dezember 1868 entnommen hat:

„Herr Home hielt glühende Kohlen drei bis vier Minuten in der Hand, und diese wurde dabei nicht einmal geschwärzt. **Sein Gesicht hielt er dann in das Feuer des Kamins, dessen Flammen es ganz beleckten: ein schrecklicher und zugleich feierlicher Anblick!** — und als er sein Antlitz zurückzog, sprach er, d. h. die Geister sprachen aus ihm: „Seht, auch nicht ein Haar ist an Daniels Haupt verbrannt." Dann ging er auf Lord X. zu und sagte: „Ich will Sie noch mehr von der Wahrheit des Phänomens überzeugen. Ich werde nun, Mylord, falls Sie keine Furcht haben, die Kohle in Ihre

Hand legen.“ Der Berichterstatter Jencken wollte dem zuvorkommen und streckte seine eigene Hand aus. Obschon er aber nur einen Augenblick die Kohle und bloß an der schwarzen Seite berührte, verbrannte er sich den Finger. Das Medium legte nun aber die große glühende Kohle in die eine Hand des Lords, faßte sodann dessen andere und drückte beide Hände fest auf die glühende Kohle. Als er dann nach zwei Minuten die Hände des Lords frei ließ, war keine Spur von Verbrennung, nicht einmal von Schwärze zu sehen.

Als Home mit dem Experimentieren aufgehört hatte, setzte er sich und sprach (oder vielmehr die Unsichtbaren redeten wieder aus ihm):

„Die Erscheinungen, von denen Ihr alle heute Augenzeugen gewesen seid, sind solche Erscheinungen, welche die Menschheit als Wunder verehrt hat. Ihr seid Zeugen **jener furchtbaren, traditionellen Feuerprobe** gewesen. . . Und doch ist dieses kein Wunder, nämlich keine Aufhebung jener unerbittlichen, unabänderlichen ehernen Gesetze der Natur — der Gottheit. **Wir haben nur odische Ausströmungen (Fluidströme) um die Kohle und durch das Fleisch hindurch ziehen lassen, und diese haben das Feuer gehindert, die Hand Daniel's zu verletzen** . . . Wir haben auch Striche über die Hand von Lord X. gemacht, und diese haben ihn vor Beschädigung geschützt, während Herr Jencken, der unvorsichtig seine Hand darbot, sich verbrannte, weil er eben nicht unsererseits geschützt wurde.“

Daher ist die Erklärung des Phänomens der Unverbrennbarkeit nach den Spiritisten zwar übernatürlich, allein doch der Vernunft entsprechend.

§ 35. — Da es nun aber gute wie böse Geister und eine Mittelsorte geben kann, und da jene bösen eher darauf bedacht sein müssen, den Schuldigen anstatt den Unschuldigen zu retten, so muß vom spiritistischen Standpunkte aus das Gottesurteil als ein sehr falsches, juristisches Ermittelungsverfahren angesehen werden.

Sogar zu seinen Zeiten brachte Plinius*) in der That den Verdacht auf, daß die Vestalin Tuccia wirklich schuldig sei, daß sie aber das Sieb-Wunder vermittelst Beschwörungen d. h. durch Mithilfe böser Geister hervorgerufen habe.

Im Mittelalter war der Glaube ein allgemein verbreiteter, daß der Teufel seine Schutzbefohlenen vor dem Feuer zu retten vermöchte; auch erklärte man dadurch, daß die Hexen oft unbeschadet den schrecklichsten Martern unterworfen werden konnten.

Da man ebenso annehmen kann, daß auch der Einfluß böser Mächte bisweilen auf die Rettung der Schuldigen zurückzuführen sei, so wird man auch zugeben müssen, daß durch die bösen Wesen auch die Unschuldigen als schuldig hingestellt werden konnten. So mochten von den „kraft der Probe" Verurteilten viele in der That ganz unschuldig sein.

§ 36. — Überdies ließe sich die Thatsache, daß ein Angeklagter bei einem Gottesurteile Schaden erlitt, nicht nur durch die Hypothese seiner Schuld, sondern auch dadurch erklären, daß keine geheime Macht es für gut befand, ihm beizustehen.

Daher dürfte nur bei höchst wenigen Ordalien, welche unter einem solchen Gesichtspunkte durchaus nicht mehr so unvernünftig erscheinen, sich stets ein wunderbarer Vorfall ereignen, welcher das Eingreifen eines unsichtbaren Wesens bestätigt. Eine derartige Probe, welche in Indien in Anwendung stand, wird uns von dem Buddhisten Hiuen-Thsang**) mitgeteilt. Man nahm den Angeklagten und nähte ihn in einen Sack ein; ebenso wurde ein Stein in einen anderen Sack eingenäht, und nachdem man nun beide Säcke noch mit einem Stricke aneinander gebunden, wurden sie ins

*) Nat. Hist. XXVIII, 3.

**) Mémoires sur les contrées occidentales, traduits par St. Julien, Paris, 1857.

Wasser geworfen: „Wenn nun der Angeklagte untersank und der Stein auf der Oberfläche des Wassers verblieb, so war der Delinquent schuldig, schwamm dieser dagegen oben und der Stein sank zu Boden, so ließ man den Angeklagten frei, da man seine Unschuld hierdurch für erwiesen hielt." So nahm man also stets betreffs eines zu fällenden Urteils über schuldig oder nicht schuldig seine Zuflucht zu einer übernatürlichen Kraft.

Mithin ist der größte Teil der Ordalien auch verwerflich, weil sie eben auf dem falschen Grundsatze beruhten, daß Gott und die guten Geister immer direkt in unsere Sachen eingreifen müßten, während sie oft nicht einmal eingegriffen haben, um Märtyrer zu erretten, ja sogar nicht einmal, als die Pharisäer den sterbenden Jesus ins Gesicht schlugen und ihm dabei höhnisch sagten: — „Der du den Tempel Gottes zer„brichst und baueſt ihn in drei Tagen, hilf dir selber! Bist „du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz!" — Desgleichen auch die Hohenpriester spotteten seiner, samt den Schriftgelehrten und Ältesten und sprachen: — „Anderen hat er „geholfen und kann sich selber nicht helfen. Ist er der König „der Israeliten, so steige er nun herab vom Kreuz, so wollen „wir ihm glauben! Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn „nun, lüstet es ihn! Denn er hat gesagt: Ich bin Gottes „Sohn."*)

§ 37. — Damit möchte ich indes durchaus nicht gesagt haben, daß unsichtbare Mächte nie sich der Märtyrer erbarmt und ihnen beigestanden hätten. Daß dies sogar bisweilen wohl bestätigt zu sein schien, das besagen die tröstenden Worte des Apostels Paulus: „Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen." **)

*) Ev. Matth., Kap. 27, V. 40–43.

**) 1. Korinth., Kap. 10, V. 13.

Hat doch schon Jehovah durch den Mund des Jesaias gesagt: denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden.*)

Und der Neuplatoniker Jamblichus sagt in den „Egyptischen Geheimnissen": „Es bietet sich uns ein „sicheres Merkmal für die Inspiration der Propheten, sobald „man beispielsweise sieht, daß sie unverbrennbar sind; in „welchem Fall Gott, der in ihnen wohnet, es dem Feuer „wehret, sie zu berühren, und diesen hilft, die Wirkung des „Feuers zu ertragen. Obgleich sie verbrannt, gekreuzigt, ge„geißelt oder ihre Glieder in Eisen geschmiedet wurden, so „nahmen sie es nicht einmal wahr . . . In einem solchen „Zustande sind jene sich ihrer eigenen Handlungen nicht mehr „bewußt und leben nicht mehr das tierische Leben, sondern „haben das Bewußtsein eines anderen, göttlicheren, welches auf „sie einwirkt und Besitz von ihnen ergreift." **)

An dieser Stelle sei auf den Unterschied aufmerksam gemacht, den Jamblichus hier sehr schön zwischen Unempfindlichkeit und Unverbrennbarkeit trifft.

„In den Heiligengeschichten kommt also die Sache sehr, vielfach vor", wie Dr. Freiherr du Prel sagt, „Die einen, „ins Feuer geworfen, verlieren kein Haupthaar, so Viktor, „Euphysius, Christina; andere bleiben auf dem Scheiter„haufen unverletzt: Agnes, Polykarp." Als dieser letztere den Scheiterhaufen bestieg und das Feuer entzündet wurde, da bildeten die Flammen einen Bogen um seinen Körper, ohne ihn zu verletzen, worauf er mit einer Lanze getötet wurde.***)

Den hl. Bonifacius in Tarsus ließ man siedendes

*) Jesais 43, 2.
**) Buch XI, Kap. III, V. 2.
***) Görres, christl. Mystik, I.

Blei trinken und tauchte seinen Kopf in siedendes Wasser: allein er zog sich keine Beschädigung zu.

Wer wird sich nicht hierbei der biblischen Geschichte von den drei Männern im feurigen Ofen erinnern:

„Da ward Nebukadnezar voll Grimm und stellte sich scheußlich wider Sadrach, Mesach und Abed-Nego und befahl, man sollte den Ofen siebenmal heißer machen, denn man sonst zu thun pflegte. Und befahl den besten Kriegsleuten, die in seinem Heere waren, daß sie Sadrach, Mesach und Abed-Nego bänden und in den glühenden Ofen würfen. Also wurden diese Männer in ihren Mänteln, Schuhen, Hüten und anderen Kleidern gebunden und in den glühenden Ofen geworfen. Denn des Königs Gebot mußte man eilend thun.

Und man schürte das Feuer im Ofen so sehr, daß die Männer, so den Sadrach, Mesach und Abed-Nego verbrennen sollten, verdarben von des Feuers Flammen. Aber die drei Männer Sadrach, Mesach und Abed-Nego fielen hinab in den glühenden Ofen, wie sie gebunden waren. Da entsetzte sich der König Nebukadnezar und fuhr eilends auf und sprach zu seinen Räten: — Haben wir nicht drei Männer gebunden in das Feuer lassen werfen? — Sie antworteten und sprachen zum Könige: — Ja, Herr König. — Er antwortete und sprach: — Sehe ich doch vier Männer los im Feuer gehen und sind unversehrt; und der vierte ist gleich, als wäre er ein Sohn der Götter. — Und Nebukadnezar trat hinzu vor das Loch des glühenden Ofens und sprach: — Sadrach, Mesach und Abed-Nego, ihr Knechte Gottes, des Höchsten, gehet heraus und kommt her. Da gingen Sadrach, Mesach und Abed-Nego heraus aus dem Feuer. Und die Fürsten, Herren, Vögte und Räte des Königs kamen zusammen und sahen, daß das Feuer keine Macht am Leibe dieser Männer bewiesen hatte und ihr Haupthaar nicht versenget und ihre Mäntel nicht versehrt waren, ja man konnte keinen Brand an ihnen riechen. Da fing an Nebukadnezar und sprach: — Gelobet sei der Gott Sad-

rachs, Mesachs und Abed-Negos, der seinen Engel gesandt und seine Knechte errettet hat, die ihm vertrauet und des Königs Gebot nicht gehalten, sondern ihren Leib dargeboten haben, daß sie keinen Gott ehren, noch anbeten wollten, ohne allein ihren Gott. So sei nun dies mein Gebot: — Welcher unter allen Völkern, Leuten und Zungen den Gott Sadrachs, Mesachs und Abed-Negos lästert, der soll umkommen und sein Haus schändlich verstöret werden. Denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann, als dieser. — Und der König gab Sadrach, Mesach und Abed-Nego große Gewalt im Lande zu Babel."*)

Wenn auch diese Geschichte nicht auf Wahrheit beruht — was sich wohl unmöglich annehmen ließe — so beweist sie übrigens doch, daß die Idee von dem Schutz der Märtyrer in einigen Fällen durchaus nicht neueren Datums ist.

§ 38. — Während der Regierung Hunnerichs, des Königs der Vandalen, entstand im gothischen Afrika eine Verfolgung der Arianer gegen die römischen Katholiken. Die Arianer behandelten die Katholiken, wie diese später mit den Waldensern oder mit den Hugenotten verfuhren. Da die Stadt Tipasa, welche einige Meilen von Karthago entfernt liegt, dem orthodoxen Glauben treu blieb, so sandte Hunnerich einen militärischen Befehlshaber dorthin; dieser versammelte die Katholiken auf dem Forum und angesichts der Menge, welche von jeder Seite herbeigeeilt war, ließ er denjenigen die rechte Hand abschneiden und die Zunge herausnehmen, die seinen Drohungen gegenüber sich störrisch zeigten. Allein die wackeren Märtyrer sprachen zur allgemeinen Verwunderung auch ohne Zunge ruhig weiter. Es erregte dieser Fall ungeheueres Aufsehen in der Stadt, man eilte von allen Seiten hinzu, um Zeuge des großen Wunders zu sein. Jedermann konnte sich selbst davon überzeugen.

*) Daniel III, 19–30.

Dies wäre übrigens ein andauerndes Wunder, wie es Renan fordert.

Der berühmte Gibbon, dessen unveränderlicher Skeptizismus sogar den Leser stutzig macht, äußert sich gegenüber einer Thatsache, wie diese: „Im allgemeinen kann man die Wunder mehr der Geschicklichkeit der Katholiken zuschreiben, als dem Beistand des Himmels. Überdies kann sich auch der unparteiische Historiker erlauben, ein **übernatürliches** (preternatural) Ereignis anzuführen, das die Gläubigen erbauen und die Ungläubigen in Staunen setzen wird: jene Wunder (von den ausgerissenen Zungen, durch die keineswegs die Sprache gehindert wurde), wovon viele nacheinander vorkommende Beispiele vorliegen, breiteten sich auf dem ausgedehntesten und ausgezeichnetsten Theater der Welt aus und wurden **mehrere Jahre hindurch** zur Prüfung der Ungläubigen unterzogen. Diese **sämtlichen** Leute bezeugten das Wunder, sei es nun als Augen- und Ohrenzeugen oder sei es nun wegen allgemeiner Bekanntheit ꝛc.*)

Viktor Vitensis, welcher eine Geschichte der Verfolgung zwei Jahre nach diesem Ereignis veröffentlicht hat, schreibt „Wenn jemand an der Wahrheit meiner Worte zweifeln sollte, der wende sich nach Konstantinopel und werde Augen- und Ohrenzeuge dieser klaren und fehlerfreien Sprache des Unterdiakons Restitutus, eines jener ruhmreichen Bekenner, der heuer im Palaste des Kaisers Zeno wohnt und sich der größten Achtung der frommen Kaiserin erfreuen darf.“ **)

In Konstantinopel befindet sich auch ein gelehrter christlich-neuplatonischer Philosoph, Aenaeas von Gaza, welchen Gibbon als einen „tiefsinnigen und hochgelehrten Zeugen feiert, der keinerlei Nebeninteresse noch Leidenschaften besitze“. Dieser äußert sich sogar mit nachstehenden Worten über jene Märtyrer:

*) History of Decline etc.

**) Viktor Vitensis, V, 6, S. 76.

„Ich selbst habe sie gesehen, habe sie sprechen gehört: dabei habe ich genau nachgeforscht, in welcher Weise eine artikulierte Sprache ohne Sprachorgane möglich sein könnte. Auch habe ich den Augen die Kost gegeben, und geprüft, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Ich sah den betreffenden in den Mund und überzeugte mich, daß die ganze Zunge vollständig an der Wurzel abgeschnitten war — eine Operation, welche die Ärzte gewöhnlich nur mit tödlichem Ausgang vornehmen können.*)

Der Historiker Prokopius**) legt, nachdem er sich durch den eigenen Augenschein davon überzeugt hat, einen gleichen Bericht ab.

Viktor von Tumona bietet uns hinsichtlich dieses Ereignisses das Zeugnis „der ganzen Kaiserstadt".

Der Kaiser Justinian behauptet ebenfalls in einem für Afrika erlassenen Edikte, daß er selbst diese Märtyrer gesehen und sich durch eine Prüfung von der Thatsächlichkeit derselben überzeugt habe.***)

Papst Gregor der Große, welcher zu Konstantinopel auf dem Stuhle des hl. Petrus saß, ebenso der Minister des höchsten Bischofs urteilen in gleicher Weise.†)

Und dies ist noch nicht alles. Man höre die folgenden Worte eines anderes Zeitgenossen, Marcellinus Comites††), welcher berichtet: „Hunnerich ließ einem katholischen Jünglinge, der von Geburt an stumm war, die Zunge herausschneiden, sogleich begann er aber zu sprechen und Gott zu preisen. Ich habe auch zu Konstantinopel mehrere der heiligen Schar gesehen, welche, obschon sie der Zunge auf gleiche Weise

*) Aeneas Gazeus, in Theophrasto (Biblioth. Patrum, Bd. VIII, S. 644.)

**) De Bello Vandal., Buch 1, Kap. 7, S. 196.

***) Justinian, Codex, Buch I, XXVII.

†) Dialog., III, S. 32.

††) Chron., S. 45.

beraubt waren, doch vollkommen tadellos sprachen . . . Zwei von diesen Verstümmelten dagegen hatten sich einer Sünde schuldig gemacht, worauf sie sofort und auf immer ihrer Sprache verlustig gingen."

Diese letzten Episoden gerade dürften, wenn eben gut verbürgt, doch gewißlich dem ganzen Phänomen unbestreitbar den übernatürlichen Stempel aufdrücken.

Daher schreckt Baronius nicht davor zurück, dieses Wunder des Sprechens ohne Zunge „einen Ton des heiligen Geistes" „zu nennen, der im ganzen Weltall vernommen worden sei, „da es sich ja nicht nur um einen oder zwei Zeugen handelt, „sondern um eine ganze Provinz, und zwar nicht nur um „eine ganze Provinz — nein, nicht einmal bloß um Afrika, „sondern um die ganzen über dem Meere gelegenen Länder. „War doch auch nicht nur von einem Tag die Rede, oder „gar von einem Monat, sondern von einem ganzen Jahr„hundert (uno ferme saeculo), d. h. bis zu dem Tode der „letzten dieser Märtyrer, welche in der ganzen Welt zerstreut „lebten. Denn Gott wollte eben, daß alle bedeutenden zeit„genössischen Geschichtsschreiber, welcher Religion sie auch sein „mochten, gleichsam einstimmig und mit denselben Worten „ein solches Wunder bestätigten." *)

Doch giebt keiner von den Schriftstellern jener Zeit genau die Zahl dieser Märtyrer von Tipasa an; nur eine alte Chronik überliefert uns, daß es sechzig gewesen seien. **)

Wie man sieht, lassen sich eben jene Thatsachen nur dann leugnen, wenn man, anstatt auf Grund der **Erfahrung und der Experimente** sich ein Kriterium des Unmöglichen zurechtzulegen, sich a priori einen Begriff davon macht. Allein es stehen diese Thatsachen „historisch fest", genau so wie der Triumph des Miltiades in der Schlacht bei Marathon

*) Annales, Bd. II, anno Christi, 484.

**) s. Ruinart, S. 486.

und des Hannibal bei Cannä. Das Wunder der abgeschnittenen Zungen kann zwar nicht absolut sicher, allein auch nicht weniger gewiß genannt werden, als die Siege des Darius über die Athener und des Varro über die Carthager.

§ 39. — Es bleibt mir noch übrig, einer Sache zu gedenken, die mit den »Gottesurteilen« wenigstens anscheinend verbunden ist. — Ich meine die »Zitierung vor den Richterstuhl Gottes«.

Auch hierzu liegen von jeder Zeit Beispiele vor. Quintus Curtius zeigt uns den alten indischen Propheten Calamus welcher auf dem Scheiterhaufen den Flammen preisgegeben sich an Alexander den Großen wandte und ihm ankündigte, daß er nach drei Tagen sterben würde. Der Macedonier hauchte indes am sechsten Tage seine Seele aus.

Vitellius befahl, daß zu einer bestimmten Frist alle Wahrsager Italien zu verlassen hätten. Die Wahrsager erwiderten durch eine öffentliche Erklärung, daß er aber vorher noch erst die Erde verlassen werde.*)

In der That unterlag der Kaiser im Kampf und wurde getötet — und zwar ehe ein Jahr verflossen war. Auch sagten die von Valens verfolgten Magier diesem seinen Tod voraus.

Die Brüder Carvajal, welche unschuldig zum Tode verurteilt worden waren, sagten Ferdinand VII, König von Castilien, daß er noch vor Ablauf eines Monats auch hinübergehen werde. Am letzten Tage des Monats starb Ferdinand thatsächlich.

König Philipp der Schöne und Papst Clemens V ordneten in ihrer gemeinsamen Absicht, den Templer-Orden zu zerstören, Ende 1313 das Lebendigverbrennen des Großmeisters Jacob Moley an, und beide wurden von ihm auf dem Scheiterhaufen binnen einem Jahre vor den Richterstuhl Gottes

*) Sveton., Vitell., § 14.

zitiert. Wirklich starb nun der Papst am 20. April und der König am 29. November 1314.

Einige dieser Thatsachen werden neben vielen anderen von dem Jesuitenpater Jeremias Drexel in seiner Abhandlung „Tribunal Christi, seu arcanum ac singulare cujusvis hominis in morte judicium*) angeführt.

Bisweilen ist die festgesetzte Frist der Zitierung eine so kurze, daß die Wahrsagung wirklich wunderbar wird. So in den beiden folgenden Fällen, die wir dem erwähnten Werke von Drexel entnehmen.

Im Jahre 1606 wurde ein deutscher Soldat wegen eines eher unklugen als ehrfurchtswidrigen Ausdruckes der Empörung beschuldigt und von der peinlichen Gerichtsordnung zum Galgen geführt.

Dort wandte sich nun der Delinquent an den Hauptmann und rief ihm zu: „Über drei Wochen zu dieser selben Stunde um Mitternacht wird dich Gott ob meines Todes zur Rechenschaft ziehen!" Um 12 Uhr wurde das Todesurteil durch Erhängen vollzogen. Nach drei Wochen unternahm der Hauptmann mit einer Ronde eine Revidierung der Schildwachen; es war Mitternacht, der Hauptmann ging voran und fiel im Dunkel in einen Sumpf und ertrank.

Der Richter Johann Turso verweigerte einem Angeklagten, der ihn flehentlichst bat, noch andere Argumente und Zeugnisse für seine Unschuld erbringen zu dürfen, sprach ihn einfach schuldig und überantwortete ihn dem Scharfrichter. Als die Stunde der Hinrichtung gekommen war, zitierte der Delinquent, noch bevor er vom Leben zum Tode gebracht wurde, den unmenschlichen Richter vor Gottes Thron zu erscheinen, und zwar in demselben Augenblicke seiner eigenen Hinrichtung. Und kaum hatte der Unschuldige seine Seele ausgehaucht, so

*) Hieremiae Drexelii, Opera Omnia, Moguntiae 1651, Bd. I, Seite 123 u. f.

stürzte auch der Richter, wie vom Blitze getroffen, zu Boden und hauchte seine mit dem Morde eines unschuldigen Menschen beladene Seele aus.

Alle diese Beispiele dürften schwerlich auf einen bloßen Zufall zurückzuführen sein.

In der Schweiz ist die Zitierung vor Gottes Thron bis zum 17. Jahrhundert sehr bekannt und findet sich unter den Namen: »Ladung in das Thal Josaphat.«*)

Wer sich über diesen interessanten Artikel noch eingehender unterrichten will, der sei außer den Disquisitiones Magicae von Del Rio (S. 609) auf Dr. Oetker's: »Ladungen vor den Richterstuhl Gottes«**) verwiesen.

Natürlich gingen bisweilen die Zitierungen vor den Richterstuhl des Allerhöchsten leer aus, da sonst kein Verurteilter seinen Richter ihn hätte überleben lassen und kein Richter gewagt haben würde, einen Angeklagten zu verurteilen. So zitierte Johann Huß, als er dem Flammentode preisgegeben wurde, seine Richter, um innerhalb dreier Monate zu sterben. Die Richter kamen aber seiner Aufforderung nicht nach, wodurch die katholische Kirche nicht wenig an Ansehen gewann.***)

Delancre lehrt uns seinerseits, daß die Zitierungen vor Gott von Personen, welche gerechter Weise verurteilt worden seien, keine Wirkung hätten. Um dies nun zu beweisen, erzählt uns Giovio, daß, da Gonzalvo von Gordura einen der Hexerei ergebenen Soldaten verurteilt habe, dieser die Un-

*) Preußische Jahrbücher (Berlin, Reimer) März 1879.

**) Er widmete ihm ein Kapitel „Die Ofenbruggem", d. R. A., aus der Schweiz (XVIII), Heft 2.

***) Allein die Protestanten rühmen diesem Vorläufer der Reformation den Ausspruch nach: „Jetzt bratet ihr eine Gans; aber nach hundert Jahren kommt ein Schwan, den sollt ihr ungerupft lan." (Hellenbach). Das tschechische Wort für Gans war hus und für Schwan luter.

Der Übersetzer.

verschämtheit gehabt hätte, jenen vor den Richterstuhl des Höchsten zu zitieren. Der Feldherr antwortete höhnisch, daß sein verstorbener Bruder Antonius für ihn dort erscheinen solle. Es scheint, daß Antonius diesen kleinen Liebesdienst dem Bruder wohl nicht versagt hat, da ja die Zitierung des Soldaten für Gonzalvo nicht weiter verhängnisvoll wurde.

Sicher hatten de Zitierungen denselben Charakter wie die Ordalien. Diese erkannten der Gottheit die Lösung eines Streites zu, die Freisprechung oder Bestrafung eines Schuldigen; jene — die Ladungen vor den Richterstuhl Gottes — erkannten ihr die Lösung der Controverse zwischen dem Angeklagten und seinem Richter zu und die Strafe des letzteren, wenn er einen Unschuldigen verurteilt hatte.

Betreffs dieser Zitierungen läßt sich derselbe Einwand erheben, welcher unserseits bei den Gottesurteilen gemacht wurde, nämlich, daß die Menschen doch nicht wissen können, ob die Gottheit stets auf sich nehmen will, einen ungerechten Richter in der von dem unschuldig Verurteilten angegebenen Weise zur Rechenschaft und Strafe heranzuziehen.

Auch darf man ferner nicht den gewaltigen Eindruck außer Auge lassen, welchen solche Wahrsagungen unbedingt auf abergläubische Personen hinterlassen mußten, wodurch deren Gesundheit doch wohl meistens nicht wenig erschüttert wurde. Es waren fast sozusagen envoûtements, reine Mord-Suggestionen.

## 2. Hauptſtück.

# Die chriſtlichen Wunderthäter.

§ 1. — Die chriſtliche Religion iſt vielleicht nach den aſiatiſchen diejenige Religion, welche an Wundern aller Art am reichſten iſt. Allein wie in ſo vielen anderen Punkten, herrſcht zwiſchen der römiſch- und griechiſch-katholiſchen Kirche einerſeits und den Proteſtanten anderſeits auch hierüber eine große Meinungsverſchiedenheit. Die letzteren, mit ſehr wenigen Ausnahmen, halten nämlich faſt gar nichts von Wundern, und dies würde ſehr vernünftig erſcheinen, wenn es nämlich gelungen wäre, die Vollkommenheit einer Religion zu beweiſen, welche, ohne ſich wunderbarer Vorfälle zu ihrer eigenen Stütze zu rühmen, ſchon lediglich durch die bloße Kraft der Wahrheit ſo viele Millionen von Adepten zu erwerben vermöchte. Allein leider beruhte nicht nur der Glauben der griechiſchen und römiſchen Kirche auf dem berühmten: credo quia absurdum Tertullian's.*)

*) Das Sophisma, worauf die Kirchenväter des 3. Jahrhunderts ihre berühmte Deviſe gründeten, war — was gewiß jedem bekannt iſt — folgendes: „Die chriſtliche Religion enthält wohl eine Menge Dinge, welche ſeltſam und abſurd erſcheinen; allein darin offenbart ſich gerade ihr göttlicher Charakter, da ſie ja, wenn die Menſchen ſie zu erfinden gehabt hätten, zweifelsohne derart geſtaltet worden ſei, daß ſie leichter annehmbar geworden wäre".

Wir wir in dem ersten Band gesehen haben, betrachtete der Heiland selbst die Wunder, die er that, als Beglaubigung seiner göttlichen Mission.*) Überdies geben auch die orthodoxen protestantischen Theologen die Wunder im ersten Jahrhundert nach Christi zu. Und warum nicht!? Sie werden uns ja von der Bibel berichtet. Im allgemeinen aber lassen die Protestanten die Wunder bis ins fünfte Jahrhundert noch gelten. Doch warum nicht länger?! Sehr einfach, weil darnach das Christentum sich zum Katholizismus umwandelte.

„Von dem ersten Kirchenvater an bis zu dem letzten der Päpste," sagt der schon oft angeführte Gibbon,**) „bietet sich uns eine ununterbrochene Reihe von Bischöfen, Heiligen, Märtyrern und Wundern dar. Jedes Jahrhundert giebt uns authentisches Zeugnis von wunderbaren Vorfällen, wodurch sich dasselbe hervorthut, und sein Zeugnis scheint beim ersten Anblick nicht weniger von Gewicht, nicht weniger der Beobachtung wert zu sein, als das der vorhergehenden Generation, so daß wir unvermerkt uns eines Widerspruches schuldig machen würden, wenn wir im achten oder zwölften Jahrhundert der ehrwürdigen Beda oder dem heiligen Bernhard denselben Grad der Glaubwürdigkeit verweigern, welche wir so anstandslos im zweiten Jahrhundert St. Justinus oder dem Bischof Irenaeus einräumten. Und mithin mußte, da man doch keine Offenbarungen annehmen kann, ohne von der Wirklichkeit der Wunder überzeugt zu sein, und da nach der Ansicht von allen (!?) diese übernatürlichen Kräfte aufgehört haben, einst ein Tag, ein Zeitabschnitt gekommen sein, in welchem die Gabe der Wunder wie mit einem Schlage oder auch erst allmählich der christlichen Kirche wieder genommen worden war."

Wie man sieht, fühlte Gibbon sehr wohl die Verlegenheit,

---

*) Band 1, S. 413–414.

**) Decline and Fall etc., Band 3, S. 223.

worin er geriet, sobald er daran dachte, einen gewissen Termin für das Ende der Wunder zu setzen; allein die Überzeugung, daß heute keine Wunder mehr vorkämen — eine Überzeugung, welche zu damaliger Zeit in seinem Lande sehr allgemein verbreitet war, trübte sein Urteil.

Eine von den Leuchten der protestantischen Theologie, Tholuck nämlich, schrieb in demselben Jahrhundert: „Bleiben wir diesem Glauben treu, daß vom vierten Jahrhundert an bis auf unsere Zeit das Wunder in der christlichen Kirche niemals ganz aufgehört hat ... Trotz des legendenartigen Charakters des größten Teiles der Berichte tragen wir doch kein Bedenken, der Behauptung Ausdruck zu verleihen, daß der Heiland, wenn er es für nötig hält, auch heute noch so Wunder thut, wie zu Zeiten der Apostel: hat er doch seiner Kirche versprochen, bei ihr zu sein bis ans Ende der Welt."

Und noch besser drückt sich Middleton in seinen Briefen über das Wunder aus: „Wenn wir den Päpstlern bloß ein Jahrhundert der Wunder nach der Zeit der Apostel einräumen, so geraten wir in eine Menge von Schwierigkeiten hinein, wovon wir uns niemals wieder ganz frei machen können, ohne dieselben Kräfte auch in unserem Jahrhundert, in dem wir leben, anzunehmen."

Was nun eben die Fortdauer der Wunder anbetrifft, so erweisen sich die griechische und die römische Kirche dennoch als viel vernünftiger, als die Mehrzahl der protestantischen Kirchen.

§ 2. — Die katholische Kirche kann man sehr leicht der ausnahmslosesten Leichtgläubigkeit anklagen, eine Masse zu Heiligen gestempelt zu haben, die den ersten Jahrhunderten nach Chr. angehören, indem sie sich dabei auf solche Wunder gründen, denen auch die Protestanten Glauben beimessen und die bisweilen nur den Bänden eines gewissen Pseudo-Clemens oder den Dialogen Gregors des Großen ihren Ursprung verdanken. Allein es verdient doch anerkannt zu werden, daß

auch viele Heiligsprechungen nach dem Mittelalter mit der größten Gewissenhaftigkeit und Strenge, sowie der ernsten Erwägung ins Werk gesetzt wurden. Wer dieses leugnet, um der herrschenden Ansicht zu fröhnen, der möge sich nur einmal dem Studium von solchen Heiligsprechungen unterziehen, wobei er sich wohl sicher von der Wahrheit meiner Worte überzeugen wird.

Der lutheranische Pfarrer Gottfried Gentzel legt in den zu Leipzig erscheinenden „Psychischen Studien" (Jahrgang 1879) folgendes Bekenntnis ab:

„Ein ungeheueres Thatsachenfeld, das noch vollständig für das Studium des Spiritismus zu bepflügen ist und noch kaum berührt wurde, bietet sich uns in der Lebensbeschreibung der Heiligen der römisch-katholischen Kirche. Es ist ein Irrtum der Protestanten, der keineswegs mit ihrer Geistesfreiheit, mit ihrer Unparteilichkeit und mit der reinen Wahrheit der kritischen Forschung in Einklang zu bringen ist, deren sie sich ja doch so rühmen, wenn sie jenen Schatz von psychologischen Phänomenen vernachlässigen, ihn kurzer Hand mit dem Aberglauben zusammenwerfen, wenn sie jene Erscheinungen verächtlich als Legenden oder Lügen bezeichnen, während diese doch meistens so hinreichend bestätigt sind, daß die Zeugnisse zu ihren Gunsten auch seitens des strengsten Gerichtshofes Berücksichtigung finden würden. Was die katholische Kirche betreffs dieser Wunder denkt, sei dahin gestellt und von uns außer Acht gelassen; allein sicher hat es auch bei ihr nicht an der Strenge von Untersuchungen gefehlt, wie die weisen Vorschriften des Papstes Benedikts XIV (den doch selbst protestantische Historiker als „freidenkend und wissenschaftlich gebildet" rühmen) betreffs der Selig- und Heiligsprechung beweisen. Und dazu trugen sich jene Thatsachen nicht nur im früheſten Altertum oder im Mittelalter zu, denen viele mit Recht alle Narrheiten und menschlichen Verirrungen zuschreiben zu dürfen glauben, sondern zu Zeiten, welche vollkommen der historischen

Kontrolle unterstehen. Daher dürfen die Augen der Kritiker keineswegs mehr in Erstaunen geraten, als über andere Ereignisse, wenn man nämlich als gültige Zeugnisse solche hinstellen will, die es auch wirklich sind."

§ 3. — Das Studium der christlichen Thaumaturgie ist unglücklicherweise als ausschließliches Vorrecht den Priestern überlassen gewesen, da ja unsere gelehrten Akademien schon zu sehr damit beschäftigt waren, festzustellen, ob unter der 28. Dynastie der Pharaonen aleph lang oder kurz ausgesprochen wurde und vorzüglich ob Karl der Große auf der rechten oder linken Seite geschlafen habe. Was die Männer der Wissenschaft anbetrifft, so sieht man sie zwar die Heilungen durch Suggestion, die Ekstasen und jene anderen Phänomene, die sie mit diesen in Einklang zu bringen glauben, wie sie solche bei ihren hysterischen Patienten in den Kliniken hervorrufen, einem Studium unterziehen, allein man sieht doch auch gewiß, wie sie weislich alle anderen Wunder beiseite lassen, die ihre gelehrten Theorien durchkreuzen könnten.

Unter den neueren Schriftstellern, welche sich das Studium der Wunder zu eigen gemacht haben, verdient übrigens unbedingt Joseph Görres mit seinem vierbändigen Werke: „Die christliche Mystik" Erwähnung, welche er in den Jahren 1836—1842 veröffentlichte. Es ist dies ein höchst wertvolles Werk. Wenngleich Görres, wie Ennemoser und andere, notwendiger Weise dem Einfluß der geoffenbarten Lehren gehorchte, an welche er glaubte, so war es ihm dennoch nicht verliehen, in jener Zeit, in der er lebte, sich in dem neuen Gesichtskreise weiter zu verbreiten, den das Studium des heutigen Spiritismus eröffnet. Hoffen wir, daß ein anderer es verstehen wird, sein Werk auf jene Basis zu erheben, welche der bedeutende Wallace in seinem unsterblichen Buche: On Miracles and Modern Spiritualism*) geschaffen hat.

*) Übersetzt von Dr. Wittig in: „Die wissenschaftliche Ansicht des Übernatürlichen" ꝛc. und „Eine Verteidigung des modernen Spiritualismus" ꝛc. (Oswald Mutze, Leipzig).

Wer heute die Lebensbeschreibung der christlichen Heiligen einem Studium unterziehen will, muß notgedrungen seine Zuflucht zu jener umfangreichen wundersamen Arbeit nehmen, welche unter dem Namen Acta Sanctorum der Bollandisten bekannt ist. Bereits im Jahre 1630 unternahmen die Patres E. Rosweyd und Johann Bolland ihre große Arbeit, welche später dann von Heuschen, Papebroth, Ghesquière und anderen gelehrten Jesuiten Antwerpens fortgesetzt wurde. Bereits sind 65 ungeheuere Bände in folio erschienen, und noch immer nicht ist dieses große Denkmal des Christentums vollständig beendet. „Wenn die Jesuiten," sagte der Protestant Leibniz dem Grafen De Mérode, „weiter nichts als dies geleistet hätten, so wäre es schon hinreichend, um ihnen ein ehrendes Andenken zu bewahren." Der berühmte Minister Guizot, der auch Calviner war, erklärte seinerseits: „Diese Unternehmung, welche ein doppeltes Interesse vertritt, in historischer wie in religiöser Beziehung, verdient geradeso dem Schutze der Regierung Frankreichs befohlen zu sein, wie dies seitens anderer Regierungen geschieht." *)

„Ein Zellengefängnis mit den Bollandisten würde für mich ein Paradies sein," schreibt Ernst Renan in der Revue des deux Mondes. Dennoch synthetisiert Renan, der an Wunder nicht glaubt, das Werk der Bollandisten mit dem Satze: c'est un parterre de miracles. Der Verfasser des Lebens Jesu mußte also doch einen besonderen Wert diesen Acta Sanctorum zuschreiben. Auch läßt sich nicht behaupten, hierin das zu finden, was man in „Tausend und eine Nacht" antrifft — die Lust am Wunderbaren — da derjenige, welcher diese arabischen Märchen zu seiner einzigen Lektüre machen wollte, wahrlich nicht als geistig bedeutend anzusehen sein dürfte.

*) Études sur la collection des Actes des Saints, S. 112. — Die belgische Regierung unterstützt noch die Compilatoren der Acta jährlich mit 6000 Frcs.

§ 4. — Der größte Teil der Wunder der Heiligen bezieht sich auf die Heilungen von Krankheiten. Nichtsdestoweniger werde ich mich jetzt darauf beschränken, jenes Argument zu streifen, das ich mir vorbehalten hatte, im zweiten Teile dieses Werkes ausführlich zu behandeln.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle die Hypothesen erörtern, mit welchen man jene bereits als Wunder angesehenen Heilungen erklären will, ich bemerke nur, daß ich jene ganz und gar ausschließen will, welche man als Nervenkrankheiten ansieht, und ebenso alle diejenigen, welche sich bekanntermaßen durch die Suggestion beseitigen lassen.

Auch möchte ich nur solche Heilungen anführen, welche man mehr bekannten Heiligen zuschreibt, die auch in verhältnismäßig neuerer Zeit lebten; denn wenn ich mich nur auf die Aufzählung der einzelnen Fälle einlassen wollte, die man in den »Thaten der Heiligen« findet, so würde dies selbst dicke Bände erheischen.

Lucretia Gazia erkrankte schwer an einem Brustgeschwür und mußte entsetzliche Qualen ausstehen. Die Ärzte hielten die Operation — die krebsartige Stelle herauszuschneiden — für unabänderlich. Allein als die gute Frau in der Nacht, welche der Operation vorausging, sich einmal die Schmerzen und die Lebensgefahr vergegenwärtigte, welche ihr am anderen Tage unter den Händen der Ärzte bevorstanden, da stand sie eilends auf und begab sich zu St. Philippus Neri, dem sie ihre Leidensgeschichte vortrug. Der Begründer des Theatinerordens berührte die kranke Stelle und sprach darauf: „Gehe nur befriedigt wieder heim, ohne alle Furcht, daß sich dir irgend etwas übles zutragen könne.“ Lucretia begab sich nach Hause, und während sie hier beim Essen saß, erhob sie sich plötzlich mit den Worten: „Ich fühle auch nicht den geringsten Schmerz mehr, ich bin geheilt!“ Als nun bald darauf die Ärzte zur Operation erschienen, fanden sie auch keine Spur

mehr von dem Übel, so daß sie in das größte Erstaunen geraten mußten: vehementer obstupuerunt.*)

Nachdem St. Maria Magdalena de Pazzi das Abendmahl genommen, fiel sie in Verzückung, worauf sie sich zu ihrer Klosterschwester, der Nonne Maria Benigna Orlandini begab. Diese litt entsetzlich am Aussatze, so daß ihr ganzer Körper über und über weiß war. Sie hob ihr den Schleier zurück und beleckte das Gesicht der Kranken mit der Zunge und zwar — wie die Bollandisten sagen — mit solcher Liebe, daß es Gott gefiel, die Gesundheit der erkrankten Nonne zurückzugeben, welche heute noch lebt und redendes Zeugnis ablegt von dem großen Wunder.**)

Ein Mönch von dem Kloster des hl. Cajetan aus Thiene stürzte so unglücklich, daß er ein Bein brach. Nachdem der Arzt vergebens zu verschiedenen Heilmitteln seine Zuflucht genommen hatte, entschied er sich endlich zur Amputation. Wenige Stunden, bevor die Operation gemacht werden sollte, legte sich Cajetan zu dem Mönch ins Bett, tröstete ihn und ermahnte ihn, zu beten. Er ließ ihm die Binden vom Beine nehmen, worauf er einen Kuß auf die betr. Stelle drückte und dann das Zeichen des Kreuzes darüber machte. Nachdem das Bein nun von neuem gebunden worden war, entfernte er sich. Am anderen Morgen fand der Arzt das Beinwieder vollständig gesund.***)

§ 5. — In den früheren Jahrhunderten wußte man überdies auch sehr wohl, daß es durchaus nicht stets des Heiligenscheines dazu bedurfte, jedwede Krankheit auf eine anormale Weise zu heilen.

Der hl. Augustin†) erkennt an, daß es Menschen gebe, die bloß durch den Blick, durch Berührung oder Anhauchen

*) Bolland, Acta Sancta, 26 Mai.

**) Ebendaselbst, 15. Mai, Hauptstück IX.

***) Ebendaselbst, septima Augusti, § XVI.

†) De civit. Dei, XXIV.

die verschiedensten Leiden heben könnten. Dabei bemerkt er daß „eben ihre Natur anders sei, als die der anderen Menschen."

Wohl jedermann hat von der eigentümlichen Fähigkeit der Könige von Frankreich reden hören, welche Skropheln heilen konnten. Thomas von Aquino läßt diesen Vorzug von Chlodwig abstammen, und Delancre*) berichtet uns, in welcher Weise jener Herrscher diese Gabe erkannt hatte, die ihm vom Himmel gegeben worden war. Doch geht daraus nicht hervor, ob nicht schon die Merovinger und Karolinger diese Macht besessen haben.**)

Der erste Herrscher, welcher sich der Gabe des Heilens erfreute, dürfte, wie die Geschichte lehrt, Philipp I gewesen sein, der nach Aussage seines Zeitgenossen Ghilbert de Nogent jener hohen Gabe verlustig ging, als ihn der Papst exkommunizierte. Aber Ghilbert teilt uns ferner mit, daß er mit eigenen Augen gesehen habe, wie König Ludwig VI in einem Augenblicke zahlreiche Skrophelkranke geheilt hätte. Wilhelm von Nangis berichtet, daß auch St. Ludwig Heilungen vollbracht hätte, daß er sich indes nicht darauf beschränkt habe, sie nur zu berühren: er habe auch über die erkrankte Stelle das Zeichen des Kreuzes gemacht.

Philipp von Valois heilte allein 1400 Kranke. Karl VIII spendete seine Heilkraft nicht nur in Frankreich, sondern auch auf seinem Feldzug nach Italien. Als Franz I in Spanien gefangen gehalten wurde, vollzog er gleichfalls staunenerregende Kuren in Madrid. Karl IX heilte manchen Skrophelkranken in Bordeaux. Auch Heinrich III war mit dieser Gabe gesegnet; Heinrich IV war sogar so eifersüchtig auf seine Heilkraft, daß er sich ärgerte, sobald jemand behauptete, es im Heilen ihm gleich thun zu können. Noch im Jahre 1776 befreite Ludwig XVI 2400 Personen durch Berührung von

*) Traité de l'attouchement, S 159.

**) Rouxel, Histoire et philosophie du magnétisme, IV leçon, § 1.

Skropheln. Ménin*) weiß zu berichten, daß die Könige von Frankreich am dritten Tage nach ihrer Krönung sich nach Rheims zu begeben pflegten, um zu Corbigny die Kirche des hl. Marcoul zu besuchen und die sich stets in großer Menge herandrängenden Skrophelkranken durch Berührung von ihren lästigen Leiden zu befreien. „Diese wunderbare Kraft," fügt Ménin hinzu, „durch bloßes Anrühren jene mit menschlichen Mitteln wohl vollends unheilbare Krankheit heilen zu können, die den französischen Königen eigen ist, kann nur als ein Geschenk des Himmels angesehen, und nicht anders begründet werden, als durch den Willen des Allmächtigen." Aus der Beschreibung, welche uns Ménin von den Ceremonien macht welche bei solcher Gelegenheit von Ludwig XV ausgeführt wurden, geht hervor, daß der König bei seiner Berührung noch von zwei anderen Personen unterstützt wurde, welche die Kranken bei den Händen hielten und andere Obliegenheiten versahen.

Die Könige von England hatten dieselbe Fähigkeit, wie die französischen Herrscher; auch sie heilten Skrophelkranke. Als erster erfreute sich dieser Gabe wohl Eduard der Bekenner, welcher von 1041—1066 regierte.

„Ihr, die ihr die Wunder leugnet," sagte Brandwardin, „kommt doch nach England und bringt auch die eingewurzeltesten „Skrophelfälle vor, der König wird sie durch das Zeichen „des Kreuzes und durch die einfache Berührung mit seinem „Finger in einem Augenblicke heilen. Diese Wunder sind für „ihn eine Kleinigkeit, er wiederholt sie überall, wo er auch „sein mag: in England wie in Frankreich, zu Wasser wie „zu Lande."

Die Könige von Spanien trieben ihrerseits die Dämonen aus und heilten die Besessenen. Die Könige von Ungarn

*) Traité historique du sacre des rois de France. S. 307.

beseitigten die Gelbsucht und die Herzöge von Burgund die Pest.*)

Chouland, welcher diesem Gegenstand eine besondere Arbeit widmete,**) wollte jene Heilungen der Herrscher einer lebhaften Erregung und der Einbildungskraft zuschreiben. Man wird allenfalls eine solche Hypothese annehmen können, wenn wir einmal Personen sehen werden, welche durch die hypnotische Suggestion von der Skrophulose geheilt wurden.

Man vergleiche die betreffenden Heilungen mit denjenigen Vespasians und Hadrians.***)

Berühmt wegen seiner wunderbaren Kuren war der irländische Edelmann Valentin Greatrakes. Im Laufe des Jahres 1662 hatte er im Traume die Offenbarung, Skropheln heilen zu können; als er einige Skrophelkranke berührte, gesundeten diese. Da brach plötzlich eine Epidemie in Irland aus; Greatrakes träumte, daß er auch jene zu beseitigen imstande sei. Und in der That gelang es. Ferner erhielt er weitere Offenbarungen, wonach er auch Wunden, Geschwüre, Wassersucht, Konvulsionen u. s. w. heilen konnte.

Glanvil hat die gewichtigsten diesbezüglichen Zeugnisse uns berichtet und der Nachwelt aufbewahrt. Hieraus ergiebt sich, daß der „irländische Prophet", wie man ihn nannte, genau in der Weise unserer heutigen spiritistischen Heilmedien verfuhr. „Durch Auflegen seiner Hand," sagt Georg Rust, Bischof von Dromar in Irland, „ließ Greatrakes den Schmerz entweichen und zwar trieb er ihn in die äußersten Spitzen der Glieder. Die Wirkung war bisweilen eine ungeheuer rasche . . . Ich kann behaupten, daß er Schwindel, sehr schwere Augen- und Ohrenleiden, Epilepsie, eingewurzelte Geschwüre, Skropheln, wie verhärtete krebsartige Geschwüre heilte.

---

*) Rouzel, angeführt. Werk, loc. cit.

**) Die Heilung der Skropheln durch Königshand. Dresden 1833.

***) s. Buch III, 3. Hauptstück, § 8 vorl. W. (Bd. I.)

Ich war selbst Augenzeuge davon, wie er in einem Zeitraum von fünf Tagen Geschwülste zur Reife brachte, die bereits mehrere Jahre vorhanden waren. Diese Heilungen jedoch brachten mich durchaus nicht zu dem Glauben, daß es sich hierbei um etwas übernatürliches handle. Er selbst dachte nicht einmal daran, und gerade seine Heilmethode beweist, daß wir es dabei weder mit einem Wunder noch mit göttlichem Einfluß zu thun haben. Wie es scheint, entströmte seinem Körper ein balsamisches und heilbringendes Fluidum .. Greatrakes behauptet, daß die Fähigkeit, welche er besitze, ein Geschenk Gottes sei."

George Fox, der Begründer der Quäkergemeinde, bekehrte vielleicht weniger die Leute zu seiner Lehre durch seine Predigten, als durch seine wunderbaren Heilungen, so daß man ihn zu seiner Zeit für einen großen Wunderthäter hielt. So oft ein Kranker von den Ärzten aufgegeben war, nahm er seine Zuflucht zu Fox, und dieser machte ihn alsdann binnen kurzer Zeit gesund, indem er nur einige mystische Worte sprach und die Hände gen Himmel emporhob.

Wäre Fox der Begründer eines religiösen Ordens der katholischen Kirche anstatt des Quäkertums geworden, die katholische Kirche würde ihn in Anbetracht seiner Wunder und seiner therapeutischen Phänomene heilig gesprochen haben.

Statt dessen sieht man sich gezwungen, das Wunder satanischen Einflüssen zuzuschreiben, wie St. Gregorius von Tours*) von seinen Zeiten ab die Wunder dem Teufel in die Schuhe schob, welche ein gewisser Desiderius, allerdings ein Heide, vollführte, der Personen, die der Schlag gerührt hatte oder die gelähmt waren, heilte, ein karges Leben führte und von seinen Kranken außer zu Almosenzwecken keine Gelder annahm. St. Gregorius, welcher uns dieses berichtet, fügt noch hinzu, daß der Bischof von Puy Aurelius meuchel-

*) Hist. Franc. IX, § 7.

mörderisch den Ärmsten beiseite schaffen ließ. Denn auch vor der Inquisition verstand die Kirche es schon, sich der Konkurrenz zu entledigen.

§ 6. — In diesen Ideengang gehören die Heilungen, welche man gewissen Reliquien zuschreibt. Wir führen hier jene an, welche man durch Berührung mit dem heiligen Dorn erzielte und worin die Jansenisten den unverbrüchlichen Beweis erblickten, daß Gott ihre Lehre billigte.*)

Marsilius Ficinus spricht von verschiedenen Kranken, welche geheilt wurden, indem sie die Knochen von Tieren, die sie indes als Reliquien hielten, anfaßten. Peter Pomponazzi**) weiß von ähnlichen Fällen zu berichten.

Raoul de Glaber erzählt in seiner Chronik: Als eine gewisse Persönlichkeit in verschiedenen Orten Galliens mit falschen Reliquien umhergereist war, begab sie sich in die den Alpen nächst gelegenen Pfarrgemeinden, wo sie sich den Namen Stephanus beilegte. Auch grub dieser Mann die Gebeine irgend eines Unbekannten aus und behauptete, daß man es hier mit Reliquien des hl. Justus zu thun habe. Das Volk strömte den in großen Mengen herbei. Von allen Seiten wurden ihm Kranke zugeführt, und — sonderbarer Weise — wurden jene geradeso geheilt, als ob die Reliquien echt gewesen wären. In kurzer Zeit wurde dann auch das Reliquienkästchen mit allerlei ex-voto umgeben, welche die Gestalten der geheilten Glieder darstellten."

D'Henin de Cuvilliers, der dieser Thatsache in seinen Recherches historiques sur le magnétisme animal chez les anciens Erwähnung thut, fügt noch folgende Betrachtung hinzu:

„Wir würde es denn Gott jemals eingefallen haben, gegen seine eigene Kirche anzugehen, indem er falschen Reliquien

*) Lélut, L'Amulette de Pascal, XXII.

**) De Incantationibus, S. 56, 57.

die Gabe der Heilung zuweist? Oder wie sollte der Teufel daran Gefallen gefunden haben, Wunder zu wirken, wovon nur der Religion und den Heiligen die ganze Ehre zukam und die leidende Menschheit nur Nutzen zog? Gott würde niemals einen Betrug erlaubt haben, der den Ungläubigen zum Gaudium gereicht, den frommen Seelen aber nur Thränen gekostet hätte."

Allein das, was erforderlich sei, weiß Gott besser, als es Herr de Cuvilliers weiß. Was den Teufel anbetrifft, so kann er ihm ja einen Verweis geben, da die Christen sich ihn doch verschmitzt genug vorstellten, daß er Ereignisse herbeizuführen vermöchte, welche der von ihm befehdeten Religion zur Schande gereichten.

Indes werde ich mich hier, wie schon bereits gesagt, nicht darauf einlassen, die Ursache der therapeutischen Erscheinungen zu behandeln welche uns eine so große Verwunderung abnötigen, daß sie uns als wahre Wunder erscheinen. Daher werde ich mich bloß betreffs jener Krankheiten in Erörterung einlassen, welche die heutige medizinische Wissenschaft durch den Magnetismus oder die Autosuggestion der Kranken für unheilbar erklärt, da ja bei den anderen Krankheiten man in unserer Zeit so viele wunderbare Kuren sieht, wie die, welche durch Wasser von Lourdes bewirkt werden — das jedoch kurz vorher aus einem Brunnen in Burgund oder der Normandie geschöpft wurde.

§ 7. — Irenaeus*), welcher im zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche lebte, sagt, daß selbst die Auferweckungen der Toten zu damaliger Zeit durchaus nicht mehr als ein sonderbares Ereignis angesehen worden wären. In der That sind solche auch zahlreich in den Lebensbeschreibungen der Heiligen zu jenen — was das Christentum wenigstens anbetrifft — sehr legendenhaften Zeiten zu finden.

*) Adversus Haereses, Buch II, 56.

Kommen wir nun zu dem fünften Jahrhundert der Kirche, so sehen wir, daß der hl. Ambrosius den Knaben Pansophius auferweckt, ihn aufnimmt und ein kleines Werk für dieses sein Pflegekind schreibt. St. Zenobius, dem Bischof von Florenz, schreibt St. Paulinus, ein Zeitgenosse von ihm, fünf Auferweckungen zu, deren Einzelheiten er ausführlich behandelt.*) St. Martin giebt drei Personen das Leben wieder, indem er sich über sie wirft, wie es Elias gemacht hatte. Von vier glaubwürdigen und gewichtigen Schriftstellern der damaligen Zeit wird dies bestätigt, nämlich von St. Fortunatus, St. Sulpizius Severus, St. Paulinus und St. Gregorius von Tours.

Der Kirchenvater Augustin führt als unanfechtbare Thatsachen fünf und noch mehr Totenauferweckungen an, die den Reliquien des ersten Märtyrers Stephan verdankt wurden **)

Claudius, Bischof von Besançon, brachte mehrere Verstorbene wieder ins Leben. Man vermag aus der urkundlich bestätigten Lebensbeschreibung, welche die Magistratsperson Chiffet im Jahre 1660 von ihm verfaßte, zu ersehen, daß sich häufig auch noch andere Auferweckungen auf dem Grabe dieses Heiligen an seinem Festtage zutrugen.

Im elften Jahrhundert sehen wir dann noch, wie der hl. Stanislaus von Polen den Peter Miles von Piotrawin aus dem Grabe, worin dieser drei lange Jahre hindurch geschlafen hatte, auferstehen läßt, damit er vor Gericht nunmehr noch als Zeuge erscheinen könnte.***) Im Jahre 1253 haben wir dann den Fall, daß der hl. Innozenz einen erst kürzlich verstorbenen jungen Mann auferweckt — jenes berühmte Ereignis, welches Giotto in Assisi malerisch verherrlicht hat.

*) Man vergl. auch Baronius, Annal., anno Chr. 392; Ughello, Italia Sacra, Bd. III.

**) De civit. Dei, Buch XXII, Kap. 8 und Serm. de divers, XXXI u. XXXII.

***) Bolland., Acta Sancta, 7. Mai.

Eine merkwürdige Legende ist auch die des Irländers St. Senan.*) Er rief zwei Kinder wieder ins Leben zurück, die zufällig ertrunken waren. Jene jedoch, schmerzlich berührt, daß man sie aus ihrem neuen Vaterlande vertrieben, da jenes doch unendlich schöner und friedlicher sei als das irdische Leben, baten inständig, dorthin zurückkehren zu dürfen. Der hl. St. Senan erfüllt endlich ihre inständigen Bitten und giebt ihnen die letzte Ölung, worauf er sie zu Gott emporsteigen sieht!

§ 8. — Natürlich läßt sich die Vermutung äußern, daß wir es bei diesen Erzählungen von Auferweckungen häufig mit Fällen von Scheintod zu thun haben, wobei die Kranken dann wieder zu sich gekommen seien. Du Prel**) bemerkt hinsichtlich dieses Punktes, daß oft die Somnambulen, sobald sie ihren Namen aussprechen hören, erwachen; während das betäubendste Gepolter vorher nicht im geringsten sie aufzurütteln vermochte.

Doch ist es rein unmöglich, auf diese Weise alle die zahlreichen Auferweckungen zu erklären, welche uns die Lebensbeschreibungen der Heiligen bieten.

Gewißlich wird man nicht behaupten wollen, daß St. Hermogenes bloß im Scheintod gelegen habe, da er auf Maximus Befehl in Stücke gehauen und in einen Fluß geworfen wurde. Surius berichtet uns nun, daß er von den Engeln aus dem Wasser gezogen worden sei, die dann auch die einzelnen Fleischstückchen gesammelt und aneinander gereiht hätten, so daß er wieder ins Leben getreten sei.

Auch waren sicherlich jene zwei Schulkinder tot, die einer adligen Familie von Mira angehörten, und welche ein schändlicher, habgieriger Wirt erdrosselte und in Salz legte, um dann deren Fleisch feilzubieten. St. Nikolaus verstand es

*) Acta Sancta, 1. März.

**) Die Entdeckung der Seele, I, Kap. 4. Der Nachtwandler.

aber, sie ebenso wieder ins Leben zurückzurufen, wie er auch später drei Kinder lebendig machte, die ein Schlächter in Stücke zerschnitten hatte und als Tierfleisch auf der Landstraße von Nicana zum Kaufe ausbot. Es sind dieses Vorkommnisse, welche St. Bonaventura der Nachwelt übermacht hat und die den hl. Nikolaus als den Schutzpatron der Kinder erscheinen lassen.

In der Historia Monarchiae Lusitaniae*) von Britto findet sich die Erzählung von einer Massenauferstehung einer ganzen Menge von Enthaupteten. Im neunten Jahrhundert kamen die Verteidiger einer Festung in der Nähe von Coïmbra in Portugal überein, da sie nicht länger mehr den Platz vor der Übermacht der belagernden Sarazenen zu schützen vermochten, ihren Frauen und Kindern den Kopf abzuschlagen, damit jene nicht in die Hände der Ungläubigen fielen, und sich dann mutig dem Feinde entgegen zu werfen, um den Tod in dem Kampf zu suchen. Doch gegen alle ihre Erwartung sollte statt dessen sehr leicht ihnen der Sieg zuteil werden. Als die Kriegerschaar nun traurig wieder der Feste zuschritt, da kamen ihnen ihre Frauen und Kinder entgegen, welche die unerschrockenen Kriegsleute vorher dem Tode geweiht hatten. Ein Stein, welcher in dem Kloster von Ceica gesetzt ist, und das Testament des Königs Ramiro dürften als Bestätigung des erstaunlichen Wunders dienen, vor dessen Ungeheuerlichkeit indes selbst der Glauben der Bollandisten ins Schwanken geriet.**)

St. Patricius erweckt den Cyklopen Glas, welcher eine Größe von 10 Metern aufwies und vor einem ganzen

*) Band VI, Kap. XXVII.

**) Die Bollandisten (Acta sancta, 22. Juli) setzen dieses Wunder in Zweifel, da sie einen Irrtum hinsichtlich des Datums in der Urkunde des Königs Ramiro bemerkt haben wollten. Allerdings beweist De Mirville (Du Miracle, Appendices et Supplément du 1r vol. du 3me Mémoire), daß der Irrtum indes in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

Jahrhundert gestorben war, tauft ihn und legt ihn wieder ins Grab, woselbst der Riese dann seinen Todesschlaf wieder antritt. Ein anderes Mal bringt der nämliche Apostel Irlands zu gleicher Zeit neunzehn Leichname ins Leben zurück, von denen der eine aus ritterlichem Geschlechte war, namens Fora, und dessen Gebeine bereits seit zehn Jahren in der Familiengruft ruhten. Alle diese Toten haben dann nach ihrer Auferweckung von den Strafen berichtet, welche sie in der anderen Welt zu erleiden hatten u. s. w.

§ 9. — In der Lebensbeschreibung eben jenes Patrizius findet man auch einen Fall, welcher sehr der Beachtung wert ist. Ein Götzendiener, mit Namen Foylgi der Rote, ermordete den Kutscher des Heiligen: Dieser verfluchte nun den Schuldigen, so daß derselbe kurz darauf starb. Allein ein Dämon, welcher sich in dem Leichnam inkarnierte, verbreitete den Glauben an die Auferstehung desselben. Patrizius aber befahl bald darnach dem Teufel an, auszufahren, wobei er den vermeintlichen Auferstandenen anblies — und der Leichnam fiel plötzlich zu Boden.

Eine andere, ganz ähnliche Geschichte berichtet uns auch Cäsarius von Heisterbach im 5. Jahrhundert. Der Teufel war in den Körper eines verstorbenen Geistlichen gefahren und belebte ihn wieder vollständig. Der große Gleisner sang nun das „Herr Gott dich loben wir" mit solch verstellter Reue, daß alle davon betroffen wurden und in Entzücken gerieten. Allein eines Tages hörte irgend ein Heiliger, ich weiß nicht mehr gerade welcher, der Messe zu und rief dabei aus: „Das ist ja nicht die Stimme eines Menschen, sondern das ist die Stimme des niederträchtigen Versuchers." Er nahm nun seine Teufelsbeschwörungen vor und zwang dabei den Dämon jenen Körper zu verlassen, der sodann leblos zu Boden stürzte.

Der Glaube, daß der Teufel sich in der Leiche eines Verstorbenen inkarnieren könnte, war so allgemein im Mittel-

alter verbreitet, daß es bisweilen vorkam, daß, wenn jemand, den man für tot glaubte, wieder ein Lebenszeichen von sich gab, dieser von heiligen Männern vollends getötet wurde, die sich nicht durch jenen Teufelsstreich beirren lassen wollten!*)

§ 10. — Wer den betr. Gegenstand einem Studium unterziehet, wird mit leichter Mühe bemerken, daß — mit nur sehr wenigen Ausnahmen — die Wunder der Auferstehungen sich auf historische Dokumente von immerhin gewissem Werte gründen und daß sie sich auf erst kürzlich verstorbene Personen beziehen, welche sich vielleicht noch in lethargischem Zustande befanden. Dagegen erscheinen die Wunder des hl. Nikolaus, des hl. Patrizius u. s. w., da sie auf keiner historischen Basis beruhen, ebenso gut als Kinderlegenden. Man darf auch nicht außer Acht lassen, daß selbst von der so berühmten Auferweckung des Lazarus drei Evangelisten schweigen und nur der vierte berichtet, obgleich sie als das größte Wunder erscheint, das Christus vollbracht hat.

§ 11. — Gerade wie es heutigen Tages vorkommt, daß sehr oft von unerfahrenen Leuten auf jenem Gebiete solche Erscheinungen für spiritistische Phänomene angesehen werden die in Wirklichkeit nichts anderes als einfache psychische, hypnotische oder hysterische 2c. Erscheinungen sind, so mußten solche zur damaligen Zeit ebenfalls häufig als Wunder angestaunt werden. Auf diese Weise hielt man auch für Wunder alle jene Ekstasen, die man heute noch zu beobachten und in allen Kliniken der alten und neuen Welt zu studieren Gelegenheit hat.

Wohl jeder Alienist — das ist meine feste Überzeugung — vermag ebenso gut die religiöse Ekstase zu beschreiben, wie die hl. Theresa, welche sich darüber mit einer großen Sachkenntnis äußert:

„Infolge langen Nachdenkens, wie die Seele vom Körper zu trennen sei, um sie zu der Gottheit zu erheben, nehmen

*) A. Graf, Der Teufel, Kap. 3.

die intellektuellen Fähigkeiten eine ungeheuere Entwickelung an, und man gelangt zu jenem Zustande einer himmlischen Ruhe, einem Entzücken, welches jenen unbekannt ist, die nur ein gewöhnliches Leben führen. Während der Ekstase zeigt sich eine Art Erhebung der seelischen Kräfte, des Gehörs, des Gedächtnisses und des Willens, was jenem Wonnegefühl gleichkommt, das Sterbende empfinden, wenn sie ihre Seele in Gottes Hände übergeben. Die Person, welche sich in Ekstase befindet, weiß sehr wohl, was sie thut, ob sie spricht oder in Schweigen beharrt, sich dem Lachen oder dem Weinen hingiebt . . .

„Wenig fehlt dann, daß man sich ganz fühlt, als ob man vor reiner Glückseligkeit ohnmächtig werde; man fühlt sich so schwach, daß man kaum zu atmen vermag. Sämtliche Körperkräfte sind so ermattet, daß es einem schier große Anstrengung zu kosten scheint, auch bloß die Hände zu bewegen. Die Augenlider schließen sich von selbst, wenn aber auch die Augen offen bleiben, so nimmt man doch nichts wahr. Auch vernimmt man nichts mehr mit den Ohren; kurz die ganzen äußeren Kräfte haben einen verlassen und jene der Seele nehmen zu, um besser die Seligkeit besitzen zu können, deren sie genießen."

Wenn die Ekstase einen anomalen Zustand unserer psychischen Fähigkeiten bedeutet, ist sie übrigens an sich selbst nichts übernatürliches. Sie ist dann eine Art hypnotischer Schlaf oder beruht wohl auf hysterischer Epilepsie. Allein es wird dienlich sein, einem Studium zu unterziehen, ob sie nicht von einem oder mehreren solcher Umstände begleitet sein kann, die für übernatürlich gehalten werden. So trägt man, wenn man hervorragende Erscheinungen erzielen will, Sorge in spiritistischen Sitzungen, das Medium zu hypnotisieren, welches oft auch von selbst unwillkürlich in einen mehr oder weniger tiefen Trancezustand, d. h. in Ekstase verfällt. Allein dieser Schlaf ist an und für sich durchaus nicht über-

natürlich; die Phänomene, die als übernatürlich erscheinen, können dabei auftreten, wie sie auch fehlen können. Ebenso ist es bei den Ekstasen der Heiligen der Fall.

§ 12. — Es erübrigt noch zu bemerken, daß man bei den Gesichten, welche die Heiligen in ihren Verzückungen hatten und die sie nachher - gemeiniglich im guten Glauben — erzählen, als gehörten sie der Wirklichkeit an, vorsichtig zu Werke gehen muß. Welcher Beweis läßt sich denn dafür erbringen, daß Antonius von Padua wirklich während einer Ekstase auf den Händen das Jesuskind gehabt habe?! Sollte dieser nicht viel eher das Opfer einer Halluzination geworden sein, welche doch wahrlich bei einem so asketischen Geiste nicht schwer zu erklären sein dürfte? Oder wie will man beweisen, daß St. Franziskus von Assisi, St. Cajetan von Thiene, die hl. Theresa, die hl. Maria und noch andere unter denselben Bedingungen den göttlichen Heiland gesehen, gehört und berührt haben? Bildete sich die hl. Katharina von Siena nicht ein, wirklich mit dem Erlöser Jesus Christus in Gegenwart der Engel und der Heiligen die Ehe eingegangen und von seiner Hand den Trauring empfangen zu haben?! Die hl. Christine, Äbtissin von St. Benedikt, war überzeugt, in einer ihrer Ekstasen, die an phantastischen Gesichten reich war, mit ihrem himmlischen Ehegemahl — was Gott der Ärmsten verzeihen möge — fleischlich vereint gewesen zu sein.*)

§ 13. — Dasselbe ließe sich auch von den Offenbarungen sagen, die viele Heiligen im ekstatischen Zustande, wie außer diesem empfingen. Ich werde mich hier nicht auf eine Wiederholung dessen einlassen, was ich bereits in dieser Hinsicht von dem Wortschwall der hebräischen Propheten geschrieben habe — daß nämlich die Identität der in den verschiedenen Jahrhunderten auftretenden Schreibmediumschaft sehr leicht zu erkennen ist. Die hl. Therese war eine

*) A. Dumonstrier, Sacrum Gynaeceum, 4. Dezember, S. 484.

von den besten inspirierten Schreiberinnen. Sie selbst sagt uns, daß ihr bisweilen der Geist mit solcher Fülle diktiere, daß vollständig ihre Hand ermüde. „Meine Beichtväter waren," fügte sie bescheiden hinzu, „darüber sehr verwundert, und ich noch mehr, da ich meine Dummheit nur zu gut kannte." Berühmt sind auch die Heiligen Maria von Agreda, die Verfasserin des höchst merkwürdigen Buches: „Die mystische Stadt Gottes", und Brigida, deren „Acht Bücher Offenbarungen" sich noch in den Händen der Frommen finden; allein während der hl. Geist dieser beiden Heiligen das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria lehrt, zum großen Jubel der Skotisten, enthüllte dieselbe Person der heiligen Dreieinigkeit der heiligen Katharina, daß die Madonna in Sünde empfangen habe, wie es die Thomisten behaupten, so daß „die mystische Stadt" damals von ‚der Versammlung der Riten' auf den Index gesetzt wurde. Ebenso enthüllten die heutigen Geister Allan Kardec die Theorie von der Reïnkarnation und Andrew Jackson Davis das Gegenteil.

Übrigens tritt uns bei den Offenbarungen der christlichen Heiligen dieselbe Unklarheit, dieselbe Faselei und Weitschweifigkeit entgegen, wie wir sie schon bei den hebräischen Propheten und den spiritistischen Schreibmedien angetroffen haben, derselbe Mißbrauch von Allegorien, dasselbe Vergnügen, „den Hund durch die Luft zu ziehen," um den bestimmten und konkreten Erklärungen aus dem Wege zu gehen.

Ein ganzes Kapitel der Lebensbeschreibung, welche der Pater Schmöger von der hl. Anna Emmerich schrieb, berichtet uns über ihre Reisen im Gesichte nach einer jüdischen Stadt Abyssiniens und nach dem sogenannten Prophetenberge in Tibet. Allein Emmerich unternahm auch Reisen von bedeutend längerer Dauer. Mehrmals besuchte sie so den Mond. Wir lassen hier nun

eine Beschreibung desselben folgen, welche wir ihrer Güte verdanken:

„... Der Mond ist vielmehr kalt und felsig, sowie über und über bedeckt von tiefen Schluchten und Höhlen. Er übt einen anziehenden und niederschlagenden Einfluß auf die Erde aus. Es giebt ferner auf dem Monde Gewässer (?), die eine bedeutende Ebbe und Flut durchmachen. Bisweilen ziehen sie eine bedeutende Menge Dampf von der Erde an (!), und dann kommt es vor, als ob schwere Wolken in den Höhlen jener Berge sich verbergen und dort aufgesaugt würden; es hat den Anschein, als ob das ganze zerfließe, indem es hinunterfällt und alsdann drückt der Mond mit solchem Gewicht auf die Erde, daß die Menschen davon melancholisch werden. Ich sehe da oben viele Gestalten, die den menschlichen Geschöpfen ähnlich sehen, die vor dem Lichte fliehen und sich in dem Schatten verbergen. Dabei verbergen sie sich, als ob sie sich schämten, und haben ganz das Aussehen, wie wenn sie ein böses Gewissen hätten .... Einen Gottesdienst sehe ich auf dem Monde nicht ...“

Und so geht es weiter. Und wer auch immer sich mit jenen Wolken geschriebener Offenbarungen vertraut gemacht hat, welche den größten Teil der Spiritisten mit Bewunderung entzücken und andere wegen ihrer spiritistischen Sache erröten lassen, dem kann es nur Erstaunen abnötigen wegen der außerordentlichen Ähnlichkeit aller dieser alten wie neueren Albernheiten.

Allein Leo Augustus in der Lebensbeschreibung von St. Johannes Chrysostomus, Johannes Damascenus*) und andere Kirchenschriftsteller haben uns einen Fall von Schreibmediumschaft bewahrt, der man das Attribut un peu banal beilegen könnte, wie die Franzosen sagen. Eines Nachts sah Proklus, ehe er in das Zimmer eintrat,

*) De imaginibus, orat. I.

wo der hl. Johannes Chrysostomus am Arbeiten saß, durch das Schlüsselloch und erblickte dort zu seiner großen Verwunderung eine menschliche Gestalt von ehrwürdigem Ansehen, welche dem Heiligen diktierte, während dieser schrieb. Er zog sich darauf zurück und kehrte den Abend darauf wieder, wobei er das nämliche Schauspiel wiedersah. Auch ließ er andere hineinsehen; aber diese sahen jedoch nur Chrysostomus allein. Er begriff dann, daß es sich um ein Wunder handelte, weshalb er ehrerbietigst den Heiligen fragte. Dieser bekannte ihm auch, daß jede Nacht der Heidenapostel zu ihm käme, um ihm die Kommentare zu den Episteln St. Pauli zu diktieren. Proklus war eine sehr ansehnliche Person, da er ja Chrysostomus auf den bischöflichen Stuhl von Konstantinopel nachfolgte.

St. Gregorius der Große wurde ebenfalls von St. Petrus dem Diakon überrascht, als er nach dem Diktate einer Taube — dem heiligen Geiste! — schrieb, die auf seiner Schulter saß und beständig ihren Schnabel zu seinen Ohren hinneigte.*) Dasselbe haben wir auch von St. Basilius dem Großen berichtet; Gregor von Nazianz führt in der Lebensbeschreibung, die er von ihm verfaßte, ein diesbezügliches Augenzeugnis des St. Ephremus an.

§ 14. — Als St. Franziskus von Assisi die Generalswürde seines Mönchsordens in die Hände Peters von Catanien niedergelegt hatte, zog er sich für ein Cenobitenleben in einer Wüste von den toskanischen Apenninen zurück. Da glaubte er eines Tages die Stimme des Höchsten zu hören, welche ihm anbefahl, das Evangelium aufzuschlagen, damit seine Augen darin lesen sollten, was er dem Herrn wohlgefälligeres zu vollbringen hätte. Dreimal öffnete der Heilige das Evangelium, und dreimal fiel sein Blick auf die Stelle, wo das Leiden Christi erzählet wird. Von jenem Tage ab war der

*) Bolland., Acta Sancta, 12 März.

Engelhafte ganz in Betrachtung der entsetzlichen Marter aufgegangen, welche der Heiland in den letzten Tagen des Lebens erlitten hatte.

Und als der Tag der Kreuzerhöhung (der 14. September) herbeigekommen war, sah der Einsiedler plötzlich, als er in seinen ekstatischen Betrachtungen vertieft war, einen leuchtenden Engel, der zu ihm vom Himmel herabstieg, einen gekreuzigten Mann unterstützend. Als das Gesicht verschwand, spürte St. Franziskus an den Händen und Füßen einen heftigen Schmerz, worauf an dieser Stelle Anschwellungen in der Art von offenen blutenden Wunden auftraten, in deren Mitte man feste Nägel sah, welche, so hart wie von Eisen, durch Auswüchse des Zellengewebes gebildet wurden, und auch ganz die Farbe der Nägel annahmen. Auf der einen Seite erschienen sie spitz, auf der anderen hatten sie den Kopf derart vernietet, daß man zwischen ihm und der Hand einen Finger hineinstecken konnte. Sie waren in jeder Hinsicht beweglich; wenn man auf das eine ihrer Enden drückte, so sah man das andere sich erheben. Nichts destoweniger konnten sie nach seinem Tode auch nicht mit Gewalt herausgezogen werden; vergebens versuchte die hl. Clara dies zu erreichen. An der Seite hatte der Heilige auch noch ein anderes Stigma; es war dies das Stigma des Lanzenstiches des Longinus. Dasselbe war drei Finger lang, ziemlich breit und tief. Mehrmals wurde durch das herausfließende Blut das Gewand des Heiligen besprengt. Auch hat nie ein Arzt an diesen Wundmalen, welche der Knecht Gottes mit ins Grab hinein nahm, seine Kunst versucht, und dennoch gingen dieselben nie in Entzündung noch in Eiterung über.

Das Wunder lag klar auf der Hand und war unleugbar; es fand in der gesamten Christenheit wie wohl kein zweites ein lautes Echo. Selbst Papst Alexander VI und mehrere Kardinäle, welche Augenzeugen davon gewesen waren, erklärten die Stigmata von St. Franziskus für ein wunder-

bares Geschenk der Gnade. Die Franziskaner jubelten besonders hierüber und waren sogar stolz darauf.

Man beachte auch, daß der Heidenapostel Paulus in seinem Briefe an die Galater, nachdem er den noch bestehenden Gebrauch der Beschneidung bekämpft hat, die Worte ausspricht: „Hinfort mache mir niemand weiter Mühe; denn ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe“ — Worte, welche darauf hinzudeuten scheinen, daß der große Apostel der nämlichen Gnade teilhaftig gewesen war, wie der hl. Franziskus. Doch ist es bis heute noch nicht gelungen, für diese Pauliniſche Stelle eine richtige Deutung zu finden.

§ 15. — In der That — vielleicht dem Geiste der Nachahmung und der Nacheiferung zufolge — gab es von jener Zeit ab noch andere Stigmatisierte, welche derart an Zahl zunahmen, daß das Phänomen ganz allgemein, ja sogar so gewöhnlich wurde, daß es Anstoß erregte. Als zweite in dieser Art wurde die hl. Katharina von Siena gesegnet, welche die Dominikaner dem Begründer der Franziskaner gegenüber stellen wollten. Da sich jedoch bei ihr die Wunden nicht sichtbar zeigten, so entstanden zwischen den Mitgliedern der beiden wetteifernden Orden unliebsame Streitigkeiten, so daß der Papst mit seiner Bulle eingreifen mußte.

Von den Mönchen, welche später stigmatisiert wurden, sind Benedikt von Reggio, Philipp von Aqueria, Karl von Sazia und Dolo, beide einfache Laienmönche, Matthias Careri, Cherubin von Aviliana, Angelo von Paz, Mönch von Perpignan, Jacob Stephanus, Johannes Grajus, Carl Sagico, Walter von Straßburg und Nikolaus von Ravenna zu erwähnen. Die Wunden des letztern wurden erst nach seinem Tode entdeckt.

Allein es würde geradezu unmöglich sein, wollte man alle die Frauen aufzählen, welche mit den Wundmalen Christi ausgezeichnet wurden. Da haben wir in erster Linie die hl. Lucia von Narni, die hl. Gertrud von Ooſten, die hl. Thereſe, Margarethe Colonna, Marie Alacoque, Clara von

Bugny, Agnes von Jesu, Louise Lateau, Maria Moerl und viele andere, welche wir zum Teil noch anführen werden. Einige lebten sogar in diesem Jahrhundert. So Rosa Cerra aus Oziri in Sardinien, eine fromme Kapuzinerin. Gegen das Jahr 1812 war jedermann imstande, die Stigmata bei Anna Katharine Emmerich zu studieren. Der berühmte Graf Stollberg und einige Ärzte gaben eine Beschreibung von ihren Wunden. Der Preuße von Hartwig*) besuchte um das Jahr 1840 Maria Moerl, deren Wundmale jeden Freitag bluteten, besonders aber in der Charwoche und am Tage des Festes zu Ehren der Wundmale des St. Franziskus. Und er äußert sich darüber: „Diese Wunden konnten von jedermann besichtigt werden, da man ja von weither Fremde zuließ, welche sie in Augenschein nehmen wollten." Er spricht auch von der Schmerzensjungfrau, Maria Domenica Lazzari, welche außer den Zeichen der Kreuzigung noch jene der Dornenkrone besaß. Mehrere Zeitgenossen von uns bestätigten auch das wirkliche Vorhandensein der Stigmata der Verzückten von Tscherms, Crescenzia Njeklutsch, deren Stigmatisierung sich im Jahre 1835 zutrug. Wir führen ferner noch an die Rosa Tamisier, die Frau Krudner, Frau Brohorn, Frau Miollis, die Seherin von Prevorst (Friederike Hauffe), welche sämtlich in unserem Jahrhundert lebten.

Außer Maria Lazzari trugen noch die Zeichen der Dornenkrone mehrere Seligen wie Orsola Aguir, Stephanie Quinzani, Johanna von Jesu-Maria von Burgos, Johanna-Maria vom Kreuz, die religiöse Clarisse von Roveredo, Maria Villani, Vincenza Ferrera u. s. w. Pico von Mirandola sah selbst die Spuren, welche die hl. Katharine von Racconisio auf dem Kopfe trug und gab davon eine Beschreibung. Es war eine Art Furche, welche um den ganzen Kopf herumging und hinreichend tief, so daß ein Kind seinen Finger bequem

*) Briefe aus Tyrol, Berlin 1846.

hineinstecken konnte. Die Ränder waren in einem Fallhut von Fleisch erhoben, aus welchem Blut träufelte und der Heiligen die heftigsten Schmerzen verursachte. Peter von Dazien giebt uns von der Dornenkrone, welche die Stirn der Katharina von Stumbelen bedrückte, eine ähnliche Beschreibung.*)

Die Heiligen Archangela Tardera, Lutgarda, Katharina Ricci und Stephanie Quinzam empfanden auch die Schmerzen der Geißelung Christi und trugen an ihrem Leibe die Spuren.

§ 16. — Bereits erwähnte ich, daß jene Erscheinungen von der katholischen Kirche als Wunder angesehen wurden. Als aber die Zahl der Stigmatisierten in einer so ungeheueren Zahl zuzunehmen begann, da fing man selbstverständlich an, Mißtrauen zu hegen. Dazu kam noch jener Umstand von besonderer Wichtigkeit, daß man jene Stigmata eben bei Personen antraf, die wohl in keiner Weise ein Muster der Tugendhaftigkeit genannt werden konnten. In der Lebensbeschreibung des Ignaz von Loyola **) wird eines Mädchens gedacht, welche in Ekstase fiel und alsdann am Kopfe, den Händen und Füßen die Stigmata Christi trug, dem sie in innigster Liebe zugethan war. Leider konnte diese Unglückliche, wie dies meist bei Hysterischen der Fall ist, nicht im geringsten Anspruch auf allzugroße Tugendhaftigkeit machen und brach ihrem himmlischen Gemahl mehrmals die Treue. Der Gegensatz zwischen ihren kleinen Sünden und der Gnade Gottes, deren sie sich zu erfreuen hatte, war so augenscheinlicher Natur, daß der Begründer der Gesellschaft Jesu sich more solito veranlaßt sah, ihre Stigmata dem Vater der Lüge zuzuschreiben. —

---

*) Bolland., Acta Sanct., 22. Juni, S. 436, 450.

**) Vita altera S. Ignatii Loyolae, ap. Bolland., Acta Sancta, 21. Juli, S. 167.

Pater Drebeqne,*) Trappist und Arzt, spricht von einer anderen Stigmatisierten (1840), deren unwürdiges schlechtes Betragen vermuten ließ, daß sie, um das Wunder zu erzielen, zu Betrug ihre Zuflucht nahm. Obwohl man nun ihre Hände in Tücher einschlug und dieselben versiegelte, um sie vollständig der Berührung unzugänglich zu machen, so kam trotzdem das Phänomen zustande. Maury berichtet diesen Fall**) und setzt dann hinzu: „Zu diesem vermeintlichen Wunder ließen sich noch gar seltsame Fälle hinzufügen, die nicht durch die anwesenden Personen erklärt werden konnten. Unter anderem kamen plötzlich unter den Händen der Gottbegnadeten, ohne daß sich feststellen ließ, wo sie dies alles herauszog, Stückchen Zucker, gekochter Honig und dergl. hervor, welche sie von der Jungfrau und dem Jesuskindlein, sowie von Johannes dem Täufer erhalten haben wollte. Obwohl ja zweifelsohne Betrug vorlag, [!? d. Übers.] so gelang es trotz aller Bemühungen doch nicht zu erfahren, wie das Mädchen es anstellte, da man stets vergeblich ihr Bett, ihre Haube und ihre Kleider untersuchte."

Diese letzte Periode ist in einen Rahmen zusammenzufassen. Für uns, die wir die spiritistischen Apporte kennen, sind jene letztgenannten Erscheinungen, welche sich bei dem Mädchen einstellen, vielleicht noch glaubwürdiger als selbst die Stigmata.

Übrigens gab es auch selbst unter den Häretikern Stigmasierte in übergroßer Zahl.

Von den Convulsionisten von Saint-Médard mochten immerhin zweihundert anzutreffen sein, welche die Schmerzen des Leidens Christi empfanden. Carré de Montgéron erzählt uns, daß die Stigmata sich unter den Augen des Publikums

*) Essai sur la Théologie morale dans ses rapports avec la physiologie et la médecine.

**) Histoire de la Magie, II. Teil, Kap. 3.

gebildet hätten. Während die Konvulsionisten die Stellung einer gekreuzigten Person annahmen, sah man nicht selten, wie ihre Hände und Füße rot wurden, wobei sich dann in der Mitte der Handflächen eine Entzündung und eine kleine vorübergehende Wunde bildete.

Was will man mehr? Dr. von Arnhard*) weiß sogar von häufig vorkommenden Wundmalen bei den Islambekennern zu berichten; diese Stigmata beziehen sich nämlich auf die Wunden, welche der Prophet in den Kämpfen erhielt, die zur Ausbreitung des Glaubens unternommen wurden.

§ 17. — Und was sagen die Wissenschaftler, die Skeptiker und Voltairianer dazu?

Sie ließen anfangs — wie immer — ihrem Spott und Hohnlächeln über die Betrügereien der sogenannten Heiligen freien Lauf und bedauerten die armen Dummköpfe, die diesen Dingen Glauben beimaßen.

Dr. Karsch erklärte die Stigmatisierung der Katharina Emmerich vor einem halben Jahrhundert: „als eine einfache Tättowierung, da es ja unbestreitbar sei, daß die Einbildung und der Wille unmöglich in den organischen Geweben so wesentliche Störungen hervorzubringen imstande wären, wie jene, welche das Hervortreten von Wundmalen erheischen mußten."

Als der in Deutschland so gerühmte Virchow die Wundmale der Louise Lateau geprüft hatte, behauptete er auf einem medizinischen Kongreß, der im Jahre 1874 zu Breslau abgehalten wurde, daß ihre Wunden „nur Betrug oder eben ein Wunder sein könnten."

Dagegen äußerte sich im Jahre 1887 Dr. Moll in der Berliner medizinischen Gesellschaft in einem Berichte über das künstliche Stigma, daß man dasselbe in der Hypnose durch Fremdsuggestion erlangen könnte, und stellte die Hypothese auf, daß

*) Bei Dr. du Prel, Zukunft, 21, 1895.

die Wundmale der religiösen Ekstatiker vielleicht auch lediglich einer Autosuggestion zuzuschreiben wären, was natürlich von dem größten Heiterkeitserfolg begleitet war.

Leider war es ein Verhängnis, daß die Wissenschaftler und jene, die ihr blind nachbeteten, auch dieses Mal wieder fehl schossen.

Und doch hatten viele Männer des Altertums ihnen den Weg geebnet. Jakob da Voragine, Verfasser der Goldenen Legende (im 13. Jahrhundert), wie später Cornelius Agrippa und Giordano Bruno hatten die Hypothese aufgestellt, daß die Haupturſache des Phänomens in der Einbildungskraft zu suchen sei, die den Subjekten ganz bestimmt die Leiden Christi fühlen und sogar „die Wundmale auf ihren Körpern erscheinen" lasse. Die beiden neueren Schriftsteller, Görres und Tholuck,*) welche sich eines so großen Lobes erfreuen, äußerten die nämliche Ansicht.

Die Leuchten unserer Universitäten fuhren aber unbeirrt fort, das gelehrte Haupt zu schütteln und wohgeneigtest ihr Mitleid kund zu thun.

§ 18. — Aber eines schönen Tages sollte sich dann doch sichtlich das Blatt wenden. Der Hypnotismus war in Mode gekommen, und das Gerücht verbreitete sich, daß es gelungen sei, künstlich die Wundmale vermittelst der Suggestion zu erzeugen. **Das Phänomen konnte man ja jetzt erklären, ohne seine Zuflucht zu dem Übernatürlichen zu nehmen, weshalb die Sache auf einmal auch Geltung erhielt.** Und nunmehr ist es ein halbes Jahrhundert her, daß die offizielle Wissenschaft, was den Psychismus anbetrifft, es nicht anders mehr weiß.

Dr. Billot sagt seiner Somnambulen, daß ein Engel ihr das Zeichen des Kreuzes auf den oberen Teil des Armes aufgedrückt habe, worauf das Subjekt sofort Anzeichen großer

*) Über die Wunder in der katholischen Kirche in seinen „Vermischten Schriften"; Bd. I, S. 106 ff.

Schmerzempfindung erklärt und das suggerierte Stigma in Erscheinung tritt.

In einer Versammlung der medizinischen Akademie zu Paris im Jahre 1892 stellte Dr. Mesnet eine Frau vor, auf deren Körper sich erhaben und andauernd alle Zeichen einprägten, die der Experimentator mit einem Bleistifte darauf-zeichnete.

Die Doktoren Bourru und Burot wandten sich nun, nachdem sie ein Wort auf jeden Arm des Patienten mit einem nicht spitzigen Gegenstand geschrieben hatten, an ihn mit den Worten: „Heute gegen vier Uhr nachmittags werden Sie einschlafen, und die Figuren, die wir Ihnen auf den Arm gezeichnet haben, werden rot werden." Zur besagten Stunde schlief dann auch das Subjekt ein. Auf dem linken Arm erhoben sich die Buchstaben in Purpurfarbe, an verschiedenen Stellen kamen sogar Blutstropfen zum Vorschein. Auf dem rechten Arm stellte sich nichts ein, weil das Subjekt auf jener Seite infolge eines ihn betroffenen Schlaganfalles anästhetisch geworden war.

Focanchon und Dumontpallier kleben auf die Haut hypnotisierter Subjekte eine Freimarke auf, indem sie ihnen die Suggestion erteilen, es sei ein Fliegenpflaster aufgelegt worden. Nach wenigen Stunden zeigte sich bereits die Wirkung des Zugpflasters. Dagegen bringt ein richtiges Zugpflaster keine Wirkung hervor, sobald dem Subjekt die Suggestion gegeben worden ist, man habe ihm nur ein Cigarettenpapier aufgelegt.

Auch sind diese Stigmata nicht das Vorrecht hypnotisierter Personen. Führen wir den von Zimmermann erzählten Fall an, daß nämlich ein junger Mann einer Hinrichtung vermittelst des Rades beiwohnte und an denselben Stellen blaue Flecken aufwies, wo der Delinquent gefoltert worden war. L'Hecquet berichtet von einem Mann, welcher sah, wie jemand von einem Fuhrwerk überfahren wurde, worauf er

ofort einen heftigen Schmerz an seinen eigenen Füßen verspürte, so daß er sein ganzes Leben hindurch hinkend blieb. Hack Tuke erwähnt eine Frau, welche gesehen hatte, wie ein Kind durch eine eiserne Thüre beide Füße zerquetscht bekam, und davon einen solchen Eindruck empfing, daß *ihre* Füße infolge einer Blutstockung zu schwellen begannen. Die Frau war gezwungen, unfähig auch nur aufzutreten, einige Tage hindurch das Bett zu hüten.

Auch gehören hierher die zahlreichen Fälle, in welchen die Empfindung einer schwangeren Frau durch ein analoges Zeichen auf ihre Leibesfrucht übergeht.*) Es ist auch dieses Phänomen bislang nur als ein Aberglauben alter Weiber betrachtet worden.

§ 19. — Läßt sich daher behaupten, daß die berühmten Stigmata der Heiligen nur eine Gedanken-Konzentration der Ekstatiker auf gewisse Teile ihres Körpers seien?

Nein. —

Jeder Spiritist, welcher dem gegenwärtigen Wirken der Intelligenzen folgt, hat sich wohl mit Leichtigkeit zur Annahme des Grundsatzes verstanden, welchen Aksákoff in seinem unsterblichen Werke: „Animismus und Spiritismus" aufgestellt hat und der jedesmal bei Beurteilung eines psychischen Phänomens in Betracht gezogen werden muß: **„Jedes Phänomen, welches von einem disinkarnierten Geiste hervorgebracht werden kann, vermag auch — *was seine Art anbetrifft* — ein inkarnierter Geist hervorzubringen."**

Allein will man, da es auch Erscheinungen von Lebenden giebt, *notwendiger Weise* den Schluß daraus ziehen, daß es keine Erscheinungen von Toten geben kann? Weil die psychische Kraft des Mediums ein bestimmtes Phänomen hervorzubringen imstande ist, wird man deshalb den un-

*) Man vergl. du Prel's meisterhaften Aufsatz: „Das Versehen" im Nov.-Heft der „Zukunft" 1895. *Der Übersetzer.*



104321

berechtigten Schluß ziehen wollen, daß ein disinkarnierter Geist dies nicht ebenso vermag? — Und warum wollten wir nun behaupten, daß die Suggestion eines vom Körper getrennten Wesens nicht die Erscheinung der Stigmatisierung hervorzurufen vermöchte, da sie doch durch die Autosuggestion oder durch die Fremdsuggestion Lebender erzeugt werden kann? —

Doch wird man mir einwerfen: — „Allein wie soll man denn erkennen, ob das Phänomen von einem disinkarnierten Geiste hervorgebracht worden sei?"

Gewiß ist die Sache durchaus nicht so leicht. Es gelingt nur selten, mit einigermaßen wissenschaftlicher Sicherheit festzustellen, ob eine intelligente Mitteilung nicht von dem Unbewußten des Mediums herrührt: vergegenwärtigen wir uns doch nur einmal die Schwierigkeiten, welche sich uns entgegenstellen müssen, wenn wir uns über den Ursprung eines materiellen Phänomens vergewissern sollen. Allein die Unternehmung ist dennoch nicht so ganz hoffnungslos. Das aufmerksame Studium von tausend kleinen Anzeichen läßt uns auf das Eingreifen von Wesen schließen, die wir mit unseren Augen nicht wahrzunehmen vermögen.

Dieses geheimnisvolle Eingreifen werden wir in keiner Weise zu leugnen befugt sein, zumal wenn der „Capillarbluterguß der Haut", womit unsere Physiologen die Stigmata erklären wollten, nicht genügt, jene Nägel hervorzubringen, die auf der einen Seite spitz, auf der anderen mit einer Niete versehen, von schwarzer Farbe und hart sind, wie sie die Hände des armen d'Assisi durchkreuzten. Welches von den viel gerühmten Subjekten Mesnet's und Bourru's zeigte jemals etwas ähnliches?

Bereits wurde von mir erwähnt, daß auf der Haut gewisser hypnotischer Subjekte Buchstaben, welche man leicht mit einem nicht spitzigen Gegenstand gezeichnet hatte, durch blutunterlaufene Stellen deutlich dargestellt wurden. Allein

wenn wir lesen, daß auf der Brust eines der besessenen Mönche von Loudun, sobald der Exorzismus an ihm vorgenommen worden war, sich das Zeichen des Kreuzes bildete und deutlich die Worte erschienen: Vive Jésus sur la croix! (was ganze 15 Jahre hindurch sichtbar verblieb) und ohne daß jemand dies aufgezeichnet hatte, so müssen wir uns ernstlich fragen, ob diese Schrift nicht doch von einem unsichtbaren Wesen hervorgebracht wurde.

Der spiritistische Charakter der Stigmata würde mehr hervortreten, wenn die Zeichen, Bilder, Schriften, anstatt auf einem menschlichen Körper auf einem nicht lebenden Körper erscheinen würden, weil dieser nicht einer Suggestion unterworfen werden konnte. Es dürfte daher der Fall eines Wunders in Betracht kommen, welcher der heiligen Clara zugeschrieben wurde, die nämlich in Gegenwart des Papstes und in dessen Auftrag gewisse Brote segnete: das Zeichen des Kreuzes erschien sofort, wohl gezeichnet auf jedem derselben. Einige dieser Brote wurden dann sogleich von den Anwesenden in frommem Sinne verzehrt, während man den Rest zum Andenken an das Wunder aufbewahrte. Dieser Fall findet sich in dem „Leben der heiligen Clara", welches von einem anonymen, zeitgenössischen Autor verfaßt worden ist.*)

Ein gleicher Fall trug sich auch bei der besessenen Nonne von Auxonne im Jahre 1661 zu, bei welcher man auf dem Stirnbande plötzlich, nachdem dasselbe noch einen Augenblick vorher vollkommen weiß gewesen war, die Namen Jesus, Maria und Joseph erscheinen sah. Betreffs dieser Nonne bestand ein Protokoll, das von vier Bischöfen, Doktoren der Sorbonne und von einem Arzte zu Chalons unterschrieben war. —**)

Das Phänomen einer Stigmatisierung, welches — wenn

*) Bolland., Acta Sancta, 12. August.

**) Causes Célèbres, XI, 278—291.

wahr — unzweifelhaft und unleugbar außermenschlichen Charakter tragen würde, da ja in keiner Weise die Suggestion hierbei mitspielen könnte, dürfte dann jenes bekannte von dem Baum der 10000 Bilder sein. Dieser findet sich, wie wir bereits bemerkt haben,*) in der Lamaserie zu Gumbum in Tibet.

Allein auch bei den Stigmata die auf der menschlichen Haut erschienen, lassen sich Fälle anführen, die, wenn eben hinreichend verbürgt, einen glänzenden spiritistischen Charakter aufweisen. So z. B. einige Stigmata, welche bei dem Medium Foster auftraten, worauf wir noch im Verfolg dieses Werkes zurückkommen werden. Auch hier werden die spiritistischen Phänomene jenen Wundern längst vergangener Zeiten Bestätigung verleihen.

§ 20. — Wohl nicht jedem dürfte es bekannt sein, daß der Geruch der Heiligkeit, wovon man häufig sprechen hört, nicht immer nur bildlich angewandt wird, sondern oft auch in einem ganz materiellen Sinne aufzufassen ist.

P. Mantegazza sagt:**) „Es ist viel über den sogenannten Geruch der Heiligkeit gelacht worden; allein heuer hat eine ernsthaftere Prüfung der Thatsachen zu beweisen gesucht, daß es sehr wahrscheinlich ist, da unter besonderen Umständen einer Nerven-Erregung die Haut-Transspiration einen ungewohnten Geruch annehmen kann, bald angenehm, bald unangenehm, und daß die sonderbarsten Bedingungen des Nervensystems, welche die asketische Ekstase begleiten, dem Schweiße einen besonderen und wohlgefälligen Geruch zu verleihen imstande sind".

Und dabei führt Mantegazza Constanz, den Erzbischof von Sassari, an, welcher sich mit folgenden Worten über die hl. Maria ausspricht: Dieser Geruch stellte sich zwanzig Jahre und noch mehr vor dem Tode der Dienerin Gottes

*) s. Band I, S. 134—136 vorl. Werkes.

**) s. Die Ekstasen des Menschen, 2. Band, Kap. 11.

ein, als man im Kloſter gemeinſam zum Gebete vor dem Herrn niederkniete ... Nachdem dieſer Wohlgeruch durch das ganze Kloſter gezogen war, wich er dennoch nicht von der Magd Gottes, welche während eines Zeitraumes von zwei bis drei Jahren, von Zeit zu Zeit jenen angenehmen Geruch abgab, beſonders an den hohen Feſttagen im Jahre, oder wenn ſie zum Abendmahle ging, ſich Kaſteiungen auferlegte und während der neuntägigen Feier. Nach Verlauf jener beſagten drei Jahre wurde der Wohlgeruch noch allgemeiner und zeigte ſich ſchließlich ſo ſtark, daß er nicht nur von ihrem Körper ausſtrömte, ſondern ſich auch auf ihre Kleider übertrug, auf ihre Zelle, wie auch auf alle Gegenſtände, die ſie berührte. Dieſer Geruch wurde von allen denjenigen hoch angeſchlagen, welche ihn weder für natürlich, noch für künſtlich hielten, ſo daß man ihn gemeiniglich den Geruch der Heiligkeit nannte.

Ohne ſich auf die Erklärung einzulaſſen, welche Mantegazza von dieſem Phänomen giebt, werde ich nur darauf hinweiſen, daß dieſer wunderbare Geruch, welcher ſehr häufig bei den Heiligen anzutreffen war, bisweilen auch bei ihren Leichnamen beobachtet wurde.

Bei der hl. Thereſa begann der myſtiſche Wohlgeruch während ihrer letzten Krankheit, und von den Bollandiſten erfahren wir, daß dieſer Geruch ſich von allen anderen ähnlichen Wohlgerüchen bedeutend unterſchieden hätte. Derſelbe entſtrömte mit einer ſolchen Kraft nicht nur ihrem Körper, ſondern auch den Kleidern, welche die Kranke trug, daß man bisweilen das Fenſter der Zelle öffnen mußte.

Eine Kloſterſchweſter, welche ſeit vier Monaten vollſtändig den Geruchsſinn verloren hatte, gewann ihn plötzlich wieder, da ſie ſich im Gebete an Gott gewandt hatte, er möchte ſie doch einmal dieſen himmliſchen Geruch genießen laſſen. Der Sarg der hl. Karmeliterin wurde ſeit 1583, in welchem Jahre ſie ſtarb, bis 1604 mehrmals geöffnet,

sowie auch noch später. Dabei wurde der Leichnam stets unversehrt ohne jedwede Veränderung vorgefunden, auch zeigte sich immer der erwähnte Wohlgeruch und eine Flüssigkeit,*) welche als wunderwirkend aufbewahrt wurde, wie die berühmte Myrrhe, welche seit so vielen Jahrhunderten aus den Gebeinen des hl. Nikolaus von Mira in der Basilika zu Bari herausfließt.

Einige Medien, wie Stainton Moses, geben eine oder mehrere Arten von Wohlgerüchen in spiritistischen Sitzungen von sich; doch sind diese natürlich Phänomene, welche nicht leicht zu kontrollieren sind.

§ 21. — Bei den ekstatischen Heiligen findet man auch zuweilen jene Unverbrennbarkeit, die wir bereits bei einigen Märtyrern angetroffen haben, bei den Gottesurteilen, den spiritistischen Medien u. s. w.

Von der hl. Katharina von Siena behauptete man, daß das Feuer bei ihr auch nicht die geringste Wirkung ausgeübt habe, wenn sie, was oft geschah und auch in Gegenwart von Zeugen, in ihren Verzückungszuständen von einer unüberwindlichen Macht in die Flammen geschleudert wurde. Als sie dann von den erschreckten Anwesenden herausgezogen wurde, erhob sie sich und sagte lachend: „Seid unbesorgt, es war ein Streich Malataska's.“ Mit diesem Namen deutete sie auf einen Dämon hin, den sie stets in ihrer Nähe vermeinte.**) Raimundus, welcher ihre Lebensbeschreibung verfaßt hat, berichtet, daß sie eines Tages, als sie in der Küche mit dem Bratspieß in der Hand sich ihren gewohnten Betrachtungen hingab, in Ekstase gefallen sei. In diesem Zustande stürzte sie von dem Schemel, und als Leute hinzukamen, fanden sie die Heilige mit dem Gesicht auf den glühenden

*) Bolland., Acta Sancta, 15. Okt.

**) Perty, Die mystischen Erscheinungen, II, 427.

Kohlen liegen. Als man ſie aufhob, erwies ſich jedoch, daß ſie unverſehrt geblieben war.*)

Die bekannte Bernadette Soubirons, welcher die Entdeckung des hl. Waſſers von Lourdes verdankt wird, verfiel auch nicht ſelten in Ekſtaſe. Als ſie einmal in Gegenwart von hunderten von Perſonen niedergekniet war, befanden ſich ihre Finger eine ganze Viertelſtunde lang einer Fackel ausgeſetzt, deren Flammen ihre Finger beleckten. Zur größten Verwunderung aber blieben dieſelben ganz unverſehrt. Darauf wieder in ihren Normalzuſtand zurückgekehrt, gewann ſie auch ihre normale Empfindlichkeit dem Feuer gegenüber wieder. Ein anderes Mal hielt ſie die Hände eine Zeit lang in die Flamme einer Kerze, ohne auch nur den geringſten Schmerz zu empfinden.

Allein auch dieſes Phänomen iſt durchaus nicht ein Vorrecht der chriſtlichen Wunderthäter. Die achtzehn beſeſſenen Nonnen im Kloſter von Auxonne vermochten in ihren Händen glühende Kohlen zu tragen, ohne auch nur die geringſte Spur einer Verbrennung aufzuweiſen, noch irgend wie Schmerz zu empfinden.**)

Im Kloſter zu Louviers befahl ein Biſchof einem Dämon an, aus einer der beſeſſenen Nonnen auszufahren, worauf dieſe mit dem Geſicht und den Händen in ein Feuer geworfen wurde. Als man ſie herauszog, zeigte ſie auch nicht die geringſte Verletzung.***) Andere Fälle der Unverbrennbarkeit bei Beſeſſenen wurden von uns im vorhergehenden Kapitel bereits angezogen.

Gehen wir nunmehr zu den Prieſtern anderer Kulten über.

In der Bibel ſtoßen wir im 2. Buche der Könige, im 2. Buche der Chronika, ſowie im 3. Buche Moſe und beim

---

*) Görres, Die chriſtliche Myſtik, II, 285.

**) Perty, Die myſtiſchen Erſcheinungen, I, 366.

***) Görres, Die chriſtliche Myſtik, V, 344.

Propheten Jeremias auf einige Stellen, worin des Götzenkultus des Moloch, einer der Baal- oder kanaanäischen Gottheiten, gedacht wird. Dieser bestand nämlich darin, „daß man durch das Feuer ging, ohne sich zu verbrennen." Strabo (XII) berichtet, daß die Priesterinnen der Diana in Castabalis (Kappadozien) unbeschädigt mit entblößten Füßen über glühende Kohlen zu schreiten vermochten. Plinius schreibt*): „Nicht weit von Rom, im Lande der Faliszer, giebt es einige Familien, welche jedes Jahr auf dem Berge Sorakte damit ein Opfer bringen, daß sie über ein glühendes Kohlenbecken schreiten, ohne sich dabei zu verbrennen!! Diese Priester des Phoebus und der Göttin Feronia wurden Hirpinen genannt. Auch Virgil**) erwähnt dieselben mit den Worten: „Höchster Gott Apoll, du Hüter Saurakte's .... Du, für den wir von heiligem Eifer (freti pietate) getrieben, vertrauensvoll auf dem glühenden Roste dahinwallen." ...

Stephan Ponder erzählt uns in Langman's Magazine von einer Ceremonie, welche im südlichen Hindustan bei einem Völkerstamme mit dem Namen Klings in Gebrauch steht. Einige der Bewohner schreiten nämlich zur Abbüßung der gesamten vom Volke begangenen Sünden fast nackt durch ein Feuer von etwa 18 Metern Länge. Doch kehren sie stets, ohne den geringsten Schaden erlitten zu haben, zurück.

Die Unverbrennbarkeit ist auch bei den Priestern in Polynesien anzutreffen, Basilius Thomson***) berichtet uns, daß auf Nbengga (einer der Fidschi-Inseln) der Völkerstamm der Na Ivilankata, dessen Abstammung dem unerschrockenen Tui Nkualita nachgerühmt wird und von den Göttern auserwählt ist, die Fähigkeit besitze, in den Feuerofen zu steigen, worin die masâwe, eine Art dracoena, gekocht wird, und unbeschadet darin umherzuziehen.

---

*) Historia Naturalis, VII, 2.

**) Aeneaide, XI, 785—788.

***) s. bereits erwähnten Andreas Lang, Contemporary Review.

Bei den Tonga tritt uns der nämliche Kultus der dracoena entgegen, wie uns Miſs Tenvia Henry (von Honolulu), eine gebildete Polyneſierin, berichtet.*)

Von ähnlichen Beiſpielen der Unverbrennbarkeit iſt bereits bei den mohammedaniſchen Derwiſchen, tartariſchen Lamas ꝛc. die Rede geweſen.**)

§ 22. — Zu den häufigſten und wohl am meiſten verbürgten Erſcheinungen, welche wir in dem Verzückungszuſtande der Chriſten antreffen, gehört ſicherlich jene, welche die Spiritiſten Levitation nennen.

Görres***), ſowie Rochas†) führen eine Maſſe von ſolchen Beiſpielen an, die größtenteils wohl verbürgt ſind.

Dominikus von Jeſu-Maria kam in Gegenwart Philipps II zu Madrid in Verzückung. Als dieſer nun in der Luft ſchwebte, ließ ihn Philipp bald ſich nach der einen Seite hin, bald nach der anderen bewegen, indem er ihn nur leiſe anblies. — Margarete von Ungarn erhob ſich über die Erde, ſo oft ſie zur Kommunion ging.

Als der hl. Dominikus auf einer ſeiner Reiſen in der Abtei von Caſtres Abſtieg genommen hatte, begab er ſich zur Kirche, um zu beten. Da er dort nun zu lange verweilte, ging ihm ein Mönch nach, um ihn zu ſuchen, und fand ihn zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend. Das nämliche trug ſich bei St. Bernhard zu, als er den Mönchen im Kapitol predigte, und ebenſo der hl. Lutgard, als die Nonnen im Chor das Veni Creator ſangen, ſowie ferner St. Franziskus Saverius, als er die Meſſe las und die Gläubigen kommunizierte.

---

*) Polynesian Society's Journal.

**) ſ. Band I, S. 70—71 und S. 131—34.

***) Die chriſtliche Myſtik (II, S. 215 ff.)

†) Recueil de Documents relatifs à la Lévitation du corps humain. Kap. 3.

Während des Gebetes oder der inneren Selbstbetrachtung wurden in die Luft erhoben: St. Ignaz von Loyola, die hl. Katharina von Siena, die Karmeliterin Katharina Texada, Stephan, König von Ungarn, Angelo von Mailand, Nikolaus Fattori, Kaspar von Florenz, Thereſe, Königin von Kaſtilien, Maria Gomez, Camille de Lillis, Angelo von Breſſanone, Dominika vom Paradieſe, Franz Olympe, Urſula Benincaſa, Katharina de Seins, Matthias de Baſſeio, Maria Villani, Agnes von Aſſiſi, Johanna von Orvieto, Libera von Civitella, Peter de Garde und Franz d'Aſſiſi.

Die Heiligenbücher der Franziskaner, der Karmeliter, der Dominikaner, Ciſterzienſer, die Annalen der Laienbrüder von Wadding und der Kapuziner von Bover ſind voll von Erzählungen ähnlicher Thatſachen, die vor aller Welt beſtätigt wurden, wie die des St. Ambroſius von Siena, des St. Vincenz Ferrerius, des St. Salvator von Horta, des Jeſuitenpaters Bernhardin und des ſelig geprieſenen Gilles, welche vor den Augen einer ganzen Bevölkerung gen Himmel und durch die Luft erhoben wurden. Bernadette, die Verzückte von Lourdes, welche vor vier Jahren ſtarb, wurde mehrmals in die Luft erhoben, eine Zeit lang dort hin und her ſchwankend. Dasſelbe wird auch von dem im Jahre 1859 verſtorbenen Pfarrherrn von Ars erzählt.*)

Manche Levitationen trugen ſich unter beſonders bemerkenswerten Umſtänden zu. So war es beiſpielsweiſe bei der Schweſter Bella der Fall, welche, wie Pier Damiano zu berichten weiß, ſich in Gegenwart ſämtlicher Anweſenden über ihr Sterbebett erhob und bis zur Beendigung ihres Gebetes in der Luft verblieb.

Der hl. Ludwig Gonzaga verblieb bisweilen drei Tage lang in der Luft, wobei er des Gebrauchs ſeiner Sinne beraubt und vollſtändig unbeweglich war.

---

*) Monnin, Vie de M. J.-B.-M. Vianney, S. 159.

Unter der Regierung Karls des Fünften verblieb der Erzbischof Thomas während einer Ekstase, welche zwölf volle Stunden anhielt, schwebend in der Luft. Dieses Phänomen wurde nicht nur von den Bewohnern seines Palastes und dem Klerus beobachtet und bestätigt, sondern auch von einer großen Anzahl Bürger. Als Thomas wieder zu sich gekommen war, hielt er noch das Brevier in den Händen, das er gelesen hatte, als die Ekstase ihren Anfang nahm. Und der Erzbischof sagte ganz ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, daß er nicht mehr genau wüßte, an welcher Stelle er stehen geblieben sei.*)

Von St. Peter D'Alcantara, der so sehr wegen seiner Levitationen berühmt war, berichtet man, daß er in seiner Verzückung höher als die höchsten Bäume geflogen sei. Als er eines Tages von einem Bruder im Klostergarten den Anfang des Johannes-Evangeliums singen hörte: In principio erat Verbum, geriet er unverzüglich in Verzückung und erhob sich auf eine Art unwiderstehlichen Drang hin, indem er nicht mehr den Boden berührte, und flog mit einer unglaublichen Schnelligkeit, ohne sich irgend wie Schaden zuzufügen, durch die drei untersten Thüren, welche zu der Kirche führten. Vor dem Hochaltar ließ er sich dann nieder, woselbst ihn seine Brüder, die ihm nachgestürzt waren, in Ekstase versunken vorfanden. Ein Gemälde des Murillo, welches in dem Museum des Louvre zu Paris aufbewahrt wird und das de Rochas in seinem Buch über die Levitation zum Abdruck bringt, stellt den ekstatischen Flug des hl. Diegomonachus dar.

§ 23. — Die hl. Therese spricht mit folgenden Worten von ihren ekstatischen Levitationen:

„ . . . Zeitweise waren meine Bemühungen vergebens; meine Seele wurde entzückt und, mein Kopf folgte für

*) Bolland. V, 332, 334, 336.

gewöhnlich jener Bewegung, ohne daß ich ihn zurückzuhalten vermochte. Bisweilen wurde ſogar mein ganzer Körper derart angezogen, daß er ſich vom Boden erhob. Allein dies kam bei mir nur ſelten vor. Es geſchah auch einmal, als ich mich in dem Chor bei den anderen Schweſtern befand und zur heiligen Kommunion niedergekniet war.

Verzweifelt war mein Kummer, da ich wohl vorausſah, daß ein ſo außerordentlicher Fall unbedingt auch die Aufmerkſamkeit der anderen auf ſich ziehen mußte, und daher befahl ich, da ſich mir die Sache noch unlängſt zugetragen hatte, ſeitdem ich Oberin bin, den Nonnen, nichts davon verlauten zu laſſen. So oft als ich aber nun merkte, daß der Herr dasſelbe Wunder wieder an mir wirken wollte, legte ich mich ausgeſtreckt auf die Erde, und meine Mitſchweſtern ſtellten ſich um mich herum, damit ſie mich zurückhalten konnten. Allein nichts deſto weniger äußerte ſich die göttliche Wirkung.

[Wir entnehmen nun den folgenden Text der Originalität halber der in unſerem Beſitze befindlichen allererſten deutſchen Überſetzung der Opera der hl. Thereſe aus dem Jahre 1649. — Der Überſ.*)]

Es heißt da unter der Aufſchrift: „In der Verzuckung wird auch der Leib emporgehoben" (Teil I, Kap. 20, S. 239) wörtlich weiter, wie folgt:

»Sonderlich einmahl / da fürnehme Frawen darbey waren / an einem feſt / das gehalten wurde / vnter der predig / ſo legte ich mich nach langs auff den boden / vnd wiewol die andern kamen / vnd mir den leib hielten / wurde es nichts

*) Opera Oder Alle Bücher vnd Schrifften der Heiligen | Seraphiſchen Jungfrawen vnd Mutter | Tereſa von Jeſu | der Diſcalceaten Carmeliterinnen Stifftterin; Welche Von der Heiligen Mutter ſelbſten anfangs auff Spaniſch geſchrieben | anjetzo aber zum erſtenmahl durch einen jhres Ordens Prieſter mit ſonderlichem Fleiß | in die theutſche Sprach verſetzet. In Verlegung Jodoci Kalckhovens | Buchhändlers in Cöllen | im Jahre M. DC. X L IX. Der Überſ.

deſto weniger genugſamb geſpürt. Hab ich derhalben den Herrn ſehr gebetten / daß er mir doch nimmer ſolche gnaden wolte ertheilen / die euſſerlich geſpürt würden / dann ich war nunmehr müd allenthalben alſo auff mich acht zuhaben / dieſe gnad aber konte mir ſeine Majeſtät nicht leiſten ohne daß es gemerckt würde. Nun läſt es ſich anſehen / als hab es dem Herrn durch ſeine gütigkeit gefallen mich zu erhören / die weil mir dergleichen von ſelbiger zeit an bis dato nimmer wiederfahren; wahr iſts / daß es noch nicht gar lang iſt.

Mich gedunckte aber (wann ich denſelben wiederſtand thun wolte) nicht anderſt zuſeyn / als wann eine ſo groſſe macht vnter den Füſſen mich vber ſich heben thäte / daß ich nicht weiß / wem ichs vergleichen ſoll / dieweil es mit einer viel gröſſern gewalt geſchach / als in den andern ſachen deß Geiſtes / dahero ich aller zerſchlagen bliebe / dann es ein groſſer Kampff iſt; halff doch endlich alles wenig / wann es der Herr haben wolte / dann keine gewalt iſt wieder ſeine gewalt.»

[Und an anderer Stelle: „Was die Verzuckung ſei", ſchreibt ſie: »So ſag ich nun / daß mich offtermahl gedunckte / als würde der leib alſo ring vnd leicht darvon / daß es alle ſchwere deſſelben hinwegnehme. Ja bißweilen ſo faſt / daß ich gleichſamb nicht merckte / daß ich mit den füſſen den erdboden berührte. Wann einer nun in der verzuckung iſt / ſo bleibt der leib gleich wie todt / ohne daß er etwas würcken oder thun möge / zum offtermahl; vnd in dem ſtand / in welchem jhn die verzuckung vberfällt / im ſelben verbleibet er / ſo er ſitzet / ſo er die Händ offen hat oder zugeſchloſſen / alſo verbleibet er .... vnd ob ſchon der leib nichts thun kann / was da euſſerlich anbelangt / ſo vernimbt er doch gleichwol vnd höret noch / als wie von weiten . .« (S. 138.) »In dieſen verzuckungen ſcheint es — als wann die ſeel dem leib das leben nicht entfließe . . . Die verzuckung aber hat jhre vnterſchiedliche grad vnd ſtaffeln / deren etliche gleich-

ſamb ein anfang / andere mittel / vnd andere das end ſeynd . . . .« *)]

Mantegazza, welcher die oben erwähnte Stelle der Heiligen von Avila anführt, giebt folgenden Kommentar dazu: „Die hl. Thereſe handelte in vollem guten Glauben; denn in den Ekſtaſen folgen die Halluzinationen raſch hintereinander, und wir glauben ſtets von der Erde erhoben zu werden, unſeren Körper abzuſtreifen und nur noch Denken und Empfindung zu bewahren.“ Nach dieſer hübſchen Erklärung führt Mantegazza ruhig den Reſt der Erzählung der Heiligen an, worin ſie der Nonnen Erwähnung thut, welche ſie vergebens auf dem Fußboden feſtzuhalten ſuchten und jener „vornehmen Frauen“, die dieſem Phänomen beiwohnten!

§ 24. — Wohl kein Heiliger kann ſich jedoch hinſichtlich ſeiner körperlichen Ekſtaſen mit St. Joſeph von Copertinus meſſen. Dieſer außerordentliche Mann wurde im Jahre 1603 geboren und ſtarb als ſechzigjähriger Greis. Er war eine ganz und gar geiſtige Natur und fühlte ſich in ſeinen Sinnen ſo zum Außerirdiſchen hingezogen, daß ſein ganzes Weſen davon durchdrungen war. Während ihn die Natur einerſeits ſo ſtiefmütterlich bedacht hatte, daß er von den Kapuzinern als durchaus unbrauchbar — und ſelbſt für die Arbeiten in der Küche als untauglich — abgewieſen wurde, und er mit entſetzlicher Mühe ſich gerade nur ſoviel Latein angequält hatte, als er unumgänglich für den Meßdienſt brauchte, war er anderſeits dank ſeiner asketiſchen Frömmigkeit, die hauptſächlich in der glühendſten Madonnenverehrung gipfelte, zu einer ſo wunderbaren und tiefen Einſicht in geiſtige Dinge gelangt, daß auch die gelehrteſten

*) Darunter ſind wohl die neuerdings ſeitens der Wiſſenſchaft bei hypnotiſierten, wie auch magnetiſierten Subjekten (und namentlich Trancemedien) feſtgeſtellten drei Stadien: Somnolenz (kataleptiſcher), Hypotaxis (lethargiſcher) und Somnambulismus (ſomnambuler Zuſtand) zu verſtehen. Der Überſetzer.

Mitglieder seines Ordens des öfteren bekennen mußten, aus den Gesprächen, welche sie mit ihm geführt hatten, bedeutend mehr Nutzen gezogen zu haben, als aus allen ihren Studien. Er vermochte sofort den Seelenzustand jeder Person zu durchschauen, die in seine Nähe kam, und deren geheimste Gedanken zu lesen. Außer der Gabe der Weissagung ist auch zweimal bei ihm das Phänomen der Ubiquität*) beobachtet worden.

Bereits zwei Jahre nach seinem Tode, als noch alle Zeugen seiner Wunder lebten, wurde das Verfahren betreffs seiner Heiligsprechung in Nardo, Osimo und Assisi eingeleitet, wobei die Zeugenaussagen seitens der Kongregation für die Kirchengebräuche ꝛc. zu Rom der strengsten Prüfung unterworfen wurden. Im Auftrage der ersteren schrieb der Pater Robertus Nuti eine Biographie des Heiligen, indem er sich dabei auf alles das stützte, was er sowohl selbst mit eigenen Augen gesehen als auch aus den Berichten derjenigen gesammelt hatte, die mit Joseph stets zusammen gewesen

*) Unter „Ubiquität" versteht man das gleichzeitige Erscheinen einer lebenden Person an zwei oder mehreren Orten. Es beruht dieses von der katholischen Kirche als Wunder bezeichnete Phänomen wohl lediglich auf einer heutzutage anerkannten telepathischen Erscheinung: der „Entsendung des Doppelgängers", wie solche Fälle bei Somnambulen sehr häufig anzutreffen sind und in Sammlungen — wie in jener berühmten der „Londoner Gesellschaft für psychische Forschungen" massenhaft (experimentell und spontan) dargeboten werden. (S. auch den Doppelgänger des Basilides im 1. Teile vorl. Werkes, S. 313). Die neuerdings experimentell wissenschaftlich von de Rochas und anderen erwiesene Exteriorisierung des Astralkörpers auf weite Entfernungen von dem meist im Trancezustand daliegenden irdischen Körper, verbunden mit den in spirit. Sitzungen festgestellten Apporten, wird vielleicht auch ein Licht auf das von der Kirche gleichfalls als Wunder gerühmte Phänomen der Bilokation werfen — das Entrücken und Versetzen des irdischen Körpers an einen anderen Ort, obschon man es wohl hier meist mit der ersteren Erscheinung zu thun haben dürfte. Wir verweisen noch dieserhalb auf unsere Anmerkung im 1. Teil vorliegender Geschichte auf S. 373. Der Übersetzer.

waren. Unter den Zeugen wird sogar Papst Urban VIII aufgezählt, welcher einst, als Joseph ihm von dem Obersten des Ordens vorgestellt wurde, um ihm die Füße zu küssen, vor Erstaunen fast von Sinnen kam, da der Mönch, sobald man ihm eröffnete, daß er nunmehr dem Papst gegenüberstände, in Ekstase verfiel und sich, gleichsam fliegend, in die Luft erhob.

Und ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß Herzog Friedrich von Braunschweig im Jahre 1680, als er von Rom aus in Assisi weilte, von der lutheranischen Religion zur katholischen übertrat infolge des lebhaften Eindruckes, welchen die Thatsache auf ihn hinterlassen hatte, daß Joseph, während dieser die hl. Messe las, von der Erde hinweg in die Luft erhoben wurde.

Kurz, es wurde die allergewissenhafteste Nachforschung geübt, so daß Görres sich zu dem Ausruf veranlaßt sieht: „Bei keiner anderen historischen Thatsache ist man so vorsichtig zu Werke gegangen, um die lautere Wahrheit zu ermitteln."

Lassen wir nun hier einige Beispiele von der Levitation dieses Heiligen folgen, die wir einer Lebensbeschreibung entnehmen, welche Pastrovicchi mit Hülfe der aus den Akten betreffs des Heiligsprechungs-Verfahrens gemachten Auszüge verfaßt hat.

Die Verzückungszustände bei Joseph wiederholten sich so häufig und dauerten so lange an, daß wohl binnen 35 Jahren seine Vorgesetzten ihn nicht mit den anderen Brüdern weder im Chore noch beim Terminieren noch im Refektorium beisammen ließen. Um seine Ekstasen hervorzurufen, genügte, daß jemand gleich einem Fünkchen, das auf leicht entzündbaren Stoff fällt, nur die Glut seiner Andacht anzufachen verstand. Sobald er in jenen Zustand verfallen, war er für keinen Eindruck mehr empfänglich, selbst wenn man ihm mit den Fingern in die Augen kam, Feuer an seinen Leib brachte oder ihn

mit Nadeln stach.*) Und alsdann enteilte sein Körper mit der entflammten Seele gewöhnlich zu einem bestimmten Ziele hin, von welchem er auch mit großer Sicherheit zurückkam, eine Fähigkeit, welche sich gerade so auszeichnete, wie der ekstatische Flug vor dem einfachen Phänomen der Erhebung in die Luft, welches durchaus nicht zu den Seltenheiten zu rechnen ist.

Als er einmal in der Christnacht einige Hirten zur Anbetung des Jesuskindlein eingeladen hatte, brach er in einen lauten Schrei aus und flog wie ein Vogel von der Mitte der Kirche aus wohl 50 Schritte weit bis zum Hochaltar. Dort umschlang er das Tabernakel und blieb so eine Viertelstunde schwebend in der Luft. Keine der brennenden Kerzen, welche in großer Anzahl den Altar schmückten, wurde dabei umgestürzt, noch fing sein Priestergewand Feuer. Wie groß auch damals das Erstaunen der Hirten sein mochte, so war es gewiß nicht geringer als später das der Bewohner von Copertinus, als er, bereits im Meßgewand, einer Procession am St. Franziskusfest beiwohnen mußte, unversehens auf die in einer Höhe von 15 Spannen von der Erde aus befindliche Kanzel der Kirche flog und dort lange Zeit in Ekstase verblieb, frei knieend auf der Brüstung, die Hände hoch emporgestreckt.

Ein andermal, am Abend des Gründonnerstages, fiel er in den nämlichen Entzückungszustand. Er lag mit anderen Mönchen vor dem heiligen Grabe im Gebet. Dies hatte man mit Lampen und leuchtenden Wolken geschmückt. Plötzlich erhob er sich vom Boden und flog in die Höhe, um die Monstranz der geweihten Hostie zu küssen. Durch seinen Flug wurde auch nicht ein Gegenstand von seinem Platze verrückt. Auf Befehl seiner Vorgesetzten, denen er auch in jenem

*) Lassen wir nicht außer Acht, daß die seltensten mediumistischen Phänomene sich eben dann gewöhnlich zutragen, wenn sich das Medium in einem Zustand von Hypnose oder Ekstase befindet. —

Zustand stets pünktlich zu gehorchen pflegte, flog Joseph von dort in Kürze wieder auf seinen Platz zurück.

Es war schon von dem besonderen Madonnenkultus die Rede, den der hl. Joseph pflegte. Er nannte die hl. Maria immer seine „teuere Mutter" und schmückte in seinem Kloster von Grottella bei Copertinus ihr Bild stets mit den schönsten Blumen, welche die Jahreszeit bot. Auch verfaßte er an sie zahlreiche Hymnen. Oft geriet er schon bloß durch den Klang ihres Namens in Verzückung. Als er einmal mit seinen Brüdern die Litanei der Maria sang, flog er bei der Anrufung „Heilige Maria!" über drei Reihen Mönche, welche betend auf ihren Knieen lagen, hinweg bis zu dem der Maria geweihten Altare. Bei seiner Versetzung nach Assisi rief er, sobald er des Bildes der Jungfrau an der Wölbung jener Kirche, das jenem anderen in Grottella verehrten gleich war, ansichtig wurde, aus: „O, meine Mutter ist mir gefolgt!" worauf er sich unverzüglich 18 Schritt hoch ihr entgegen in die Luft erhob.

Sein Auftrieb, Aufsteigungskraft (wenn ich mich dieses aëronautischen Ausdruckes bedienen darf), war außerordentlich. Als eines Tages in Assisi die feierliche Vesper zu Ehren der unbefleckten Empfängnis gesungen wurde, da forderte Joseph, der in der Kapelle des Noviziats neben dem Pater Custos stand, jenen auf, mehrmals mit ihm die Worte zu wiederholen: „Maria, o Bellissima!" Kaum hatte nun der Pater Custos dieses Stoßgebet ausgestoßen, da faßte ihn Joseph um den Leib und führte ihn mit sich durch die Luft. Allein er vollbrachte noch besseres. Als man einen Calvarienberg auf einem kleinen Hügel zwischen Copertinus und dem Kloster Grottella hatte errichten lassen, bemerkte man, daß, sobald die beiden Kreuze zur Seite aufgestellt worden waren, das mittlere infolge seines Gewichtes von zehn Männern — obschon diese ihre ganze Kraft entfalteten — nicht aufgestellt werden konnte (da seine Höhe wohl 54 Handbreiten betrug). Voll heiligen Eifers verließ er die Klosterpforte und flog 80 Schritte

weit über das Kreuz hinweg, das er wie ein Hälmchen aufhob und in das zu diesem Zwecke gegrabene Loch einpflanzte.

Jenes Kreuz nun wurde von da ab ein besonderer Gegenstand seiner Andacht und das Ziel seiner ekstatischen Flüge. Als er eines Tages mit anderen Mönchen unter dem Kreuze stand, da brachte einer derselben die Frage auf: „Was sollten wir thun, wenn der Herr wirklich an diesem Kreuze gekreuzigt wäre und uns die Gnade zu Teil werden ließe, ihn küssen zu dürfen?“ Einer antwortete demütig, er würde ihm bloß die Füße küssen, ein anderer — die Seite, noch andere wählten wieder anders. Allein als die Reihe an Joseph gekommen war, rief dieser mit Begeisterung aus: „Ich möchte ihm die heiligen, mit Essig und Galle benetzten Lippen küssen.“

Nach diesen Worten erhob er sich in die Luft bis zur Spitze des Kreuzes, indem er mit seinem Munde genau die Stelle berührte, wo das Gesicht des gekreuzigten Jesu sich hätte befinden müssen. Als er dort in dieser Lage eine Zeit lang verblieben war, stützte er sich auf einen Nagel in dem Kreuze, der an der Stelle war, woselbst sich die Füße des Heilandes hätten befinden müssen.

In jenen Fällen, bei denen Betrug möglich war, ließen sich die Anwesenden nicht leicht von dem Augenschein täuschen; der Zweifel existierte auch schon vor den Encyklopädisten und Voltaire. Der Pater Juniperus von Palermo berichtet, daß eines Tages, als die Novizen in Joseph's Gegenwart eine Hymne an die Jungfrau anstimmten, der auf den Knieen liegende Heilige von der Erde in die Höhe schwebte. Alsdann drückte einer der Anwesenden den Zweifel aus, daß das lange Mönchsgewand trügen könne und der Heilige doch noch sehr wohl den Boden berühre; allein als man ihm dies unter die beiden Hände heraufzog, mußte man sich vom Gegenteil überzeugen. Ein Gegenstück hierzu kam zu Assisi vor. Dort war es ein junger Mann, der sich unter den Sängern befand.

Solche Zweifel konnten natürlich nur bei Leuten entstehen, welche nicht Augenzeuge größerer ekstatischen Erhebungen des betreffenden Heiligen gewesen waren, obschon auch diese, sobald seitens der eingeleiteten Untersuchungen, 36 an der Zahl, festgestellt waren, keinen Argwohn mehr aufkommen ließen.

§ 25. — Vieleher kann ein Zweifel darüber entstehen, daß diese Levitationen ohne Eingreifen übernatürlicher Wesen zustande gekommen wären; das „wie" allerdings läßt sich unmöglich sagen; widerspricht eine solche Annahme eben doch allem unseren Wissen über das sogenannte Gravitationsgesetz. Doch auch selbst, falls wir annehmen, daß, wenn wir einen Tisch oder einen anderen lebloſen Gegenstand frei in der Luft schwingen sehen, dies ebenso gut der Psyche des Mediums, als auch der eines Geistes zugeschrieben werden kann, so scheint es mir doch nicht, daß man a priori auszuschließen habe, die Psyche des Mediums könne auch den Tisch von selbst erheben. Bei den intellektuellen Phänomenen läßt sich oft das Eingreifen einer Intelligenz, die nicht die eines Wesens von Fleisch und Blut ist, schon anerkennen. Bei den physikalischen Phänomenen dagegen, wie z. B. das der Levitation, ist die Nachforschung nach der sich manifestierenden Intelligenz schon bedeutend schwieriger. Man muß dabei folgernd zu Werke gehen, indem man einigen besonderen Fällen seine Aufmerksamkeit zuwendet.

So kann der Umstand von Bedeutung erscheinen, daß St. Johannes Marinon in die Luft erhoben wurde, als er gerade den Nonnen das Geheimnis der Auferstehung erklärte.

Auch verdient noch folgendes Ereignis erwähnt zu werden, wobei wiederum der Held unser Joseph von Copertinus war. Man führte ihm einen tobsüchtigen Edelmann vor, der mit festen Stricken an einen großen Sessel gebunden war,. und bat ihn vertrauensvoll, er möchte doch für ihn Fürbitte leisten, damit der arme Kranke von seinem entsetzlichen Leiden geheilt werde. Joseph ließ den Wahnsinnigen losbinden und befahl,

daß man ihn zwingen möge, sich auf seine Knie zu werfen. Als man dies mit Mühe erreicht hatte, trat er zu dem Unglücklichen heran, legte ihm seine Hände auf den Kopf und sagte: „Du edler Herr, Balthasar, fürchte nichts, empfiehl Dich Gott und seiner heiligsten Mutter an!“ Nach dieser Ermahnung faßte er den Kranken an den Haaren und stieß einen Schrei aus, worauf er sich langsam von der Erde in die Luft erhob, den Wahnsinnigen mit sich in die Höhe führend. So hielt er dann unter dem größten Erstaunen und der Verwunderung der Anwesenden den kranken Edelmann eine Weile in der Luft hin- und herschwebend, worauf er sich sanft mit ihm zur Erde niederließ. Der Edelmann aber war wieder vollständig gesund. — Hier war die „aufsteigende Kraft,“ welche man der Psyche Joseph's zuschreiben könnte, sicherlich nicht dieselbe, welche auch den Edelmann von seinem Wahnsinne befreite. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß bei dem Phänomen noch etwas übernatürliches, das außerhalb seiner liege, vorhanden wäre.*)

§ 26. — Wie ich im vorhergehenden, als von der Möglichkeit übernatürlicher Stigmata die Rede war, einige Beispiele bezüglich lebloser Gegenstände angeführt habe, so werde

*) Der heutige Psychiater wird darin mit Ritter von Vesme schon deshalb nicht einig gehen, weil, die Thatsächlichkeit der Levitation zugelassen, nichts die gerechtfertigtere (natürlichere s'il vous plait) Annahme hindert, der Kranke sei durch den starken psychischen Eindruck von seiner Manie befreit worden, von einem Eindruck, den, weiß Gott, doch wohl jeder empfangen wird, wenn er, bei den Haaren erfaßt, plötzlich in die Luft erhoben würde, dort eine zeitlang zwischen Himmel und Erde in beständiger Lebensgefahr verweilend — ganz abgesehen von der höchst wunderbaren Art dieser Luftreise. Den Alienisten stehen in in ihren Annalen zahlreiche Fälle zur Verfügung, daß jemand durch einen heftigen Schreck, durch eine große Lebensgefahr oder einen wunderbaren Eindruck von seiner Manie und Psychose geheilt — ja sogar dauernd geheilt wurde.

Der Übersetzer.

ich hier, um den Beweis zu erbringen, daß die Levitation von außermenschlichen Wesen hervorgebracht werde, jenen vielberühmten Fall der Erhebung einer Hostie auf einem freien Platze zu Turin, anziehen.

Der Fall ist sehr wohl bekannt. Während des Sommers 1453 begaben sich einige französische Truppen in das Herzogtum Mailand, um Franzesco Sforza zu Hülfe zu kommen, welcher bei den Soldaten des Herzogs Ludwig von Savoyen auf Widerstand gestoßen war. Auf dem Marsche nun plünderte man das Alpendorf Exilles. Selbst einige Heiligtümer der dortigen Pfarrkirche wanderten in die Hände der beutegierigen Rotte. Ein unbekannter Soldat erbrach das Tabernakel und raubte die Monstranz mit samt der darin eingeschlossenen Hostie.

Der Heiligtumsschänder steckte das geraubte Gut in einen Sack, welchen er auf einen Maulesel legte, und begab sich so nach Turin, woselbst er dann am Nachmittage des 6. Juni eintraf. Doch kaum hatte er den Platz des St. Sylvester betreten, auf dem heute die prächtige Corpus Dei-Kirche prangt, so fiel der Maulesel nieder, und wie sein Herr auch immer auf ihn zuschlagen mochte, nichts konnte das Tier wieder auf die Beine bringen. Und als sich nun viele Neugierige durch dieses seltsame Schauspiel angelockt, um das arme Tier herumgestellt hatten, da riß auf einmal die Naht des Sackes, und die Monstranz kam zum Vorschein. Langsam erhob sie sich, ganz von selbst, und stieg in die Höhe, wobei sie von einem eigentümlichen Lichte überstrahlt wurde.

Turin war damals noch gut ein Marktflecken zu nennen; es zählte bloß 9000 Einwohner. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Sache durch die ganze Stadt. Und wohl sämtliche Bürger fanden soviel Zeit, dem Marktplatze zuzueilen, um des Wunders mit eigenen Augen ansichtig zu werden. Der Bischof Ludwig Marchese von Romagnano, im Bischofsornat, gefolgt von seinen Domherren, schritt in feierlicher

Prozession zu der Stelle, wo die Hostie in der Höhe schwebte. Da öffnete sich plötzlich die Monstranz und fiel zur Erde, während, umgeben von einem glänzenden Lichte, die geweihte Hostie allein in der Luft verblieb. Der Bischof ließ nun schnell den Kelch herbeibringen, erhob ihn in die Höhe und bat nun unseren Heiland Jesus Christus, daß er herabsteigen wolle, um fürderhin in Turin zu verbleiben. Und der hl. Leib Christi kam nach und nach zur Erde, bis er endlich — nachdem auch das himmlische Licht allmählich erloschen war, in dem Kelche ruhte.

Der Bischof begab sich nun — mit der Hostie im Kelche — wiederum in feierlichem Aufzuge nach dem Dome, begleite von einer ungeheuren Menschenmasse. Hier wurde die Hostie der hl. Monstranz einverleibt.

Dieses ist das Wunder. Daß wir es mit einem Wunder zu thun haben — die Spiritisten würden sagen, einem spiritistischen Phänomen — ist wohl unbestreitbar. Wenn das Ereignis erwiesen ist, so ist es ein Wunder auch für alle diejenigen, welche in der sogenannten »psychischen Kraft« für den größten Teil der spiritistischen Phänomene eine Erklärung finden wollen. Ist aber auch der Fall wirklich so verbürgt?

Dies ist eine andere Frage, derenthalben wir hier auf die hauptsächlichsten Urkunden verweisen wollen.

In Turin kann man noch in dem Archiv Einsicht in die ursprünglichen Original-Akten nehmen, die über den **zwei Jahre nach dem Wunder** gefaßten Beschluß handelten, ein Tabernakel, d. h. einen kleinen Tempel zur Aufbewahrung der wunderbaren Hostie zu bauen. In diesem Dokument das vom 25. April 1455 datiert war, setzten die versammelten Domherren, deren Namen angegeben sind, fest, daß der Stiftspropst und der Syndikus von Turin mit den Präsidenten der cisalpinischen Ratsversammlung (was soviel heißt: mit der ersten Obrigkeit nach dem Herzog) betreffs jenes Taber-

nakels verhandeln sollten, in dem die wunderbare Hostie aufzubewahren wäre.

Der Vorsitzende dieser cisalpinischen Ratsversammlung bewilligte die Errichtung eines solchen Tabernakels. Aus einer zweiten Urkunde, die aus dem nächsten Jahre herrührt, geht dann klar hervor, daß die Domherren (deren Namen hier ebenfalls wieder genau angegeben sind) ihren Vorgesetzten hinsichtlich des Baues jenes Tabernakels einfach freie Hand ließen, wie man zu sagen pflegt. Und dieses kleine Gebäude wurde in der That ausgeführt. In den Akten des Stiftes von Turin findet man auch den Namen des Architekten, eines gewissen Antonio Trucchi von Beinasko. Als im Jahre 1492 auf Anweisung des Kardinals Dominicus della Rovere die Kathedrale niedergerissen wurde, da er sie nach seinem Plane noch glänzender erbauen wollte, sollte das kostbare Tabernakel natürlich abhanden kommen.

Nach zwölf Jahren, also bereits 1510, beschloß der Turiner Stadtrat, an der Stelle, wo sich das Wunder zugetragen hatte, eine Kapelle zu errichten. Ehe jedoch die Verwirklichung dieses Planes in Angriff genommen wurde, suchte der Stadtrat erst noch die Erlaubnis der vorgesetzten kirchlichen Behörde nach. Und es existiert noch heute in der erzbischöflichen Kurie in Turin das Dekret, womit der Bischof Bernhardin von Prato, Coadjutor des Kardinals Libo, zu dem Bau dieser Kapelle seine Ermächtigung erteilt. Diese Urkunde ist datiert vom 30. Mai 1521, also zu einer Zeit, als erst 68 Jahre seit jenem Wunder verflossen und höchst wahrscheinlich noch Personen anzutreffen waren, die Zeugen desselben gewesen oder gewiß von andern, die dem Wunder gegenüber gestanden hatten, unterrichtet waren. In dieser Urkunde wird dann der Hergang des Wunders in derselben Weise geschildert, wie es bereits weiter oben von uns geschehen ist.

Die Kapelle wurde dann auch errichtet, der Plan ist in

dem städtischen Museum aufbewahrt. Drei Gemälde, welche die Geschichte des Wunders darstellten, schmückten die Kirche. Auf dem einen Bild sah man das gestohlene Heiligtum, auf dem anderen die Erhebung der leuchtenden Hostie in die Luft und auf dem dritten das Herabsteigen derselben in den Kelch. Der Plan dieser Kapelle trägt das Datum 31. Oktober 1528. Ein Jahr später war der kleine Tempel vollendet, und es konstituierte sich zu Turin die sogenannte Brüderschaft des Corpus Domini — die älteste Italiens und vielleicht der ganzen Welt: sie führte und führt noch heute in ihrem Wappen einen Kelch, worüber lichtumstrahlt eine Hostie schwebt.

Die bescheidene Kapelle mußte dann der glänzenden Kirche weichen, die heute noch den Platz schmückt. Im Jahre 1598 wurde Turin von der Pest verheert. Der Stadtrat that sodann das Gelübde, einen großartigen Tempel zur Erinnerung an das Wunder der Hostie zu errichten, wenn die Macht der unheimlichen Krankheit gebrochen würde. Und die Epidemie hörte thatsächlich auf — wahrscheinlich hatte sie ihren Höhepunkt erreicht — worauf eine Kirche gebaut wurde, die durch einen Denkstein Zeugnis davon ablegt, daß sich gerade an diesem Platze das großartige Wunder zugetragen hatte.

Indessen liegen auch noch andere Urkunden über dieses denkwürdige Ereignis vor. Die nachfolgende rührt auch aus derselben Zeit.

Als sich das Wunder zutrug, lebte nämlich in Rivarolo ein Priester, namens Thomas Solerius, welcher an den Händen und Füßen derart von der Gicht geplagt wurde, daß er vollkommen unfähig geworden war, diese Glieder zu gebrauchen. Als er von dem Wunder hörte, that er das feierliche Gelübde, wenn er geheilt würde, sich sofort nach Turin zu begeben, um jener heiligen Hostie seine Anbetung darzubringen, ihr eine Kerze von drei Pfund zu weihen und eine Dankesmesse lesen zu lassen. Und in der That sollte

er alsbald geheilt sein, so daß er sich unverzüglich von seinem Schmerzenslager zu erheben imstande war. Die Heilung wird vielleicht natürlich gewesen sein: doch thut dies ja wenig zur Sache. Hauptsache ist, daß der Priester von dem Notar Johannes von Solis einen Akt aufnehmen ließ, worin er von seinem Gelübde und der ihm zuteil gewordenen Gnade Zeugnis ablegt.

Unter Beidruck des notariellen Siegels und der Unterschrift des Notars und des Priesters ist die Urkunde auch noch von zwei hinzugezogenen Zeugen unterschrieben worden. Dies Dokument ist von größter Bedeutung, weil es, wie bereits gesagt, derselben Zeit entstammt wie das Wunder, und wird noch heute in den Stiftsakten der Kirche Corpus Domini aufgewahrt.

Auf einem der Pfeiler der Säulenhalle, welche die Vorderseite des Rathauses zu Turin bildet, fällt einem eine alte lateinische Inschrift auf, die übersetzt folgendermaßen lautet:

An dem Tage des Heils, dem 6. Juni, geweiht durch das denkwürdige Wunder der Hostie, hat Turin in der angenehmen Hoffnung einer glücklichen fürstlichen Hochzeit das wiederhergestellte und verschönerte Rathaus mit diesem Eckstein als einem Zeichen der Frömmigkeit eingeweiht. Anno MDCLIX.

Im Jahre 1557 veröffentlichte Philibert Pigone seine „Geschichte Turins", worin er auch unser Wunder kundgiebt und dabei nicht nur den Fall bis in die kleinsten Einzelheiten behandelt, sondern auch noch sämtliche Sammlungen aus dem Stadtarchiv anführt. Noch heute existieren Abschriften der ältesten Urkunden, worin haarklein die ganze Sache berichtet wird, auch werden sogar einige Zeugnisse des Wunders angeführt. Von diesen Papieren wird eins in der königlichen Bibliothek aufbewahrt, ein anderes befindet sich in dem Rathause, in einer unter vierfachem Verschlusse gehaltenen

Kassette und wieder ein anderes in der Heiligen Geisteskirche. Da — mit Unterschied aller anderen bisher angeführten Dokumente — diese letzteren nur Abschriften von Urkunden sind, so erhob mancher diesbezüglich Zweifel, indem man der Hypothese Raum gab, daß die Namen dieser Zeugen nur imaginär seien. Ein Advokat zu Turin hat jedoch kürzlich mit großer Ausdauer und ungeheuerem Fleiß das Kataster und andere Papiere jener Zeit einer gewissenhaften Prüfung unterworfen. Er fand dabei nicht nur, daß jene Zeugen wirklich existierten, sondern auch, daß sie entweder aus Gewohnheit oder dienstlich in der Nachbarschaft jenes Ortes, wo sich das Wunder zugetragen, gewesen seien und sämtlich somit dasselbe in Augenschein genommen haben konnten.

Die Art dieses Werkes verbietet mir, mich eingehender mit diesem Fall zu befassen: wer sich indes genauer hierüber zu orientiren wünscht, der sei auf ein kürzlich erschienenes Buch des erwähnten Ferd. Rondolino*) verwiesen, woselbst sich der Text der vier Hauptdokumente des Wunders findet, welche in paläographischer Art veröffentlicht wurden, mit Abkürzungen, d. h. nach der in den Originalen enthaltenen Ausdrucksweise.

Was ich bisher über das berühmte Wunder des Sakramentes zu Turin gesagt habe, würde übrigens genügen, um zu beweisen, daß wir es hier mit einer historisch beglaubigten Thatsache zu thun haben, womit eben nur diejenigen nicht einig gehen werden, welche den Dokumenten und dem Augenschein ein ebenso vollständiges wie unvernünftiges aprioristisches Leugnen entgegensetzen. Damit soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß die Echtheit des Wunders auch das Geheimnis der Hostie bestätige, ebensowenig wie die Verwandlung der Stäbe in Schlangen seitens der pharaonischen Priester nicht im mindesten etwa für die Wahrheit der egyptischen Religion beweisend ist.

*) Rondolino, Das Wunder des Sakramentes, 1894.

§ 27. — So wie die Phänomene der Levitation sich nicht nur bei den Heiligen zutrugen und seitens der Christen solche Wunder, die sie unmöglich ihrem Gott zuschreiben konnten, dem Teufel in die Schuhe geschoben wurden, so tritt uns auch noch die Erscheinung entgegen, daß Rasende und Besessene frei in der Luft schweben.

Wie Görres bemerkt, war einer von den Gründen, welcher am meisten zur Bekehrung des heiligen Paulinus beitrug, daß er einen Besessenen in der Luft hatte hängen sehen, mit dem Kopfe nach unten, ohne daß seine Kleider auch nur im geringsten in Unordnung geraten wären.

„Ich sah," so erzählt Sulpicius Severus*), „als ich mich Martinus näherte, einen Besessenen, der, die Hände über dem Kopfe senkrecht nach oben gestreckt, sich in die Luft erhob und dort so in freischwebender Stellung verblieb."

In dem Werke: L'affaire curieuse des Possédées de Louviers werden mehrere Beispiele davon angeführt, daß Nonnen wunderbarer Weise aus ihrer Zelle von unsichtbarer Macht getragen wurden z. B. auf einen Hof über das Dach, über eine hohe Mauer und in einen benachbarten Wald.

Bekannt ist der Fall jener armen Besessenen von Vervins, namens Nicoletta Aubry, die sich in der Kathedrale von Laon angesichts einer ungeheueren Menschenmenge mehrmals in die Luft erhob — woran sie die vereinigten Kräfte von sechs starken Männern nicht hindern konnten.

Und in der That braucht man weder ein Besessener noch ein christlicher Heiliger zu sein, um der Levitation unterworfen werden zu können; haben wir doch diese Erscheinung bereits bei den türkischen Derwischen**) angetroffen, wie bei den indischen Fakiren***), Simon dem Zauberer†) und dem

*) Gespräche des Sulpicius Severus, § 19.

**) I. Buch, 5. Hauptstück, § 9 vorl. Werkes.

***) II. Buch, 1. Hauptstück, §§ 12 und 16 vorl. Werkes.

†) IV. Buch, 2. Hauptstück, §§ 9 und 10 vorl. Werkes.

Neuplatoniker Jamblichus*): ja, es ließe sich sogar auch noch der häretische Wunderthäter Montanus und der unglückliche König Lorenz anführen. Letzterer erhob sich bis zu der Wölbung des traurigen Gefängnisses, in welchem ihn die Bologneser gefangen hielten, u. s. w. Dieselbe Erscheinung sehen wir dann auch häufig in unseren heutigen spiritistischen Sitzungen.**)

§ 28. — Bereits war bei dem oben erwähnten Heiligen Joseph von Copertinus von einer Erscheinung die Rede, welche mehr als eine einfache Levitation, schon als eine wahre Translation des Körpers, wenn auch nur in geringem Maßstabe, anzusehen ist. Allein in der Geschichte oder mindestens in der Legende nehmen diese Verbringungen von Personen bisweilen geradezu ein erstaunliches Maß an. Die heilige Schrift spricht ihrerseits sogar von Erhebungen bis zum Himmel. Davon thaten wir eines jener Fälle bereits Erwähnung in der Himmelfahrt Jesu Christi.***) [Da ein Gott (und schließlich auch die Mutter Gottes) von selbst zum Himmel emporsteigt und nicht nötig hat, aufgehoben zu werden, so unterscheidet das katholische Dogma zwischen Himmelfahrt und Himmelerhebung, ein Unterschied, welcher im Deutschen fast kaum, im Italienischen aber in den Worten ascensione und assunzione — wobei assunzione im Sinne der Himmelfahrt der Maria' gebraucht wird — um so deutlicher hervortritt.] Die anderen beiden Beispiele, welche uns die Bibel darbietet, sind die des Patriarchen Henoch und des Propheten Elias. Von dem ersteren, dem Vater jenes Methusalah, der bekanntlich in der Blüte der Jahre starb, heißt es, daß er in einem Alter von 365 Jahren „nicht mehr gesehen wurde, weil der Herr ihn hinweg genommen habe." †)

*) V. Buch, 1. Hauptstück, § 8 vorl. Werkes.

**) Vorzüglich wurde dies Phänomen bestätigt bei Eusapia Paladino (s. Mailänder Bericht) und den beiden Medien Home und Eglinton.

***) IV. Buch, 1. Hauptstück, § 33 vorl. W.

†) 1. Mose 5, V. 24.

Im Hebräerbrief sagt dann vermutlich der Apostel Paulus, daß „Henoch durch den Glauben weggenommen ward, daß er den Tod nicht sähe und nicht mehr gesehen ward, weil es Gott gefallen hatte, ihn irgend wo anders hinzusetzen.*) Noch bekannter und wichtiger ist die Reise Elias' auf dem Feuerwagen mit feurigen Rossen vor den Augen Elisas**)

Allein lassen wir die Reisen bis zum Himmel beiseite sie sind wirklich zu weit. Wenn das Paradies in der Höhe ist, wie die Christen dies zu glauben scheinen, da sie von einer Auffahrt gen Himmel sprechen, so muß es noch hinter dem Firmament sein. Nun hat man aber berechnet, daß das Licht desjenigen Sternes, der unserem Planeten am nächsten ist, 70 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Nehmen wir auch an, der Feuerwagen des Elias sei mit der Geschwindigkeit des Lichtes dahingeeilt, also nicht weniger als 300000 Kilometer in der Sekunde, so wäre höchst wahrscheinlich doch der Körper des armen Propheten noch auf der Reise begriffen.

§ 29. — In einigen Fällen wurde dann auch die vermeintliche Auffahrt einer Person ins Paradies nur anscheinend bewirkt. Die heilige Agnes von Böhmen verschwand einmal während einer Stunde und wurde von ihren Schwestern in den Wolken schwebend gesehen, aus denen sie nach einiger Zeit herabstieg.***)

Indes scheint ein Ereignis weniger wahrscheinlich, obschon es nicht an historischen Belegen gebricht, welches sich im Jahre 446 zugetragen haben soll. Wir wählen den Bericht des heiligen Nicephor, der von 750—828 lebte, da jener von Baronius noch als den genauesten hingestellt wird.

Noch zur Regierungszeit Theodosius' des Jüngern kam ein Erdbeben vor, welches an Stärke und Zeitdauer alle

*) Hebräer 11, V. 5.
**) 2. Könige 2, V. 11.
***) Bolland., Acta sanct., 6. März.

vorherigen weit hinter sich ließ .... Die Einwohner, welche hierüber in großen Schrecken geraten waren, verließen die Stadt und flüchteten sich auf ein freies Feld, mit ihnen Kaiser Theodosius und ihr Patriarch Proklos .... Da sollte sich nun ein unerwartetes und fast unglaubliches Wunder zutragen, das alle mit der größten Verwunderung erfüllte.

Auf einmal wurde mitten aus den Anwesenden ein Kind vor aller Augen von einer unsichtbaren Macht emporgehoben, und zwar so hoch, daß man es aus den Augen verlor. Als es dann nach einer Zeit lang herabgekommen war, erzählte es dem Patriarchen Proklos, ja selbst dem Kaiser und der ganzen Menge, es habe einem großem Konzert der Engel beigewohnt, die Gott mit heiligen Gesängen laut gepriesen hätten .... Kaum hatte das Kind seine Erzählung beendet, so hauchte es auch schon seinen Geist aus.*)

Der Kardinal Baronius sagt: „Ein so großes Ereignis verdiente wohl für die späteste Nachwelt aufbewahrt zu werden und ewig im Gedächtnis der Menschen zu verbleiben, weshalb seiner jährlich in den Annalen der Kirche Erwähnung geschehen solle. Daher hat auch die griechische Kirche dies Wunder in ihr Monologium [Heiligen Kalender] gesetzt, damit es jedes Jahr einmal in den Kirchen verlesen werde.“ **)

Hieraus hat auch Nicephor seinen Bericht geschöpft. Dies ist aber gerade eine etwas unsichere Quelle; giebt es deren doch noch bessere. Der Bischof Asklepiades Trallian***), der zur Zeit des Wunders lebte, äußerte sich über dasselbe mit folgenden Worten: „Diesmal handelt es sich nicht etwa um eine Sache, die bloß zweien oder gar einer Person zur Kenntnis gelangt ist, sondern selbst der ganzen Welt.“

*) Breviarium historicum.

**) Aus den Annalen der Kirche, Bd. 5. vom Jahre 446.

***) Bei Baronius, ebenda.

Arkazius, ein Nachfolger Proklos in der Patriarchen-Würde von Constantinopel, versichert, daß „die ganze Stadt es mit eigenen Augen gesehen habe.“ Justinian, Bischof von Sicilien, sendet von dem Ort der Synode den nämlichen Bericht seinem Lande zu, was ebenfalls der Bischof Quintilian von Askulan thut. Papst Felix III äußert sich zu einem Pastor von Antiochien mit folgenden Worten: „Alle Briefe, welche hierüber geschrieben wurden, sind unangefochten geblieben und haben nicht im geringsten eine Änderung erlitten, so daß Du, wenn Du willst, sie zu Rate ziehen kannst: Exstant horum omnium epistolae integrae, nullaque ex parte labefactae, quas consulere pro tuae voluntatis arbitrio poteris.“ Diese Briefe, welche der Papst anführt, finden sich nebst seinem eigenen Briefe in dem 2. Bande der Konzilien-Dekrete. Der heilige Johannes Damascenus*) sagt, daß „auf dem vierten Konzil zu Chalcedonien zur Erinnerung an dieses Ereignis ein Hymnus angestimmt worden sei, der sich gleichfalls in seinen Akten befände und zwar am Ende des 1. Abschnittes.“ Nun wohl, man beachte, daß dies Konzil, auf dem 630 Bischöfe des Morgen- und Abendlandes zusammentraten und auf welchem die Ketzerei des Eutyches verdammt wurde, bereits im Jahre 451 stattfand, also nur fünf Jahre nach dem Wunder.

Es liegen also, wie man sieht, hinreichend Urkunden vor, um die Echtheit dieses Vorfalles zu bestätigen; da man anderseits auch den Flug des heiligen Joseph von Copertinus, des heiligen Peter von Alcantara u. s. w. zugeben muß, so dürfte die Annahme lächerlich erscheinen, daß die Kraft, welche diese Person in die Höhe erhob, sich nicht weiter als beispielsweise 50 m über den Erdboden erstrecken sollte. Auch Leute, welche sonst sehr vernünftig denken und ohne Vorurteil sind, können doch angesichts allzu wunderbar erscheinender Wunder nicht

*) De fide orthod. Buch III, Kap. X.

ein unerklärliches Gefühl von Mißtrauen bezwingen. Jedenfalls denke ich, werden nur wenige zu dem Glauben geneigt sein, daß das byzantinische Kind wirklich in den Himmel erhoben worden sei und dort die Engel ihre Litaneien anstimmen gehört habe, wie es uns Dante in seinem einschläfernden Paradiesgesang kundgiebt. Der Vernunft entspricht wohl sicherlich mehr die Annahme, daß das Kind während seines ekstatischen Fluges einer himmlischen Vision unterworfen war.

§ 30. — Noch weniger seltsam dürfte die Erscheinung sein, daß Körper unsichtbar translociert werden, d. h. also, daß eine Person an einem bestimmten Ort verschwindet, um an einem andern wieder zu erscheinen. Ein Beispiel davon finden wir in der Apostelgeschichte [dessen wir schon im ersten Band vorl. Werkes, S. 47, in der Fußnote Erwähnung thaten. Der Übers.]: „Da sie aber heraufstiegen aus dem Wasser, rückte der Geist des Herrn den Philippus hinweg, und der Kämmerer sahe ihn nicht mehr; er zog aber seine Straße fröhlich. Philippus aber ward gefunden zu Asdod und wandelte umher." *)

Auch haben wir bereits gesehen,**) was uns Philostratus von Apollonius von Tyana berichtete. Dieser Weise sei in Gegenwart des Kaisers Domitian und seines ganzen Hofstaates zu Rom vor aller Augen plötzlich verschwunden, um sich bald darauf in wunderbarer Weise in Pozzuoli bei Neapel zu seinen Schülern Demetrius und Damides zu gesellen, die er kurz vorher dorthin bestellt hatte. Der heilige Johannes vom Kreuz brachte sein Leben sozusagen in einem beständigen Fluge zu. Von ihm berichten die Bollandisten, daß er einmal von seinem Krankenbette verschwand, um erst nach einiger Zeit wieder zu erscheinen.

Auch war Margaretha vom heiligen Sakrament häufigen

*) Apostelgeschichte 8, V. 39 und 40.

**) I. Band vorl. Werkes S. 374.

Levitationen unterworfen. Als sie eines Tages für eine kranke Mitschwester eine Traube pflücken wollte, sah man sie sich ohne Anstrengung in die Höhe erheben, um so die Frucht pflücken zu können, worauf sie dann unverzüglich wieder auf den Boden zurückkam.

Auch vermochte dieselbe fast augenblicklich von einer Stelle zu einer anderen zu gelangen. So befand sie sich im Thore, dann auf einmal in der Krankenstube und dann wieder im Saal bei den Exercitien, wobei sogar die Thüren verschlossen waren.*)

Doch ist auch dieses Phänomen sehr selten im Leben der Heiligen anzutreffen, wiewohl wir wissen, daß es einigen unserer heutigen Medien zugeschrieben wird. Der Vorgang hierbei scheint der zu sein, daß ein menschlicher Körper sich in die Moleküle auflöst, aus denen er besteht, um sich dann anderorts wieder zusammenzusetzen. Mithin dürfte er eine große Ähnlichkeit mit jenen so häufigen und gut bestätigten Phänomenen in unseren spiritistischen Sitzungen aufweisen, daß nämlich ein lebloser Körper einen anderen durchdringt und durch diesen — z. B. durch ein Brett hindurch geht, indem er sich dann auf der entgegengesetzten Seite dieses Gegenstandes wieder zusammensetzt, oder daß ein Körper in ein vollständig von allen Seiten verschlossenes Zimmer gelangt (mit den sogenannten Apporten) u. s. w.

§ 31. — Eine Erscheinung, der wir indes zu allen Zeiten häufig entgegentreten, ist jene äußerst interessante telepathische, die unter dem Namen Bilokation, Ubiquität oder Bikorporität bekannt ist und von den Spiritisten meistens mit Doppelgängerei bezeichnet wird. Das Medium verfällt dabei in einen mehr oder weniger tiefen Schlaf, und während sein Körper sichtbar und unbeweglich verbleibt, bekleidet sich die Psyche mit einem zweiten fluidösen Körper, der an einem

*) de Rochas, La Lévitation. S. 37.

anderen Orte gesehen und selbst auch berührt werden kann. Von solchen Erscheinungen sogenannter „Gespenster (Gespinste) lebender Personen", womit sich auch heuer — angeregt durch den Spiritismus — die Wissenschaft beschäftigt, liegen so viele gut beglaubigte Beispiele vor, und besonders aus der Neuzeit, daß man dicke Bände damit anfüllen könnte. Hier werden wir uns nur auf berühmte Fälle des Altertums einlassen.

Bereits haben wir ein Beispiel angeführt.*) Es erzählt Tacitus, daß Vespasian im Tempel der Serapis zu Alexandrien hinter seinem Rücken das Gespenst des Priesters Basilides erblickte, welcher zu jener Zeit — wie der Kaiser später in Erfahrung brachte — achtzig Meilen von Alexandrien entfernt, krank darniederlag.

Dem hl. Augustin waren diese Erscheinungen sehr wohl bekannt, als er die inhaltsschweren Worte schrieb: „Die Erscheinungen Toter bei Lebenden werden ebenso entstehen wie die von Lebenden anderen Lebenden gegenüber." **)

§ 32. — Bei Sophronius***), den St. Johann Damascenus und die siebente Synode anführen, liest man die Anekdote von Georg, Abt des Klosters vom Berge Sinai, welcher am Charsamstag von dem lebhaftesten Wunsch ergriffen wurde, den ersten Ostertag zu Jerusalem zu feiern, um in der Auferstehungskirche das Abendmahl zu nehmen. Und thatsächlich an demselben Tage befand er sich unter der Geistlichkeit der heiligen Stadt, von denen der Patriarch Petrus das Sakrament des Altars vollzog. Viele waren höchlichst überrascht, ihn zu sehen, und der Patriarch wandte sich an seinen Koadjutor Mennades mit der Frage: „Wann ist denn der Abt vom Berge Sinai hier eingetroffen?" worauf dieser ihm antwortete, daß er ihn soeben zum ersten Male gesehen habe. „So saget ihm," erwiderte der Patriarch, „daß er sich noch nicht

*) Band I vorlieg. Werkes, S. 313.

**) De cura pro mortuis.

***) Prato spirituale § CXVII.

zurückziehen solle, da ich mit ihm das Frühstück einnehmen möchte." Mennades kam unverzüglich dem Auftrage des Patriarchen nach; allein der Abt befand sich bald darauf wieder in seiner Zelle.

Der Patriarch von Jerusalem sandte, von dieser anscheinenden Ungehorsamkeit eigentümlich berührt, einen Prälaten nach dem Berge Sinai, woselbst man dann erfahren mußte, daß der Abt Georg sich bereits seit 70 Jahren niemals aus seinem Kloster entfernt hatte.

Sehr bemerkenswert ist der Fall, der sich St. Gregor bei dem Tode St. Martins, eines seiner Vorgänger, auf dem Bischofsstuhl zu Tours, zugetragen haben soll.

Der heilige Ambrosius war damals Erzbischof von Mailand. Als er an einem Morgen des Jahres 402 die Messe las, schlief er plötzlich ein. »Zwei bis drei Stunden vergingen so, ohne daß ihn jemand zu wecken wagte. Schließlich fand sich doch jemand dazu bereit und bemerkte: „Herr, das Volk ist müde; erlaubt, daß ich die Ceremonie weiter fortsetze." — „„Beunruhiget euch nicht,"" gab Ambrosius zurück. — „„Ich fühle mich sehr glücklich über diesen Schlaf. Wisset, daß Martinus, mein Bruder im Episkopat, gestorben ist. Ich habe seiner Beerdigung beigewohnt, als ihr mich gerade wecktet.""

Alle wurden bei diesen Worten von höchstem Erstaunen befallen. Nach einigen Tagen traf die Nachricht von dem Tode des Martinus ein. Zeit und Stunde der Beisetzung stimmte genau mit derjenigen des Schlafes überein, welcher ihn am Altar befallen hatte.«

Dieses Ereignisses wird auch in den ältesten ambrosianischen Brevieren und in der allerersten Lebensbeschreibung des Heiligen, welche sich als eine Handschrift in der ‚Ambrosianischen Bibliothek' findet, Erwähnung gethan. Bolland berichtet, daß er in dem Chor der Basilika des hl. Ambrosius ein Gemälde gesehen habe, das jenes Wunder darstelle — ein Gemälde,

welches nach den Sachkennern der damaligen Zeit wohl tausend Jahre vorher angefertigt worden war.

Dennoch wurde das Wunder niemals in Zweifel gezogen, selbst als im 15. Jahrhundert Kardinal Baronius bemerkte, daß Ambrosius, wie aus der Geschichte des Sulpicius Severus hervorgehe, bereits 397, also fünf Jahre vor dem Tode Martinus', der nach Gregorius 402 starb, aus dieser Welt abgeschieden sein soll. Der Kardinal Friedrich Borromäus weigerte sich, diesen Einwurf gelten zu lassen, der seiner Ansicht nach nur auf einen Irrtum im Datum zurückzuführen sei. Und in der That, die Behauptung geht nicht zu weit: der Bollandist Papebroc bewies, daß auf dem Konzil zu Turin, welches im September 393 stattfand, die Diözese von Tours durch den Bischof Brizius, einen Nachfolger von Martinus, vertreten wurde. Das Datum des Todes dieses Heiligen wurde daher auf das Jahr 396 festgesetzt.

Ziehen wir nunmehr, wie wir es bisher gethan haben, hiermit ein Ereignis aus unseren Tagen in Vergleich, das sich einem eifrigen Spiritisten und großen Medium zutrug.

Auf der Mai-Versammlung der Londoner Psychological Society of Great Britain im Jahre 1876 berichtete Rev. Stainton Moses folgendes merkwürdiges Vorkommnis: Einer seiner Freunde, welcher zu Lincolnshire wohnte, war gestorben, und er war zur Beerdigung desselben eingeladen worden. Weil er nun verhindert war, dort anwesend zu sein, so saß er ruhig zu jener festgesetzten Stunde in seinem Zimmer zu London, ohne etwas ungewöhnliches an sich zu verspüren. Da schwand ihm auf einmal das Bewußtsein, und als er wieder zu sich kam, sah er nach seiner Uhr: zwei volle Stunden hatte er sich in diesem Zustande befunden. Allmählich wurden nun alle Einzelheiten, eine nach der andern, von dem Begräbnisse seines Freundes in seinem Gedächtnis wach, oder besser gesagt, er erinnerte sich nach und nach einer Szene, die er erlebt hatte. Es traten ihm wieder die Priester und

die Träger des Sarges vor sein geistiges Auge, und zwar so deutlich, so genau, als wäre er bei den Beisetzungsfeierlichkeiten zugegen gewesen. Hierüber höchst erstaunt, zeichnete er jede Einzelheit genau auf und sandte dann selbigen Tages noch diese Beschreibung an einen Freund, welcher der Feier beigewohnt hatte. Dieser fragte nun unverzüglich bei Stainton Moses an, wie er denn so genau die sämtlichen Einzelheiten hätte in Erfahrung bringen können. Und man beachte, daß der Priester, welcher den Sarg zur Gruft begleitete, nicht derselbe gewesen ist, der vorher zur Beerdigung bestimmt war, da dieser noch im letzten Augenblicke aus unvorhergesehenen Gründen verhindert wurde und von einem anderen Geistlichen deshalb vertreten werden mußte. Außerdem hatte sich zwar der Leichenzug von Lincolnshire aus bewegt, doch waren alle Trauerfeierlichkeiten zu Northamptonshire abgehalten worden. Dort hatte er auch den Friedhof gesehen und auch jenen Teil in Augenschein genommen, wo sich das Grab befand — wobei ihm besonders ein in der Nähe des Grabes befindlicher Baum aufgefallen war.

Herr Stainton Moses versichert, daß es ihm durchaus nicht so geschienen habe, als ob er geträumt hätte, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, würde doch die wunderbare Reise dieselbe geblieben sein. Er erklärte daher jenes Ereignis als eine eigentümliche psychologische Thatsache.

Der hl. Joseph von Copertinus versprach dem schon sehr bejahrten Octavius Piccinus, daß er zu ihm kommen wolle, um ihm, wenn sein Ende nahe, Beistand zu leisten. Und er hielt sein Versprechen, ohne sich von Rom zu entfernen. Von seiner Zelle aus im Kloster zu Assisi stand er auch seiner Mutter in der Sterbestunde bei.

Während der hl. Antonius von Padua in Spanien predigte, wurde sein Vater, den man zu Hause in Padua des Mordes bezichtigt hatte, vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Schon wollte man das Urteil vollziehen, als

Antonius auf dem Richtplatze erschien, die Unschuld seines Vaters klar erwies und den wahren Schuldigen ans Licht zog, der dann später seine blutige That mit dem Leben sühnte.

Bei dem wegen seiner Heiligsprechung eingeleiteten Verfahren ergab sich dann aus unwiderleglichen Berichten, daß sich der Heilige zu derselben Zeit in Spanien befunden hatte.

Derselbe Heilige stieg auch einmal zu Monte Pessulo auf die Kanzel. Mitten während der Predigt erinnerte er sich plötzlich, daß er vergessen hatte, einem seiner Brüder eine dringende Bestellung zu machen. Er zog daher seine Kapuze über das Gesicht und verharrte so einige Augenblicke ohne ein Wort zu sprechen und ganz unbeweglich. Dann nahm er wieder den Faden seiner unterbrochenen Predigt auf. Erst später erfuhr man, daß er zu dieser Zeit das Versäumte, wie man heute sagen würde, telepathisch nachgeholt hatte.

Aus den Akten der Seligsprechung Alfons' von Liguori, des Bischofs von St. Agatha, ersieht man, daß jener fromme Knecht Gottes wunderbarerweise dem Papst Clemens XIV (dem nämlichen, welcher den Jesuitenorden aufhob) in seiner Sterbestunde im Vatikan zu Rom beistand, während sich sein Körper unbeweglich zu Arienzo im Königreich Neapel, einem Orte seiner Residenz, befand, woselbst er in tiefe Ekstase verfallen war. Diese hielt volle 24 Stunden an, bis zu dem Augenblicke, als der höchste Priester verschied, nämlich am 22. September 7 Uhr morgens im Jahre 1747. Die Sache erregte natürlich so großes Aufsehen, war zudem von so zahlreichen Zeugen beglaubigt, daß die Heiligsprechung des Bischofs Alphons noch vor der festgesetzten Zeit erfolgte.*) — Man bedenke, daß ein Jahrhundert vorher zwei Frauen wegen desselben Phänomens auf Anraten der Kirche von Amtswegen als Hexen verbrannt wurden!

---

*) Ab. Jeaomon, Vie du bienheureux Alphonse de Liguori, 4. Teil, Kap. 9.

§ 33. — Der großartigste Fall einer Entsendung des Doppelgängers, den man in der Lebensbeschreibung der Heiligen begegnet, ist sicherlich jener der Maria von Agreda, der berühmten „Maria von Jesu", deren Körper während ihrer Levitation so leicht zu sein schien, daß ein Lufthauch genügte, um sie, wie eine Feder schwingend, hin und her zu bewegen und mit welcher König Philipp IV von Spanien sich nicht versah einen persönlichen Briefwechsel während ganzer 22 Jahre zu unterhalten.*)

Außerdem war sie 500mal in aufeinanderfolgenden Entzückungszuständen gewesen, während welchen sie in fremde unbekannte Gegenden entführt worden sein wollte, die unter einer noch heißeren Sonne standen, als die ihres Landes.

Häufig hörte man sie bei ihren Erzählungen die Namen verschiedener Orte nennen, welche man dann später beim Nachsuchen in Neu-Mexiko fand. Sie beschrieb die Einwohner, ihre Kleidung, Sitten und Gewohnheiten, sowie die Waffen, deren sie sich bedienten. Sie gab ferner kund, was sie mit denselben gesprochen habe, indem sie noch hinzufügte, daß es ihr geschienen, als gelangte sie im raschen Fluge von einer dunklen Gegend in der Nacht nach einer anderen von der Sonne erleuchteten. Hierbei hätte sie noch erst ein weites Meer zu überschreiten gehabt und dann noch einige unbekannte Strecken des Festlandes.

Einmal beabsichtigte sie in ihrer Verzückung den Indianern einige Rosenkränze, welche sie in ihrer Zelle hatte, mitzubringen und unter sie zu verteilen. Als sie wieder zu sich gekommen war, suchte sie mit großem Fleiß nach denselben, doch waren diese nicht mehr zu finden. In einigen Ekstasen sah sie, nachdem sie eine ganze Bevölkerung bekehrt hatte, wie dieselbe, von ihr und den in Neu-Mexiko ansässigen Franziskanern geführt, zur heiligen Taufe schritten.

*) Germand de Lofigne, La Sœur Marie d'Agreda et Philippe IV. (1855.)

Nun sahen aber eines Tages die Franziskaner, während sie die Einöden von Rio del Norte auskundschafteten, einen zahlreichen Indianerstamm auf sich zuschreiten. Dieser sprach die Mönche um die heilige Taufe an: Es sei ihnen eine weiße Frau, deren Wohnort ihnen jedoch unbekannt sei, des öfteren erschienen und hätte sie zum Christentum bekehrt, wobei dieselbe sie überredet habe, sich taufen zu lassen. Die Verwunderung der Missionare war eine große; denn wie sie auch die Indianer nach den Geheimnissen des Glaubens fragen mochten, sie erwiesen sich als vollständig unterrichtet. Als sie dann betreffs jener wunderbaren Frau weitere Erkundigungen bei den Indianern anstellten, vermochten diese ihnen nichts anderes zu sagen, als daß sie niemals eine ähnliche Person gesehen hätten. Dennoch ließen gewisse Anhaltspunkte in der Beschreibung derselben vermuten, daß sie eine Nonne sein könnte. Aus diesem Grunde zeigte man den Indianern ein Bild der ehrwürdigen Maria Luisa von Carrion, welche in einem großen Rufe von Heiligkeit in einem Kloster von Spanien lebte, indem man glaubte, die Indianer würden in diesem Bilde ihren weiblichen Apostel wiedererkennen. Als diese jedoch das Bild genau betrachtet hatten, erwiderten sie, daß hinsichtlich der Kleidung und des Schleiers das Bild wohl eine Ähnlichkeit mit jener Frau aufweise, dagegen beruhe ein großer Unterschied in den Gesichtszügen, da diese bei ihrer Missionärin noch jugendlich und von großer Schönheit gewesen wären. Später begab sich Pater Alonzo Benarides, das Oberhaupt der Franziskaner, von Neu-Mexiko nach Spanien zurück und stattete in Madrid dem Vorsteher seines Ordens, Pater Bernhardi von Siena Bericht ab über das merkwürdige Vorkommnis, welches sich den Missionaren des Rio del Norte zugetragen hatte. An jener Erzählung erkannte der Abt, daß es Maria von Agreda sei, deren Ekstasen ihm bekannt waren. Er riet daher Benarides, sich zu ihr zu begeben. Maria von Jesu unterhielt sich mit ihm genau

über alles, dessen sie sich noch erinnerte, und Pater Alonzo fand, daß sie gerade so genau in Neu-Mexiko zu Hause war (wie man zu sagen pflegt) wie er selbst. Die Heilige machte ihm sodann über das Land und seine verschiedenen Orte die genaueste Angabe, nannte diese mit Namen und ging auf alle Einzelheiten ein, so habe sie ihn und seine Brüder oft gesehen. Dabei wußte sie die Zeit und den Ort anzugeben, sowie die näheren Umstände, unter denen sie mit ihnen zusammengekommen sei; sie vermochte ebenfalls über jeden einzelnen Missionar genaue Angaben zu machen.

Erstaunt über diese Wunder fertigte Benarides sogleich einen eingehenden Bericht darüber aus. Darin drückte er seine Ansicht dahin aus, daß die Weise, in der sich Maria von Agreda den Indianern offenbart hatte, einer wirklich körperlichen Thätigkeit zuzuschreiben sei. Allein über diesen Punkt hüllte sich die Heilige in ein zweifelhaftes Schweigen ein*) und äußerte sich später in einer von ihr selbst zur Ehre Gottes abgegebenen Erklärung: Ich glaube, es ist am wahrscheinlichsten, daß den Indianern unter meinem Antlitz ein Engel erschien, und daß der Herr mir während des Gebetes gezeigt hat, was sich da drüben zutrug.**)

34. — Der Abt Olier (1608—1657), der zu Paris Priester war und als Begründer der Brüderschaft des St. Sulpicius bekannt ist, berichtet uns, wie er sich selbst zu Gott bekehrt habe. Die Mutter Agnes, die Oberin des Klosters von Langeac in der Auvergne, hatte eine Vision, worin ihr die Jungfrau anbefahl, für Olier, den sie nicht kannte, zu beten. Olier seinerseits sah sie nun in sein Zimmer treten, während er am Beten war; sie trocknete ihre Thränen

*) Dies gebot wohl die eigene Klugheit, denn man konnte doch auch in thörichtem Wahn Nonnen als Hexen verbrennen oder lebendig einmauern! Der Übersetzer.

**) Görres, Die christliche Mystik, Band II, S. 233.

und sagte: „Ich weine für dich.“ Zuerst glaubte Olier, daß es die Himmelskönigin wäre; bei einem zweiten Gesichte jedoch bemerkte er, daß die Erscheinung das Gewand einer Dominikanerin trug, und entschloß sich, emsige Nachforschungen zu halten, um in Erfahrung zu bringen, wer sie denn eigentlich wäre.

Als er bald darauf die Auvergne besuchte, hörte er die Heiligkeit der Mutter Agnes preisen. Da bei ihm plötzlich der Wunsch rege wurde, sie kennen zu lernen, so begab er sich in ihr Kloster. Dort sollte er aber höchst überrascht werden, zu Langeac der nämlichen Person gegenüberzustehen, welche er zu Paris gesehen hatte. „Mutter“, rief er aus, „ich habe Sie schon einmal gesehen.“ ‚Allerdings‘, erwiderte ihm Agnes, ‚du sahest mich zweimal zu Paris, woselbst ich dir in deiner Klause zu St. Lazarus erschien, da mir von der hl. Jungfrau der Auftrag zuteil geworden war, für dein Seelenheil zu beten.‘

Als man über die Heiligsprechung eben dieser Agnes konferierte, wurden außer Olier noch 24 Ohrenzeugen dieser Thatsache vernommen, da jener Fall in Frankreich sehr bekannt geworden war.

Unmöglich, wie kann dies sein?! wird mancher ausrufen. Albernes Pfaffengewäsche, Fabeln erhitzter Gemüter! Doch man möge aus der zu Padua von Dr. Ermacora und Dr. Finzi herausgebenen Rivista di studi psichici*) (psychologischen Rundschau) folgenden interessanten Fall in Betracht ziehen, der zudem durch Unterschrift noch heute lebender Personen verbürgt wurde:

In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1895 sah Herr Decius Calvari zu Rom im Traum, daß sich plötzlich ein Mann vor ihn stellte, der einen Brief in der Hand trug. „Ich heiße Hoffmann,“ sagte der unbekannte Fremde, „dieser

*) Augustheft 1896.

Brief ist für Sie bestimmt; allein da Sie gekommen sind . . ." Durch den lebhaften Eindruck, den der Traum auf ihn machte, erwachte Calvari. Am Morgen besuchte er einen Freund, einen gewissen Johann Figà. Dieser kannte einen Herrn Hoffmann, und als Calvari ihm jene Gestalt, die er im Traume gesehen, genau beschrieb, geriet Figà in das größte Erstaunen, da jener mit der Schilderung ganz genau den betreffenden Herrn beschrieb.

Nach einigen Tagen erhielt Calvari einen Brief von Frau W., einer begeisterten Theosophin, worin sie ihn zu sich als Gast bat, um ihn mit einem Herrn Hoffmann bekannt zu machen.

Als er nun mit Herrn Hoffmann zusammenkam, erkannte er, daß nicht nur die Ähnlichkeit in den Gesichtszügen, sondern auch in dem ganzen Auftreten und selbst in dem Ton der Stimme mit der ihm im Traume erschienenen Gestalt eine vollständige war. Auch Hoffmann erklärte, daß er in einer Nacht vorher die klare Empfindung gehabt habe, als sei er in einem ihm völlig fremden Zimmer und träfe dort jemanden an, den er noch nie vorher gesehen hätte. Diesem habe er sich genähert und vorgestellt. „Ich heiße Hoffmann," habe er gesagt und dann einen Brief gezeigt, welchen Frau W. an ihn geschrieben und worin sie ihn gebeten hatte, mit Calvari zusammen zu kommen.*)

§ 35. — Der heilige Franziskus Saverius segelte im November 1571 von Japan nach China, als sich ein

---

*) Es erinnert dieser Fall an das Traumgesicht des Apostels Paulus, dem die erste christliche Mission auf europäischem Boden zu verdanken ist. Paulus erschien nämlich im Traume ein Mann aus Macedonien, welcher ihn bat, doch zu ihnen zu kommen und ihnen durch die neue Lehre des Heils zu helfen. Apostelgesch. 16, 9. Vielleicht dürfte der Heidenapostel später mit jener Gestalt im fleischlichen Körper auch zusammen gekommen sein, dessen Astralkörper sich ihm telepathisch bemerkbar gemacht hatte. Der Übersetzer.

heftiger Sturm erhob, der das Schifflein hin und her schleuderte. Mitten in der Nacht wurde eine Schaluppe mit 15 Seeleuten ins Meer gelassen. Da riß plötzlich eine heftige Woge das kleine Boot von dem Schiffe los, so daß die Leute, welche sich auf dem letzteren befanden, es ganz aus den Augen verloren. Dennoch zögerten diese nicht, sich des Verschwindens des Bootes und ihrer 15 Gefährten zu vergewissern. Schon glaubte man sie verloren, als St. Franziskus, der beständig im Gebet gelegen hatte, versicherte, daß man nach drei Tagen jene Schaluppe wieder treffen werde. Am andern Tage stieg ein Mann auf die Spitze des Mastbaumes, sah aber nichts. Da zog sich der Heilige wieder in seine Kabine zurück, inbrünstige Gebete zu Gott emporsendend. Nachdem er so den größten Teil des Tages zugebracht hatte, sprang er voll Vertrauen auf Deck, versichernd, daß das Boot mit der ausgesetzten lebenden Fracht ungefährdet sei. Und in der That, am nächsten Tage, als schon der Heilige die Mannschaft des Schiffes nicht mehr zu beschwichtigen imstande war, kam die Schaluppe in Sicht, und die Leute kehrten alle wohlbehalten an Bord zurück.

Nach einem Bericht von Mendes Pinto hatte sich unter den in dem Boote Ausgesetzten ein höchst sonderbarer Vorfall zugetragen. Sobald nämlich die 15 Seeleute das Deck des Schiffes betreten hatten und man die Schaluppe wieder an Bord ziehen wollte, da riefen die fünfzehn, daß man nach Saverius sehen möchte, der wohl noch auf dem Boote zurückgeblieben war. Vergebens versuchte man sie zu überreden, daß er das Schiff doch nicht verlassen hätte; hartnäckig behauptete die kleine Besatzung des Bootes, daß Franziskus Saverius stets unter ihnen geweilt habe und daß ihm ihre Rettung zu verdanken sei, da er mit sicherer Hand das Ruder erfaßt und das Schifflein durch die brausenden Wogen des Ozeans dem großen Schiffe zugesteuert hätte.*)

*) Pater Bonhours, Vie de Saint François Xavier, Buch 5.

Es sei noch bemerkt, daß ein ähnlicher Fall sich dem heiligen Nikolaus zutrug. Die Tradition berichtet, daß die Mannschaft eines vom Sturm verschlagenen Schiffes ihn das Fahrzeug lenken gesehen hätte, während der Bischof im Dom zu Mira amtierte. *)

Und ein anderes Beispiel bietet uns die Lebensbeschreibung des heiligen Stephanus dar, des berühmten Abtes des Klosters zu Massentius in Bitanien, zur Zeit Constantins Copronymus des Bilderstürmers. Nach einem heftigen Sturm statteten ihm die Seeleute und die Passagiere eines Schiffes laut ihren Dank ab, da sie ihn gesehen hätten, wie er in der größten Gefahr am Steuer ihres Schiffes stand und es dem sicheren Port zuführte. **)

An dieser Stelle halte ich mich doch für verpflichtet, selbst auf die Gefahr hin, einen Anachronismus zu begehen, einen ganz ähnlichen Fall, wie die soeben berichteten, zu erzählen, der sich in diesem Jahrhundert zutrug.

Der Schotte Robert Bruce war im Jahre 1828 Obersteuermann von einem Kauffahrtei-Schiffe, welches, von Liverpool kommend, nach St. John in Neu-Braunschweig segelte. Eines Mittags saß er in seiner Kabine — welche derart an die des Kapitäns angrenzte, daß sich Kapitän und Obersteuermann, wenn sie sich bei der Arbeit befanden, einander sehen konnten — und war mit der Berechnung beschäftigt, wieviel Knoten das Schiff zurückgelegt hatte. Da es ihm schien, als ob jemand in der benachbarten Kabine anwesend wäre und er dort den Kapitän bei seiner Arbeit vermeinte, so wandte er sich an denselben mit der Frage: „Was macht nach Ihrer Berechnung die Entfernung? Die meinige liefert ein unbefriedigendes Resultat.“ Ohne den Blick von seiner Arbeit zu erheben, wartete er auf die Antwort des Kapitäns. Allein

*) Mirville, angef. Werk, Bd. 6, 4. Jahrh. § V, 2.

**) Fleury, Hist. Eccles., Buch XLVIII.

wie lange er auch so warten mochte, sein Gegenüber blieb stumm. Er sah daher auf und trat verwundert in die anstoßende Kabine. Aber wie sollte er erstaunen, als er dort einen hageren Mann mit fahlem Gesicht erblickte, der auf der Tafel des Kapitäns einige Worte zu schreiben schien. Diese Gestalt war Bruce noch nie vor Augen getreten und sechs Monate befanden sie sich bereits auf offener See. Darüber konnte kein Zweifel obliegen: dieser Mann mußte ein Fremder sein, der — weiß Gott wie — irgendwo an Bord gestiegen war.

Nur einen Blick wandte der unheimliche Fremde ihm zu, und Bruce geriet darob so in Entsetzen, daß er so rasch wie möglich auf Deck stürzte, um die Begebenheit dem Schiffskapitän zu rapportieren.

„— Herr Kapitän, — wissen Sie, wer sich in Ihrer Kabine aufhält und an Ihrem Schreibtisch arbeitet?"

„„— Nein!"" war die Antwort, „„hoffentlich niemand ohne meine Erlaubnis.""

„—Ich versichere Sie, daß sich dort eine fremde Person befindet, wie ich sie noch nicht an Bord gesehen habe. Auf einer Tafel hat sie einige Worte geschrieben und mir dann Ihren Blick zugewandt, so traurig und, ich möchte sagen, unheimlich, daß mir schier die Haare zu Berge standen und ich genug hatte."

„„— Pah! Possen!"" warf der Kapitän ein.

„— Nein, Herr Kapitän, ich habe der Gestalt in die Augen gesehen: — ich irre mich nicht, da ich jenen Mann so gut sah, wie ich überhaupt nur irgend einen in meinem Leben gesehen habe."

„„— Aber wer soll es denn sein?""

„— Das wissen die Götter; Thatsache ist, daß sich ein Fremder an Bord befindet und daß ich soeben das zweifelhafte Vergnügen hatte, ihm zu begegnen und zwar in Ihrer Kajüte — Herr Kapitän."

„„— Lassen Sie die Tollheiten, Herr Bruce; ich muß Sie ernstlich bitten. Wie in aller Welt soll ein Fremder an Bord kommen? Sind wir doch bereits ein volles halbes Jahr ununterbrochen auf offener See.““

„— Das mag sein wie es will,“ entgegnete der Obersteuermann in gemessenem Tone, „ich kann nur sagen, was ich gesehen habe und für dessen Wahrheit ich voll und ganz einstehe.“

„„— Nun wohl, so lassen Sie uns nachsehen!““

Die beiden betraten sodann die Kabine des Kapitäns. Wie aber man auch in dieser und in der anstoßenden des Obersteuermannes sich umsehen mochte, nichts war von dem verdächtigen Fremden zu entdecken.

„„— Sehen Sie nun,““ sagte der Kapitän lachend, „„daß Sie sich mal ordentlich geirrt haben?!““

„— Herr Kapitän, ich leiste Ihnen einen wahrhaftigen Eid, daß ich mit meinen leiblichen Augen gesehen habe, wie die Gestalt dort mit Schreiben beschäftigt war.“

„„— Nun, dann müßte ja auch etwas dort geschrieben sein!““

Rasch ergriff der Kapitän die Tafel, und siehe da, welch großes Erstaunen sollte die beiden befallen, als sie die Worte entdeckten: »Steure luvwärts, nord-west, viertel-west.« Dies konnte keine Täuschung sein. Mit festen, männlichen, schön geschwungenen Zügen standen diese Worte deutlich lesbar auf der Tafel.

„„— Hm, irgend ein schlechter Scherz,““ meinte der Kapitän, „„wir wollen sofort das ganze Schiff durchsuchen lassen und die Mannschaft auf ihre Schrift hin prüfen. Zweifelsohne werden wir dann den Spaßvogel erwischen.““ Die Nachforschungen blieben resultatlos, und die Schriftvergleichung sämtlicher an Bord anwesender Personen ergab, daß niemand diese kalligraphisch schönen Buchstaben der geheimnisvollen Schrift geschrieben haben konnte.

„„— Nun,““ sagte der Kapitän, „„mag die Sache auch unaufgeklärt bleiben; in mein Kommando lasse ich mir doch nicht so mir nichts dir nichts hereinreden, und es fällt mir im Traume nicht ein, auf den bloßen Wunsch eines unbekannten Schreibers hin meinen Kurs zu ändern.““ Wie sehr einige abergläubische Matrosen auch den Kapitän zu überreden suchten, der mysteriösen Aufforderung doch ja Folge zu leisten, und darin einen Fingerzeig der Vorsehung erblickten, dem man unter allen Umständen nachkommen müsse — der Kapitän blieb hartnäckig auf seinem Kurse bestehen, und kein Einreden vermochte ihn davon abzubringen.

Gegen Mittag aber bewölkte sich der Horizont, reiflichere Überlegungen zwangen nun den Kapitän, doch einen anderen Kurs einzuschlagen, und er erachtete es nach seinen Berechnungen für das beste, den Kurs nordwest ꝛc. zu nehmen, also genau so, wie die Schrift lautete.

Nach einigen Stunden meldete der Mann auf dem Auslug, daß Eisberge in Sicht seien. Und in der That, bald nahm man auch vom Deck aus die schneeigten Meerestürme wahr, die gleich gespensterhaften Riesenfahrzeugen näher und näher kamen. An ihrem Fuße schien ein Wrack, der Überrest eines gestrandeten Schiffes, sich zu befinden, und anscheinend waren die beiden ebenfalls sichtbar werdenden schwarzen Körper zwei Seehunde. Der Kapitän betrachtete diese neuen Ankömmlinge durch sein Glas, und bald erkannte er, daß man es mit zwei Menschen zu thun hatte. Man setzte ein Boot aus und brachte die beiden ausgehungerten und bis aufs äußerste erschöpften Leute an Bord.

Es war ein älterer hagerer Mann und ein jüngerer, Vater und Sohn.

Als der Obersteuermann herbeitrat, erschrak er heftig und prallte zurück. Das war wieder jene seltsame Erscheinung, die er am Nachmittage schon einmal wahrgenommen hatte; in den Zügen des Alten erkannte er genau die jener rätselhaften

Person, welche jenen bedeutsamen Satz auf die Tafel geschrieben haben mußte. Nachdem nun der Kapitän von dem sonderbaren Zusammentreffen Kenntnis erhalten hatte, nahm er sich vor, ein Experiment anzustellen.

Die beiden neuen Passagiere waren an Skorbut erkrankt und bedurften der Pflege. Der Kapitän ließ den alten in seine Kajüte eintreten und bat ihn, auf die Rückseite der Tafel die Worte: „Steure luvwärts, nordwest, viertelwest" zu schreiben. Und siehe da, die Schrift stimmte bis in alle Einzelheiten mit der anderen auf der Vorderseite der Tafel befindlichen überein. Der Kapitän, dessen Verwunderung hierdurch den Gipfelpunkt erreichen sollte, wandte die Tafel um und sah den Alten fragend an. Als dieser dann ebenfalls seine Verwunderung über das beiderseitige Beschreiben der Tafel ausdrückte, erzählte ihm der Kapitän die seltsame Begebenheit vom Nachmittage, und man erfuhr, daß der alte Mann, ebenfalls ein Schiffskapitän aus Dänemark, gegen Mittag nach heißem inbrünstigen Gebete um Rettung in einen tiefen Schlaf verfallen und dann mit dem festen Bewußtsein froh wieder erwacht sei, daß ihnen Hülfe nahe und ein Schiff in Aussicht wäre.

Der gerettete Seemann erwähnte noch, daß er nicht nur ein unbeschreibliches Gefühl wie eine Ahnung gehabt habe, daß ein Schiff ihnen entgegen komme, sondern daß es ihm auch gedeucht habe, als befände er sich an Bord dieses Schiffes und nähme derart an dessen Leitung teil, daß es ihnen zusteuere.

‚Und sonderbar,' schloß der Alte seine Erzählung, ‚ich habe das Gefühl, als sei ich schon einmal auf diesem Schiff gewesen, da mir alles so bekannt vorkommt.'

Dies ist der Bericht, dessen auch Dale Owen, der Gesandte der Vereinigten Staaten zu Neapel, in seinem unsterblichen Werke: Footfalls on the Boundary of another World (Widerhallende Fußtritte an der Grenze einer

anderen Welt, 1860) Erwähnung thut und der so sehr durch erforderliche Urkunden bestätigt und verbürgt ist, daß auch nicht der geringste Zweifel hinsichtlich seiner Echtheit obliegen kann.

Hätte sich dieser Fall nun einem Mönche zugetragen, so wäre dies wohl ein hinreichender Grund zur Heiligsprechung desselben gewesen. Dagegen sind in den von der „Londoner Gesellschaft für psychische Forschungen" herausgegebenen und von so ausgezeichneten Psychologen, wie Podmore, Gurney und Myers verfaßten Werke: Phantasms of the Living*) 679 ähnliche Fälle von Erscheinungen Lebender gesammelt worden, welche sämtlich, der neuesten Zeit angehörend, vollständig bestätigt wurden und die sich bei Personen zugetragen haben, welche niemals an krankhaften Einflüssen gelitten, noch Halluzinationen unterworfen waren usw.

Einen ähnlichen Fall dieser Art berichtet auch eine streng wissenschaftliche Zeitschrift**), wo er indes ausführlicher dargestellt wird, als es hier geschehen kann, und auch noch mit den Aussagen der Zeugen versehen ist.

Herr Wilmot schiffte sich 1863 auf dem Dampfer »City of Limerik« in Liverpool nach New-York ein, wo sich seine Frau und Kinder befanden. Am zweiten Tage erhob sich auf einmal ein heftiger Sturm, der erst in der Nacht vom 8.—9. Tage nachließ. Zum ersten Mal seit seiner Einschiffung hatte Wilmot nun wieder eine gute Nacht. Inzwischen aber war seine Frau daheim, schon ohnedies durch die Nachricht von den Stürmen im atlantischen Ozean beunruhigt, infolge einer Meldung, daß die nach Boston segelnde »Afrika«,

*) Die deutsche verkürzte Übersetzung unter dem Titel »Gespenster lebender Personen« von Feilgenhauer unter Berücksichtigung der beiden bereits veröffentlichten verkürzten Übersetzungen ins Französische und Russische von L. Marillier und Wl. Solowjeff erschien bereits 1896; enthält jedoch nur den ersten Teil (8°, 23 Bg.). Die zweite Hälfte befindet sich in Bearbeitung.

**) Annales des sciences psychiques, I, 219—226.

welche am gleichen Tage wie die »City of Limerik« England verlassen hatte, gescheitert war, in größte Sorge geraten. Sie befand sich in banger Angst um ihren Gatten und blieb eines Abends, mit dem Gedanken an ihren geliebten Mann, sehr lange auf.

Gegen vier Uhr Morgens träumte sie, über das in Aufruhr befindliche Meer geführt zu werden, wo sie einem schwarzen und niedrigen Schiff begegnete. Sie stieg an Bord, ging unter das Verdeck und durchsuchte die Kabinen. Endlich fand sie unter dem Hinterdeck ihren Gatten und wunderte sich darüber, daß das über ihm befindliche Bett weiter zurückgeschoben war, als sein eigenes. Es lag im ersteren ein Mann, der sie fixierte, so daß sie einen Augenblick schwankte, ob sie eintreten sollte; dann aber schritt sie vorwärts, beugte sich über ihren Mann und umarmte ihn, worauf sie wieder weg ging.

Wie sich nun später herausstellte, entsprach das Aussehen des Schiffes und der Kabine vollständig der Wirklichkeit.

Herr Wilmot lag — wie erwähnt — zum ersten Mal wieder ruhig schlafend in seinem Bett. Gegen Morgen träumte er, seine Frau trete herein, zögere einen Augenblick beim Anblick des Schlafkameraden, gehe dann aber auf ihn zu, umarme ihn und entferne sich wieder.

Als er erwachte, sah er seinen Schlafkameraden William J., der mit aufgestützten Ellenbogen auf ihn herabsah. „Sind Sie aber ein Glückspilz," sagte er, „so einen Besuch zu haben!" Wilmot bat ihn, sich näher zu erklären, und nun erzählte William, was er wachend gesehen hatte und was mit dem Traume Wilmot's genau übereinstimmte.

§ 36. — Eine besondere Klasse von Erscheinungen der Bilokation macht jene aus, wobei die Psyche des Mediums einer schlafenden Person erscheint. Gewöhnlich — oder immer — befindet sich auch das Medium im Schlafzustande, so daß

das Phänomen uns als ein Beſuch, den ſich zwei Geiſter im Schlafe abſtatten, erſcheint.

Zur Zeit des Kirchenvaters Auguſtin ſtand ein Mönch ob dieſes Wunders in Anſehen. Derſelbe, mit Namen Johannes, beſuchte im Traume Perſonen, welche ihn darum angeſprochen hatten.

So hatte einmal eine Nonne den Wunſch geäußert, ihn kennen zu lernen, worauf Johannes erwiderte, daß die Satzungen ſeines Ordens dies nicht zuließen. In der folgenden Nacht jedoch wollte er ſich bei ihr im Traume einſtellen. Dieſem Verſprechen ſei er auch nachgekommen.*)

Auch berichtet uns St. Auguſtin von ſich ſelbſt, daß er einem ſeiner Schüler im Schlafe erſchienen ſei, ohne deſſen gewahr worden zu ſein, und daß er dem jungen Mann eine Stelle von Cicero erklärt habe, die dieſer vorher nicht verſtanden hatte.**)

Als Rüdiger, Graf von Calabrien und Sizilien, Capua belagerte, erſchien ihm St. Bruno im Traum und benachrichtigte ihn von einer Verſchwörung, welche ſein Heer verderben ſollte. „Beeile Dich", ſagte ihm der Begründer der Karthäuſer, „wenn Du dieſem Verluſt vorbeugen willſt." Der Graf ließ ſich dies nicht zweimal ſagen: er erhob ſich ſofort und ließ Alarm blaſen. Bald hatte er ſich der 160 Verſchwörer bemächtigt und war ſo einem Verrate zuvorgekommen, der ſchon ernſte Dimenſionen angenommen hatte. Einige Monate ſpäter begab ſich Rüdiger in die Wüſte, wo Bruno lebte, um ihm zu danken. In dieſem Falle aber antwortete jener Heilige, daß er durchaus von nichts wiſſe und daß vielleicht »einer jener Engel ſein Ausſehen angenommen hätte, denen Gott die Oberaufſicht über die Kämpfe ꝛc. anvertraut habe.«***)

*) St. Auguſtin, De Cura pro mortuis, § 17.

**) Ebendaſ. § 17.

***) Don Calmet, Apparitions etc. S. 96.

§ 37. — Man streitet heutzutage sehr über die Frage, ob die Geistererscheinungen immer nur subjektiven Charakters seien (d. h. ob die Psyche eines erscheinenden lebenden oder verstorbenen Menschen derart auf das Gehirn des Sehers einwirkt, daß er einen Körper erscheinen läßt, der in Wirklichkeit nicht da ist) oder ob sie nicht auch objektiv seien, d. h. daß sich ein wirklicher mehr oder weniger verstofflichter (materialisierter) Körper bildet. Wir werden nun einige Fälle anführen, welche für die letzte Hypothese beweisend sein würden.

Bei der Erzählung von der Erscheinung des hl. Bruno drängt sich uns unwillkürlich eine andere berechtigte Frage auf, und zwar die: Werden die Phantome von Lebenden durch die Psyche des Mediums hervorgebracht, das fernwirkend von seinem Körper auftritt, oder von einem sogenannten Geiste, der nur das äußere einer bestimmten lebenden Person annimmt?

Die Experimental-Psychologie hat uns indes oft die erste Hypothese als richtig erwiesen. Allein auch die zweite ist a priori nicht zu verwerfen, umso mehr nicht, als a posteriori gut beglaubigte Fälle vorliegen, wie z. B. des hl. Bruno, der doch schlechterdings in seiner Gebirgsklause nichts von der gegen den Graf Rüdiger geplanten Verschwörung wissen und daher auch nicht ihm in einem Gesichte davon Mitteilung machen konnte [vorausgesetzt, daß wir für diesen Fall von dem Hellsehen ꝛc. abstrahieren. Der Übers.].

Auch den christlichen Theologen waren diese beiden Hypothesen bekannt, indem sie dem ersten Fall den Namen autoprosopos (eigenes oder persönliches Bildnis) beilegten, den zweiten Fall aber mit heteroprosopos (fremdes Bildnis) bezeichneten.

§ 38. — Hinsichtlich der Autoprosopopeen findet man in der Lebensbeschreibung der Heiligen einige merkwürdige Fälle. Als die hl. Liduina körperlich in Rom anwesend war, besuchte sie die Orte des heiligen Landes im Geiste. Da sie dort ausglitt und fiel, zog sich einer ihrer fluidösen Füße eine

Verletzung zu, welche einige Tage lang an ihrem Fuße von Fleisch und Blut sichtbar verblieb. Ein ander Mal besuchte sie im Geiste die Heiligtümer von Rom. Als sie an einem Dornengestrüpp vorüberging, verwundete sie ihren Finger an einem Dorn. Am anderen Tage litt sie an heftigen Schmerzen an dem körperlichen Finger.*)

Man muß anerkennen, daß diese letzten seltsamen Fälle der christlichen Wunderthäter sich vollkommen an die von dem Obersten de Rochas angestellten Experimente betreffs der Exteriorisation der Empfindlichkeit (de Rochas, L'extériorisation de la sensibilité), sowie auch an die von Paracelsus und anderen Gelehrten der Renaissancezeit beobachteten Thatsachen anschließen.

§ 39. — Wie in neuerer Zeit, so hat man auch früher häufig beobachtet, daß Personen im Augenblick ihres Todes anderen oft auf weite Entfernung als Gespenst erscheinen. Doch ist hier nicht der Punkt, um darauf näher einzugehen.

Es erübrigt jedoch über jene Erscheinungen von Verstorbenen zu sprechen, von welchen die Geschichte der Heiligen so ungeheuere Beispiele aufweist. Doch da diese Fälle im allgemeinen hinreichend bekannt sind, so werde ich mich hier darauf beschränken, nur einige Vorkommnisse anzuführen, welche sich dem Heiligen Ambrosius dem Erzbischof von Mailand zugetragen haben, der die Thür des Tempels vor Theodosius schließen ließ, da dieser von dem Blute des Severinus Boetius befleckt war.

Der heilige Ambrosius sah drei Tage hintereinander im Traum zwei geheimnisvolle in weiß gekleidete Gestalten. Das dritte Mal hatte sich noch eine dritte Person zu ihnen gesellt, welche dem Schlafenden der Apostel Paulus zu sein schien. Derselbe sagte ihm ungefähr folgendes: „Diese beiden Leute, die Du an meiner Seite siehst, haben zehn Jahre in Mailand gelebt und sind, nachdem sie dort gestorben, an der nämlichen

*) Mirville, Des Esprits, Bd. IV, Anhang V, § 1 u. 3.

Stelle begraben worden, wo Du Dich befindest. Du wirst leicht ihren Sarg in einem ausgehöhlten Felsen finden, wenn Du etwa 12 Fuß tief graben wirst. Laß dann ihnen zur Ehre an dieser Stelle eine Kirche errichten." Als nun der heilige Ambrosius nach dem Namen der beiden ruhmreichen Streiter Christi fragte, bemerkte der Apostel, daß es nicht nötig wäre, hierauf eine Antwort zu geben, da er bei ihren Gebeinen eine Schrift vorfinden werde, welche die nötigsten Angaben über jene enthalten würde.

Nachdem die Weihbischöfe zusammengetreten waren, teilte ihnen Ambrosius sein Gesicht mit und ließ selbst in ihrer Gegenwart die Ausgrabung vornehmen. Als man etwa 12 Fuß in die Erde eingedrungen war, stieß man wirklich auf einen Sarg, und hierin fand man noch die beiden Körper so gut erhalten, als habe man sie erst vor einer Stunde hineingelegt. Ja, es entstieg ihm sogar ein angenehmer Wohlgeruch. Auch fand man eine Schrift vor, welche mit den Worten begann: „Ich, Philippus, ein Knecht Gottes, habe unter „Beistand meines Sohnes die Körper dieser beiden ruhm„reichen Märtyrer, Zwillingssöhne des zu Ravenna als Mär„tyrer gestorbenen Vitalis und der bei Mailand ebenfalls „den Märtyrertod erlittenen heiligen Valeria, hierher ver„bracht und sie in meinem Hause der Erde übergeben." Es folgt nun eine Geschichte der beiden Heiligen Gervasius und Protasius, wie sie den Märtyrertod erlitten u. s. w., und auch ferner ein Bericht über ihre Bestattung.*)

Dieser Fall wird außer der Erzählung des Ambrosius

*) Gerade dergleichen Fälle (die auch wohl nur als echte Totenerscheinungen anzusehen sind, sollte anders man einer einfacheren Annahme gegenüber eine höchst verwickelte und sehr unannehmbar erscheinende Hypothese vorziehen) finden sich so zahlreich in den Annalen des Spiritismus (und werden auch dann und wann von der sensationssüchtigen Tagespresse zwar als unerklärbar, aber doch als Thatsachen dargeboten), daß wir hier keineswegs noch mehrere solche Fälle anzuführen brauchen.

selbst*) auch von seinem Schüler, dem St. Paulinus, kundgegeben, dem auch die Lebensbeschreibung desselben verdankt wird, ferner von St. Martinus, von St. Gregorius, von St. Gaudentius, von St. Zenobius, alles Zeitgenossen von ihm. Vor allem aber von St. Augustin, der mehrmals dieses Erlebnisses seines großen Lehrers in seinen Reden, Bekenntnisse und in seinem Werke: De civitate Dei gedenkt. In dem letzten bemerkt er: „daß die irdischen Körper des heiligen Gervasius und Protasius, welche allen verborgen und unbekannt waren, sich Ambrosius im Schlafe offenbarten.“**)

In der Lebensbeschreibung des großen Mailänder Erzbischofs, die St. Paulinus verfaßte, welcher jenem seine Bekehrung zum Christentum verdankte, ist auch von einem Versprechen die Rede, das Ambrosius vielen gegeben hatte, daß er ihnen nach seinem ihm bevorstehenden Tode wieder erscheinen wolle, ein Versprechen, dem er auch den Jüngern seiner Schulen, wie Simplicianus, Florentius, Zenobius ꝛc. nachgekommen ist.

§ 40. — Diese Art von Erscheinungen scheint indes doch zu beweisen, daß in Wirklichkeit die christliche Kirche nicht die Seele als etwas ganz stoffloses bezeichnet, wie man es im Religions- und Konfirmandenunterricht einzutrichtern sucht, sondern wohl als eine Substanz, welche fähig ist, die körperlichen Höllenstrafen zu erleiden und der Genüsse der himmlischen Freuden teilhaftig zu werden.

Was indes der menschliche Geist nach unseren heutigen Theologen sein soll, ist nicht so leicht festzustellen. Voltaire

---

Nur auf zwei hervorragende neuerer Zeit sei verwiesen. Den einen berichtet W. von Pribytkoff in „Aufrichtige Unterhaltungen über den Spiritismus“ (aus dem Russischen von Feilgenhauer, S. 45.) und den anderen Nataly von Eschstruth (Die Wasserrose) s. Zeitschrift für Spiritismus, Nr. 42, S. 333. Der Übersetzer.

*) Betreffs dessen Echtheit verweisen wir auf: Die Bollandisten, Acta sancta, Bd. III, Juni, S. 381.

**) De civitate Dei, Kap. VIII.

schreibt: „Der hl. Thomas von Aquino sagt in seiner 75. Frage und in der folgenden: ‚Die Seele ist eine für sich bestehende Gestalt, welche alles in allem ist; daß ihr Wesen sich von ihrer Wirklichkeit unterscheidet; daß es drei vegetierende Seelen giebt, die nährende, vermehrende und erzeugende Seele; daß das Gedächtnis der geistigen Dinge geistig ist und das Gedächtnis der körperlichen Dinge körperlich; daß die vernünftige Seele eine stoffloſe Gestalt ist, was die Verrichtungen anbetrifft, und stofflich, was das Wesen anbetrifft. St. Thomas schrieb 2000 Seiten mit solchem Nachdruck und solcher Klarheit. Daher wurde er der engelische Doktor genannt.‘“

Allein man muß auch anerkennen, daß Thomas von Aquino in einigen Punkten wirklich sehr klar ist. So erklärt er in jener Stelle der Summa: „Zwei unter sich durchaus verschiedene Dinge können nur durch ein Mittelding vereinigt werden, das weder das eine noch das andere ist, aber beiden in irgend einer Hinsicht gleicht. Mithin fordern die Seele und der Körper, da sie Substanzen einer so entgegengesetzten Natur sind, für ihre Vereinigung ein Zwischenelement, das, ohne daß es gerade eine Seele zu sein braucht, irgend etwas ihr ähnliches aber und, ohne Körper zu sein, etwas stoffliches ist.

Hieraus sehen wir also, daß der englische Doktor bereits das anerkannte, was heutigen Tages die Spiritisten mit Perisprit und die Okkultisten mit Astralkörper bezeichnen.

Tertullian hatte schon in seiner Abhandlung über die Seele gesagt: „Die Seele ist stofflich und wird von einer besonderen und vom Körper verschiedenen Substanz gebildet. Sie besitzt zwar alle Eigenschaften des Stoffes, ist jedoch unsterblich. Auch gleicht sie in ihrem Äußeren dem Körper. Gleichzeitig mit dem irdischen Körper geboren, erhält sie auch einen nie zu verlierenden individuellen Charakter.“

§ 41. — Wie man sieht, ist die heutige Experimentalwissenschaft im Begriff, Zug um Zug jene wunderbaren Thatsachen anzuerkennen, welche den Heiligen zugeschrieben wurden und welche die Voltairianer vor kaum einem Jahrhundert noch mit Spott und Hohn auszurotten vermeint hatten. Zu beachten ist nur, daß die katholische Kirche jene Erscheinungen als Wunder pries, wenn sie für sie einen Vorteil darboten, im anderen Falle aber ebenso mit ihrem anathema sit bei der Hand war, sobald man versuchte, ihr auf Grund derselben das Monopol zu entreißen. Auch ist es nicht minder bezeichnend, daß sie fast ausschließlich auf die Wunder hin ihre Heiligsprechungen begründet, während doch jene übernatürlichen oder übernormalen Phänomene lediglich eine Folge der Mediumschaft sind. Diese rührt wohl von ganz anderen Ursachen her als von reinster und heldenhafter Tugend — wie dies ja selbst der Katholizismus stillschweigend zugesteht, wenn er alle anderen Wundererscheinungen als Teufelswerk hinstellt.

Nun ist es aber ziemlich schlecht damit bestellt, in allen dergleichen Phänomenen den Höllenfürsten mit dem Pferdefuß zu sehen, wenn seitens unserer Gelehrten künstliche Stigmata erzeugt, telepathische Experimente angestellt und Exteriorisierungen des Doppelgängers vorgenommen werden.

Zuguterletzt aber sind alle historisch wohl verbürgten Wunder, die von Heiligen vollbracht wurden, genau dieselben, wie die, welche die Kirche dem Teufel zuschreibt, und alle diejenigen, welche von der heutigen psychischen Forschung, unabhängig von jeder Religion, bestätigt werden. Dabei seien auch nicht einmal jene bekannten Klopflaute bei unseren spiritistischen Tischsitzungen ausgeschlossen.

Der hl. Paschalius Baylon, eine Zierde des jüngeren Franziskanerordens, zog die Aufmerksamkeit der Kirche auf sich dadurch, daß sich unmittelbar nach seinem Tode sowohl an einem Bilde von ihm, als auch später in den Wänden seiner

Gruft Klopftöne vernehmen ließen. Nach seinem Biograph Christophorus erdröhnten diese Schläge bisweilen so stark, daß sie Kanonenschüssen glichen: tantum tunc excitarunt fragorem quasi bombarda explodoretur, wie es die Übersetzung der Bollandisten bezeichnet. *)

In derselben Lebensbeschreibung von Paschalius Baylon findet man auch die Erzählung von einem Mönche, der an dem Grabe des Heiligen seine Gebete verrichten wollte. Als er dort seine Hand über dasselbe ausstreckte, erscholl auf einmal — gerade wie wenn er ein spiritistisches Medium gewesen wäre — ein lautes Klopfen in dem Sarge, sodaß der fromme Mönch derart bestürzt wurde, daß sich kein Wort mehr von seinen Lippen löste. **)

Bald fand man auf diese Weise in den Klopflauten, die der Heilige in seinem Sarge ertönen ließ, ein Mittel, um einen Verkehr zwischen dem Verstorbenen und den Lebenden herzustellen. Daß man es hier nicht mit Betrug zu thun hatte, ging aus der Thatsache hervor, daß der Geist, so oft jemand in die Nähe kam, dem ein unheilvolles Ereignis bevorstand, dies durch heftige Schläge verkündete, während er durch sanfte und leise Klopflaute ein glückliches Ereignis anzeigte. Die Bollandisten berichten auch, daß diese typtologischen Mitteilungen Veranlassung gaben, Paschalius Baylon heilig zu sprechen. Darauf spielen auch die Verse des lateinischen Kantus an, die bei der katholischen Kirche so sehr in Ehren stehen:

Qui miris tuis pulsibus
Ex arca et imaginibus
Adversa et felicia
Quae sunt futura nuncias.

---

*) Bolland, Acta Sancta, 17. Mai, Posthuma gloria, Kap. 5, § 44.

**) . . . oratione facta quasi valedicere voluit, manumque superposuit arcae: quam adeo vehementer pulsari sensit, ut attonitus totus nec verbum quidem proferre potuerit. (idem, ibidem, § 49.)

[Wie wundersam Dein Pochen klang,
Aus Sarg und Bildern zu uns drang,
Verkündend Leid und heit'res Loos,
Das für uns birgt der Zukunft Schooß.]

Die Kirche nahm also vor ein paar Jahrhunderten nicht an, daß der Geist, welcher sich durch Klopflaute kundgäbe, notgedrungen ein Teufel sein müsse, sondern behauptete vielmehr, daß es auch ein Bewohner der himmlischen Gefilde sein könnte. Auch erblickte sie durchaus nichts böses darin, daß man sich mit dem Geiste von Paschalius Baylon in Verkehr setzte.

Heute aber hat sie ihre Ansicht gedreht, und man kann dies wohl begreifen; allein man begreift nicht, daß man ohne Vorurteil zu diesem Schlusse gelangt sein will. Ganz gut, wenn die Seligsprechungen des Papstes Benediktus XIV feststellen, welche Unterscheidungsmerkmale zwischen den göttlichen und teuflischen Wundern, nämlich hinsichtlich 1) des Gegenstandes, 2) des Zweckes, 3) der Wunderwirker, 4) der Ergebnisse bestehen.

Allein die römische Kirche, welche natürlich von der Voraussetzung ausgeht, daß nur ihre Lehren allein die einzige und höchste Wahrheit darbieten, kann nur solche Phänomene als göttlich bezeichnen, deren Charakter, Zweck und Ergebnis gleichfalls wie die Wunderwirker nur dazu beitragen, den Katholizismus triumphieren zu lassen. Alle anderen Kirchen machen es natürlich ebenso, indem sie den Charakter der Phänomene mit ihren Dogmen in Beziehung bringen. Aber diese sind gerade das quod est demonstrandum und was untersucht werden soll, und zwar nicht nur durch Vernunftsschlüsse, sondern auch durch das Bemühen, sich mit einer Welt jenseits des Grabes in Verbindung zu setzen und ihre Geheimnisse zu erforschen.

§ 42. — Ein anderes Hindernis besteht darin, daß die hochehrwürdigsten Mitglieder der Kongregation für die Kirchengebräuche, welche nicht nur berufen wurde, sich über den Gipfelpunkt der Tugend dieses oder jenes Streiters Christi auszusprechen, sondern auch über ihre Wunder, keineswegs wie Gott allwissend waren und daher sehr leicht einfache Naturerscheinungen für Wunder aufnehmen konnten, die sie in ihrer Beschränktheit bloß nicht zu erklären wußten. Und dies trotz alle der schönen in den nämlichen Seligsprechungen Benedikts XIV enthaltenen Grundsätze, jenes Benedikts, der doch gewißlich ein gelehrter und weiser Mann war, aber dennoch nicht in wissenschaftlicher Beziehung viel über seinem Jahrhundert stand. So ist es auch bei den telepathischen Phänomenen der Fall, von denen ich noch zwei andere Beispiele anführen werde.

Vor einem Jahre (1896) ging durch die Zeitungen der Vereinigten Staaten ein Ereignis höchst sonderbarer Art.

Vor einem Richter zu New-York wurde ein gewisser Macdonald geführt, der angeklagt war, in einem Hause der Stadt eingebrochen und gestohlen zu haben, wofür mehrere glaubwürdige Zeugenaussagen vorlagen. Allein zu derselben Stunde, als jener Einbruch erfolgt war, befand sich Macdonald in einer Art hypnotischen Schlafzustand in einem Saale, woselbst Prof. Wein einen Vortrag hielt und jenes interessante Subjekt einer zahlreichen Hörerschaft vorführte, wobei er die bei diesem Mann vorkommenden telepathischen Erscheinungen erwähnte. Man denke sich die Überraschung des armen Magistrates, der einen solch starken Alibibeweis nicht anzweifeln konnte, dagegen aber auch den gegen Macdonald erhobenen Zeugenaussagen nicht den Glauben verweigern durfte. Man sah sich daher genötigt, das Urteil zu verschieben, um erst noch das Gutachten einiger Psychiater einzuholen. Professor Wein gab seine Meinung dahin kund, daß er keineswegs zweifele, daß die beiden Macdonald, sowohl

der Einbrecher als auch der im hypnotischen Schlafe liegende, ein und dasselbe Wesen seien, das sich augenblicklich in zwei Persönlichkeiten getrennt hatte. — Den anderen Fall erzählt Frau Crowe in ihrem Buche: Die Nachtseite der Natur.*) Zur Zeit, als noch die Puritaner in Schottland ihre strenge Kirchenzucht ausübten, also gegen die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, gab es zu Glasgow sogar besondere Aufseher, welche des Sonntags morgens umhergingen, um zu sehen, ob jemand von der Kirche fernbliebe. Eines Morgens nun fanden sie auf den Rasen hingestreckt einen Jüngling und zwar einen chirurgischen Gehülfen, der ihnen sehr gut bekannt war. Der junge Mann gab jedoch auf ihre Fragen keine Antwort und stieß nur die Worte aus: „Ich bin ein Elender, schauet im Wasser nach," worauf er verschwand. Sie fanden nun im Wasser den Leichnam einer jungen Frau, die schwanger war und womit der Jüngling, wie man wußte, in vertrauter Beziehung gestanden hatte. Augenscheinlich hatte sie jemand mit einem chirurgischen Instrument ermordet, und jener Jüngling war noch zuletzt mit der unglücklichen Person gesehen worden. Bei Gericht jedoch fehlte der wichtigste Beweis, nämlich das Schuldbekenntnis, weil er einen unwiderlegbaren Alibibeweis vorbrachte. Er bewies, sagt Crowe, auf eine Weise, die jeden Zweifel ausschloß, daß er von Anfang bis Ende des Gottesdienstes in der Kirche gewesen war. Dies könnte — meint Brofferio — nur eine durch Reue hervorgerufene Telepathie sein.

Also sogar Räuber und Mörder vermögen dasselbe Wunder zu wirken, welches die Heiligsprechung eines Antonius von Padua, eines Alfons von Liguori und Fran-

*) Nightside of Nature, S. 183. — Auch von Brofferio in seinem Werke „Für den Spiritismus" angeführt. S. 197. (Deutsche Ausgabe).

ziskus Saverius zur Folge hatte. Hiermit hat doch der Teufel eigentlich nichts zu thun.

§ 43. — Und noch ein Beispiel. Ich erinnere mich in den Werken von Mirville die Geschichte eines Pilgers gelesen zu haben, welcher eines Abends an einer Klosterpforte um Einlaß und Nachtherberge bat, was ihm auch bewilligt wurde.

Bei Anbruch des anderen Tages waren die Mönche nicht wenig erstaunt, ihn tot im Bette vorzufinden. Aber noch mehr sollte man darüber in Erstaunen geraten, daß sein Körper in ganz eigenem phosphorartigen Lichte erstrahlte.

Wie man sich leicht denken kann, wirbelte das ungewöhnliche Wunder ungeheuer viel Staub auf. Man veranlaßte die sorgfältigsten Nachforschungen, um die Identität des Leichnams festzustellen. Dabei erfuhr man nun, daß man es mit einem schottischen Bischof zu thun hatte, welcher vor einem Monat seine Diözese daheim verlassen habe, um eine Wallfahrt nach Rom anzutreten. Selbstredend war man allgemein darin einig, daß die Gottheit den hochwürdigen Prälaten dadurch auszeichnen wollte, damit seinen irdischen Überresten von der gläubigen Christenheit die gebührende Verehrung zuteil würde; es bedarf wohl keiner Worte, daß er sofort pflichtschuldigst unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Ich bedauere wirklich, daß ich mich im Augenblick nicht auf seinen Namen zu entsinnen vermag.

Aber was würde der gelehrte Marquis de Mirville für Augen gemacht haben, wenn er einige Jahre später gelebt und erfahren hätte, daß ein deutscher Bakteriologe, namens Pflüger, eines Abends in der Anatomie auf seinem Seziertische, auf dem sich verschiedene Leichen befanden, eine fast vollständig im Phosphor-Glanze erstrahlende Leiche vorfand? Pflüger unternahm zwar keine Schritte, um die Heiligsprechung dieses Mannes zu veranlassen, sondern schnitt von der Leiche ein Stück ab, welches er dann einer genauen mikroskopischen Untersuchung unterwarf. Dadurch wurde jener sonderbare

Bazillus entdeckt, der nämlich die Eigenart besitzt, zu phosphoreszieren, und welchem man den Namen Micrococcus phosphorescens beigelegt hat. Vor wenigen Monaten wurde ein gewisser Giovanni Pagnutti in der Gemeinde von Friaul dadurch überrascht, daß er ein rohes Stück Fleisch von einem Truthahn, das sich in seiner Küche befand, in bläulichem Lichte schimmern sah. Seitens des Ritters Johannes Nallino, des Professors der Chemie an dem kgl. technischen Institut zu Udine, und des Dr. Romano wurde das Stück des toten Truthahnes einer Prüfung auf Phosphor unterzogen. Dabei ergab sich, daß das betreffende Stück absolut keinen Phosphorgehalt aufwies. Dasselbe war auch bei einer in Verwesung übergegangenen Ochsenzunge der Fall, die Herr Alfred Nazzarini in seinem Hause hatte.

Wenn die katholische Kirche konsequent und logisch sein wollte, so müßte sie auch jenem armen Teufel, den Pflüger unter dem Seziermesser hatte — hinsichtlich seiner Phosphoreszens — den Heiligenschein zusprechen und dem Truthahnbeinchen wie der Ochsenzunge als Reliquien sorgfältigste Aufbewahrung und Verehrung angedeihen lassen.

Man könnte höchstens annehmen, daß das Asketentum an psycho-physiologische Bedingungen geknüpft sei, welche gewisse Phänomene zur Folge haben. Wollen wir eine übernatürliche Hypothese anziehen, so ließe sich schließlich annehmen daß Gott und gute Geister sich unter gewissen Umständen vorzugsweise bestimmter Personen bedienen wollen, die sich eben vor den übrigen Sterblichen durch ungewöhnliche Tugendhaftigkeit auszeichnen.

3. Hauptstück.

# Zauberer und Hexen.

§ 1. — Bei allen Völkern, die zu einem gewissen Entwicklungsgrad gelangt sind, treten uns im Gegensatz zu den Wundern der Heiligen die Zaubereien der Hexen entgegen. Zwischen beiden steht die Magie, dessen philologische Bedeutung wohl feststeht, dessen philosophische Bedeutung indes noch schwankend ist. Diejenigen, welche heutigen Tages an Zauberei glauben, teilen sich in zwei entgegengesetzte Klassen, indem sie Anhänger einer der beiden folgenden Theorien sind:

1) Der durch das Wissen, die Übung und den Glauben verstärkte Wille vermag die Notwendigkeit zu bezwingen und der Natur zu befehlen. Diese Erklärung ist keineswegs spiritistisch, wohl aber einfach okkultistisch: sie ist eine Übertreibung, eine Karikatur der wissenschaftlichen Theorie von der Suggestion. Sie ist eben die natürliche Magie.

2) Der Raum ist von Elementarwesen, Larven ꝛc. von sehr zweifelhafter Beschaffenheit erfüllt, die kaum über Willenskraft verfügen und daher demjenigen zu Gebote stehen, der sie sich zu eigen machen und sich ihrer zu bedienen weiß. Dies ist, wie man sieht, wohl eine spiritistische Theorie, allein — wohl verstanden — kein Spiritismus.

Die zutreffendste Definition giebt uns wohl Tiele*), wenn er sagt: „Die Magie ist stets dort anzutreffen, wo der Kultus nicht darin besteht, die Geister zu verehren, sondern hauptsächlich ihrer Herr zu sein."

Die heutigen Pariser Magier**) — Zauberer***) — sagen auch, daß ihre Kunst sich von dem, was man eigentlich unter Zauberei versteht — nämlich Hexerei†) — lediglich dadurch unterscheidet, daß sie, die Magier (Zauberer), die von ihnen entfesselte Kraft nützlich und zum allgemeinen guten anzuwenden wissen, während der Hexenmeister unfähig ist, diese Kraft zu beherrschen, und sie stets zu seinem eigenen persönlichen Vorteil auszunutzen sucht. Da sich indes niemand anmaßen kann, die unsichtbaren Kräfte von Grund auf zu kennen, und es nur Leute geben mag, welche mehr oder weniger mit ihnen vertraut zu sein vermeinen, und nun einmal nur wenige darnach streben, sich der geheimen Kräfte, worüber sie verfügen, zu ihrem eigenen Vorteil zu bedienen —

---

*) Manuel de l'histoire des religions, S. 13.

**) s. 1. Teil vorl. Werkes, S. 146. Fußnota.

***) Das Wort „Zauberei" geht nach Grimm vielleicht auf goth. táujan, althochd. zouwan (d. h. vollbringen) zurück. Der Sprachgebrauch verband damit fälschlicher Weise schon frühzeitig den Begriff eines Vollbringens, das nur mit Hülfe dämonischer Mächte, bezw. des Teufels möglich war.

†) Das Wort „Hexe" (althochd. Hazasa oder Hazusa, mittelhochd. Hegxse, Hexse und Hekse, auch männlich gebraucht: der Hex) = „Unholdin": hagazussa, die den Hag (Landgut, Feld und Flur) Schädigende dürfte sich vielmehr auf den Namen der Anhängerinnen des alten heidnischen Glaubens, der Hagedieſen, Hägäſen = Hainbesucherinnen gründen. Das ital. Wort strega kommt vom lat. strix, striga, dieses von στρίγξ (τρίζω) Zischer, ein berüchtigter Nachtvogel, her; das franz. Wort sorcier leitet seinen Ursprung vom lat. sortiarius (der das ‚sortem' = Los wirft) ab. Die Etymologie der betr. englischen Wörter beruht z. T. auf dem deutschen, z. T. auf dem französischen Worte.

Der Übersetzer.

so dürften die Grenzen zwischen Zauberei (Magie) und Hexerei in der Praxis nicht leicht zu ziehen sein.

Auch ist es durchaus nicht immer leicht, die Zauberer (Magier) von den Kabbalisten zu trennen, wenn man die Kabbala nicht etwa im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes betrachtet, sondern als die Kunst, „mit den Elementargeistern Umgang zu pflegen."

Die Vorstellung, daß man über Geister zu gebieten vermöchte, ist eine uralte; begegnen wir ihr doch schon bei den Urvölkern, den Egyptern, Indiern, Graeco-Romanen, Druiden und Neuplatonikern. Ja, es herrschte sogar oft der Glaube vor, daß man selbst Götter zum Gehorsam zwingen könnte; worüber sich Porphyrius in seinem Brief an Anebon*) höchst aufgebracht zeigt. Auch läßt sich im Prinzip nichts gegen die Hypothese einwenden, daß es unbedeutendere und schwächere Geister giebt, welche sich leicht dem Willen des Menschen unterwerfen. Doch muß man auch der natürlichsten Hypothese Rechnung tragen, daß mancher dienstbar gemachten Geistern Erscheinungen zuschreibt, die in Wirklichkeit von dem suggestionierenden Willen, von der psychischen Kraft des Operators hervorgebracht wurden.

§ 2. — In der christlichen Aera sahen die Zauberer gemeiniglich die Geister als jene Dämonen an, mit denen man im Verkehr stand oder wenigstens zu stehen glaubte. Und dennoch schmeichelte man sich, sie zum Gehorsam zu zwingen, dank gewisser Beschwörungen und listiger Künste, die eine wahre Wissenschaft ausmachten. Diese wurde durch Bücher und sogar in Schulen, von welchen jene von Krakau und Toledo (weshalb auch die Zauberei die scientia Toletana genannt wurde) förmlich zu einer Berühmtheit gelangten, oder auch in Privatstunden von Zauberern gelehrt, und zwar meistens von Basken, Sarazenen und Hebräern.

*) Eusebius, Praeparat. Evang. V, S. 10.

In jenen verlassenen und schmutzigen Schlupfwinkeln, woselbst sich eine Menge ausgestopfter Tiere, Retorten und Destillierkolben für alchimistische Zwecke in malerischer Unordnung vorfanden, woselbst Kochflaschen und Phiolen für die Liebestränke, Amuletten, Wahrsagekarten, dicke in Leder gebundene Bücher und kabbalistische Zeichnungen zerstreut umherlagen — wobei auch die schwarze zottige Katze mit den gelben funkelnden Augen nicht fehlen durfte: da sehen wir die tiefsinnigen Magier den größten Teil ihrer Zeit verbringen und gegen ein Entgeld ihre Ratschläge erteilen — häufig illusorische, noch häufiger betrügerische, bisweilen aber auch kostbare Wahrheiten bergend.

Und dort wurden auch gewöhnlich die Anrufungen vorgenommen. Mit der Zauber- oder Wündschelrute zog der Nekromant ein bis drei Kreise um sich, die der Dämon nicht überschreiten konnte, wenn er erschien; — eine Vorsicht, die man nicht außer Acht lassen durfte, wollte man sich nicht schweren Gefahren aussetzen. Alsdann las der Operator die Formel für die Anrufungen, die in der Clavicula Salomon, in dem Enchiridion Papst Leo III oder im Grimorium nicht weniger erstaunlich Honorius III zugeschrieben wird. Dieses Buch, das im Jahre 1670 zum ersten Male in Rom veröffentlicht wurde, enthält folgende Formel:

„Ich (der Operator nennt seinen Namen) beschwöre dich,
„o Geist (es folgt hierauf der Name des Geistes, den er an-
„rufen will) im Namen des großen lebendigen Gottes, welcher
„Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, geschaffen
„hat, und mit der Kraft des heiligen Namens Jesu Christi,
„seines geliebten Sohnes, der für uns den Tod am Marter-
„holze erlitten, und durch die köstliche Liebe des heiligen
„Geistes: also der ganzen hl. Dreieinigkeit — daß du mir in
„menschlicher und wohlgefälliger Gestalt erscheinst, ohne mich
„zu erschrecken noch irgend wie mit Geräusch aufzutreten.
„Ich beschwöre dich darob im Namen des großen lebendigen

„Gottes Adonay, Tetragrammaton, Jehova, Tetragrammaton,
„Jehova, Tetragrammaton, Adonay, Jehova, Otheos, Athanatos,
„Adonay, Otheos, Athanatos, Ischyros, Athanatos, Adonay,
„Jehova, Otheos, Saday, Saday, Saday, Jehovah, Otheos,
„Athanatos, Tetragrammaton, Luceat, Adonay, Ischyros,
„Athanatos, Athanatos, Ischyros, Athanatos, Saday, Saday,
„Saday, Adonay, Saday, Tetragrammaton, Saday, Jehova,
„Adonay, Ely, Agla, Agla, Agla, Adonay, Adonay. Komm
„(man nennt den Geist mit Namen) Komm! (folgt wieder
„der Name des Geistes) Komm! (wiederum der Name)
„Ich beschwöre dich von neuem, mir zu erscheinen, wie ich
„es sagte, kraft der Allmacht und der hl. Namen Gottes,
„die ich genannt habe, um meine Wünsche zu erfüllen und
„meinen Willen, ohne Betrug und Lug, wofern du nicht willst,
„daß der hl. Erzengel Michael, der unsichtbar vor unseren
„Augen ist, dich in den Schlund der Hölle fahren lasse.
„Komm daher, um meinen Willen zu vollführen."

Wie man aus diesem schönen Muster ersehen kann, schmückten die Okkultisten seit dem Mittelalter ihre Faseleien mit jener Spielerei von Dreiecken und dreimal wiederholten Worten, was seitens der Freimaurer noch heute geschieht und worunter sie vor den Augen des großen Haufens Dinge zu verheimlichen hatten, die in Wirklichkeit gar nicht mal existierten.

Wenn dann der leibhaftige „Gottseibeiuns", durch diese unzähligen Gotteslästerungen, Flüche und jene Albernheiten angezogen, endlich zu erscheinen geruhte, so hieß es sofort bei der Hand zu sein, ihm ein beliebiges Geschenk in den gierigen Rachen zu werfen — sei es nun ein alter Schuh oder sonst irgend ein Lumpen, auch eine tote Ratte oder ein alter Knochen. Denn ohne diese Abgabe würde es wohl schwerlich dem armen Teufelsbeschwörer gelingen, sich der Gefahr entziehen zu können, einfach von dem Höllenfürsten erdrosselt zu werden.

Indes vermochte sich die Magie eigentlich nie des lächerlichen Rituals zu entkleiden, das auf die Einbildungskraft

des tölpelhaften gaffenden Mannes aus dem Volke berechnet war und einsichtige Leute doch nur zum Lachen reizen mußte.

An Geberdenspiel, dem übrigens auch eine große Rolle bei fast allen Religionszeremonien zusteht, durfte es natürlich auch hier nicht fehlen; denn dies machte erst den Kram vollständig.

Die Zauberformeln waren geradezu vollgespickt mit lateinischen Worten und Sätzen, nicht minder wurden Worte aus der hebräischen, egyptischen, assyrischen und chaldäischen Sprache angewandt — vielleicht weil man, wie Jamblichus meint,*) glaubte, daß diesen Idiomen eine geheimnisvolle Kraft innewohne, welche daher rühre, daß einmal diese Sprachen so uralt, dann aber auch, durch die Theologie jener Völker offenbart, göttlichen Ursprungs waren. Vergebens dürfte es auch gelingen, den Ursprung jener kabbalistischen Worte, wie des berühmten Abrakadabra, dessen sich schon die Griechen bedienten, des Agla, sowie des Schiauriri und anderer ähnlicher anagrammatischer Dreiecke zu ergründen.

Seltener nahm man im Freien Beschwörungen vor und des Nachts in Ruinen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich an die berühmte Geisterbeschwörung im Kolosseum erinnern, bei welcher Benvenuto Cellini zugegen war und die er in seiner Lebensbeschreibung**) berichtet. Ein Kind nahm hierbei die Stelle dessen ein, was wir heute mit „Seh-Medium" bezeichnen würden; vor seinem geistigen Blick bevölkert sich das Flavische Amphitheater mit Gespenstern und Dämonen. Das von dem Florentinischen Goldschmied erzählte Abenteuer nahm indes ein sehr drolliges Ende. Dennoch glaubte Cellini trotz seiner Großthuerei und Prahlerei den Geistern, wie es deutlich vor allem aus jener Stelle hervorgeht, wo er erzählt, daß er, entschlossen sich im Gefängnisse zu entleiben, „von etwas unsichtbarem ergriffen wurde, als er schon Hand angelegt hatte, und

*) Egyptische Mysterien, IV, S. 4.

**) Buch 1, Kap. 13.

daß er vier Ellen weit von jenem Platze weggeschleudert wurde, infolgedessen er erschreckt und ohnmächtig liegen blieb .. Er war dann der Ansicht, daß er es mit etwas göttlichem zu thun habe, das zu seiner Verteidigung herbeigekommen sei ... In der Nacht erschien ihm nun im Gesichte die schöne Gestalt eines Jünglings," 2c.*)

§ 3. — Um sich die Dämonen dienstbar zu machen, wurde ein Pakt mit denselben abgeschlossen und eine eigenhändige Urkunde darüber aufgesetzt. Darnach versprach dann der Dämon, bezw. der Teufel, einem Menschen, ihn in diesem Leben mit allen Arten der Zauberei beizustehen, wofür der Mensch jenem dann seinerseits als Gegendienst seine Seele nach dem Tode verschrieb. „In jenen schrecklichen Zeiten der Bedrückung seitens der Kirche und der Lehns-Herren," bemerkt Graf,**) „ließe sich nur in der Zauberei Trost und Rache finden. Der Teufel war wenigstens immer noch milder als der Freiherr und der Priester." Der Pakt sollte nach dem damaligen Glauben auf einem Pergament geschrieben sein, das von einem totgeborenen Tiere herkam. Dieses Abkommen hatte der betreffende mit seinem eigenen Blute zu unterzeichnen. Der Teufel hielt nun treu einen solchen Vertrag oder kam ihm wenigstens buchstäblich nach. Gerne würde sich bisweilen der Zauberer diesem entzogen haben, doch vergebens. Er war hoffnungslos verloren. Auch seine Reue konnte ihm nichts nützen. Nur in wenigen Fällen mochte bei einer Person, die Gott besonders lieb war, die göttliche Barmherzigkeit zum Durchbruche kommen. Unter jenen Personen, die man auf solche Weise mit dem Teufel verbündet hielt, rechnete man sogar einige römische Päpste, wie Leo III, Johann XII, Sylvester II, Clemens V, Johann XX, Benedikt IX, Gregor VI, Gregor VII und auch Alexander VI.

§ 4. — In den Ritterromanen nach Art jenes bekannten

*) ebenda Buch 2, Kap. 4.

**) Der Teufel, Kap. IX.

von Arioſt erſcheint uns die Macht der Magier faſt ganz unbeſchränkt. Für ſie iſt es ein Kinderſpiel, die Elemente aufzulöſen, aus Tag Nacht und aus Winter Sommer zu machen, ſowie Paläſte von Diamantenſtein und Kammern von Gold herbeizuhexen. Beſſer als Pompegus, brauchten ſie nur mit dem Fuß aufzuſtampfen, um plötzlich aus dem Erdboden ein ganzes, wohl zum Streit ausgerüſtetes Heer hervorzuzaubern.

Der Kardinal Baronius ſpricht mit dem größten Ernſt hiervon, indem er ſich dabei auf die Echtheit der vier päpſtlichen Bullen betreffs der alten Stadtbrücke von Pont-Saint-Esprit ſtützt, die in einem Augenblick durch ein bloßes Zauberwort eines Hirten, namens Benezet, erbaut wurde. Der berühmte böhmiſche Zauberer Zitek vermochte, ohne ſich aufzulöſen, in eine Nußſchale hineinzugehen. Delrio bildete ſich ein, daß mancher Leſer das glauben könnte, was von ihm beſtimmt behauptet wurde, daß nämlich ein Zauberer, der über einen anderen Zauberer aufgebracht war, denſelben verſchluckt und ihn ſomit auf anderem Wege ſchmutzig und beſchämt gemacht habe.

Dies alles war indes lediglich das, was man eine Legende nennen dürfte; auch wurden ſolche Übertreibungen gewöhnlich nicht von dem gebildeten Volke aufgenommen. Allein alle ſchrieben ſtets den Zauberern außergewöhnliche Fähigkeiten zu. Wieviele rühmten ſich oder wurden beſchuldigt, Feld und Flur ihrer Feinde durch Hagel vernichtet und Sturmwind heraufbeſchworen zu haben, um Schiffe untergehen zu laſſen; ſowie die Fähigkeiten zu beſitzen, die Frauen unfruchtbar zu machen, Kinder durch böſen Einfluß zu töten; zu fliegen, ſobald es ihnen beliebte, wobei ſie ſich einem Dämon auf den Rücken ſetzten; ferner Menſchen in Tiere zu verwandeln und Liebestränke zu bereiten, womit ſie entweder Liebe zu ſpenden vermochten oder auch ſolche zu nehmen! Manche dieſer Zaubermittel mochten jene Erſcheinungen ſein, welche man heutzutage ſpiritiſtiſche Phänomene nennt, andere beruhten wieder auf Naturgeheimniſſen, welche die

Zauberer selbst oft für übernatürlich hielten, oder es waren auch einfach jene berühmten Täuschungen und Betrügereien.

§ 5. — Welchen Charakter die Zauberei in den letzten Zeiten angenommen hatte, haben wir bereits im 5. Buche gesehen. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters lag statt dessen die Magie, deren wir öfter und eingehender aus jenen barbarischen Zeiten Erwähnung gethan haben, wie auch jede andere Wissenschaft darnieder, indem sie sich mehr als sonst auf fabelhafte Geschichten über Wunder beschränkte, die von dem Teufel ausgeführt waren, wie man sie in den Werken des guten Caesarius von Heisterbach lesen kann. Jedoch nahmen die okkulten Wissenschaften ihre Entwickelung im elften Jahrhundert, bis sie ihren Glanzpunkt im 15. und 16. Jahrhundert erreichten.

Im Jahre 1571 erklärte Des Echelles, der in Paris wegen Zauberei hingerichtet wurde, dem König Karl IX, daß es in Frankreich mehr als 30 000 Zauberer gäbe, welchen der Teufel seine Mahlzeichen*) aufgedrückt habe. Allein auch selbst die Herrscher trieben Zauberei. Alphons X von Castilien (1252—1284) hinterließ verschiedene Werke über die Geheimwissenschaften. Selbst Kaiser Rudolph II (1576—1611) hielt beständig Magier, Zauberer und Astrologen an seinem Hofe, und auch Karl V lag leidenschaftlich der Magie ob; er ließ sogar aus Italien den Vater der berühmten Christine von Pisano kommen, weil dieser als sehr erfahren in den okkulten Lehren gerühmt wurde. Ebenso hatte es auch Louise von Savoyen, die Mutter Franz I, mit Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym zu machen versucht. Katharina de Medici verkehrte stets mit Zauberern und Okkultisten, obgleich sie dieselben dem Henker überantwortete, wenn sie ihrer nicht mehr zu benötigen glaubte. Einen besonderen Vorzug genoß bei ihr der Florentiner Cosimus Ruggieri.

*) Bodin, welcher diesen Fall berichtet, fügt zu dieser Ziffer von 30 000 noch eine Null hinzu — weiter nichts.

§ 6. — Dennoch darf man nicht glauben, daß es im Mittelalter und später in der Renaissancezeit noch keine Leute gegeben habe, die sich einfach über die Zauberei und ihre schwarze Kunst lustig machten.

Lorenz Bordelon, welcher im Jahre 1653 zu Bourges geboren wurde, verfaßte ein Werk, welches zweifelsohne, wenn es sich eines wissenschaftlicheren Gepräges erfreut hätte, für den übernatürlichen Aberglauben das geworden wäre, was der Don Quijote für die Ritterschwänke war. Ich meine die Geschichte von den seltsamen Einbildungen des Herrn Oufle, welche das Lesen von Büchern verschuldete, die von Zauberei, von Teufelsbesessenen, Hexen und Hexenmeister, Incubi und Succubi, von Hexensabbath, von Zauberei und Geistern ꝛc. handelten. (Bordelon fügt noch ein ausführliches Register an, von alle den seinerseits mehr oder weniger für Aberglauben gehaltenen Dingen.) Dieses Buch erlebte mehrere Auflagen und wird jetzt noch in Frankreich gelesen.

Ebenso weiß Cyranus von Bergerac*), der 1655 starb, sich in einer nicht minder geistreichen Weise über Hexen und Besessene lustig zu machen.

§ 7. — Auch in der christlichen Zeit konnten die Geheimwissenschaften nur im besonderen auf die Kenntnis der Zukunft sich erstrecken: auf die Manteutik. Zu den ältesten Wahrsagungsarten kamen noch sehr zahlreiche neue hinzu, so daß wir eine wahrlich wunderliche und bis ins unendliche gehende Menge von Mantien besitzen. Beschränken wir uns indes hier nur auf ein kleines Verzeichnis:

Aburomantie: Wahrsagung aus dem Mehle, womit der Kopf der Opfertiere bestreut wird.

Aeromantie: aus dem Winde.

*) Oeuvres, Band I, XII u. XIII.

Alektryomantie: aus dem Hahngekräh, ꝛc.*)
Aleuromantie: soviel wie Aburomantie.
Anemomantie: s. Aeromantie.
Arithmomantie: aus den Zahlen.
Astragalomantie: aus bezw. mit Würfeln oder dergleichen anderen Gegenständen.
Astromantie: aus der Stellung der Gestirne ꝛc. (soviel wie wissenschaftlich (?): Astrologie).
Axinomantie: aus den Äxten.
Belomantie: aus den im Morgenlande angewandten Pfeilen oder Stäben.
Bibliomantie: aus den Stellen eines Buches.**)
Botanomantie: aus den Blättern und Pflanzen.
Chartomantie: aus den Karten, z. B. Spielkarten.
Ceromantie: aus dem Wachs, z. B. Wachsfiguren ꝛc.
Chiromantie: aus den Linien der Hand.
Christomantie: soviel wie Aburomantie.
Cubomantie: s. Astragalomantie.
Daktylomantie: aus der Art der Finger.
Daphnomantie: aus einem (ins Feuer geworfenen) Lorbeerzweige.
Dioptromantie: vermittelst eines Spiegels.
Geomantie: aus der Erde.
Gastromantie: aus mit Wasser oder Thonerde angefüllten Gefäßen.
Graphomantie: aus der Schrift (wissenschaftlich: Graphologie).
Gyromantie: aus Kreisen, welche auf dem Boden gezeichnet sind.
Hydromantie: aus dem Wasser.
Ichthyomantie: aus den Fischen.

---

*) s. S. 540 des I. Bandes vorliegenden Werkes.
**) s. S. 362 des I. Bandes vorliegenden Werkes.

Kaffeemantie: aus dem Kaffeeſatz.
Kapnomantie: aus dem Rauche.
Katoptromantie: ſoviel wie Dioptromantie.
Kephalomantie: nach dem Kopfe eines Eſels.
Keraunomantie: aus dem Blitze.
Kledonismantie: aus der Stimme.
Kleidomantie: vermittelſt der Schlüſſel.
Koskinomantie: aus dem Siebe.
Kratiromantie: aus einem Becher.
Kromniomantie: aus oder mit Zwiebeln.
Lebanomantie: aus dem bei einer Feuersbrunſt aufſteigenden Rauch.
Lekanomantie: aus Waſſergläſern.
Lychnomantie: aus der Geſtalt der Flamme eines Lichtes.
Margaritomantie: aus den Perlen.
Myomantie: aus Ratten und Mäuſen.
Molibdomantie: aus dem Blei, z. B. Bleiſchmelzen.
Nekromantie: durch Anrufung der Toten.
Nephelomantie: aus der Geſtalt und dem Zuge der Wolken.
Omantie (Oſkopie): aus den Eiern.
Ophiomantie: aus den Schlangen.
Oneiromantie: aus den Träumen.
Onomamantie: aus Eigennamen (nomen est omen.)
Partenomantie: aus den Anzeichen der Jungfrauſchaft.
Pharmakomantie: aus den Wohlgerüchen.
Phyllorodomantie: aus den Roſenblättern.
Pſychomantie: vermittelſt der Seelen Verſtorbenen.
Pyromantie: aus dem Feuer.
Rhabdomantie: mit der Wündſchelrute.
Rhapſodomantie: aus prophetiſchen Büchern.
Sykomantie: aus den Feigenblättern.
Staphylomantie: aus den Weintrauben.

Tephromantie: aus der Asche, besonders der Opferasche.

Teratomantie: aus den Bildern in der Luft, Gespenstern.

Trapezomantie: vermittelst eines Tisches.

Tyromantie: aus dem Käse.

Xylomantie: aus Holzstäbchen, welche auf die Erde geworfen wurden.

Wenn man diesen Systemen die Orakel, sowie die Haruspizien und Augurien hinzufügt, so brauchte man die Hälfte der Wahrsagungssysteme nicht anzuführen, da man sie dann auf diese beziehen könnte.

§ 8. — Unter diesen Wahrsagungssystemen habe ich auch die Katoptromantie angeführt, welche man vermittelst Spiegelsausübt, und die Hydromantie, Lekanomantie und Gastromantie, welche auf dem Schauen im Wasser beruhen.

Heute nennen die Spiritisten die erstere Mantie Krystallsehen und bezeichnen die andere Mantie als die Mediumschaft im Wasserglase zu schauen. Doch beruhen alle auf dem gleichen Prinzip und bezwecken lediglich, eine Halluzination durch starres Ansehen (Fixieren) einer glänzenden Oberfläche hervorzurufen. Einige erzielten sogar dieselbe Wirkung, indem sie aufmerksam einen ihrer Fingernägel, einen Thaler oder eine Schwertklinge betrachteten.*)

Daß diese Wahrsagungssysteme seit Menschengedenken in Gebrauch stehen, ist unzweifelhaft; finden wir doch auch Spuren in der Bibel, woselbst eines Bechers Erwähnung gethan wird, womit Joseph zu wahrsagen pflegte.**)

Auch bestand in Griechenland ein Orakel Apollos, welches derart befragt wurde, daß der Befrager des Orakels aufmerksam

*) J. v. Salisbury, Polycraticon I, 12. Kap. 27.

**) s. Band I vorl. W., S. 188.

in einen Brunnen zu blicken hatte, worin er dann die Antwort las.*)

Ferner war von einem Kinde die Rede, das, nach Apulejus, der sich auf Varro beruft, durch das Schauen in ein Gefäß mit Wasser den Ausgang des Mithridatischen Feldzuges voraussagte.**)

Varro***) will auch wissen, daß die Anwendung von Zauberspiegeln aus Persien stamme. Wie St. Augustin†) uns mitteilt, sah Numa in dem Wasser das Bildnis der Götter erscheinen, von denen ihm auch geraten wurde, was er thun solle. Plinius††) sowohl als auch Apulejus†††) gehen näher auf die Lekanomantie ein. Darnach warf man in einen Wasserbehälter, der mit Wasser angefüllt war, einige Gold- und Silberplättchen, worauf nach einer Weile die gewünschten Figuren zum Vorschein kamen. Nicht selten hörte man sogar die Antwort, da sich zu der Gesichtserscheinung auch eine solche für das Gehör zugesellte. Spartianus*†) erzählt, daß Didius Julian vor der Schlacht mit Septimius Severus, seinem Nebenbuhler in der römischen Kaiserwürde, den Zauberspiegel vermittelst eines Kindes befragte, über dessen Haupt er erst Beschwörungen vorgenommen hatte. Auch treffen wir dasselbe Wahrsagesystem in größerem Stile bei den Orientalen an.**†)

§ 9. — Schreiten wir zu einer späteren Zeit, so sehen wir, daß Pico della Mirandola, vollkommen von der Wirkung der Zauberspiegel überzeugt, ausruft, „es genüge, einen solchen

*) s. I. Band vorliegenden Werkes, S. 244.
**) s. I. Band vorliegenden Werkes, ebendas.
***) Vgl. St. Augustin, De Civit. Dei, VII.
†) ebendaselbst.
††) Hist. Naturalis, XXXVII, 11.
†††) Apolog, S. 52.
*†) Did. Julian, VII.
**†) s. I Band, S. 72.

unter einer günstigen Konstellation*) fabrizieren zu lassen und ihn einer passenden Temperatur auszusetzen, um darin die ganze Vergangenheit, wie Gegenwart und Zukunft lesen zu können." Rimualdo**) lehrt, daß man zur Entdeckung des Schuldigen betreffs eines Diebstahls bloß einen Spiegel, eine Wasserflasche oder irgend einen anderen Gegenstand anzuwenden brauche, der unter gewissen Zauberformeln das Licht einer geweihten Kerze zurückwerfe. Nicht lange Zeit erfordere es, daß man auch schon auf der leuchtenden Oberfläche das Bild des Diebes hervortreten sähe. Jean Fernel,***) der Leibarzt Heinrich II von Frankreich, wollte in einem Spiegel verschiedene Gestalten erblickt haben, die unverzüglich das ausgeführt hätten, was er ihnen befohlen habe. Auch wären ihre Handbewegungen so ausdrucksvoll gewesen, daß alle Anwesenden sogar das Geberdenspiel hätten erkennen können.

Der bedeutende Astronom Ruggieri bediente sich eines Zauberspiegels, um Katharina von Medici die Zukunft ihrer beiden Söhne, Karls IX und Heinrichs III, sehen zu lassen.

Lecomte berichtet uns, daß König Franz I während seines Krieges gegen Karl V in Erfahrung bringen konnte, was sich in Mailand zutrug. In dieser Stadt befand sich nämlich eine Spionin, welche das, was sie ausgekundschaftet hatte, auf einen Zauberspiegel schrieb, der ganz gleich einem anderen war, den Franz I in Besitz hatte und auf welchem dieser dann Alles das lesen konnte, was von der Spionin darauf niedergeschrieben wurde.

Später werden wir noch ähnliche Wahrsage-Mittel, bevor sich deren die Spiritisten bedienten, von Cagliostro und anderen Magiern angewandt sehen.

Doch war es durchaus nicht ungefährlich, der Ausübung dieser wie anderer Magien obzuliegen. Im Jahre 1609

*) Die Franzosen nennen diese Spiegel daher miroirs constellés.

**) Consil. in caus., gravis., 414, Band IV, S. 224.

***) De abditis rerum causis, I, XI.

wurde auf dem Platz la Grève zu Paris der normannische Zauberer St. Germain verbrannt, weil er Zauberspiegel in Gemeinschaft mit einer Frau und einem Arzte angewandt hatte.*) Ein Bischof von Verona erlitt durch Martin della Scala den Tod, weil man unter seinem Kopfkissen einen Spiegel gefunden hatte, der den Namen Fiorone**) trug, womit nämlich manche Magier den Teufel zu bezeichnen pflegten.

Auch war es doch nur ein Spiegel, der im Hause Cola Rienzi's als ein corpus delicti entdeckt wurde***)

§ 10. — Diese Phänomene wurden, wie ja jedes Ding auf dieser Welt, ebenfalls zuweilen auf betrügerische Weise künstlich nachgemacht. Es ist seltsam, was hierüber der christliche Verfasser der Philosophumena in seiner Philippika gegen Simon den Zauberer sagt:

„Nicht werde ich den Kunstkniff mit Stillschweigen über„gehen, worauf die Lekanomantie beruht. Die Magier „wählen dabei ein verdunkeltes Zimmer, dessen Wölbung von „himmelblauer Farbe ist. Alsdann stellen sie in die Mitte „des Zimmers ein mit Wasser angefülltes Gefäß, worin sich „das blaue Gewölbe widerspiegelt, als wäre es die Bläue „des Himmels. In dem Boden nun, worauf das Gefäß steht „befindet sich eine geheime Öffnung, und das Gefäß selbst, „welches von Stein ist, hat einen Fußboden von Glas. „Unter dem Raume ist noch ein anderes geheimes Zimmer „angebracht, worin sich die Helfershelfer befinden — als Götter „und Dämonen verkleidet. Der thörichte Mensch, welcher nun „in dem Wasser jene Gestalten wahrnimmt, ist vom Schreck „betroffen und geneigt, alles, was man ihm vorspricht, für „wahr aufzunehmen."

*) Le Mercure Français pour 1609, S. 348.

**) Das Wort „fiorone", Augmentativ von „fiore", Blume, bedeutet soviel wie Blumenschmuck. Der Übersetzer.

***) Muratori, Scriptor rerum. italicar., Bd. I, col 293, 545.

Diese Erklärung des Wunders zeugt, wie fast alle auf der Hypothese des Betrugs beruhenden Erklärungsweisen, von einer außerordentlichen Naivetät, wie sie eben nur von einem christlichen Schriftsteller an den Haaren herbeigezogen werden konnte, um den Wundern, welche Simon der Zauberer bewirkte, eine Erklärung zu geben. Vielmehr Wahrscheinlichkeit hat indes die Annahme für sich, daß die Zauberer zuweilen vermittelst sogenannter Zauberlaternen, sowie jener Phantoskopen und belebter Vergrößerungsgläser Gespenster in den Spiegeln zum Vorschein kommen ließen, wie sich solcher mit so großem Erfolge zu Anfang dieses Jahrhunderts der Taschenspieler Robertson zu bedienen wußte. Selbst die mit Phosphorfarbe gemalten Bilder, welche in der Dunkelheit ihren unheimlichen Glanz entfalten, sind nicht einmal jüngeren Datums; giebt doch selbst der Verfasser der Philosophumena eine Anweisung hierzu.

Wie aus einer Stelle des Aulus Gellius*) hervorgeht, scheinen auch bereits schon die Alten jene künstlichen magischen Spiegel gekannt zu haben, die gewöhnlich aus Metall bestehen und worin ein Bild derart eingeprägt ist, daß es nur unter gewissen Bedingungen erscheint, je nachdem man den Spiegel dreht und das Licht darauf fällt. Ohne Zweifel waren auch schon die Zauberer der Renaissancezeit damit bekannt.**) Zu unserer Zeit kennt man ebenfalls derartige Spiegel, welche früher aus Indien, aus China und ganz besonders aus Japan verbracht wurden, weshalb sie auch den Namen „Japanische Spiegel" führen. Silvanus P. Thomson erklärte im Jahre 1895 auf der physikalischen Ausstellung zu London derartige noch besonders von ihm vervollkommnete Spiegel. Er ließ

*) „Ut speculum in loco certo positum nihil imaginet, aliorum translatum faciat imagines" (Noct. Att. XVI, XVIII).

**) Cornelius Aggripa, De Incert. et vanit. scient., XXVI., — Wierus, Pseudom., daemonum, Buch III, Kap. 12, § 6.

dieſelben von den Anweſenden einer genauen Prüfung unterziehen,*) welche auf der glänzenden und glatten Fläche nicht das geringſte zu entdecken vermochten. Sobald man nun über dieſe Spiegel eine leuchtende Fackel hielt, die ſich an der Decke des Saales widerſpiegelte, ſo ſah man ein ſehr deutliches Bild erſcheinen: Bäume, Schlangen, Dämonen ꝛc. Im ‚Journal des Debats‘ vom April 1896 findet ſich auch eine eingehende Beſchreibung, wie ſolche Spiegel für ihre wahrhaft bezaubernde Wirkung bearbeitet werden.

§ 11. — Doch würde man gewaltig irren, wollte man auf dieſen Kunſtkniff, ſo ſinnreich er auch iſt, jene Erſcheinung zurückführen, die wir weiter oben eingehend behandelt haben, beſonders wenn einem Skeptiker, der ſich zu überzeugen wünſcht, die Wahl des betreffenden Waſſers oder Spiegels belaſſen war. —

Am nächſten kommen der Wahrheit noch jene Pſychologen, welche dieſes Phänomen einzig und allein als die Wirkung einer hypnotiſchen Halluzination anſehen, indem ſelbſt die eigentlichen Spiritiſten das Fixieren

*) Zur Herſtellung derartiger Spiegel und Gläſer, die wirklich oft ans wunderbare ſtreifen muß, liefert der zu St. Petersburg erſcheinende „Rebus“ vom Jahre 1895 eine herrliche Illuſtration. Kein Wunder, daß man in damaligen Zeiten ſolche Spiegel ꝛc. für etwas ganz übernatürliches hielt, wenn ſelbſt heute noch Männer der Wiſſenſchaft ſolchen Erſcheinungen ſprachlos gegenüberſtehen. Im Gouvernement Kursk war in einer Bauernhütte ein Glas aufgefunden worden, das bei Tage vollſtändig durchſichtig, des Nachts aber das Bild Nikolaus' des Wunderthäters darbot. Der berühmte Moskauer Univerſitätsprofeſſor Timiriaſeff unterzog nun, unter Aſſiſtenz des Aſtronomen Zeraſski, das Glas im chemiſchen Univerſitäts-Laboratorium der gründlichſten Unterſuchung. Allein alle ihre Mühe war vergeblich, und es ſoll ihnen nicht gelungen ſein, das Geheimnis zu entdecken. Sollten wir es hier wirklich mit einem der zahlreichen okkulten Phänomene zu thun haben, die nicht das erſte Mal Männern der offiziellen Wiſſenſchaft die Erkenntnis des scio nil scire abnötigten?!

Der Überſetzer.

einer glänzenden Oberfläche lediglich für ein Mittel erachten, um das Medium in jenen Trancezustand zu versetzen, der zum Auftreten der meisten spiritistischen Phänomene geboten erscheint. Indes wird ihrerseits behauptet, daß disinkarnierte Geistwesen zuweilen die Gesichte der Medien hervorrufen, wie auch der Geist eines Hypnotiseurs gewöhnlich seinem hypnotisierten Subjekt Visionen erweckt. Allerdings ist es nicht leicht festzustellen, wann das Phänomen spiritistischen und wann es rein hypnotischen Ursprungs ist.

Doch ist sicherlich die Hellseherkraft solcher Sehmedien bisweilen eine ganz erstaunliche. Bereits war von dem Zauberer Achmet aus Algier die Rede, dessen de Laborde, Mitglied des Institut de France, in der Revue des Deux Mondes Erwähnung thut. Dieser ließ bekanntlich von einem beliebigen Kinde die Lekanomantie ausführen, indem er ihm nur etwas Tinte in seine Handfläche goß und ihm anbefahl, auf die schwarzglänzende Oberfläche hinzustarren. Das Kind sah alsdann darin alle die weit abwesenden oder schon verstorbenen Personen erscheinen, welche die Anwesenden mit Namen nannten, wobei es eine vollständig genaue Beschreibung derselben gab, obschon es die betreffenden doch niemals zu Gesicht bekommen hatte*). So berichtet uns auch Leblond**) von einem Juden, der in einem Wasserglase Personen zu schauen behauptete, welche sich in Amerika aufhielten.

§ 12. — Es ist nicht gut möglich, hier weiter fortzufahren, ohne das Gebiet des heutigen Spiritismus zu streifen. Doch dürfte es immerhin angebracht sein, eine Stelle des mohammedanischen Schriftstellers Ibn Khaldun***) folgen

*) s. Band I, S. 73.

**) Mémoire sur la Magie (Mém. de l'Institut, 3e classe, Bd. I, S. 198.)

***) Prolégomènes historiques, Übersetzung von Slane. Notices et Extraits des manuscrits etc., S. 221, 222.

zu lassen, die sich auf jenes Phänomen bezieht. Dieser sagt: „Manche glauben, daß ein in dieser Weise erscheinendes Bild „auf der Oberfläche des Spiegels gezeichnet sei. Allein sie „irren sich. Der Wahrsager sieht unverwandten Blickes auf „diese Oberfläche, bis sie ihm zu verschwinden scheint und sich „ein Nebel, einem Vorhange vergleichlich, zwischen ihm und „dem Spiegel ausbreitet. Auf diesem Vorhange nun zeigen „sich die Gestalten, die er zu sehen wünscht und wodurch er „instandgesetzt wird, bejahende oder verneinende Anzeichen „zu entnehmen. Sodann giebt er kund, welche Wahrnehmungen „er gemacht habe. Während sich die Wahrsager in jenem „Zustande befinden, vermögen sie nicht das zu sehen, was „man auf normale Weise in dem Spiegel sieht; es stellt sich „dann bei ihnen eine andere Wahrnehmungsart ein."

Diese Beschreibung des Phänomens stimmt genau mit der überein, welche bislang alle spiritistischen Medien von dem Schauen im Wasserglase und dem Krystallsehen gegeben haben. Wie man sieht, handelt es sich dabei um etwas gewißlich ganz anderes, als daß es durch Zauberlaternen oder jene japanischen Spiegel bewirkt werden könnte.

Wir behalten uns vor, im zweiten Teile unserer Geschichte noch näher auf diese Mediumschaft einzugehen.

§ 13. — Ein Hauptzug indes, welcher die Zauberer und Hexen von der Renaissancezeit an bis zum 18. Jahrhundert von denen anderer Zeiten unterscheidet, ist der, daß diese in bestimmten Nächten zu höllischen Gelagen zusammenkamen, die unter dem Namen „Hexensabbath" bekannt sind.

Die heidnischen Schriftsteller wissen nichts von einem Hexensabbath zu berichten. Selbst die Totentänze, womit die alten deutschen Dichter und Maler die verschiedenen Gestaltungen des Todes versinnbildlichten, kamen erst im vierzehnten Jahrhundert auf. Auch geschieht seitens der Kirchenväter mit keinem Worte der wilden Jagd oder der Hexenfahrten Erwähnung. Ich habe zwar gelesen, daß St. Augustin

davon sprechen soll; doch gelang es mir nicht, hierüber Klarheit zu erhalten. (Wohl nur De Civ. Dei, XVII. ? — D. Übers.)

Wahrscheinlich handelt es sich aber um einen Glauben, der unter den nordischen Barbaren seinen Ursprung genommen hat. Olaf der Große*) berichtet, daß man noch zu seinen Zeiten an vielen Orten jener Länder Geister und Gespenster gesehen habe, welche vereint, tanzend und springend, und meist in der Nacht nach dem Klange aller möglichen musikalischen Instrumente dahingezogen seien. Dieser Tanz führte im Volksmunde des betreffenden Ortes den Namen: chorea elvarum, Elfentanz. Saxo Grammaticus berichtet auch in seiner Geschichte Dänemarks von diesen phantastischen Tänzen. Auch die alten Bretonen melden von nächtlichem Tanze der Irrwische und Kobolde, denen sie den Namen courils beilegten.

Nach der Ansicht einiger französischen Historiker dürfte der Glauben vom Hexensabbath seinen Ursprung einer keltischen Feier zu verdanken haben, welche die Druiden eingeführt hatten und darin bestand, daß man des Nachts bei Vollmond unter den heiligen Eichen zusammenkam, eine Feier, die noch lange Zeit darnach von den heidnischen Deutschen trotz des strengen Verbotes der Kirche und zweier Erlasse Karls des Großen heimlich begangen wurde. Da das Volk nun, obschon zum Christentum bekehrt, den Glauben an die alten Gottheiten nicht aufgab, so wurden jene nächtlichen Zusammenkünfte zu Ehren der heidnischen Gottheiten in der Vorstellung der damaligen Zeit zu Teufelsgelagen, woran sich Zauberer, Hexen und Hexenmeister zur Huldigung des Fürsten der Finsternis in großen Schaaren beteiligten.

§ 14. — Der Hexensabbath wurde in Zeitabschnitten gefeiert, und zwar an verschiedenen Tagen, je nach den betreffenden Ländern. Am meisten jedoch war es die Nacht

*) Geschichte der nordischen Völkerschaften, Buch III.

vom Freitag zum Samstage jeder Woche. Dann gab es noch besondere Tage im Jahre, an welchen die Teufelsgelage mit mehr Pracht- und Glanzentfaltung sowie größerer Beteiligung abgehalten wurden. Dies war für Deutschland die Nacht vom 30. April auf 1. Mai, wohl infolge der altgermanischen Frühlingsfeier, welche in dieser Nacht auf den Bergen mit Anzünden des alten heiligen Maifeuers*) — das sich in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten hat — begangen wurde. Vergeblich suchte die Kirche dieser heidnischen Feier dadurch entgegen zu arbeiten, daß sie den Tag der Heiligsprechung der hl. Walpurga, den ersten Mai, zu einem besonderen Feste gestaltete. Die Walpurgisnacht wurde fortan in den Augen der noch im Heidentume befangenen Christen zu dem größten Hexensabbath, indem sie in dieser Nacht alle Hexen auf Besenstielen ꝛc. zu den alten Opferstätten reiten ließen, um dort mit dem Teufel wilde Orgien zu feiern, wie es denn auch Göthe in seiner Walpurgisnacht (am Schluß des ersten Teils des „Faust") dichterisch verherrlicht hat.

Das Gelage fand an einem verlassenen und waldreichen Orte statt, in der Nähe eines größeren Sumpfes oder Binnensees**), um auch das zugehörige Unwetter mit Hagelschlag heraufbeschwören zu können. Diese Plätze traf aber so sehr der Fluch des Höchsten, daß auch kein Grashalm dort mehr wachsen konnte.

So berichtet Strozzi, daß er in der Nähe von Vicenza einen Platz unter einem Kastanienbaum gesehen habe, der rings in einem Kreise herum so kahl war wie die Wüste

---

*) Wovon uns auch Scheffel in seinem „Ekkehard" ein lebhaftes Bild entrollt. Der Übers.

**) Sehr charakteristisch für spontane Geistermanifestationen in Wäldern. Man vergl., was hierüber in Nr. 10 der „Zeitschr. für Spirit" (1898), S. 79 gesagt wurde, sowie Aksakoff, Vorläufer des Spiritismus (aus dem Russischen von Feilgenhauer) u. a. S. 355.

Der Übersetzer.

Saharâ, weil eben hier dem Teufel die Huldigungen entgegengebracht wurden. Bei Benevent zeigt man noch einen Nußbaum, um den der hölliſche Reigentanz ſtattzufinden pflegte; andere Zuſammenkünfte hielt man auf dem Ebenen-Berge (Spianato) bei Mirandola, ſowie auf dem Monte Paterno bei Bologna ab ꝛc. In Deutſchland verwies man furchtſam auf den Blocksberg, den Brocken, ferner auf den Hörſelberg und Bechtelsberg als Zuſammenkunftsorte der Unholdinnen — wohl eines guten Dutzends von Hexenſabbathſtätten durfte ſich Deutſchland rühmen. In Frankreich iſt der Puy de Dôme als ſolche bekannt, in Schweden Blokula, ein Berg, der außer den Hexen niemand bekannt war, Spanien hatte die Baraona und Island den Hekla-Berg; wenn nur die Hexen und Zauberer kein Verlangen trugen, von ihrer abſcheulichen Ausgelaſſenheit und dem wilden Geſchrei die Ufer des hl. Jordans wiedertönen zu laſſen!

Den Aufbruch zum Sabbath machen die Teufelsanbeter, indem ſie ſich entkleiden und ihren Körper mit der nach Anleitung des Teufels aus gekochten Gliedmaßen von ungetauften Kindern bereiteten „Hexenſalbe“ beſtreichen, worauf ſie in einen kurzen Schlaf verfallen. Alsdann nehmen ſie rittlings auf einem Beſenſtiel, einer Ofengabel, auf Strohwiſchen, Böcken, ja ſelbſt Spinnrocken Platz, oder ſie ſetzen ſich auf einen Dreifuß, der dann auf einmal die Geſtalt eines Ziegenbocks, Schweines, Schäferhunds, auch eines Wolfes, Drachen, einer Kröte, Katze oder Ohreule oder ſonſt eines abſonderlichen Reittieres annimmt und die Unholden zum Fenſter oder auch zum Schornſtein hinaus pfeilſchnell durch die Luft zu dem Sabbathsberge davonträgt. So ſetzte man über alle Berge, Häuſer, Glockentürme hinweg, allein nur mit Schwierigkeit konnte man ſich zu den Wolken erheben. Es ſollte mich nicht wundern, wenn nicht einmal eine Hexe während des gefährlichen Rittes zu Boden geſtürzt wäre, wie es ſich bei dem Zauberer Simon zugetragen hatte!

Doch heißt es, daß der Absturz unausbleiblich gewesen wäre, wenn die Lippen der unvorsichtigen Unholdin den Namen Gottes oder der hl. Jungfrau ausgesprochen hätten.

Der Hexenritt ist beendigt, sobald sie an der Stelle angekommen sind, wo Beelzebub in der ganzen Düsternis seiner Höllenmajestät auf dem Throne sitzt. Gewöhnlich nimmt er die Gestalt eines ungeheueren Ziegenbocks an, auf dessen Scheitel sich drei Hörner, wie zu einer Art Krone verflechten; das mittelste aber erstrahlt in sprühendem Glanze und beleuchtet die ganze Versammlung. Anstatt der Arme hat er Flügel wie eine Fledermaus, an deren Enden schreckliche Krallen die Finger ersetzen. Er hat einen langen Ochsenschwanz, unter dem sich ein menschlicher Kopf befindet. Vor diesem entsetzlichen Antlitz, das vollkommen schwarz ist, mit den aufgeworfenen Lippen und der scheußlichen Stumpfnase wirft sich die versammelte Gemeinde nieder, um ihm Anbetung entgegen zu bringen, wobei sie mit einer Kerze in der Hand dieses hintere Gesicht zu küssen hat. Auch zeigt sich bisweilen der Höllenkönig in anderer Gestalt, selbst in der eines Menschen, die indes stets schrecklich und majestätisch ist. Ihn umgeben die Teufel seines Hofes.

Jetzt nimmt der Satan eine Art Beichte ab, wobei Zauberer und Hexen reumütig bekennen, welche Schlechtigkeiten sie unterlassen haben, und der Teufel erlegt Bußen auf, stellt wohl auch manche Hexe anderen als Muster hin, zumal wenn sie die Versammlung treulich besucht hatte. Nicht selten zeichnet dann die schwarze Majestät eine Hexe dadurch aus, daß sie diese zum Reigen führt und noch besonderer Vertraulichkeiten würdigt. Mit einer Parodie auf das hl. Sakrament der christlichen Kirche werden auch die zum ersten Male erschienenen Teufelsanbeter getauft, welche dabei das Kreuz wie die Hostie verlästern müssen. Darnach drückt er diesen das Teufelsmal auf, worüber wir noch später sprechen werden. Alsdann wird zum Festbankett

geschritten. Einige Hexen erklärten, daß das Tischtuch von Gold gewesen wäre und die Speisen vorzüglich gemundet hätten. Nach Aussage der meisten aber wurden dort Kröten, totgeborene Kinder oder wenigstens nicht getaufte Kinder verzehrt, Herzen und Lebern von Gehängten und ähnliche ekelhafte Gerichte. Es hieß auch, daß von den Hexen und Unholdinnen der Festschmauß dadurch erleuchtet worden wäre, daß jene, mit allen vieren auf dem Boden hockend, mit den Hinterbacken brennende Fackeln gehalten hätten.

Sobald die Tafel nun aufgehoben wird, celebriert Beelzebub an einem Altare die berühmte Teufelsmesse, angethan mit schwarzem Chorhemd und Stola, wobei er in blasphemischer Parodie des christlich katholischen Gottesdienstes dem Tabernakel den Rücken zudreht. Im Augenblick, als die Monstranz erhoben wird, bietet der Meßner eine geschnittene Rübe oder eine große Karotte zur Anbetung dar unter gotteslästerlichem Hohngelächter der Meßdiener. Nun beginnt der große und unzüchtige Hexentanz der berauschten Satansdiener mit seinen seltsamen Bocksprüngen, dem rasenden Geheul und seinen gemeinen Handlungen. Und die Tänzer und Tänzerinnen reichen sich zum Ringelreihen die Hände, das Gesicht der Außenseite des Kreises zugewandt. Zum Schlusse hält jeder Teufel oder Hexenmeister dann seine Hexe umfangen, um mit ihr so schändliche und widerliche Dinge zu treiben, daß ich mich diesbezüglich genötigt sehe, auf die damaligen Schriftsteller zu verweisen, die glücklicherweise fast alles in Latein geschrieben haben.

Aber schon beginnt es im Osten zu tagen, und der Hahn erhebt seinen Weckruf. Bei diesem Signal verschwindet mit einem Male der ganze Teufelsspuk.*) Unterwegs streuen die

*) Nach anderer Lesart nimmt der Hexensabbath um die neunte Stunde des Abends seinen Anfang und ist noch vor Mitternacht beendet. Der Uebersetzer.

Hexen beim Morgengrauen ihre Salben und Gifte auf die Felder und Besitztümer ihrer Feinde.

Zu einer schmählicheren und gräulicheren Wahnidee konnte wohl kaum jemals die fieberüberhitzte Phantasie des Menschengeschlechts fähig sein!

§ 15. — Wenn wir nunmehr die Frage des Sabbaths einer Prüfung unterziehen, so erscheint es geboten, festzustellen, daß nach dem allgemein verbreiteten Glauben unserer Altvordern, die Hexen sich zu dem Teufelsgelage in ihrem Körper von Fleisch und Blut begeben sollten. Dies lehrt uns deutlich unter anderem Bernhard Rategno*): „Auch reisen sie nicht etwa dorthin in der Einbildung, wie mancher glauben mag, dem es an Einsicht mangelt; sondern mit ihrem ganzen Körper und vollständig im wachen, bewußten Zustande. Sie reisen zu Fuß, wenn der Versammlungsplatz in der Nähe ist; im anderen Falle auf den Schultern des Teufels, der sich auch nicht selten das Vergnügen macht, sie halbwegs abzusetzen, wo man sie dann, den Weg suchend, herumirren sieht" — alles Sachen, die ihm hinreichend bekannt sind, weil er in der Ausübung seines Amtes als Hexenrichter nicht nur häufig dies beim Verhöre der Hexen von diesen selbst erfahren hatte, sondern auch, weil es ihm so von glaubwürdigen Leuten berichtet worden war, welche dies alles mit eigenen Augen gesehen haben wollten.

Daß die Hexen auf diese Weise fliegen konnten, scheint zu jener Zeit, da man eben alles glaubte, nicht allzu sonderbar gewesen zu sein. Becker behauptet, die Zauberer seien durch die Luft durch eine sehr leichte Bewegung ihrerseits getragen worden, vermöchten überall hinzugehen, wohin es ihnen beliebte, und auch selbst auf dem Wasser zu schreiten.

Sandoval**) berichtet uns, daß eine Magistratsperson

*) De strigiis.

**) Geschichte Karls des Fünften.

von Navarra sich von den Fähigkeiten, welche die Hexen zu besitzen vorgaben, durch den Augenschein überzeugen wollte. Er forderte eine Hexe auf, vor ihm alle ihre Zauberkunststücke zu vollführen und versprach ihr dafür Gnade zuteil werden zu lassen. Die Ärmste ging auch wirklich auf diesen Vorschlag ein, holte ein Schächtelchen Salbe hervor, das man in ihrem Hause gefunden hatte, und erhob sich dann in Gegenwart der Magistratsperson und einer großen Anzahl von Personen auf einen Turm. Dort nahm sie vor einem Fenster Platz, woselbst sie sich die linke Handfläche, den Puls, den Ellenbogen, den Unterarm, den linken hinteren Teil u. s. w. bestrich, wobei sie mit lauter Stimme rief: „Bist Du da?" Darauf vernahmen alle Zuschauer in der Luft eine Stimme, welche antwortete: „Ja, hier bin ich!" Die Hexe ließ sich sodann wie eine Eidechse an dem Turm herunter, den Kopf nach unten, wobei sie mit Händen und Füßen arbeitete. Als sie so die halbe Höhe des Turmes erreicht hatte, nahm sie vor den Augen aller Anwesenden ihren Luftflug wieder auf und blieb solange im Gesichtskreise der Zuschauer, bis sie den Horizont überschritten hatte. Dieses Wunder hinterließ einen solch entsetzlichen Eindruck bei den Zuschauern, daß jene Magistratsperson sich genötigt sah, eine bedeutende Summe Geldes für denjenigen auszuschreiben, welcher die Hexe zurückbrächte. Dieselbe sollte dann auch nach zwei Tagen von Hirten aufgegriffen werden. Man fragte die Hexe nun, warum sie sich ihres magischen Fluges nicht auch bedient habe, um den Häschern zu entfliehen. Darauf gab dieselbe zur Antwort, daß sie ihr Herr nicht weiter als drei Meilen habe fortbringen wollen und daß er sie auf einem Felde allein gelassen hätte, woselbst sie dann von den Bauern festgenommen worden sei.

Bemerkenswert ist hierbei jedoch, daß diese Erzählung einem Historiker von gewichtiger Stimme und großem Rufe verdankt wird.

Auch Delancre*) weiß von einer gewissen Marie Dinbarte zu berichten, einer jungen Hexe von erst 17 Jahren die häufig dem Hexensabbath beigewohnt haben wollte. Als sie allein war, erschien der Teufel und gab ihr eine Salbe. Sobald sie sich damit bestrichen hatte, wurde sie in die Luft erhoben. So reiste sie auch in der Nacht vom 27. September 1609, wobei sie indes von Leuten gesehen und festgenommen wurde. Sie gestand dann ebenfalls Kinder mitgeführt zu haben, welche vor die Obrigkeit geladen und sorgfältig untersucht wurden, wobei sich ergab, daß auch sie das Teufesmal am Leibe trugen.

Gerne bin ich zu glauben geneigt, daß einige Hexen sich in die Luft erheben konnten, da wir ja diese Erscheinung auch bei den Heiligen wahrgenommen haben und sie noch heute bei den Fakiren und einigen spiritistischen Medien feststellen können. Es dürfte diese Fähigkeit sogar ein Licht darauf werfen, wie jener Glaube im finsteren Mittelalter so zähe Wurzeln fassen und ein so allgemeiner werden konnte. Besondere Fälle wurden eben ungebührlich verallgemeinert.

Was dann jedoch den Glauben an den Hexenritt zu den Teufelsgelagen anbetrifft, so ist dies freilich bei Gott noch etwas anderes, und zwar nicht etwa deshalb, weil das Wunder an und für sich so großartig erscheint — ich habe schon bereits darauf hingewiesen, daß dies nicht bei Beurteilung einer Sache mitzusprechen hat — sondern weil sich das Gegenteil aus einer Unmenge von Beweisen und Zeugnissen derjenigen ergiebt, die an den Hexensabbath glaubten.

§ 16. — Gewißlich fehlt es nicht an Zeugenaussagen von Personen, welche bisweilen die im tiefen Walde abgehaltenen Teufelsversammlungen belauscht hatten.

Der bereits erwähnte Mönch Bernhard Rategno sagt, daß jedermann in Como der seltsame Fall bekannt sei, der

*) Tableau de l'inconstance des démons, Buch IV, S. 117.

sich vor fünfzig Jahren dem Amtmanne Lorenz von Cancorezzo und Johann von Fossato in Mendrisio zugetragen habe. Dieselben hatten eine Hexe verleitet, sie zu den Teufelsversammlungen mitzunehmen, welcher Bitte diese auch nachkam. Sie vermochten das ganze Gelage zu überschauen; als aber ihrer der Höllenfürst ansichtig wurde, strafte er sie auf gar empfindliche Weise.

Als ein Metzger in Deutschland eines Nachts durch den Wald schritt, hörte er den Höllenlärm und den wilden Reigentanz. Er wagte es, sich dem Platz zu nähern; doch plötzlich war alles verschwunden. Von dem herumliegenden silbernen Geräte nahm er einige Becher mit und übergab sie der Behörde, worauf sämtliche Personen, deren Namen auf den Bechern verzeichnet waren, eingezogen und verurteilt wurden.*)

Fast die nämliche Geschichte trug sich auch einem Bauer zu, der eines Nachts den Hexensabbath belauschte und ein Gefäß mitnahm, von unbekannter Materie und Farbe. Man widmete dasselbe dem Könige Heinrich dem Alten von England.**) Doch ist sicherlich das Gefäß trotz des hohen Preises und der Seltenheit desselben wieder an seinen früheren Herrn zurückgelangt, da nichts weiter davon berichtet wird.

Delrio***) erwähnt einen Köhler, dem zu Ohren gekommen war, daß seine Frau sich nächtlich zum Hexensabbath begebe. Er beschloß sie dabei zu ertappen. Als er sich eine Nacht in seinem Meiler schlafend stellte, sah er, wie seine Frau aufstand, aus einem Töpfchen Zaubersalbe herausnahm und verschwand. Ihr Mann, der dies alles beobachtet hatte, erhob sich nun und wurde, als er sich auch mit der Salbe bestrichen hatte, unverzüglich durch den Schornstein hindurch in das Gewölbe eines Grafen geführt, der sich einer allgemeinen

*) Joachim Cambrensis.

**) Trinum Magicum.

***) Disquisitiones magicae.

Verehrung im Lande erfreute. Dort traf er auch sein Weib und die ganze Teufelsversammlung. Als die Frau ihn gewahrte, wurde sie bestürzt und machte ein Zeichen: in demselben Augenblicke war aber auch alles verschwunden. Und es blieb nur der arme Köhler allein in dem Kellergewölbe zurück, der, als er nun noch obendrein erleben mußte, für einen Dieb gehalten zu werden, den ganzen Hergang erzählte. — Es hat den Anschein, daß Delrio diese Anekdote mit jener Szene hätte beginnen müssen, womit sie auch thatsächlich anfängt: „Ein Köhler, der in dem Keller eines Grafen ertappt wurde und den man natürlich für einen Dieb hielt, gab an u. s. w." Allein die Ehrlichkeit jenes ausgezeichneten Mannes dürfte veranlaßt haben, daß die Sache gerichtlich untersucht und seine Erzählung entkräftet wurde.

Zum Teil ist der Zweifel, den man betreffs der Aufrichtigkeit derjenigen hegen kann, welche solche Anekdoten erzählen, auf Rechnung einer sehr natürlichen Betrachtung zu setzen, die im vergangenen Jahrhundert Bergier angestellt hat:

„Was gerade die Leichtgläubigkeit im Volke genährt hat, das sind die Erzählungen einiger Hasenfüße, die sich des Nachts im Walde verirrt hatten und die in den Feuern der Kohlenbrenner und Holzhauer gleich den Hexensabbath sehen wollten, wohl auch, mit dem Gefühl der Furcht eingeschlafen, die Teufelsversammlung im Traume zu hören und zu sehen glaubten, wovon sie ja stets den Kopf voll hatten."

Auch muß man in Betracht ziehen, daß einige Banden von Pseudo-Zauberern und Gauklern, von der Phantasie angeregt, in den Wäldern zusammen zu kommen pflegten, um dort ihre Orgien zu feiern und allerlei Tänze aufzuführen.

Im verflossenen Jahrhundert gab es noch in Limburg viele Zigeuner und Banditen, die so ihren Sabbath veranstalteten. Ihre Einweihungen hielten sie in einem verlassenen Winkel ab, woselbst sich eine Bauernhütte befand, die den

Namen Ziegen-Kapelle trug, weil anscheinend die Eingeweihten rittlings auf einen hölzernen Ziegenbock gesetzt wurden. In solchen Versammlungen war dann aller Art Schwelgerei und Ausschweifung am Platze.

Karl II, Herzog von Lothringen, ein Zeitgenosse der Katharina von Medici, durchreiste einst incognito sein Land und gelangte eines Abends zu einer Herberge, woselbst er zu übernachten beschloß. Wie sollte er aber überrascht werden, als er nach seinem Abendbrote gewahr wurde, daß man sich auf ein sehr feines Festessen richtete, weshalb er den Wirt fragte, ob er noch so spät abends Gäste erwarte:

„Nein", antwortete der gute Bauer, „allein es ist Donnerstag, und da versammeln sich jede Woche zur nämlichen Zeit die Teufel in dem benachbarten Walde mit den Zauberern und Hexen der Umgegend, um dort ihren Sabbath zu feiern. Nach dem großen Reihentanz teilen sie sich in vier Scharen, von denen die einen hier, die anderen in den umliegenden Herbergen einen Imbiß einnehmen."

„„Und bezahlen sie denn auch, was sie verzehren?"" fragte Karl.

„Ja, wo denken Sie hin, daß die bezahlen", sagte der Wirt, „die schleppen mir sogar noch alles fort, was ihnen beliebt. Und wenn sie nicht zufrieden gestellt werden, dann sollten Sie es aber erst mal sehen! Doch was läßt sich gegen Teufel und Zauberer thun?!"

Der Fürst war so überrascht von der Erzählung, daß ihm ungeheuer viel daran lag, hinter dies Geheimnis zu kommen. Er gab daher leise einem seiner Schildknappen den Auftrag, im Galopp nach der nur drei Meilen entfernten Stadt Toul zu reiten. Gegen zwei Uhr nachts trafen etwa dreißig Hexen, Hexenmeister und Teufel in der Wirtschaft ein. Einige schienen Bären zu sein, andere wiederum hatten Hörner und große Stoßzähne. Kaum hatten sie sich zu Tisch gesetzt, so trat auch schon Karl II, gefolgt von seinen

Schildknappen und einer Abteilung bewaffneter Mannschaften, in das Zimmer. Da nun die höllische Bande nicht verschwand, wie man hätte glauben dürfen, so befahl der Herzog seinen Leuten, Hand an die Zauberer und ihre Schutzherren zu legen und sie zu fesseln. Als später noch andere Teilnehmer des Hexensabbaths erschienen, wurden auch diese verhaftet, so daß am anderen Morgen Karl II 120 Personen festgenommen hatte, die sich zum größten Teile als Bauern der Umgegend erwiesen.

§ 17. — Daß oftmals die Hexen den Glauben hegen konnten sich in ihrem Körper zu diesen Gelagen zu begeben, während sie in Wirklichkeit doch nur Opfer krankhafter Träume waren, darüber dürfte wohl sicherlich kein Zweifel mehr obliegen. Eine solche Ansicht gab schon im 13. Jahrhundert Stephan von Bourbon kund, und wir sehen sie in den späteren Jahrhunderten fortgesetzt wiederholt werden. Allein so lebhafte Träume dürften augenscheinlich doch nur seltene und vereinzelte Fälle gewesen sein, wenn nicht ein sehr gewichtiger Umstand für ihr öfteres Auftreten mitgesprochen hätte. Dieser Umstand lag in der berühmten Salbe, womit sich, wie wir bereits gesehen haben, die Hexen, ehe sie sich zu der geheimnisvollen Reise anschickten, erst ihren Körper bestrichen. Ja sogar noch mehr: oft bedienten sie sich auch der Salbe anstatt zum Einreiben als einer Mixtur, welche sie einnahmen.

Woraus diese sogenannte Hexensalbe bestand, kann sich jeder leicht denken. Es war ein Gemisch von Substanzen, welche betäubende, erregende und die Sinnlichkeit anreizende Wirkung besaßen; ähnlich wie das Opium, welches so entzückende Träume den Söhnen des himmlischen Reiches verursacht, und gleich dem bekannten Haschisch*), das die Araber

*) Es ist wohl dasselbe Mittel, bestehend aus einem Safte von Leinsamen, dessen sich auch unter dem Namen: Assis, die egyptischen Propheten bedienten, um sich in den visionären Zustand zu versetzen. Während die indischen Propheten zu diesem Behufe Opium tranken,

in wollüstige Träume versenkt. Die verschiedene Art der Träume war durch die mannigfache Gedankenrichtung bedingt, welche den Geist der Hexe gefangen hielt, die sich zum Hexensabbath begeben wollte, wie der ausschweifende Muselmann sich von den Huris umfangen sehen möchte.

Apulejus hatte bereits diese geheimnisvollen Salben näher bezeichnet. Johann Baptista Porta*) giebt uns nun ein Rezept von einer solchen Mixtur. „Die Hexen", sagt er, „lassen Kinderfett in einem Topfe kochen, dem sie dann das Blut einer Fledermaus, sowie Wolfswurz, Hexenkraut und Mohn beimischen. Sobald dies alles genügend gekocht hat, bilden sie aus diesem Brei eine Salbe, womit sie ihren Körper einreiben, und zwar hauptsächlich jene Teile, welche besonders viele Poren aufweisen, die das Extrakt dem Blute zuführen. Darnach verfällt die Hexe in einen tiefen Schlaf, in dem es ihr scheint, als würde sie durch die Luft erhoben und bei hellem Mondenscheine an einen gefälligen Ort geführt, wo Reigentänze und ein Festmahl stattfinden in annehmlicher Gesellschaft von jungen Leuten, die sie sich wünscht."

Die Anweisung, welche uns Cardanus giebt, weicht zwar ein wenig von der vorigen ab, ist dafür aber um so seltsamer. Kinderfett bildet auch hier die Hauptsubstanz bei diesem Gemisch, dem dann noch das Blut eines Uhus, Selleriewurzel, Beeren vom Nachtschatten, Fünffingerkraut und der Kot einer schwarzen Katze beizugeben sei.**)

Nach Wierus***) soll die Salbe aus folgendem bereitet werden: Merk (sium), Schwertkraut (acorum), Fünfblatt

---

welches unter ihnen Homa heißt, braut man in Mittelafrika für den nämlichen Zweck ein eigenartiges Getränk, das den Namen Hbunda führt. Der Übersetzer.

*) Magia Naturalis, Buch II.

**) Man vergleiche die berühmten Stellen im „Freischütz" und in Goethe's „Faust". Der Übersetzer.

***) De Praestigiis Daemonum, Buch 3, Kap. 17.

(pentaphyllon), Nachtschatten (solanum), Öl, Fledermausblut und Tollkirsche (belladonna).*)

Andreas von Laguna, der Leibarzt des Papstes Julius III, analysierte die Hexensalben und fand darin folgende Bestandteile enthalten: einen Extrakt von Schierling, Nachtschatten, Hexenkraut und Bilsenkraut.

Einige Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß oftmals die Hexen thatsächlich glaubten, sich zu den Teufelsgelagen zu begeben, ohne dennoch von dem Bette aufzustehen, worauf sie laut schnarchend der Ruhe pflegten.

Im Jahre 1582 bestätigte das Parlament von Paris das Todesurteil, welches der venetianische Gesandte della Ferté über eine gewisse Gautière gefällt hatte. Diese bekannte nämlich, daß die Hexe Lofarde sie mit zu dem bunten Reihen entführt habe und daß der Teufel ihr dort das Teufelsmal aufgedrückt und sogar 8 Sous gegeben hätte, um, ich weiß nicht mehr was für einen Gegenstand, zu kaufen. Bei der Rückkehr in ihre Wohnung habe sie indes nicht mehr das Geld in dem Taschentuche vorgefunden, wohinein sie es doch gelegt und was sie zugebunden hatte. Genau so kommt es uns auch im Traume vor, wenn wir träumen, das große Loos gewonnen zu haben.

Der Florentiner Rechtsgelehrte Paul Minucci teilt uns die Geschichte einer Hexe mit, welche, als man sie vor den Gerichtshof schleifte, zu dem auch er gehörte, offen erklärte, daß sie noch am selben Abend dem Hexensabbath beiwohnen würde, wenn man ihr nur erlauben wollte, daß sie sich mit der Zauberfalbe bestreichen dürfe, die sie stets bei sich führe. Dies wurde ihr bewilligt, und als man die Hexe in den

*) Daß das Gift der Tollkirsche oder des Bilsenkrautes ähnliche krankhafte Reize des Sehnervs, bezw. der Netzhaut hervorzurufen vermag, wie im Delirium tremens (Ameisen-, Mäuse-, Ratten-Sehen), dürfte allgemein bekannt sein.

Der Übersetzer.

Turm zurückgebracht hatte, schlief sie fast sogleich in Gegenwart der Richter ein. Der Körper der Unglücklichen wurde verschiedenen Proben unterworfen: wurde gestochen, eingeschnitten, gebrannt. Doch alles dies vermochte sie nicht aus ihrem lethargischen Zustande aufzuwecken, worin sie gefallen war.

Nach vierundzwanzig Stunden vollständiger Empfindungslosigkeit kam sie wieder zu sich und gab eine entsetzliche Beschreibung von dem Teufelsgelage, wohin sie entrückt gewesen zu sein glaubte.

Allein die schönste und wohl auch am meisten bekannte Probe ist die, welche uns von dem Abte Gassendi (1592—1635) überliefert wird. Als sich der berühmte französische Philosoph in einem Dorfe der Alpen befand, hatte er einmal Gelegenheit, das Leben eines solchen Hexenmeisters zu retten, der von den Landleuten dem Gerichte ausgeliefert werden sollte. Gassendi unterzog den Zauberer einem strengen Verhöre und dieser bekannte ihm, daß er sich allwöchentlich zweimal zum Hexensabbath zu begeben pflege, daß ihm das Teufelsmal bereits seit drei Jahren aufgedrückt sei, sowie daß er von einem Freunde einen Balsam erhalten habe, den er nur herunter zu schlucken brauche, um die Luft zu durchschreiten und sich zu dem nächtlichen Teufelsgelage zu begeben. Er beschrieb auch die näheren Einzelheiten dieses Festes und besonders die abscheulichen Ceremonien. Gassendi zeigte sich überzeugt von der Wahrheit alles dessen, was er gehört hatte, und bat den Zauberer inständig, ihn zum nächsten Hexensabbath mitzunehmen. Der Zauberer willigte ein, und als der Abend gekommen war, legte er sich bei dem Ofen im Zimmer nieder, zu gleicher Zeit auch Gassendi auffordernd, seinem Beispiele zu folgen. Darauf zog er irgend eine Droge hervor, in Gestalt einer Pille von der Größe einer Haselnuß und reichte auch dem Philosophen eine solche. Dieser that, als ob er dieselbe verschlucke, legte sie aber bei Seite.

Nach wenigen Augenblicken schon verfiel der Zauberer in einen tiefen Schlaf. Gassendi, der ihn einer aufmerksamen Prüfung unterzog, sah, wie sich sein Gesicht rötete und sich Atmung, Pulsschlag beschleunigten und vernehmbarer wurden; zwischen seinen Lippen murmelte er unzusammenhängende Worte, wobei sich sein Schlaf immer unruhiger gestaltete, seine Bewegungen immer lebhafter wurden. Am andern Morgen zuckte der Zauberer heftig zusammen und gab, als er erwacht war, eine ausführliche Erzählung von alledem, was er bei dem Teufelsgelage gesehen hatte, wobei er auch die erhaltenen Eindrücke darlegte. Daraus zog nun Gassendi den Schluß, daß die Luftreisen und Hexenzusammenkünfte nur in einer krankhaften Phantasie gewisser Menschen beständen, welche die Folgen einer durch ein Betäubungsmittel hervorgerufenen Halluzination für die Wirklichkeit aufnähmen, und daß die Schuldbekenntnisse, welche die Richter den armen Opfern schrecklicher Wahnideen unter der Folter erpreßten, nur auf einer vollständigen Geistesverwirrung beruhten.

Glücklicherweise brach sich diese Annahme allmählich unter den aufgeklärteren Geistern Bahn, so daß vor etwa zwei Jahrhunderten bereits Malebranche sagen konnte: „Es ist bekannt, daß dieser Irrtum vom Hexensabbath bisweilen völlig grundlos ist und daß das vermeintliche Teufelsgelage der Hexen öfter nur der Wirkung eines Fieberwahnsinns und einer Störung der Einbildungskraft entspringt, welche von gewissen Drogen verursacht wird, deren sich die Unglücklichen bedienen, um sich in einen solchen Fieberwahn zu versetzen." —

In diesem lethargischen Zustand mußten sich übrigens die Hexen unter ähnlichen Bedingungen befinden wie unsere heutigen Somnambulen, wenn wir Bodinus Glauben schenken dürfen, welcher im zwölften Kapitel seiner De Magorum Daemonomania uns berichtet, daß sie bei ihrer Rückkehr von Ereignissen erzählen, die sich an entlegenen Orten zugetragen

hätten und sich dann später als vollkommen richtig erwiesen.

§ 18. — Allein in der okkulten Welt lassen sich soviele Hypothesen annehmen! Heutzutage ist seitens der wenigen Okkultisten, welche sich der Frage des Hexensabbaths widmen und der Ansicht sind, daß alle diese Sagen durchaus nicht lediglich als eine Ausgeburt krankhafter Phantasie zu betrachten seien, da ihnen doch ein gewisser Realitätsgrad zu grunde liege, die Vermutung vorgebracht worden, daß die Salben und magischen Drogen, deren sich die Hexen bedienten, das telepathische Phänomen der Entsendung des Doppelgängers erleichtere, daß sie nämlich die Eigenschaft besessen hätten, den Hexen zu gestatten, in ihrem verstofflichten Astralkörper oder Perisprit unter Zurücklassung ihres scheinbaren toten irdischen Körpers irgend welcher Versammlung böser Geister beizuwohnen.

Diese Annahme, so sehr sie auch für manche an den Haaren herbeigezogen zu sein scheint, ist theoretisch vollständig gerechtfertigt und unantastbar, sobald man eben das erwiesene Phänomen der Entsendung des Doppelgängers, der Ubiquität oder der Gespenster lebender Personen annimmt. Sie hat außerdem noch den Vorteil, daß sie ein nicht ungewichtiges zur Erklärung beiträgt, wie der Glaube an die höllischen Zusammenkünfte so allgemeine Verbreitung finden konnte, und daß man sie auf Thatsachen beruhend hielt, wovon wir bereits einige angeführt haben und von denen ich im Verlaufe noch andere anführen werde.

§ 19. — Ich glaube, schon gesagt zu haben, wie die Hexen bisweilen verfuhren, um sich für ihren Hexenritt in Tiere zu verwandeln.

Delancre, Ratsherr im Parlamente Ludwigs XIII, der mit einer Untersuchung betreffs der baskischen Hexen von Amtswegen betraut war, führt unter anderem folgende Thatsache an. Ein Edelmann aus den baskischen Provinzen sah

einstmals bei seiner Rückkehr von der Jagd an seiner Seite eine Wölfin. Als er auf sie einen Flintenschuß abgab, da floh das wilde Tier, in den Schenkel getroffen, heulend in den Wald. Zu Hause angelangt, fand er seine Frau im Bette liegend; sie erzählte ihm, daß sie während ihres Spazierganges von einem ungeschickten Jäger verwundet worden sei. Der Edelmann untersuchte die Wunde, und er fand darin zu seinem großen Erstaunen dieselben Schrotkörner, welche er zu gebrauchen pflegte. Die Unglückliche gestand dann auch, bei ihren nächtlichen Besuchen des Hexensabbaths gewöhnlich die Gestalt einer Wölfin angenommen zu haben und daß wirklich der auf die Wölfin abgegebene Schuß ihres Mannes sie getroffen hätte. Diese Frau, welche den Namen Freifrau von Urtubi trug, wurde dann auch vor Gericht gestellt und bald darnach zum Feuertode verurteilt.

Im Jahre 1588 traf ein Jäger in einem Dorfe, das zwei Wegestunden von Apchon in den Bergen der Auvergne gelegen war, mit einem großen Wolfe zusammen, der auf ihn zuschritt. Obschon er auf diesen feuerte, erlegte er ihn doch nicht; der Wolf setzte sich sogar zur Wehr und griff ihn heftig an. Doch als der Jäger zu seiner Verteidigung mit seinem Jagdmesser der Bestie die Tatze abschnitt, floh sie heulend davon. Nach Hause zurückgekehrt, fand er einen Freund vor, der ihn fragte, ob er etwas gutes erjagt habe. Als dieser nun aus seiner Jagdtasche die Wolfstatze herauszog, die er dem vermeintlichen Wolfe abgeschnitten hatte, mußte er zu seinem Erstaunen gewahr werden, daß diese sich in eine Frauenhand mit einem goldenen Fingerreif verwandelt hatte, die der Freund des Jägers sofort als die Hand seiner Gattin erkannte. Dieser begab sich alsdann eilends nach Hause zu seiner Ehefrau, welche er vor dem Herde antraf, die rechte Hand mit der Schürze umwickelt. Da sie sich weigerte, dieselbe herauszuziehen, so hielt ihr der Gemahl die erbeutete Hand des Jägers vor, und die Ruchlose gestand in

größter Bestürzung, daß sie sich wirklich in einen Wolf verwandelt hatte. Der erzürnte Ehemann überlieferte sofort sein Weib den Händen der Justiz, worauf es den Scheiterhaufen besteigen mußte.

Was soll man aber von einer solchen Geschichte denken, welche die Magistratsperson Boguet erzählt und die sich erst ein paar Jahre vorher zugetragen hatte? War es einfach ein verabredeter Anschlag des Ehemanns, um sich auf diese Weise seiner Gemahlin zu entledigen, oder diente sie zur Entschuldigung, daß er ihr die Hand in einem Wutanfall abgeschnitten hatte?

Fincellus schreibt, daß man eines Tages einen Wolf aufgriff, der durch die Straßen von Padua lief. Als man ihm alle vier Beine abgeschnitten hatte, nahm jener unverzüglich die Gestalt eines Menschen an, dem die Arme und Beine vom Rumpfe getrennt waren.

Man vergleiche diese drei Geschichten mit derjenigen der hl. Liduina*), welche mit ihrem fluidischen Körper einige Orte der Andacht besuchte und dabei leichte Wunden erhielt, die sich dann auf ihren stofflichen Körper übertrugen, obschon dieselbe sich nicht von ihrem Ruhelager erhoben hatte. Viele Beispiele aus der Neuzeit können gleichfalls als Bestätigung dienen, und jene des Altertums reichen mindestens bis zu dem berühmten Hermotimus von Klazomenae, der bekanntlich seine Seele von dem Körper, so oft es ihm beliebte, zu trennen vermochte, um entfernte Länder zu besuchen, von welchen er dann bei seiner Rückkehr die wunderbarsten, genauesten Beschreibungen gab.

§ 20. — Ob nicht auch ein Magier sich vollständig in Tiergestalt zeigen konnte, das ist eine Frage, worüber ich mir kein Urteil erlauben möchte, weil sie nach meinem Dafürhalten ganz mit der Möglichkeit des Übernatürlichen zusammen-

*) s. Buch VI, Hauptst. II, § 38, S. 152.

hängt. Ich behaupte, gewiß nicht daran zu glauben, und nehme auch durchaus nicht an, daß heutigen Tages noch ein gebildeter Mensch an der gleichen Dinge glaubt; doch ist die Sache an und für sich durchaus nicht unmöglich zu nennen. Eine Unmasse von Erzählungen wissen von der Verwandlung der Geister in Tiergestalten zu berichten: in Hunde, schwarze Katzen und Ziegenböcke u. s. w. — worin man gewöhnlich den Teufel zu erblicken glaubte. Und wenn es wirklich Geister giebt, so können sie vermutlich auch dies thun, wie sie doch auch noch erstaunlichere Dinge verrichten. Allein es wird von denjenigen, welche die übernatürliche Hypothese zur Erklärung der spiritistischen Erscheinungen bestreiten, so gerne angenommen, daß die Psyche des Mediums allein auch Materialisationen hervorzubringen vermöchte. Wenn nun aber diese Psyche imstande ist, Hände und vollständige Gestalten zu erzeugen, warum sollte sie denn nicht auch die Gestalt eines Tieres annehmen können?

Thatsache ist, daß ebenso wie die Druidinnen*), die Thessalischen Magier**), Simon der Zauberer***), die Abyssinischen Zauberinnen†) ꝛc. so auch die mittelalterlichen Hexen in dem Rufe standen, sich in Katzen und andere Tiere verwandeln zu können, vor allem, wenn sie sich auf den Hexensabbath begaben. Der Glaube an die Möglichkeit, sich in einen Wolf zu verwandeln, reicht bis in das tiefste Altertum zurück. Bereits finden wir Spuren bei Herodot, Virgil, dem Grammatiker Solinus Strabo, Pomponius Melas, Dionysius Aphros, Varro Plinius, welch letzterer sich dennoch dieser Sache gegenüber durchaus nicht so gläubig zeigt, denn er sagt: „Wir

---

*) s. Band I, S. 56.
**) s. Band I, S. 321. } vorl. Werkes.
***) s. Band I, S. 476.

†) s. Combes und Tamisier, Voyage en Abissinie, I, 241. — Spencer, Sociologie, I, 414.

müssen es als grundfalsch ansehen, daß ein Mensch sich in einen Wolf verwandeln könne, um dann wieder seine ursprüngliche Gestalt anzunehmen."

Der Kaiser Sigismund berief eine Versammlung von Gelehrten und ließ sie in seiner Gegenwart über die Frage des Wehrwolfs diskutieren. Dabei wurde einmütig die Verwandlung der Hexen und Zauberer in wilde Tiere als eine positive und feststehende Thatsache anerkannt.

Wierus erinnert an Bajo, den Sohn des Königs Simeon von Bulgarien, der ein so großer Zauberer gewesen sein soll, daß er sich in einen Wolf oder in ein anderes wildes Tier zu verwandeln, bisweilen sich auch sogar unsichtbar zu machen imstande war.

Delancre führt als ein schönes Beispiel die folgende Handlung eines russischen Fürsten an. Da man denselben unterrichtet hatte, daß sich einer seiner Untergebenen in alle Arten von Tieren zu verwandeln vermöchte, so ließ er ihn in Ketten legen, ihm gleichzeitig befehlend, eine Probe seiner Kunst zu geben. Der Zauberer kam diesem nach und nahm die Gestalt eines Wolfes an; der Fürst aber hatte zwei Schäferhunde zur Stelle, diese wurden gegen den Unglücklichen gehetzt, den sie dann auch sofort in Stücke rissen. Johann Wierus*) und Boguet**) berichten von dem Prozeß gegen Michel Verdun, Peter Burgot und Gros-Pierre, welche im Jahre 1521 in der Franche-Conté festgenommen wurden. Alle drei gestanden, mit dem Teufel in Bündnis gewesen zu sein. Als die beiden ersten dem Teufel eine grüne Kerze geopfert hatten, welche mit bläulicher Farbe brannte, bestrichen sie sich mit der berühmten Hexensalbe, worauf sie in Wölfe verwandelt wurden. In diesem Zustande hätten sie auch wie Wölfe gelebt. Ja, Burgot bekannte sogar, daß er in einer

*) De Praestigiis Daemonum, Buch VI, Kap. XIII.

**) Discours sur les sorciers, S. 364.

dieſer Verwandlungen ein Kind ums Leben gebracht habe, und daß er es gefreſſen hätte, wenn er von den nachſtellenden Bauern nicht daran gehindert worden wäre. Michel Verdun verſchwieg nun auch ſeinerſeits nicht, daß er ein junges Mädchen, das damit beſchäftigt war, Erbſen in einem Gemüſegarten zu leſen, in Stücke zerriſſen und auch noch in Gemeinſchaft mit Burgot vier andere Mädchen getötet und verſchlungen habe, wobei er genau Ort und Zeit dieſer Schandthaten anzugeben wußte.

Jacob Raollet, der Wehrwolf im Kirchſpiel Mauſſon bei Nantes, wurde von dem Parlament von Angers gefangen genommen und verurteilt. Während ſeines Verhöres fragte er einen dort anweſenden Edelmann, ob er ſich nicht erinnern könnte, wie er einmal mit einer Flinte auf drei Wölfe gefeuert hätte. Als dieſer nun eine bejahende Antwort gab, geſtand Raollet ein, daß er eine der drei Beſtien geweſen ſei, und wenn der Herr nicht dazwiſchen gekommen wäre, die in der Nähe befindliche Frau gefreſſen haben würde. Dieſer klaſſiſche Typus eines Lycanthropen gab dann noch, ſobald er ſich von dem Gerichtshofe von Angers verurteilt ſah, an, eiſerne Wagen, Windmühlen, Advokaten, Staatsanwälte und Schergen verſchlungen zu haben, wobei er betonte, daß dieſe letztere Art von Nahrungsmittel ſo hart wie Leder geweſen ſei, ſo daß er ſie nur ſchlecht habe verdauen können.*)

Manchmal zogen auch die Zauberer vor, ſich in andere Tiere zu verwandeln, ſo wurde jener Peter Gandillon im Jahre 1610 in der Franche-Conté verbrannt, weil er auf ſeinen nächtlichen Wanderungen die Geſtalt eines Haſen**) angenommen hatte.

Der Hexenrichter Grillandus geht uns mit näheren Einzelheiten über eine alte Hexe zur Hand, welche der heiligen

*) Rickius, Discours de la Lycanthropie, S. 18.

**) Garinet, Histoire de la Magie en France. S. 166.

Gerichtsbarkeit viel zu schaffen machte, da sie sich jeder Nachforschung schlau zu entziehen wußte. Wenn der Häschermeister in ihrer Hütte erschien, fand er bald nur eine große Katze vor, die auf die Dächer entwich, bald ein kleines Mäuschen, welches sich in einem Schlupfloch in den Wänden verbarg. Auch wußte sich die Zauberin in eine Eule und in eine Fledermaus zu verwandeln. Schließlich hatte sie einmal die Einfalt, die Gestalt einer Ziege anzunehmen; dieses Mal aber zog man sie an dem Schwanze auf den Scheiterhaufen, um sie zu verbrennen. Doch da ereignete sich etwas ganz sonderbares. Der Schwanz nahm über die Maßen an Länge zu, wobei das Tier einen teuflischen Bocksprung machte und sogleich vor den Augen der verblüfften Häscher verschwand, die nur den Schwanz in ihren Händen zurückbehielten!!

Sir Walter Scott berichtet, daß im Jahre 1750 eine Frau mit Namen Juliane Coxe, lediglich auf die einfache Zeugenaussage eines Jägers hin, zum Scheiterhaufen verurteilt wurde. Die Aussage hatte folgenden Wortlaut:

„Ich erkläre, daß meine beiden Jagdhunde einen Hasen „verfolgten, der sich hinter einen Strauch flüchtete. Als ich „an der Stelle angekommen war, entdeckte ich hinter diesem „Strauche die Juliane Coxe mit keuchendem Atem und in „Schweiß gebadet, so daß ich die Ueberzeugung gewinnen „mußte, sie wäre selbst der von meinen Hunden verfolgte „Hase gewesen."

Bisweilen ging eben jener Glauben soweit, daß er die Grenzen der Dummheit, oder sagen wir besser der Narrheit, zu überschreiten schien. Was soll man dazu sagen, wenn man bei Vincenz de Beauvais*) die Geschichte von zwei alten Frauen liest, welche in der Umgegend von Rom einen Gasthof besaßen und ihre Gäste in Hühner, Kaninchen und dergleichen verwandelten, um sie dann auf dem Markt feilzubieten! . . . .

*) Miroir des choses naturelles.

§ 21. — Der Prior von Laval Claudius veröffentlichte gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Buch über diesen Gegenstand mit der Aufschrift: Gespräche über Lycanthropie. Ein gewisser Edelmann von Beauvoys de Chanvicourt gab ferner 1599 ein ähnliches Werk unter dem Titel: Discours de la lycanthropie, ou la transmutation des hommes en loups heraus; 1615 ließ J. von Nynauld eine vollständige Abhandlung über Lycanthropie erscheinen; Rickius verdankt man die Unterredungen über Lycanthropie. Alle diese Verfasser setzten nicht im geringsten das Dasein von Wehrwölfen in Zweifel, an deren Existenz man auch kaum schon im 16. Jahrhundert zu zweifeln begann, als Wierus, Pomponazzi und andere überdies die kühne Hypothese aufstellten, daß die Lycanthropen zum Teil nichts anders sein könnten, als arme Wahnsinnige. Man brachte so einmal zu Pomponazzi einen Bauer, der an Lycanthropie litt und den Leuten zurief, daß sie vor ihm fliehen möchten, wenn sie nicht wollten, daß er sie verschlänge. Obschon der Ärmste durchaus nicht das Aussehen eines Wolfes hatte, so waren die Bauern dennoch von der Richtigkeit seiner Aussage überzeugt. Sie hatten sogar schon angefangen ihm die Haut abzuziehen, um zuzusehen, ob nicht unter der Epidermis das Wolfsfell herausschaue, wie es gewöhnlich bei den Wehrwölfen der Fall sein sollte. Pomponazzi heilte ihn von seinen Wahnideen, da man es nur mit einem armen Hypochonder zu thun hatte.

So verlor das Wort Lycanthropie, welches ursprünglich für die vermeintliche Fähigkeit gewisser Menschen, sich in einen Wolf verwandeln zu können, in Anwendung stand, allmählich seine alte Bedeutung, um nur noch eine gewisse Art Geisteskrankheit zu bezeichnen, welcher die heutigen Alienisten den Namen Zoanthropie*) gegeben haben. Man bezeichnet

*) Auch sei hier noch auf eine zum ersten Male um das Jahr 154 n. Chr. epidemisch auftretende und sich später wiederholende

damit bekanntlich jene Geisteskrankheit, bei der sich gewisse Wahnsinnige in Tiere verwandelt glauben, weshalb sie auch häufig auf allen Vieren wie die Vierfüßler kriechen und deren Stimme nachahmen — eine Geisteskrankheit, welche man auch heutigen Tages noch in den Irrenhäusern antrifft.*)

§ 22. — Allein bei weitem scheußlicherer Verbrechen als der Beiwohnung des Hexensabbaths wurden die Hexen und Hexenmeister beschuldigt.

So war eine ihrer ungeheuersten Ruchlosigkeiten, jemanden zu behexen — und besonders Kinder im zarten Alter, um sie so dem früheren oder späteren Untergange zu weihen. Diese Bezauberung nennen die Franzosen envoûtement und envoûssure von vols oder voust (vultus), Gesicht, Bildnis. Diese wurde gewöhnlich in folgender Weise ausgeführt:

Der Zauberer machte aus Wachs eine kleine Figur, welche seinen Feind darstellen sollte und bekleidete sie auch fast mit der nämlichen Tracht. Unter Beschwörungsformeln durchbohrte er nun mit einer langen Nadel die Figur, entweder durch den Kopf, durch die Beine oder durch die Stelle, wo sich das Herz befinden müßte, je nachdem der betreffende Feind einen Schmerz am Kopfe, an den Beinen

---

entsetzliche Krankheit, „Lycanthropie" genannt, verwiesen. Die von dieser Seuche ergriffenen irrten, von unsäglichen Schmerzen getrieben, des Nachts wie Wölfe (woher auch die Benennung) um die Gräber und an einsamen Orten umher. — Manche Theosophen verstehen übrigens unter „Wehrwolf" etwas anderes, und zwar die der vollständigen Vernichtung preisgegebene linga sharira als eines den Tod überlebenden Bestandteils des menschlichen Individuums, die, unter Wolfsgestalt das Leben der Wanderer bedrohend, sich durch Blut vor der Auflösung zu erhalten sucht (vergl. Vampyrismus). Ein Gemälde von Moritz Sand, das auch in einer älteren Nummer des französischen Journals Magas n pittoresque wiedergegeben wird, führt uns einen Überfall eines solchen Wehrwolfes in wahrhaft schauerlicher Weise vor. Der Übersetzer.

*) Vergl. Perty, die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur (I, S. 391), und Leubuscher, Über Wehrwölfe und Tierverwandlungen.

empfinden oder gar sein Leben aushauchen sollte. Auch verschloß man diesem Figürchen, anstatt es zu durchbohren, den Mund, als ob man es auf diese Weise ersticken wollte, oder setzte es auf ein gelindes Feuer, in dem Glauben, daß wenn die Figur ganz geschmolzen wäre, auch die von ihm dargestellte Person sterben würde. Allein nicht einmal waren diese Formalitäten für den Zauberer notwendig, denn man hielt es sogar für möglich, vermittelst eines einfachen Willensaktes auf Entfernung schädigen zu können.

Eberhard, der Erzbischof von Trier*), der 1067 starb, hatte den Juden die Ausweisung aus der Stadt angedroht, wenn sie nicht bis zu einer gewissen Zeit zum Christentum übergetreten wären. Die Rabbiner, welche ein solcher Übergriff in Verzweiflung brachte, bestachen einen Zauberer, der mit dem Namen des Bischofs eine Wachsfigur taufte und daran Lunten und Kerzen befestigte. Sie zündeten dann dieselben am Sabbath an, während der Prälat gerade eine Taufe vornehmen wollte. Mitten in der Ausübung seines heiligen Amtes fühlte sich Eberhard übel, so daß er in die Sakristei geführt werden mußte, woselbst er alsbald seinen Geist aufgab.

Während einer Krankheit Duffo's, des alten Königs von Schottland, wurden mehrere Zauberer seines Reiches in Gewahrsam gebracht, welche bei einem Feuer ein Bildnis verkohlen ließen, das den König darstellen sollte, eine Zauberei, die nach ihrem eigenen Geständnisse das Uebel des Herrschers verursacht hatte. „In der That," ruft Le Loyer**) aus, „die Gesundheit Duffo's wurde nach ihrer Gefangennahme wieder hergestellt!" Die Zahl der bösen Zauberer, welche in dieser Weise auf das Leben der französischen Monarchen einen Anschlag gemacht haben sollen, ist eine ganz beträchtliche. Der Schatzmeister Enguerrando de Marigny wurde zum Tode verurteilt —

*) Geschichte der Erzbischöfe von Trier, Kap. 57.

** Histoire et description des spectres, Buch IV, Kap. XV.

auf die Anklage hin, Ludwig X (1289– 1319) durch das Envoûtement zu töten beabsicht zu haben. Ein gewisser Robert, Zauberer von Artois, wurde im Jahre 1331 aus dem Lande verwiesen und sein Besitz staatlich eingezogen. Er hatte den Plan gefaßt, den König, die Königin und den Herzog von der Normandie ebenfalls durch das Envoûtement aus der Welt zu schaffen. Einem Priester zeigte er ein kleines Wachsfigürchen, das er geheimnisvoll in einem Kasten verwahrte. Dasselbe stellte Johann den Herzog von der Normandie, dar, den Sohn des Königs Philipps VI.*)

Papst Johann XXII meldete im Jahre 1317 aus Avignon durch einen Brief, daß seine Feinde ihn zu töten beabsichtigt hätten und zwar durch Zauberei. „Die Zauberer Brabançon und Johann d'Amant, ein Arzt, rührten Getränke an, um uns alle zu vergiften, uns und unsere Brüder, die Kardinäle. Da ihnen nicht die Gelegenheit geboten ward, uns das Gift darzureichen, so fertigten sie Bildnisse von Wachs an, welchen sie unseren Namen beilegten, um dann unser Leben mit dem Durchbohren dieser Wachsfiguren zu kürzen. Allein Gott behütete uns und ließ drei dieser teuflischen Bildnisse in unsere Hände gelangen." **)

Im 16. Jahrhundert stand dieses Zaubersystem am meisten in Blüte. Katharina von Medici eignete sich jenes Geheimnis von einem Magier, welcher aus dem Oriente kam, an, um sich desselben gegen ihre Feinde zu bedienen. Allein ihr Günstling Cosmus Ruggieri wurde im Jahre 1574 der Folter unterworfen, da er angeklagt war, mit seiner Schwarzkunst nach dem Leben Carl X getrachtet zu haben. ***)

Dieser Herrscher dürfte übrigens seinem Schicksale nicht entgangen sein; denn Delrio †) berichtet uns, daß er ver-

*) Garinet, Histoire de la Magie en France, S. 87.

**) Biblioth. arch. hist. Tarn-et-Garonne, Band IV, 1876.

***) Garinet, angef. Werk, S. 431.

†) Disquis. magic., Buch III, Kap. 1, Frage 3.

mittelst Wachsbilder getötet worden sei, welche von protestantischen Zauberern aus Rache für das schreckliche Blutbad der Bartholomäus-Nacht schmilzen gelassen worden wären. Auch Trois-Échelles, der Magier am Hofe des nämlichen Karl IX soll ein sehr geschickter envoûteur gewesen sein. Die Feinde Heinrichs III hatten ebenfalls, ehe sie ihre Zuflucht zu dem Dolche Jacques Clément's nahmen, erst versucht, ihn dadurch beiseite zu schaffen, daß sie seine Person darstellende Wachsfigürchen durchbohrten.

Eine der Hauptanklagen gegen den Marschall d'Ancre bestand darin, daß er Wachsfigürchen in Schachteln verwahrte.

In England haben wir den berühmten Prozeß gegen die Herzogin von Gloucester, die ebenfalls eines Anschlages auf das Leben ihres Gemahls, der infolge dessen gestorben wäre, bezichtigt wurde. Während man sie zu lebenslänglicher Kerkerhaft begnadigte, mußten ihre beiden Mithelfer Rüdier Bolingbrocke und Maria Gardemain dies Verbrechen mit dem Tode büßen: ersterer fiel durch Henkershand, und Maria bestieg den Scheiterhaufen.

Von Italien ist dann unter anderen Hyazinth Continus anzuführen, welcher aus Wachs ein Bildnis des Papstes dargestellt und es dem Feuer ausgesetzt hatte, um so den Papst sterben und seinen Onkel, der Cardinal war, den Stuhl des höchsten Bischofs besteigen zu lassen. Der Papst starb jedoch nicht; Continus aber wurde zum Feuertode verurteilt.

Wie viel hunderte, ja tausende von Frauen wurden angeklagt, Kinder behext zu haben, und sodann zum Tode verurteilt?! Sehen wir doch selbst heutigen Tages noch manch ähnliche Beispiele hiervon unter dem gewöhnlichen Volke.

§ 23. — Auf den ersten Blick kann man nicht anders, als ob der ungeheueren Menge dieser anscheinenden Dummheiten in Erstaunen zu geraten, was noch gewaltig durch den Umstand erhöht werden dürfte, wenn wir lesen, daß auch

in dem römischen Rechte dieses Verbrechens*) gedacht ist und daß es Ovid**) in seinen Heroiden erwähnt:

„Um Abwesende zu bezaubern, verfertige man ein Bildnis derselben aus Wachs und durchbohre dann die Stelle der Leber mit spitzen Nadeln." Horaz***) berichtet ebenfalls davon, als er in seinen Satyren die Behausung einer Hexe beschreibt. Auch muß es uns Wunder nehmen, daß man bei der Entdeckung Amerikas das envoûtement bereits bei den Rothäuten antraf†) und daß, wie de Rochas††) uns mitteilt, es auch bei den Eingeborenen der französischen Antillen, bei den Kanaken Neu-Kaledoniens, auf Borneo und in China angetroffen wird, während sich gleichfalls Spuren in den alten egyptischen und assyrischen Ritualen finden. Doch dürfte dies Gefühl der Verwunderung und des Erstaunens anfangs wohl beweisen, daß man eben nicht auf den Kopf gefallen ist.

Und dennoch ist die Psychologie in den letzten Jahren derart fortgeschritten, daß sich immerhin annehmen ließe, das Werk der Zauberer wäre nicht so ganz eitel gewesen, wie man vermutete. Zum mindesten ist uns bekannt geworden, welche Naturerscheinungen zu solchem Glauben Veranlassung gegeben haben dürften.

Die fruchtbarsten Studien über diesen Punkt verdanken wir besonders dem Obersten de Rochas, Direktor der Pariser technischen Hochschule. Ohne mich hier eingehender mit einem Thema zu befassen, welches ich in dem zweiten Teile dieses Werkes abhandeln werde, wäre es doch hier angebracht, in Kürze darauf hinzuweisen, daß de Rochas behauptet, die Sensibilität (Empfindlichkeit) bei gewissen hypnotisierten Sub-

*) s. 1. Band vorl. Werkes, S. 319.

**) Devotet absentes simulacraque cerea figit,
Et miserum tenues in jecur urget acus. (Ep. 6; Hypsipilus Vers 91 und 92.)

***) s. Buch I, Satyre 8, V. 29—33.

†) s. Band 1, S 48.

††) Extériorisation de la Sensibilité, Kap. III, § 2.

jekten exteriorisieren zu können. Er vermochte mit dieser Empfindlichkeit einen beliebigen Gegenstand zu schwängern — z. B. gerade eine die hypnotisierte Person darstellende Wachsfigur oder Photographie. Wenn er dann, verborgen vor dem Blick des Subjektes jenes Bildnis berührte, so empfand dies das Subjekt. Wenn ferner de Rochas das Bild mit einer Nadel stach, so nahm dies auch das Subjekt wahr und beklagte sich über den Nadelstich, wobei es ganz instinktiv mit der Hand zur Abwehr an die Stelle des Körpers fuhr, woselbst man bei dem Bilde den Stich versetzt hatte.

Man sieht also, daß zwischen dem envoûtement der früheren Hexen und Zauberer und den heutigen Experimenten de Rochas' — wenn auch nicht die Identität — so doch große Ähnlichkeit vorliegt.

§ 24. — Allein nicht immer trachteten die bösen Zauberer dem Nächsten nach dem Leben. Meist begnügten sie sich damit, ihn „fest zu machen“, zu lähmen oder ihm den Gebrauch irgend eines Gliedes zu rauben, sowie auch irgend welche anomale Empfindungen bei ihm zu erwecken u. s. w. Dies erlangte man dann besonders vermittelst der „Ligatur“, demselben Verfahren, welches die Franzosen mit nouer l'aiguillette bezeichneten [und bei uns den Namen „Nestelknüpfen“ führt, d. Übers.]. Mit diesem Zauber richtete man sich hauptsächlich gegen Liebende, um bei ihnen eine unüberwindliche, wenngleich ungerechtfertigte Antipathie hervorzurufen oder sie wenigstens physisch impotent zu machen.

Den alten Griechen war dieser Frevel gleichfalls schon bekannt. Platon*) rät allen, welche heiraten wollen, auf solche Zauberei, die den Frieden der Familie störe, wohl Acht zu haben. Nachdem er mit einigen Worten der Wachsfiguren gedacht hat, die von schlechten Menschen ihren Feinden in die Thüre oder auf die Gräber gestellt wurden, fügt der

*) Gesetze, Kap. 2.

große Philosoph hinzu: „Wer sich einer solchen Zauberei oder eines anderen derartigen Verbrechens schuldig macht, um seinen Mitmenschen zu schaden, der sei, wenn er ein Wahrsager und in der Kunst der Wunder geübt ist, des Todes schuldig!“

Verschiedene Konzilien belegten mit ihrem Anathema die Zauberer, welche sich eines solchen Verbrechens schuldig machten. Der Kardinal du Perron ließ sogar in das Ritual von Evreux Gebete gegen die „Ligatur“ aufnehmen, da besonders im 16. Jahrhundert diese Art Zauberei sehr häufig geworden war, so daß Delancre*) uns aus seiner Zeit zu berichten weiß, daß fast niemand mehr zu heiraten wagte, es sei denn ganz im geheimen. Und der gelehrte Dämonologe ergeht sich dann in Aufzählung all der sonderbaren Gestaltungen, welche die Hexerei angenommen hatte. Bodinus behauptet, daß es mehr als 50 verschiedene Arten gäbe, die „Ligatur“ vorzunehmen.

Gilbert von Nogent erzählt**) von seinen Eltern, wie sie sieben lange Jahre hindurch das Opfer einer „Ligatur“ gewesen seien, bis endlich ein altes Weib den Zauber zu heben verstanden habe und sie dadurch wieder in den Stand gesetzt hätte, ein eheliches Leben zu führen.

Im Jahre 1582 wurde zu Coulomniers in Frankreich ein gewisser Abel de la Rue, mit dem Beinamen le Casseur, verurteilt, weil er auf diese Weise die Flitterwochen seiner Geliebten zerstört hatte, die einem anderen Manne ihr Herz und die Hand zur Ehe dargeboten.

Fast in ganz Europa steht auf dem Lande noch das Nestelknüpfen in Gebrauch, besonders gegen Liebende von Nebenbuhlern verübt.

Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß man den Zauberern und Hexen auch häufig Fälle in die Schuhe schob.

---

*) Ungläubigkeit und Unglaube u. s. w., Abh. 6.

**) De vita sua, Buch VII, Kap. 11.

die man nicht begreifen konnte und deren verborgener und wirklicher Ursache man nicht auf die Spur kam.

Ebenso unzweifelhaft dürfte sich aber auch annehmen lassen, daß häufig die Furcht, verzaubert oder verhext zu werden, lähmend auf die Glieder einwirkte und den Gedanken ablenkte, somit das bewirkend, was den Zauberern zugeschrieben wurde. Heutzutage ist nicht nur den Physiologen, sondern wohl allen gebildeten Menschen bekannt, daß die geringste Suggestion genügt, um geschlechtlich impotent zu sein. Dieser Zustand wich, sobald die vermeintliche Hexe beschloß, die Einbildungskraft des Kranken zu heilen, indem sie ihm sagte, daß er seine Fähigkeiten wieder gewonnen habe. Auf diese Weise läßt sich auch vollkommen der uns von Bodinus übermachte Fall verstehen. Eine junge Ehefrau von Niort beschuldigte ihre Nachbarin, an ihr jenes Verbrechen verübt zu haben, worauf der Richter sie unverzüglich in den Kerker werfen ließ. Nach einigen Tagen kam diese nun, der Sache überdrüssig, auf den Gedanken, dem Ehepaar sagen zu lassen, der Bann sei wieder von ihnen genommen. Von jenem Augenblicke an hatten sich auch die Gatten über kein Hindernis mehr zu beklagen.

§ 25. — In der That halte ich es für unbestreitbar, daß zum größten Teile die sogenannten Behexungen in Wirklichkeit nur Suggestions-Phänomene waren, was auch soviel heißt, daß man sie vorzüglich nur an sehr sensitiven Wesen vorzunehmen vermochte.

Der berühmte Dr. Encausse, der Vorsteher der hypnotischen Station an der Pariser Charité, giebt uns einen Bericht*) von einer gewissen Elise C. Dieselbe litt an hysterischer Kontraktion, und alle bisherigen Heilversuche, einschließlich der Suggestionsbehandlung, waren erfolgslos gewesen. Schließlich kamen dann die Ärzte auf den glücklichen Gedanken,

*) Annales de psychiatrie, 1891.

daß sich dieses Übel bei der Patientin infolge einer früheren Suggestion einstelle. Man vergewisserte sich, daß in der That alle Suggestionen bei der Kranken Aufnahme fanden, mit Ausnahme solcher, die sich auf ihr Leiden bezogen. Die behandelnden Ärzte schritten daher zu einer List. In der Hypnose wurde dem jungen Mädchen enthüllt, daß die Person, der sie das Übel verdanke, unter den Anwesenden sei, und man stellte dem Subjekt dieselbe in der Gestalt eines jungen Mediziners der Abteilung vor. Die Physiognomie Elisens nahm sofort einen zornigen Ausdruck an, und nur mit Mühe konnte sich der vermeintliche Zauberer dem Mädchen nähern, um ihr im befehlenden Tone die sofortige Heilung zu gebieten. Patientin war dann auch sogleich von ihrem Leiden geheilt.

Dasselbe trug sich ferner bei einer gewissen Adolphine F. zu. Sowohl diese, als auch Elise C. bekannten später, daß sie in Streit geraten wären mit Personen, die sie als Hexen ansahen. Diese hätten sie verwünscht, von diesem Tage an leidend zu sein, und bald darauf seien sie von ihren Leiden betroffen worden.

Daß solche besonderen Fälle in thörichter Weise übertrieben und verallgemeinert wurden, sobald man nicht leicht auf den Grund der Krankheit kommen konnte, bedarf eigentlich keines weiteren Wortes.

§ 26. — Ein italienischer Schriftsteller, der, soviel ich weiß, kein Spiritist ist, schrieb noch kürzlich: „Wenn ich sagen würde, daß ich an Hexen glaube, so würde ich mich wohl der Lächerlichkeit aussetzen, und wenn ich behaupten wollte, nicht daran zu glauben, so müßte ich etwas sagen, das nicht ganz der Wahrheit entsprechen dürfte . . . Ist es möglich, muß ich mich immer wieder fragen, daß ein so tief eingewurzelter und weit verbreiteter Aberglaube, der, wenn auch unter den mannigfachsten Gestaltungen, stets bei allen Völkern, den rohsten wie gebildetsten, seinem inneren Wesen nach sich

gleich bleibt; dessen deutliche Spuren bis in das früheste Altertum zurückreichen und der — von der modernen Wissenschaft in verblendeter Anmaßung verworfen — noch so starke Lebenskraft besitzt: geradezu aus nichts entstanden und auf keiner reellen Ursache begründet sein soll? Ließe sich annehmen, daß der Atavismus Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch noch seine Geltung behaupten könne, wenn ihm nicht in der Gegenwart neue Lebenselemente zugeführt würden?" *)

Und zum Beweise, daß er nicht gerade in den Tag hinein redet, geht unser Gewährsmann auf eine Studie des Dr. Gibotteau ein, welche vor kurzem in den Sciences psychiques des Dr. Darieɣ zu Paris erschienen ist. Das Subjekt dieses Doktors war eine gewisse Berta J., eine Frau von 28 Jahren, von gewöhnlichem aber intelligentem Äußeren. Man sagte, daß sie die Tochter einer Hexe sei, welche sich aus der Champagne, ihrem Heimatlande, nach Paris begeben hätte. Hier war sie anfangs bei einem Priester bedienstet gewesen, darauf befand sie sich bei einem Magnetiseur in Stellung, wo sie auch augenscheinlich Gelegenheit hatte, eben das kennen zu lernen, was man unter Suggestion verstand. Dr. Gibotteau experimentierte mit ihr fünf bis sechs Monate, zwei Monate hindurch wohl jeden Tag.

Berta war nicht in dem Maße passiv, wie sie aktiv auftrat. Ihr starker und hartnäckiger Wille war es vor allem, der die Phänomene hervorrief. Für solche hatte sie thatsächlich ein ganzes Rezeptbuch, woraus Dr. Gibotteau einige Auszüge veröffentlichte, um uns einen Einblick in die geheime Werkstätte der Hexe thun zu lassen. Es hieß darin: „Wie man eine Person stürzen lassen kann. Ein Mittel, einen Feind zu verleiten, sich zu erhängen. Jemandem einen anderen Willen aufzudrängen. Jemanden ein Geräusch vernehmen

*) In der zu Mailand erscheinenden Vita Moderna vom 16. April 1893.

zu lassen. Eine Person zu beeinflussen.“ Hier heißt es nun, um beispielsweise diese letzte Wirkung hervorzubringen:

„Man muß sich von dem Gedanken an sie ganz beherrschen lassen und sie mit der Zeit und mit Ausdauer belasten.*) Alsdann hat man die eigene Vorstellung ihr aufzudrängen, indem man sie entsprechende Bilder sehen läßt, „mit der Zeit, Geduld und Ausdauer immer mehr . . . . „Man muß aber damit warten, bis die Person sich ins „Bett gelegt hat, weil der Eindruck im Schlafe bestehen bleibt. „Zu diesem Zwecke muß man daher auch das Zimmer kennen, „wo die betreffende Person schläft, und auch im Besitze eines „Bildes oder eines anderen ihr zugehörigen Gegenstandes „sein.“ —

Geben wir nun die Beschreibung eines solchen von Gibotteau angestellten Experimentes:

„Berta hatte sich vorgenommen, mich daran zu hindern, wieder den Boulevard Saint-Michel zu besuchen, woselbst ich mich übrigens nicht sehr häufig sehen ließ. Selten kam ich auf den Gedanken, jenseits daran vorbeizugehen, ohne fast unverzüglich ihre Anwesenheit zu verspüren und zwar unter zwei sehr verschiedenen Gestaltungen. Bisweilen war es eine eigentümliche Schwäche in den Knien, die wie gelähmt zu sein schienen. Ich kehrte daher zurück und sofort fühlte ich mich wieder ganz hergestellt und flink wie vorher. Ein anderes Mal empfand ich ein Hindernis, als ob ich gegen einen Wasserstrom anzugehen habe, der mir bis zu den Hüften reichte. Als ich mich umwandte, war die Wirkung umgekehrt, der Strom riß mich zur Seine hin, und ich konnte nur mit Mühe mich zurückhalten, um nicht ins Laufen zu kommen.“

---

*) „Indem man sich, d. h. natürlich geistig, ihrer Gedanken bemächtigt und sie etwas einschläfert.“ Mit diesen Worten erklärt es Berta J.

Berta verstand sich aber auch auf das Nestelknüpfen. Dr. Gibotteau weiß uns in der That zu berichten, daß es ihr gelungen sei, einer Frau vermittelst einer telepathischen Suggestion eine unwiderstehliche physische Abneigung vor ihrem Gemahl zu erwecken, so daß es ihr nicht mehr möglich war, ihn zu lieben.

Auch berichtet derselbe Gewährsmann von häufigen Fällen einer Willensübertragung seitens der Hexe. Manche Personen, welche ganz gemütlich im Gespräche bei einander saßen, wurden plötzlich von heftigem Antrieb befallen, den Hut zu nehmen und nach Hause zu eilen, wobei sie so dem in Gedanken erteilten Befehl der ‚Hexe' gehorchten.

§ 27. — Und nun sehen wir wohl zu. Vermag eine Person bisweilen lediglich durch einen Willensakt des Hypnotiseurs in hypnotischen Schlaf zu verfallen? Wer sollte heutigen Tages noch daran zweifeln? Rühmte sich nicht zu Anfang unseres Jahrhunderts der Abt Faria auf diese Weise 5000 Personen eingeschläfert zu haben? Und wer wird noch in Zweifel ziehen, daß man ein derartiges hypnotisiertes Subjekt zu den seltsamsten Dingen überreden kann?! Hat nicht heute fast jedermann in öffentlichen oder Privat-Vorstellungen gesehen, wie der Hypnotiseur sehr leicht seinen Subjekten die Idee geben konnte, vor sich eine Schlange oder einen Vogel zu sehen, während in Wirklichkeit nichts da war; daß sie einen Apfel äßen, während sie mit Wohlbehagen in eine Kartoffel bissen; oder daß es erdrückend heiß sei — und zwar bei einem Thermometerstand von 0 Grad.

Da ja solche Erscheinungen nach der gewohnten Periode der Verhöhnung und der stolzen Ungläubigkeit auch heute von der offiziellen und konservativen Wissenschaft anerkannt worden sind, warum konnten sie sich nicht einige Jahrhunderte vorher zutragen?

Wenn es demnach unseren Hypnotiseuren gelingt, ihre Subjekte glauben zu lassen, im tiefen Winter sich in einem

Blumengarten zu befinden, der sich ihnen im Blumenflor darbietet und dessen Bäume üppig von Kirschen vollhängen — o warum sollten wir da nicht auch dem Glauben schenken, was uns genau so von Albertus Magnus und Faust berichtet wird, daß sie dies ebenso vermocht hätten? Wenn wir lesen, daß der Zauberer Desbordes in Gegenwart des Königs Karl IX aus einer Tabaksdose eine Mahlzeit von drei Gängen für fünfzig Personen herauszog, warum sollen wir uns dann so sehr der Annahme verschließen, daß er diese Zauberei wirklich auszuführen vermocht habe, indem er die anwesenden Personen suggestionierte?

Wer solche Wunder leugnet und sogar darüber von seinem einseitigen Standpunkte aus lächelt, dürfte in gewisser Hinsicht noch weiter von der Wahrheit entfernt sein, als derjenige, welcher daran glaubt. Wenn wir es nicht wirklich mit einer solchen Thatsache zu thun haben, so könnte es wenigstens die Halluzination einer solchen sein.

§ 28. — Das nämliche läßt sich auch von der „Wirkung der Substanzen auf Entfernung" sagen, der sich vorzüglich die Doktoren Bourru und Burot*) gewidmet haben. Wenn man ein Brechmittel einem hypnotisierten Subjekt in die Nähe bringt — natürlich ohne daß dieses es gewahr wird — so stellt sich schon bei ihm Erbrechen ein; ebenso geschieht es auch, daß es einschläft, wenn man ein narkotisches Mittel ihm nähert. Mit einem Fläschchen Branntwein, das ganz unberührt bleibt, kann man es auch betrunken machen, um es dann mit etwas Ammoniak wieder in den Normalzustand zurückzubringen.

Und in der That ist Dr. Luys mit seinen Experimenten betreffs der Fernwirkung von Giften zu einem so gewichtigen und schwerwiegenden Ergebnis gelangt, daß Dr. Brouardel,

*) La suggestion mentale et l'action à distance des substances toxiques et médicamenteuses, Paris 1887.

der Dekan der medizinischen Fakultät an der Sorbonne, vor versammelter Hörerschaft der medizinischen Akademie zu Paris sich zu folgender beachtungswerter Bemerkung veranlaßt sah: „Es handelt sich hier nicht mehr um Personen, welche fähig sind, hypnotisiert zu werden, sondern um Personen, die von einer Substanz, die nicht in ihren Körper eingedrungen ist und nichts an ihrer Quantität verloren hat, vergiftet werden können. Die Gefahr ist eine sehr große. Jeder von uns kann eines schönen Tages angeklagt werden, den Tod eines seiner Mitmenschen hervorgerufen zu haben, ohne seine Unschuld mehr erweisen zu können."

Ist dieses nicht die nämliche Anklage, welche gegen die Zauberer erhoben wurde, andere Leute durch „Hexerei getötet zu haben?"

§ 29. — Seien wir also nicht so voreilig, wenn wir ohne weiteres alle Wunder, Hexereien und Giftmischereien der Hexen dem einfachen Aberglauben und der Betrügerei zuschreiben wollen! Distingue frequenter! Und vor allem hüten wir uns, an einen solchen Stoff heranzutreten, ohne uns vor unserem Geist die inhaltsschweren Worte vorüberziehen zu lassen, die vor bald zwanzig Jahren der berühmte Charcot aussprach: **Es wird nicht mehr lange dauern, daß wir die Zauberei sich wieder entwickeln sehen werden, wenn auch unter einem anderen Namen!**

In diesen bedeutsamen weissagenden Worten ist der Schlüssel zu der Frage enthalten.

§ 30. — Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die blutigen und unsinnigen Verfolgungen bis ins einzelne zu behandeln, mit welchen die Obrigkeit bürgerlicher- wie kirchlicherseits gegen die sogenannten Zauberer und Hexen einschritt.

In den ersten Jahrhunderten des Christentums spiegelte sich die erhabene Lehre Jesu wieder, welche nämlich Milde

und Menschenliebe predigt, gerade so, wie ein gewisser, der Sonne ausgesetzter Stein die Eigenschaft besitzt, die Sonnenstrahlen zu absorbieren und dann im Schatten ein phosphoreszierendes Licht auszustrahlen, bis er allmählich wieder seine ganze Leuchtkraft verloren hat. Daher ging auch anfangs die Kirche nur mit geistigen Waffen und Mitteln gegen die Zauberei vor: einige römische Päpste, wie Gregor VII (der große Hildebrand) verwarfen das Vorgehen gegen die Zauberer, und ebenfalls that dies Agobard, der Erzbischof von Lyon, in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Zur Zeit Karls des Großen begannen die ersten christlichen Kämpfe gegen die Zauberei. In seinen berühmten Erlässen ordnete der fränkische Kaiser an, die Zauberer als Anhänger eines heidnischen Aberglaubens zu ermahnen und bei Rückfall sie solange im Gefängnisse zu lassen, bis sie sich gebessert hätten. Doch keineswegs weiter erstreckten sich die Verordnungen, ja sogar findet sich selbst darin Androhung der Enthauptung aller derer, welche Zauberer und Hexen töten, indem sie dieselben nach heidnischer Vorstellung für Menschenfresser halten. So gelang es dem weisen Monarch, den Aufruhr gegen die Zauberer zu beschwichtigen, welchen die berühmte Luftgeschichte hervorgerufen hatte, von dem die Regierung Pipins des Kurzen zu berichten weiß. Man sprach auch in Frankreich fast nichts mehr von Zauberei, da Ludwig der Gute alles Ernstes durch ein Edikt Sylphen, Elfen und dergleichen Geistern streng verboten hatte, sich sehen zu lassen!

Die wahre Verfolgung der Zauberei seitens des Christentums nahm aber erst ihren Anfang im 13. Jahrhundert, als die Inquisitionsgerichte aufkamen und der rohe Innocenz IV den Gebrauch der Folter einführte. Im Jahre 1484 erließ Innocenz VIII schließlich die berühmte Bulle Summis desiderantes affectibus, welche der Inquisition betreffs Zauberei allerhand Regeln und eine genaue Ordnung verlieh.

Da die Güter der wegen Ketzerei und Hexerei verurteilten

Personen, von Staatswegen konfisziert an die Krone und von da in die Hände eines ganzen Haufens von Schmarotzern fielen, welche sich um jene scharten, so läßt sich wohl denken, wie leicht die Verurteilungen vor sich gingen.

Um das Jahr 1455 rief der Herzog von Burgund die „brennende Kammer" ins Leben, um die der Zauberei beschuldigten Personen zu verurteilen.

Zu Toulouse überantwortete 1577 das Parlament auf einmal 400 angebliche Hexen dem Feuertode.

In den Staaten des Herzogs von Lothringen wurden in den Jahren 1580 – 1585 nicht weniger als 900 sogenannte Teufelsanbeter lebendig verbrannt. Wie Alciati mitteilt, ließ am Schlusse des 15. Jahrhunderts ein Hexenrichter zu Piemont 150 Hexen und Hexenmeister den Scheiterhaufen besteigen. Als er dann im folgenden Jahre noch weitere 200 Personen zu derselben Todesstrafe verurteilte, erhob sich das Volk und verjagte den Fanatiker, der sich dann zum Troste nach Rom begab.

Im Jahre 1524 wurden zu Como nicht weniger als 1112 Zauberer auf dem Scheiterhaufen eingeäschert; überhaupt wurden in jener Stadt nie weniger als 100 Menschen im Jahre auf diese Weise hingerichtet, dank den eifrigen Bemühungen der Dominikanermönche.

In der kleinen Ciudad Real in Spanien verbrannte man im Jahre 1486 dreitausend dreihundert Personen.

Als Maria Louise von Bourbon, Tochter des Herzogs von Orleans, die Ehe mit Karl II im Jahre 1680 einging, wußten die Hexenrichter für die französische Prinzessin und ihr Gefolge keine bessere Belustigung zu veranstalten, als 118 Unglückliche den Flammen preiszugeben! Es war in der That ein seltsames Schauspiel, wenn man im feierlichen Aufzuge die unglücklichen Opfer zum Scheiterhaufen führte.

Voran schritten die Dominikaner mit ihrer Standarte

der Inquisition, laut betend und Psalme singend, und es folgten sodann die Frommen, worunter sich die angesehendsten Bürger, zum Teil aus Frömmigkeit, zum Teil aus Furcht, die meisten aber wohl aus Staatsklugheit befanden. Nun kamen die zum Tode Verurteilten, mit einem langen schwarzen Gewand bekleidet und barfuß. Hinter denselben trug man das Bild der Verurteilten, welche sich durch die Flucht der Strafe entzogen hatten, und schleifte auch die nackten Särge nach, welche die der Folter Erlegenen bargen; schließlich kamen die, welche noch verurteilt werden sollten. Jene nun, welche gestanden hatten und daher der großen Gunst teilhaftig geworden waren, zuvor nur erdrosselt zu werden, bekleidete man, ehe sie von den Flammen verzehrt wurden, mit einem schwarzen Gewand, worauf Teufel und abwärts gerichtete Flammen gemalt waren; bei den anderen, welche lebendig verbrannt werden sollten, waren die Flammen aufsteigende. Feiste, blutgierige Mönche und Schergen mußten dann die Elenden stützen, welche infolge der ausgestandenen Marterqualen sich kaum mehr aufrecht zu halten und fortzuschleppen vermochten.

Im Jahre 1570 veröffentlichte Florimund von Rémond, Rat des Parlamentes zu Bordeaux, ein Buch unter dem Titel: Der Antichrist, worin er dessen gefürchtetes Erscheinen und Wüten auf der Erde für die nächste Zeit in Aussicht stellte. Um dies zu beweisen, erging er sich nun in einer Schilderung der schrecklichen Lage, in welche damals der Fanatismus das arme Frankreich gesetzt hatte:

„Die Anklagebänke an unseren Gerichtshöfen waren voll „besetzt von Leuten, die jener Verbrechen (der Zauberei und „Hexerei) beschuldigt waren. Nicht genügend waren die Richter „in Zahl vertreten, um die Prozesse führen zu können, und „unsere Gefängnisse waren überfüllt von Männern und „Weibern, die sich allesamt dem Satan verschrieben hatten. „Kein Tag verging, daß nicht unsere Gerichtshöfe ein Blut„urteil zu fällen hatten und daß wir in unser Heim zurück-

„kehren konnten, ohne Ohrenzeuge der schrecklichen und er„schütternden Bekenntnisse gewesen und dadurch unserer guten „Stimmung beraubt worden zu sein, wie es nun einmal unser „Stand mit sich bringt."

Nikolaus Rémi (Remigius), der geheime Rat des Herzogs von Lothringen, rühmte sich, über 900 „Hexenleute" in dem kurzen Zeitraum von nur fünf Jahren (1580 bis 1585) lebendig verbrannt zu haben, und fügte mit Wohlgefallen hinzu, daß sich in einem Jahre sogar 16 Hexen selbst das Leben genommen hätten, um nicht in seine Hände zu fallen.

Der Dominikaner Torero (auch Grillandus oder der „Hexenbrenner" genannt) erklärte, daß er 1770 Hexen und Zauberer durch den Scheiterhaufen ausgerottet habe, während der Jesuit Delrio sich nur 900, Bodinus 600 und Boguet nur 500 Hexenverbrennungen rühmen konnten. Und unterdessen nun beklagten sich die Doktoren der Sorbonne, wie Démanet Filesac und andere, daß infolge des Umstandes, daß soviele Hexen straflos ausgingen, die Zahl derselben noch so gewaltig im Wachsen sei!

So wurden im Laufe eines Jahrhunderts, vom Jahre 1580—1680, in Europa wohl mehr als 100 000 Hexen und Zauberer lebendig eingeäschert.*)

Der Hexenrichter und des Papstes wohlbestallter Hexenlegat Sprenger — also gewiß ein zuverlässiger Gewährsmann — beziffert in seiner „Lebensbeschreibung Mohammeds", die Zahl der in der christlichen Zeitrechnung als Zauberer und Ketzer zum Tode verurteilten Personen auf 9 Millionen. Was waren dagegen die wenigen christlichen Märtyrer und die Blutthaten eines Nero, Domitian und Maximian?!

§ 31. — Allein wenn man glaubt, daß nur der Katholizismus an der Schmach und den Gräuelthaten der Hexen-

*) Rossi-Giustiniani, Le Spiritualisme dans l'histoire, B. IV, § 1.

prozesse den vornehmsten Anteil hätte, so beweist die Geschichte nur zu Recht, wie wenig überhaupt der Protestantismus an der Besserung der Sitten Anteil nahm, und daß gerade die orthodoxen Protestanten am meisten dem Moloch ihres Dogmas*) Blutopfer darbrachten.

Sowohl Luther als auch der „sanfte" Gelehrte Melanchthon verdonnerten, gestützt auf das Bibelwort: „Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen" **) — in blindem Wahne der Orthodoxie befangen, Hexen und Zauberer zum Feuertode.***) In der Revue Britannique vom Juli 1830 findet sich ein Auszug aus der Quarterly Review, übrigens einer protestantischen Rundschau, worin es sogar heißt:

„Vor der Reformation beeinträchtigte dieser Volksglauben kaum den allgemeinen Frieden, und man bestrafte nur wirkliche Verbrechen . . ., allein diese Reformation hat eine traurige Empörung über die Magie unter den Volksklassen hervorgerufen. Die Herkuleskeule der Gerechtigkeit unterlag der spitzen Waffe der listigen Überredung . . ."

In England rührt das Strafverfahren gegen die Hexerei aus den Regierungen Heinrichs VI, Eduards V und Jakobs I (welcher sogar ein Buch in Dialogform gegen die Hexen losließ). ‚Ein Statute' aus dem 9. Regierungsjahre Georgs II

*) Während z. B. in sämtlichen katholischen deutschen Ländern die Folter längst abgeschafft war, bestand diese ehrwürdige Einrichtung in dem echt protestantischen Hannover selbst noch in diesem Jahrhundert!! Der Übers.

**) 2. Mose 22, V. 18. Vergl. auch 5. Mose 18, V. 10—12; 19, V. 20 und 21. Der Übers.

***) Der Erfinder des Dogmas vom „beschränkten Unterthanenverstand" und ruhmreicher Reformator hat sich dann auch mit der ganzen Rohheit seiner Zeit und der ihm angeborenen Grobheit gegen jeden Mystizismus und vor allem gegen die Zauberei in einer Weise gewandt, daß die Reformation mit ihren würdigen Vertretern (wie dem Leipziger Professor Karpzov, der sich rühmte, allein 20000 Todesurteile gefällt zu haben) als eine der festesten Stützen des Hexenprozeßgräuels betrachtet werden kann. Der Übersetzer.

(1736) hob dasselbe für England und Schottland wieder auf. Jedenfalls blieben aber dadurch immerhin einige Verfügungen bestehen, bis eine zweite Bill am 23. März 1821 zum dritten und letzten Male für sämtliche drei Reiche erlassen wurde, wonach dann endgültig alle Gesetze und Verfahren gegen die Hexerei abgeschafft, ja selbst der Name einer solchen Schuld für immer aus den Gesetzbüchern ausgelöscht wurde.

In keinem Lande aber, selbst nicht in Frankreich, wütete der Hexenwahn so furchtbar als während der beschränkten Frist einiger Jahrhunderte gerade in England. Um sich hiervon zu überzeugen, ziehe man nur das Werk eines Baxter*) heran, der sich ebenfalls zu dem damaligen Glauben bekennt, oder Arbeiten von Skeptikern, wie Thomas Wright**) und Walter Scott.***)

So sagt Dr. Grey, der Herausgeber von Hudibras, daß vom Jahre 1643 bis zur Wiedereinsetzung Karls II (29. Mai 1660), also in dem knappen Zeitraum von nur 17 Jahren, drei bis viertausend Menschen wegen Hexerei zum Tode geführt wurden. Allerdings begreift man dies um so leichter, wenn man bedenkt, daß der Richter zwanzig Schilling für jedes Todesurteil erhielt.†)

Ganz besonders verdient machte sich unter den Richtern bei den englischen Hexenprozessen (den sogenannten witch finders) Matthias Hopkins. In der Stadt Essex allein ließ man in einem Jahre 60 Frauen am Galgen verenden. Haupt-

*) Evidence of ghost's World.

**) Narrative of sorcery and magic from the most authentic sources.

***) Lettres on Demonoloy and Witcheraft.

†) Man bezahlte z. B. schon wahrhaft königlich bei der Folter. Meist finden wir Anweisungen, wie: dem Henker außer seiner in Geld und Früchten bestehenden Besoldung für Lebendigverbrennen 7 Pfund und 10 Schillinge, für das Rädern $20\frac{1}{2}$ Pfund und vier Maß Wein. Der Inquisitor erhielt nach dem Zeugnisse des Jesuiten Spee für jede einzelne verurteilte Hexe fünf Thaler (!); Kleider, Pferde und Kutschen fielen den Henkern und ihren Familien anheim. Ein Scharf-

sächlich bediente man sich zur Ermittelung einer Hexe des sogenannten Hexenbades, umsomehr als damals auf Schritt und Tritt das Wort des Königs Jakob I*) wiederholt wurde: »Es sei gerecht, daß Personen, welche auf die Heilsgüter der heiligen Taufe Verzicht geleistet und sich dem Teufel ergeben hätten, auch finden sollten, daß das Wasser sie nicht in seinen Schoß aufnehme.« Das merkwürdigste ist aber, daß Hopkins selbst zu guter letzt in den Verdacht der Hexerei geriet und auch der Hexenprobe unterworfen wurde, die er so oft an anderen vollziehen ließ. Er war unvorsichtig genug, auf dem Wasser zu schwimmen, und mußte sich so gefallen lassen, verurteilt, erdrosselt und verbrannt zu werden.

Unter den Angelsachsen Nordamerikas fand die Hexerei weniger günstigen Boden. Dennoch erzählt uns Godwin in seiner Lebensbeschreibung der Nekromanten von einer gewissen Bewegung, welche im Jahre 1692 in Salem, damals einer zweiten Stadt der britannischen Kolonie, ins Leben trat, infolge einer unerklärlichen Epidemie, die sich unter sehr sonderbaren Symptomen kundgab. Es bildete sich daher das Gerücht, daß die Krankheit von Zauberern verursacht wäre, und dies gerade fand auch bald bei der Obrigkeit des Landes Gehör, die ihrerseits die gerichtlichen Anordnungen traf, um die Schuldigen zu ermitteln. Binnen dreien Monaten wurden 19 Beschuldigte erhängt, während wohl ebensoviel schno den

---

richter von Kösfeld erhielt in einem Jahre 169 Reichsthaler für Hexeneinäscherungen, und das war viel Geld bei den damaligen Zeiten. Jeder, der nur irgendwie eine Hexe aufzuspüren glaubte, erhielt sofort freien Unterhalt und Reisegeld. Ja, man umgab sogar jene armselige Schinderknechtssorte mit dem Heiligenschein, wie es u. a. auch seitens des Jesuiten Schmid durch eine Sammlung von Lebensgeschichten „heiliger Scharfrichter und Henkersknechte" geschah. Es war also ein ganz vorzügliches Geschäft, Hexenangeber, Hexenrichter und Hexenbrenner zu sein. Der Übers.

*) Der mit seiner Daemonologia sich auf den Standpunkt des wahnsinnigen Hexenhammers stellte. Der Übers.

Folterqualen erlegen waren. Ja, die Hexendenunzianten verlegten sich jetzt sogar darauf, Personen aus den besseren Familien ebenfalls jener Zauberei zu bezichtigen. Da gingen doch endlich den leitenden Klassen die Augen auf, und sie rissen die Kerkerthüren ein; 250 Personen standen nun auf einmal auf freiem Fuße und dankten Gott, mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

In den Gebieten Südamerikas, die den Spaniern, Portugiesen und Franzosen gehörten, stand dagegen die Inquisition gegen Hexen und Zauberer in schönster Blüte.

[In Deutschland war von der vielgerühmten deutschen Gemütlichkeit wahrlich wenig in der Rechtspflege des finsteren Mittelalters und in dem gräulichen Vorgehen gegen Hexen, Zauberer u. dergl. zu spüren. Es ist ein Schandfleck in der Geschichte dieses Landes, daß deutsche Dominikanermönche und Professoren der Theologie das schändlichste Buch, welches jemals verfaßt wurde, als ein librum sanctissimum herausgaben: den Hexenhammer. Dieses in lateinischer Sprache geschriebene Machwerk, unter dem Titel Malleus maleficarum, erschien im alten Cöllen anno 1489, mehr als gebilligt vom Papst (Innocenz VIII) und Kaiser (Maximilian I). Und jenen wahnsinnigen Ausführungen der von Wollust und Grausamkeit entbrannten Verfasser — nur mit Abscheu seien ihre Namen genannt — Sprenger, Kremer oder Institor und Gremper, ist es zur Last zu legen, daß Millionen und aber Millionen unter schrecklichen Qualen ihr Leben lassen mußten. Und wofür? wird man fragen. Für nichts, für eine Wahnidee! Denn die Kirche gefiel sich darin, in allem, was sie in Bezug auf ihre Existenz für nachteilig oder gefährlich hielt, den Teufel zu wittern, und wohlweislich mit Bann oder Interdikt den zu bedrohen, der sich erdreistete, die bei gewissen Personen vorkommenden mediumistischen Phänomene als Erscheinungen zu betrachten, welche zum Teil auf ganz natürliche Weise, zum Teil durch Mithülfe transzendentaler Kräfte

zustande kamen. So konnte es denn geschehen, daß im deutschen Gebiet während des 16. Jahrhunderts die mörderischen Scheiterhaufen ad majorem dei gloriam wie in keinem anderen Lande auflohderten. Die alten Deutschen waren, wie ihre Mythologie beweist, ein stark mediales Volk, und so konnte es geschehen, daß ihre mediale Fähigkeit, von der Kirche als Teufelsspuk verschrieen, den Glauben an die Buhlschaft der Unholden und Unholdinnen mit dem Teufel und die entsetzlichen Hexenprozeduren hervorrief. Das Zeitalter der Aufklärung und des seichten Rationalismus mußte infolge der mittelalterlichen Massenausrottungen aller nur einigermaßen medial veranlagten Personen vollkommen arm an Medien sein und mithin auch an psychischen, sogenannten übernatürlichen Phänomenen. Auch heute hat die Mediumschaft, bezw. jene besondere psychisch-physiologische Veranlagung bei unserem Volke noch nicht wieder soweit an Ausdehnung gewonnen, daß infolge zahlreicher Thatsachen der Spiritismus über den zur Zeit noch herrschenden Materialismus triumphieren könne. — —

Näher auf jenes schmähliche Machwerk menschlicher Verirrung, den bereits erwähnten Hexenhammer, einzugehen, würde uns zu weit führen, obschon gerade an mannigfachen Stellen dieses Buches die Identität der damaligen Hexen mit den heutigen Medien klar hervorleuchtet; wir verweisen dieserhalb auf Hauber, welcher uns einen ausführlichen Aufschluß über jenen Kriminalkodex giebt.*) Einen Einblick in jenes schauderhafte Gesetzbuch zu thun, ist, wie Horst sagt, auch gleichzeitig ein Blick in die Hexenprozesse selbst. Sowohl Horst's Dämonomagie oder Geschichte des Glaubens ꝛc. als auch Soldan's Geschichte der Hexenprozesse, wie die Vorträge über Tortur, Hexenverfolgungen und Vehmgerichte desselben Verfassers seien nicht minder an dieser Stelle zum eingehenden Studium empfohlen.

*) Bibl. mag. Band I, 1. S. 1 u. 39 ff.; Band V, S. 311 ff.

Du Prel behandelt ebenfalls das Verhältnis der Hexen zum Spiritismus in seinen ausgezeichneten Studien auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften, und zwar im 1. Bande, Kap. 1, 2 und 5.

Wehe dem, der zur damaligen Zeit der Herrschaft blinder Glaubenswut es wagte, ein Wort gegen die von der Kirche aufgedrungenen Ansichten zu äußern! Ja, es war sogar gefehlt, die Vernunft und den gesunden Menschenverstand reden zu lassen. Wie durfte man z. B. auch selbst mit ganz natürlichen Mitteln gegen Krankheiten und dergl. einzugreifen suchen!*) Stellte man sich doch dann in den Dienst des Teufels, indem man sich erkühnte, gegen den geweihten Glauben zu eifern oder freventlich sich gegen Gottes Ratschluß und Allmacht zu empören.**)

Auch finden wir häufig, daß Tiere der Hexerei beschuldigt, füglich mit Bann belegt und sogar durch richterliches Urteil zum Feuertode verurteilt wurden. Eine einigermaßen den Menschengeist befriedigende Erklärung hierfür ließe sich vielleicht darin finden, daß man eben glaubte, der „böse feint" habe seine Erzengel oder bösen Zauberer in diese unschuldigen

*) Orient, 1874, S. 473.

**) Wie weit in dieser Hinsicht die Orthodoxie ihr finsteres Feld behauptet hat, illustriert am besten die unglaubliche Geschichte, daß noch unlängst ein Landpfarrer in seine Predigt den geistreichen Ausspruch einflocht: „Wie denn der liebe Gott strafen könnte, wenn die heutige Menschheit dem höchsten Richter mit Blitzableiter und sogar mit Hagelversicherung in den Arm greife!?" Kant wurde einmal sogar von einem Professor der Medizin befragt, ob das Impfen erlaubt sei oder ob es nicht als eine Auflehnung gegen die göttliche Vorsehung zu betrachten wäre [man trenne Impfung von Impfzwang!], eine Frage, welche nach Raumer (Historisches Tagebuch) auch das Pariser Parlament im Jahre 1763 an die Hochschule der Sorbonne gestellt haben soll. Den armen Kampfer, der einer unter den Haustieren ausgebrochene Seuche durch Heilmittel und Prophylaxis steuern wollte, bedrohte der Klerus allen Ernstes, weil er sich dadurch als widerspenstig gegen Gott erweise, „der doch damit strafen wolle."

Tiere – oft ein paar harmlose Fliegen — verwandelt. Noch heute schreibt das Volk manchen Tieren, z. B. schwarzen Katzen, Raben, Kröten u. s. w. eine mystische Fähigkeit zu, die sie nach dem damaligen Wahne vom Teufel her besitzen sollten, in Wirklichkeit ihnen vielleicht aber nur infolge einer größeren odischen, bezw. mediumistischen Kraft eigen ist.

So hielt also während der Kirchenherrschaft, in der so gepriesenen „guten alten Zeit" ein finsterer Bann die Gemüter befangen und überhäufte die Menschheit mit dem entsetzlichsten Elend.

Reich und Arm, Vornehm und Gering hatten infolge jener Rechtspflege gegen die crimina fori mixti — die von der geistlichen und weltlichen Macht bedrohte Hexerei manch teuren Toten zu beklagen, der, von den Priestern der Religion der „Mühseligen und Beladenen" meist unschuldig hingemartert, da draußen am Rabensteine seine verkohlten irdischen Überreste dem Wanderer zum Abscheu darbot! Die schamlosesten Dinge ließen in jener Zeit christliche Priester ausüben, und die Kirche muß es sich selbst zuschreiben, wenn die Reaktion, alles verleugnend, was nur mit der Kirche zusammenhing, in dem Materialismus einen erbitterten Gegner zeitigte, der zwar dem Fortschritt unserer Seelenkunde um ein beträchtliches als Hindernis gereichen mußte — dafür aber auch den Dank aller derer verdient, welche die freie Forschung von Wahnideen getrennt und die Wissenschaft aus dem Banne des kirchlichen Mystizismus losgelöst wissen wollten.

Aber auch in dem Zeitalter des Materialismus hat es Gott Lob nicht an einsichtigen Leuten gefehlt, die, um mit dem Philosophen Brofferio zu sprechen, an Gott und Unsterblichkeit zu glauben für Recht hielten, obschon die Priester dies behaupteten. — Der Übers.]

§ 32. — Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und selbst zu Anfang des jetzigen treten uns noch an Hexen verübte gerichtliche Morde entgegen. Von vereinzelten Pöbelexzessen

abgesehen, kamen in Deutschland seit 1749*), in der Schweiz seit 1782 und in Frankreich bereits seit 1672, infolge des Verbotes Colbert's, keine Hexenverbrennungen mehr vor.**) Nur im katholischen Mexiko wurden noch im Jahre 1874 mehrere Mitglieder einer Familie auf Anregung des Geistlichen und unter Assistenz der lokalen Obrigkeit als Hexen verbrannt.***) Und selbst im Jahre 1883 mußte eine ehrenwerte Familie aus Züllichau, ihrer Heimat, auswandern, da ihre Mitglieder als Hexen verschrieen waren.

Wenn man indes noch vor acht Jahren selbst in den Südamerikanischen Staaten (Peru z. B.) einen Scheiterhaufen zur Ehre Gottes errichten sah, so war weltlichen Richtern keine Schuld beizumessen, wohl aber der Geistlichkeit.

Heutzutage besteht kein Inquisitionsgericht mehr, außer in Rom, und das glücklicherweise nur sozusagen theoretisch.

Aber wer kann dafür bürgen, ob die Inquisition nicht eines Tages wieder von der Theorie in die Praxis übertritt?!

Einen großen Anteil an der Abschaffung der Hexenverfolgung hat unstreitig die französische Revolution gehabt!

§ 33. — Was uns bei den Hexenprozessen besonders auffällt, das ist die ungeheuere Oberflächlichkeit, womit man sich lediglich auf eine einfache Denunziation oder auf die leisesten Verdachtsgründe berief. Auch verdient erwähnt zu werden, daß dem armen Angeklagten durchaus kein gerichtlicher Beistand zur Verteidigung gewährt wurde. Eine rühmliche

*) In diesem Jahrhundert wurden noch in Würzburg in Baiern 12 Hexen wegen Teilnahme am Hexensabbath auf die Folter gespannt und sodann mit dem Tode bestraft.

**) Garinet (Hist. de la Magie en France, S. 256) berichtet indes von einem noch im Jahre 1718 durch Verbrennen an einem Zauberer vollzogenen Todesurteil des Parlaments von Bordeaux. Auch bestand die Inquisition gegen Hexen noch bis 1820 in Spanien zu Recht.

***) Im Jahre 1860 hatte in Mexiko ebenfalls eine Hexenverbrennung stattgefunden.

Ausnahme hiervon machen indes die französischen Gerichtshöfe, wohingegen alle anderen sich buchstäblich an die Vorschriften anklammerten, welche in den „Sechs Gutachten“ oder in dem „Hexencodex“, die als Anhang zu den Discours des Sorciers von Heinrich Boguet veröffentlicht wurden, enthalten waren. Dieser war erster Richter der Landschaft Saint-Cloud in der Grafschaft Burgund; er starb 1619. In jenen „sechs Gutachten“ sagt nun Boguet ausdrücklich, daß: „Wahrsager, Hexen und Ketzer zu dem Tode auf dem Scheiterhaufen zu verurteilen seien, wie auch alle diejenigen, welche dem Hexensabbath (der Synagoga diabolica) beiwohnen. Man habe solche bei der geringsten Anklage festzunehmen und auch selbst dann noch in Haft zu lassen, wenn der Angeber seine Aussagen zurückzieht oder widerruft. Auf die einfachsten Anschuldigungen und Mutmaßungen hin ist sofort zur Verurteilung zu schreiten, da man bei solchen Angeklagten*) es nicht allzu genau zu nehmen braucht u. s. w.“ Und der berühmte Rechtsgelehrte zu Angers, Jean Bodin, der im Jahre

*) In Deutschland galten, wie schon erwähnt, als oberste Gesetzbücher »der Hexenhammer« und die »Karolina«, die schon bei bloßen Verdächtigungen und Anschuldigungen die »peinliche Frage«, also die Folter vorschrieben, welches Verfahren, wie wir noch sehen werden, dem Angeklagten die wahnsinnigsten und unwahrsten Geständnisse ablockte, wodurch er dann dem Feuertode verfiel. Der Lutheraner Karpzov zu Leipzig, jene mittelalterliche Berühmtheit, verfügt in seiner Praxis criminalis vom Jahre 1635, wie folgt: „Mit dem Feuertode sind alle zu bestrafen, welche mit dem Teufel paktieren, auch wenn sie niemand Schaden zugefügt, sondern entweder nur teuflischen Versammlungen angewohnt oder sonst irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt oder auch nur seiner Hilfe vertraut (!?) und außerdem weiter garnichts gethan haben.“ Und eine katholische Landgerichtsordnung vom Jahre 1656 schreibt vor: „Auf rechte Zauberei, dadurch den Leuten Schaden zugefügt wird oder nicht zugefügt wird, gehört die Strafe des Feuers, die indes bei mildernden Umständen, zumal wenn der Schaden nicht erheblich und bei bußfertigen Leuten, durch vorherige Enthauptung gelindert (?) werden mag.“

Der Übersetzer.

1596 an der Pest starb, schließt seine Dämonomanie mit der Aufforderung, die Hexen auszurotten und alle diejenigen, welche noch Mitleid mit denselben hätten; dazu gehöre auch, die Bücher eines Wierus dem Feuer zu übergeben, welcher die Ansicht ausgesprochen hatte, daß viele Hexen doch nur Geisteskranke seien.

Entnehmen wir folgenden kleinen Abschnitt aus dem Graf'schen Werke »Der Teufel«*): „In dem hessischen Dorfe Lindheim wurden fünf bis sechs alte Frauen beschuldigt, die Leiche eines Kindes ausgegraben und sich ihrer für die Zubereitung der berühmten Hexenbrühe bedient zu haben. Als sie nach allen Regeln der damaligen Kunst der Folter unterworfen wurden, gestanden sie schließlich auch das Verbrechen. Der Ehemann einer dieser Frauen gab sich aber alle erdenkliche Mühe, die Richter zu veranlassen, den Friedhof aufzusuchen, um die Thatsache dort doch erst wirklich festzustellen. Das Grab des Kindes wurde dann auch endlich geöffnet, und — der kleine Leichnam lag ganz unversehrt in seinem Särglein. Allein dadurch ließen sich die schlauen Hexenrichter keineswegs in ihrem Urteil beeinflussen. Sie erklärten dies einfach für eine Täuschung des Teufels, welcher auf diese Weise die Schuldigen zu retten suche. Das unter den Folterqualen erpreßte und erzwungene Geständnis war hinreichend zur Schuldbelastung. Es galt nun der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und die Frauen zu Ehren und im Namen der heiligen Dreieinigkeit bei gehendem Atem, also lebendig, zu verbrennen."

Im Jahre 1699 wurden zu Huntington (in Schottland) eine Frau Hicks und ihr 9jähriges Töchterchen, den besseren Ständen angehörig, zum Tode am Galgen verurteilt. Sie sollte neben anderem hauptsächlich ein Unwetter heraufbe-

*) Kap. IX.

schworen haben, wodurch beinahe ein Schiff untergegangen wäre, und dann vor allem hätte sie ihre Strümpfe in reinem Wasser gewaschen, wobei sie ohne Anwendung von Seife das Wasser zum Schäumen gebracht habe.

Im Jahre 1650 hatte ein französischer Puppenspieler, namens Brioché, eine Kunstreise von Frankreich nach der Schweiz angetreten. Jene ungebildeten Bauern waren von dem Anblick der Holzpuppen, die sich wie lebende Personen bewegen und selbst sprechen konnten, derart in Erstaunen versetzt, daß sie der Ansicht waren, „es könne dies nicht mit rechten Dingen zugehen", und den armen Mann wegen Teufelsspuk der Behörde zur Anzeige brachten. Hierüber dürfte man sich wohl in Anbetracht jener finsteren Zeit der Unwissenheit nicht verwundern, wenn nicht, und das ist schier unbegreiflich, der Gerichtshof nach aufmerksamer (!) Prüfung des Puppentheaters und seines Mechanismus Brioché zum Tode verurteilt hätte. Und schon wollte man zur Vollziehung des Richterspruchs schreiten, als ein gewisser Dunon, ein Hauptmann der Schweizer Garde im Dienste des Königs von Frankreich, der dort zur Zeit auf Urlaub war, sich den Zauberer vorführen ließ. Er erkannte in ihm den Künstler, welcher ihn so oft durch Vorstellungen in Paris ergötzt hatte. Diese Entdeckung mußte natürlich die hochweisen Richter sofort umstimmen.

Zu den bekanntesten Opfern der Hexenverfolgung gehört auch Eleonore Galigai, die Frau des Marschalls d'Ancre. Aus vollständig nichtigen Gründen wurde sie vor den Richterstuhl geschleift und dann enthauptet, um verbrannt zu werden. Sie sollte mit einem jüdischen Arzte und mehreren Mailänder Mönchen, die in dem Rufe standen, Zauberer zu sein, in Verbindung gestanden haben. Als die Richter sie fragten, mit welchem Zaubermittel sie vermocht habe, die Herrschaft über Maria de Medici zu besitzen, gab sie die berühmt gewordene Antwort: „Ich habe mich lediglich der

Macht bedient, wodurch ſtarke Seelen ſchwache Geiſter beherrſchen."

§ 34. — Dieſe abſcheuliche Oberflächlichkeit bei der Verurteilung der Angeklagten vermag immerhin doch nicht ein vollſtändiges Licht darauf zu werfen, daß die Hexenprozeſſe ſo ungeheuere Opfer erforderten. Es mußte wahrlich noch ein anderer Faktor dabei im Spiele ſein, welcher die entſetzlichen Opfer menſchlicher Wahngebilde in ſo ungeheurem Maße vermehrt hat. Als dieſen Faktor nun lernen wir die Folter oder Tortur kennen, welche in den Augen ihrer Fürſprecher als der große Mund der Wahrheit galt; in Wirklichkeit aber war ſie die beſte Stütze aller Ungerechtigkeit und Unwahrheit.

Sicherlich hat es dabei nicht an ſolchen gefehlt, welche ſich lieber die Zunge abbiſſen, um ſie vor die Füße ihrer Peiniger auszuſpucken, als daß ſie ihren Mund zu all den Unwahrheiten und abſurden Geſtändniſſen hergaben, welche die damaligen Richter von ihren Delinquenten verlangten. Allein wie wenige beſaßen in Wirklichkeit eine ſo ſtarke Kraft der Seele, daß ſie bei dem tagelangen Martern, bei all den haarſträubenden, knochenzerbrechenden, gliederverrenkenden und fleiſchzerreißenden Peinigungen, welche mit Rad, Daumenſchrauben, ſpaniſchen Stiefeln, ſiedendem Öle und flüſſigem Blei und anderen raffiniert erſonnenen grauſamen Verſtümmelungsmethoden in Scene geſetzt wurden — in faſt übermenſchlicher Duldſamkeit zu ſchweigen vermochten! Der Menſch, welcher ſich andauernd den ſcheußlichſten und unerträglichſten Schmerzen ausgeſetzt ſieht, iſt nicht mehr für ſeine Thaten und Worte verantwortlich und in einem Seelenzuſtande, welchen man als nicht mehr zurechnungsfähig anſehen muß. Ein ſolcher Menſch wird, ohne es zu wollen, zumal wenn er unſchuldig iſt, eben alles geſtehen, was man von ihm verlangt, ſich ſelbſt, ſeine Geſchwiſter, Vater, Mutter, Weib und Kind

vergessend, sie allesamt durch ein einziges beschuldigendes Wörtlein ins Verderben mit hinein reißen.

Der infolge der entsetzlichen Marterqualen entstehende Blutandrang zum Gehirn, bezw. die Blutleere desselben, welche erwiesenermaßen meist zur Apoplexie oder starken Ohnmacht führten, dürften wohl zweifelsohne neben der bangen Todesangst der Delinquenten als die Haupturſache der durch die Suggestion der Richter und Schinderknechte erzeugten Phantasiegebilde zu betrachten sein, jener Phantasiegebilde, deren Kundgabe man in der Mehrzahl der Fälle schlechterdings nicht die Geltung eines Geständnisses abgewinnen kann.*)

*) Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß heutigen Tages leider Gottes sehr viele, natürlich völlig in der Psychologie unbewanderte und mit der Suggestion nicht vertraute Eltern und Lehrer nach diesem rührenden Vorbild des Mittelalters sich noch des gleichen unsinnigen Verfahrens bedienen, um nicht selten vollkommen aus der Luft gegriffene Geständnisse von ihren Kindern und Schutzbefohlenen zu erpressen. Natürlich, um dann nachher ihrer tierischen Lust einer wahrlich nicht menschlichen Züchtigungsweise, wie z. B. der Prügelstrafe, fröhnen zu können. Wer hinter die Coulissen solcher von Wollust und Rohheit beherrschten Eltern und armseligen Schulmeister mit ihrer wahrhaft schändlichen Vergiftungsart der kindlichen Gemüter bloß einen Blick geworfen hat, der kann nur teuer beklagen, daß man noch im 19. Jahrhundert an unschuldigen, fein besaiteten Kindern, auf Grund der alten Vorstellung einer Erbsünde, eine Art Folter anwendet. Das ohnedies zu seelischen wie körperlichen Krankheiten leicht disponierte zarte Jugendalter bis zur Pubertät erhält überhaupt durch solche Züchtigungsweisen wie Prügeln, Rutenpeitschen ꝛc, den Keim zu späteren schweren Krankheiten, da schon oft die kleinste ausgestandene Seelenangst oder körperliche Züchtigung (welche im Grunde genommen in jeder Form nur eine menschenunwürdige brutale Mißhandlung ist) schwere psychologische und nicht minder physiologische Schädigungen nach sich zieht: Geschlechtskrankheiten, Impotenz, Epilepsie, Anlage zum Wahnsinn und zum Schlagfuß, Nervosität ꝛc. Daß die Dummheit der Menschen dies nicht einzusehen vermag, ist ebenso unbegreiflich, wie der Umstand, daß man das Ohrfeigen an Kindern, (die doch in den Entwickelungsjahren sich befinden) frei durchgehen läßt, während man Gott Lob eine derartige Behandlungsweise bei Erwachsenen, besonders beim Militär, schwer zu ühnen begonnen hat. Der Übersetzer.

Im Mai des Jahres 1598 wurde der Priester Pater Aupetit wegen Hexerei in Limoge festgenommen. Auf die Frage, ob er öfter den Hexensabbath von Menciras besucht oder dem Teufel Wachskerzen geopfert habe, vermochte er indes nur eine verneinende Antwort zu geben und erklärte sogar, daß er, was den Teufel angehe, zu Gott bitte, daß er ihn vor den Klauen des Höllenfürsten bewahren möge. „Dies zeigte deutlich," sagte Delancre, „daß er selbst ein Teufelsdiener und Hexenmeister war!!!" Man fragte den Priester weiter, ob er sich nach dem Sabbath nicht gewisser Salben bediente und ob er nicht in einem Buche gelesen habe, um damit „eine Heerde Schweine kommen zu lassen, welche gegrunzt und ihm geantwortet hätten: Tiran, tiran, ramassien ramassien, u. s. w.

Aupetit wußte darauf nur zu antworten, daß er nicht einmal verstände, was dies alles heißen sollte. Auf die Frage, ob er Messen für die Heilung der Kranken lesen könne, erwiderte er beherzt, daß ihm dies wohl gegeben sei zu Ehren Jesu und des St. Cosimus. Als man nun zur Vollziehung der Tortur überging, da gestand dann unser Priester, wie sichs gehörte, den Hexensabbath mitgemacht und den Teufel unter den Schwanz geküßt zu haben; er wußte auch auszusagen, daß sein Schutzgeist Beelzebub heiße: kurz, er gab alles zu, was den Richtern beliebte, ihm vorzusprechen.*)

§ 35. — Doch muß auch der Thatsache Erwähnung gethan werden, daß nicht sämtliche Geständnisse gleichsam unter der Folter erpreßt wurden, sondern daß sich auch sehr viele Personen vollkommen freiwillig und mit aufrichtigem Gemüte dazu bereit erklärten. Ja sogar oft bot sich jemand der Obrigkeit selbst dar und gab an, mit dem Teufel einen Pakt geschlossen und der Zauberei obgelegen zu haben.

Hiermit betreten wir das Gebiet der Psychopathie.

*) Delancre, Tableau etc., Buch VI, 4.

Wer will daran zweifeln, daß viele Hexen lediglich arme Hysteriker oder Geisteskranke waren, deren Einbildungskraft durch die herrschende Dämonomanie aufs unglaublichste erregt wurde. Diese Ansicht, welche zu jeder Zeit ihre Vertreter hatte, wird auch neuerdings von dem größten Teile der Alienisten als eine großartige Entdeckung ihrer materialistischen Wissenschaft aufs Schild gehoben. In Wirklichkeit aber hat sie schon der berühmte Okkultist und Dämonologe Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym geteilt, und mehr als ein anderer hat in jener Frage ein Schüler dieses berühmten Mannes sein gewichtiges Wort erhoben: wir meinen Dr. Johannes Weyer (Wierus). Sicherlich war er einer der überzeugtesten Vertreter der Dämonologie. Dies beweisen seine beiden Werke Pseudomonarchia daemonum und De Praestigiis daemonum. Jener seltsame Mann, der seit 1550 Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg war, hat das unbestreitbare, große Verdienst, die armen, auf dem Scheiterhaufen dem Unverstande der damaligen Zeit geopferten Personen von einer Schuld frei zu sprechen und sie als Kranke zu bezeichnen, den Hexenglauben überhaupt als eine Schändung des Christentums und die diesbezüglichen Gesetzesbestimmungen als gottlosen Unsinn zu verwerfen. Obwohl hartnäckig bekämpft — selbst Jacob I. von England trat mit der bereits erwähnten Dämonologie gegen Weyer auf — erlebten doch seine Werke zahlreiche Auflagen und sind immerhin als das Samenkorn anzusehen, aus dem sich nachher der Baum der Aufklärung und Toleranz entwickelte.

In dem Roman »Der Hexensabbath« zeichnet uns Ludwig Tieck mit vielem Geschick ein frommes altes Mütterchen, dessen Geist durch viele Entsagungen, Schicksalsschläge, Fasten und ein streng gläubiges Leben mit der Zeit schwach geworden ist. Da sie vor den Hexen, von denen sie oft sprechen gehört hat, großen Abscheu empfindet, ist sie auch geneigt, bei

sich selbst jedes kleine Vergehen als ein wahres Verbrechen anzusehen und die krankhaften Flüge ihrer Phantasie als wirkliche Thatsachen aufzunehmen. Sie kommt schließlich dahin, daß sie sich selbst einbildet, ebenfalls eine Hexe zu sein. So bot sie sich den Richtern dar, die dann auch leicht von ihrer Teufelsbuhlschaft überzeugt waren und sie gerne den Scheiterhaufen besteigen ließen.

[Katholizismus, wie Lutheranertum und reformierter Protestantismus wetteiferten geradezu in der Teufelsgläubigkeit mit einander, so daß in Folge der, leider Gottes, noch heute von der Theologie reichlich genährten Furcht vor Teufel und Hölle die Gemüter derart erhitzt waren, daß man eben hinter allem den „bösen Feind" witterte. Welch trauriges Bild entwirft uns Horst von dieser „guten alten Zeit"! Ja, der leibhaftige Gottseibeiuns schien die Erde gepachtet zu haben. — Feuersbrunst, Dürre, Hagelwetter, Gewitter wie Krankheiten u. s. w. sind alles lediglich die Wirkungen des in tausend und aber tausend Gestalten einher wandelnden Höllenfürsten. Vor allem ist es ja das schwache Geschlecht, das Weib, das buhlerischen Umgang mit ihm pflegt; kein Gatte ist mehr sicher, ob das neugeborene Kindlein von ihm oder dem Teufel erzeugt ist. Flur- und Waldgeister (hebr. bei Jesaias: Ohim und Zihim) sind kurzweg der Teufel selbst oder stehen wenigstens unter seiner Agide. Das von Amerika her eingeführte Tabakrauchen ist ein Teufelsdienst, indem der Rauchende dem Bösen den Mund als Höllenschlot zur Verfügung stellt.

Nun wird man zugeben, daß das ganze Mittelalter hindurch die Mediumschaft bei unserem Volke in größter Blüte stand. Finden wir doch die heuer wissenschaftlich anerkannten Erscheinungen, wie Wahrträume, Gedankenübertragungen, Suggestion und Telepathie, ja selbst alle Arten der auch heute vorkommenden mediumistischen Phänomene bis zur spiritistischen Materialisation ganzer menschlicher Gestalten in reichster

Fülle. Wir begegnen den Odexterioriſierungen (nach de Rochas) in der Art ſeiner Geſpinſte (Geſpenſter), wie der ſelbſtändigen Bewegung lebloſer Gegenſtände! Und zwar einmal ließe ſich dies in phyſikaliſcher und phyſiologiſcher Hinſicht auf die mediumiſtiſchen Erſcheinungen günſtigen Temperatur- und klimatiſchen Verhältniſſe*) (wie ſolche — durch trockene Luft bedingt und u. a. durch das Vorrücken der Weingrenze im 13. Jahrhundert bis über Jütland hinaus bewieſen — der Odexterioriſierung förderlicher erſcheinen) und auf die damalige Nahrungs- und Lebensweiſe zurückführen, welch letztere als ein gewichtiger Faktor für die phyſiologiſche Bedingung der Mediumſchaft anzuſehen iſt und noch heute zur Entwickelung derſelben empfohlen wird. Dann aber wären noch in pſychologiſcher Beziehung die ſchlechte Bildung (welche infolge nur geringen Odverbrauches der Mediumſchaft Vorſchub leiſtet) und die durch die beſtändigen Kriege, Entbehrungen, Seuchen ꝛc. erhöhte Seelenthätigkeit als gewichtige Punkte anzuſehen.

Der vom Klerus und den Fürſten geforderte blinde Gehorſam unterſtützte bekanntermaßen gleichfalls die Suggeſtibilität.**)

Was liegt nun näher anzunehmen, als daß mediumiſtiſch veranlagte Perſonen in dieſer ihr eigenen pſychiſchen (animiſtiſchen) Kraft oder in dem Beiſtand verſtorbener Intelligenzen bei der beſtändigen Angſt um ihr Seelenheil das Blendwerk böſer Dämonen — als welche ihnen doch die chriſtliche Theologie die alten germaniſchen Gottheiten, bezw. die ſich ſpontan kundgebenden Geiſter bezeichnete — oder den Teufel vermuteten und ſo ſich einbildeten, auf böſem Wege zu ſein und thatſächlich ein wahrhaftiges Verhältnis mit der Macht der Finſternis aufrecht zu erhalten. Alsdann ſpricht noch der

*) ſ. u. a. Akſákoff, Vorläufer des Spiritismus (deutſch von Feilgenhauer), S. 341.

**) Moll, Bernheim ꝛc.: ‚Leute, welche an Gehorſam gewöhnt ſind: Soldaten ꝛc, ſind für Aufnahmen einer Suggeſtion geeigneter.‘

gewichtige Umstand mit, daß in diesem Wahne viele tausende von Menschen alljährlich durch plötzlichen Tod von ihrem Soma befreit wurden und durch die mit ins Jenseits hinübergenommene Auto- bezw. Fremdsuggestion einen Monoideismus auslösten, wonach sie in ihrem Astralkörper auf der irdischen Sphäre sich weiter zu manifestieren suchten, als „Teufelsverbündete", vielleicht aber auch aus Rache, um auch andere mit ins Elend zu ziehen. So erklärt sich ein großer Teil der vielen sogenannten übernatürlichen Erscheinungen des Mittelalters und der zahlreichen Verfolgungen der wirklich hinsichtlich der Thatsächlichkeit okkulter Phänomene existierenden Hexen.

Die Kirche hat in der Feststellung aller jener heutigen Tages als mediumistische, spiritistische und okkultistische Phänomene bekannten Thatsachen niemals geirrt, bloß in deren Erklärung. Sie hat, wie du Prel sagt, auf einen Nebenumstand den Accent verlegt und dadurch, daß sie nicht in der Lage war, ebenso wenig wie sie es heute ist, Erscheinungen, von guten Geistern bewirkt, von solchen böser Wesen zu trennen, eine Irrlehre geschaffen, welche die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen mußte. Noch heutigen Tages gefällt sich ja die Kirche darin, in dem Spiritismus den Teufel zu wittern, und wenn sie könnte — und nicht die Aufklärung einerseits und jene Macht, die immer und immer wieder das gewichtige Wort erschallen läßt: „Religion ist Privatsache!" anderseits sie daran hinderten — so würde sie wohl wieder den Scheiterhaufen zu Ehren Gottes für Menschen entzünden, die bloß das beste wollen und nur in Bezug auf Gott und Religion eine andere und edlere Anschauung haben, dann würden vielleicht auch wie ehedem Geistliche ruhig zusehen können, daß man als Christen an Mitmenschen Dinge vornähme, vor deren Erwähnung allein selbst die verworfensten Buhldirnen zurückschaudern dürften!

Geistliche aber, welche solches als ein Gott wohlgefälliges

Werk ansehen, sind eben nichts anderes als die gemeinsten Gotteslästerer und unbewußte Satansdiener.

Es ist also das zweifelhaft rühmliche Verdienst der Kirche, dadurch Wissenschaft und Fortschritt gehindert und vor allem das eigene Denken und die Vernunft in Banden geschlagen zu haben. So konnte es denn geschehen, daß die Nachtseite der Menschen solange Zeit unbeachtet und unaufgeklärt blieb und daß das Gros der Menschheit heute am Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht weiß, was der Mensch ist. Und nun will Pfaffenmund kommen und uns wieder von dem Studium des Übersinnlichen als „Teufelsspuk" zurückhalten!?*)

Wir sehen also, daß zwar die Einbildungskraft unglückliche Menschen zu „Teufelsbuhlinnen" stempeln konnte, indes wohl nur ausnahmsweise zu Hexen, d. h. Medien, auf deren thatsächlichen Existenz das ganze entsetzliche Gebäude von Hexerei und Teufelsspuk begründet erscheint. Der Übers.]

Mehrere heutige Irrenärzte haben Gelegenheit gehabt, gerade betreffs jener Geistesverwirrung bei verschiedenen Kranken Studien zu machen. So berichtet uns z. B. Esquirol**) von einer Frau, die von ihrer frühesten Jugend an der abergläubischsten und bigottesten Frömmigkeit ergeben gewesen war und sich von dem Zorn Gottes***) betroffen glaubte, als sie ihren Mann und eines ihrer Kinder verlor. Sie war fest überzeugt, Gott habe ihr diese Strafe geschickt, weil sie nicht

*) Wir verweisen auf die scharfe Entgegnung der ‚Anklage des Spiritismus als Teufelswerk seitens der orthodoxen Theologie' in Nr. 24 der „Zeitschrift für Spiritismus" (S. 190) 1898.
Der Übersetzer.

**) Des Maladies mentales.

***) Auch so ein hübsches Dogma der Orthodoxie! Als wenn Gott, der die Liebe ist (Evangelium), zürnen könne! Der Übers.

genügend gefastet und nicht stets bei ihren Gebeten recht gesammelt und andächtig gewesen sei. Nun begann sie auf einmal sich für eine Beute des Teufels anzusehen, wobei sie sich einbildete, sogar schon seit zehn Jahren mit ihm gebuhlt zu haben und aller Arten von Gotteslästerungen, Hexereien, ja selbst des Diebstahls und Mordes schuldig zu sein.

Zu Anfang dieses Jahres (1897) ging durch die europäische Presse ein anderer Fall, den die Reporter natürlich bei ihrer oberflächlichen Kenntnis des einschlägigen Gebietes für durchaus seltsam halten mußten, der in Wirklichkeit indes nichts weniger als wunderbar war. Ein gewisser Prebock aus Pelling in Baiern machte die peinliche Wahrnehmung, daß aus seinem Mantel eine Brieftasche mit 900 Mark Inhalt abhanden gekommen war. Da er in einer Magd den Dieb vermutete, so wurde das Mädchen verhaftet und nach Bogen ins Gefängnis abgeführt. Nach Verlauf einiger Wochen sollte dann Herr Prebock wieder in Besitz seiner Brieftasche gelangen, indem sich diese ganz einfach in dem Futter des weiten Radmantels vorfand. Unterdessen aber hatte die arme Magd infolge des Einflusses, dem sie ausgesetzt war, und durch das Bedrängen mit Fragen erschreckt, sich für schuldig erklärt. Wenigstens hatte sie gesagt, daß sie sich nicht mehr genau zu entsinnen vermöchte, ob sie die Brieftasche gestohlen habe oder nicht!!

Manche derartige Person mag schuldlos alle möglichen nie begangenen Schändlichkeiten gestanden haben, um dann als Märtyrer den Scheiterhaufen zu besteigen. Allein wer sich einem gründlichen Studium der Geschichte der Hexenprozesse widmet und eingehends diesen Punkt einer Prüfung unterzieht, der wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß äußerst gering die Zahl solcher freiwilligen Opfer war gegenüber jener ungeheueren Menge von Personen, denen man die abenteuerlichsten Geständnisse unter den unsäglichen Schmerzen der Folterqualen erpreßte.

Dann ist vor allem der großen Zahl derer zu gedenken, welche in dem Ruf der Zauberei und Hexerei dadurch gelangten, daß sich in ihrer Gegenwart noch unaufgeklärte Erscheinungen zutrugen, und die man eben heutzutage Medien nennen würde. Im Jahre 1549 verbrannte man zu Nantes sieben Personen, weil sie im Verlaufe mehrerer Stunden unbeweglich in Ekstase dagelegen hatten und nach ihrem Erwachen aus diesem Zustande zu berichten wußten, was sich in der Stadt und in der Umgegend während dieser Zeit zugetragen hatte, was sie in Wirklichkeit auch vielleicht auf psychometrischem Wege wahrgenommen haben dürften. Wallace*) erinnert diesbezüglich an einen Hexenprozeß zu Cork aus dem Jahre 1661. Hier wurde ein armes Mädchen verurteilt, das nach der Aussage verschiedener Zeugen sich mehrmals in die Höhe erhoben haben sollte und so von einem Orte zum anderen durch die Luft geschritten sei. Einmal war sie sogar auf ein Dach gelangt und zwar über zwei Hecken hinweg, von wo sie dann nur vermittelst einer Leiter herabsteigen konnte. Ferner zeigte sich bei ihr ein anderes seltsames Phänomen. Wohin das Mädchen auch gehen mochte, überall wurde es von einem kleinen Steinregen begleitet. Die Zeugen vermochten wohl die Steine aus der Luft fallen und auf den Boden niederstürzen zu sehen, allein wenn sie dieselben dann aufheben wollten, waren sie verschwunden. Doch gelang es einmal dem Mädchen, ein solches Steinchen zurückzubehalten, desgleichen den Zeugen. Als man dann aber diese beiden Steinchen zusammen in einen Beutel legte, waren sie bald darauf nicht mehr vorzufinden, obschon der Beutel keine Öffnung zeigte und fest zugebunden geblieben war.

Wer auch nur einigermaßen mit der Phänomenologie des Spiritualismus vertraut ist, wird sogleich den wahren Charakter solcher Thatsachen zu erkennen vermögen, welche

*) Verteidigung des modernen Spiritualismus. Leipz., Osw. Mutze.

sich auch heutigen Tages noch zutragen, ja in letzter Zeit sogar sehr häufig aufgetreten sind.*)

Sehr zahlreich dürfte indes die Klasse von Hexen und Zauberern sein, welche sich aus reiner Eitelkeit nur für solche ausgaben, umsomehr, als sie bisweilen auch daraus Nutzen zu ziehen wußten. Wenn sie dann vor Gericht zum Geständnisse gezwungen wurden, so hielten sie mit der Wahrheit hintan und gaben sich gerne für wirkliche Zauberer aus, von Eigenliebe angesichts derer bewogen, welche sie mit ihren Gaukeleien betrogen hatten.

§ 36. — Nun wohl, nachdem wir der Unglücklichen gedacht, die aus nichtigen Verdachtsgründen und lediglich bei voller Schuldlosigkeit verurteilt wurden; sowie der großen Anzahl jener Personen, denen man Geständnisse auf der Folter entlockt hatte; ferner jener, die aus Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und sonstigen niedrigen Interessen sich für Zauberer ausgaben und sich magischer Fähigkeiten rühmten; zuguterletzt dann auch die Klasse jener angeführt haben, deren krankes Gehirn sie Dinge für wirkliche Thatsachen aufnehmen ließ, die nur in ihrer überhitzten Einbildung bestanden: so erübrigt es dennoch, die wahrlich recht vielen Fälle anzuziehen, wobei die Anschuldigung wegen Hexerei teilweise oder sogar ganz zutreffend war. — Und hierin stimme ich mit dem ungeteilten Urteile sämtlicher zu jener Zeit lebenden Gewährsmänner überein, mochten dieselben sich auch sonst noch so skeptisch verhalten. Zweifelsohne vermögen diese besser zu beurteilen, was sich unter ihren Augen zutrug, da wir bezüglich unseres Urteils nur auf das Studium der uns überkommenen Schriften angewiesen sind. La Bruyère schreibt: „Was soll man von

*) Vergl. du Prel, Die mystischen Wurfgeschosse (Psychische Studien, 1894). — Auch berichtet der bekannte Magnetiseur Willy Reichel von einem interessanten Steinwerfen während eines Spazierganges mit dem Medium Valeska Töpfer. Der Übersetzer.

„Medien und Zauberern halten, deren Theorie noch vollständig „in der Finsternis liegt, deren Prinzipien eitel und unzuver„lässig sind, ja fast nur visionären Charakter tragen. Und „dennoch liegen auch Thatsachen, schwer hinwegzuleugnende That„sachen vor, welche von so vielen gewichtigen Persönlichkeiten „bestätigt wurden und deren Augenzeugen diese waren. Will „man sie alle insgesamt anerkennen oder alle hinwegleugnen „— so steht man vor dem gleichen Hindernis. Ich wage „daher die Behauptung aufzustellen, daß in dieser Sache, wie „bei allen wunderbaren Vorkommnissen, die das Maß des „gewöhnlichen übersteigen, eine goldene Mitte innezuhalten „ist — zwischen glaubensseligen Gemütern und starken Geistern." Auch erklärt Bayle*) seinerseits, daß „das nicht glauben und „alles glauben nur Extreme seien, denen allen beiden ab„solut keine Geltung beizumessen wäre." Und dieser Bayle gilt wegen seines Skeptizismus gerade als ein Vorläufer Voltaire's.

Es sei besonders in Betracht gezogen, daß auch schon vor Locusta Hexen sehr häufig gewisse Pulver anwandten, infolge dessen man ihren schändlichen Hexereien den Namen Venefizien — Giftmischungen beilegte. Im Jahre 1680 finden wir den berühmten Procès des poisons, der durch verschiedene unerklärliche Todesfälle hervorgerufen wurde, welche die öffentliche Meinung natürlich den Hexen zuschrieb. Einige solcher Hexen wurden verhaftet, und bald nahm die Sache ungeheuere Dimensionen an. Unter den 422 Angeklagten befanden sich auch die Herzogin von Bouillon, zwei Neffen des Cardinals Mazzarino, die Gräfin de Soissons, Mutter des Fürsten Eugen von Savoyen, Carignan und der berühmte Marschall von Luxemburg, welch letzterer, wie der Verlauf des Prozesses ergab, offenbar des Verbrechens, eine seiner Geliebten durch Gift zu töten versucht zu haben, schuldig war. Doch wurden

*) Réponse aux questions d'un provincial, Kap. 39.

die hohen Perſönlichkeiten ſämtlich freigeſprochen, nachdem man einen großen Aufwand adeliger Unbändigkeit an den Tag gelegt hatte. 34 Beſchuldigte dagegen wurden zum Feuertode und zum Galgen verurteilt, wozu auch die berüchtigte Voiſin, ihre Mitſchuldige Vigoureux und der Prieſter Leſage gehörten, die ſich nicht nur damit zufrieden gegeben hatten, mit Karten zu ſpielen, in einem Waſſerglaſe die Zukunft zu ſchauen und den Teufel zu beſchwören, ſondern auch noch durch den Italiener Exili hinter das Geheimnis der feinſten Vergiftungsarten gekommen waren, deren Anwendung ſie eben ins Verderben riß.

Wer wird ferner daran zweifeln, da ja die berühmte Hexenſalbe auch aus Kinderfett beſtehen ſollte, daß ſich häufig Frauen, welche mit dem Teufel in Verbindung zu ſtehen glaubten, auch thatſächlich ſich in Beſitz derſelben durch ein Verbrechen zu ſetzen ſuchten?

Warum ſoll man behaupten, daß Sprenger*) ganz Unrecht habe, wenn er ſagt, die Hexen ſetzten ſich mit den Hebammen ins Einvernehmen, um von ihnen die Leichname neugeborener Kinder zu kaufen, ſo daß dieſe häufig künſtlich den Tod der armen Kleinen herbeiführten, indem ſie ihnen lange Nadeln in das Gehirn ſtießen?! Bekanntlich ſollten, nach dieſem Gewährsmann, dann auch die Gräber von kleinen Kindern geſchändet und ihre Leichname herausgenommen worden ſein, worauf man unter Zuſatz von narkotiſchen und giftigen Kräutern die toten Kinderkörper in einem Keſſel zu Brei gekocht habe.

Wie oftmals mag hier der Arm der Gerechtigkeit neben manchen irrtümlichen Verurteilungen wohl berechtigt gegen ſolch ſchändliches Gebahren eingegriffen haben!

§ 37. — Es iſt hier wohl angebracht, die Geſchichte von Gilles de Laval wiederzugeben, der wegen der tief dunklen

*) Formicarium de maleficiis.

Farbe seines Bartes auch den Namen Blaubart führt. Dieser Bart dürfte einen bläulichen Schimmer gehabt haben, wie es wenigstens nach einem im Louvre befindlichen Gemälde den Anschein hat. Jedenfalls wird wohl allen der Name des Schändlichen aus den vielen schaurigen Märchen der Kinderstube bekannt sein.

Gilles de Laval, Baron von Raiz, war einer der ersten Herren in der Bretagne; er stand mit dem französischen Königshause sowie mit der herzoglichen Familie von Brittannien in einem gewissen Verwandtschaftsgrad. Seine Einkünfte beliefen sich auf 50000 Pfund, welche nach heutigem Gelde immerhin einer Million Mark entsprechen dürften. Da er sich dem kriegerischen Berufe widmete, so konnte de Raiz dem Könige Karl VI, als dieser durch die Engländer und Burgunder hart bedrängt wurde, einen großen Dienst leisten, indem er mit Truppen, welche er aus eigenen Mitteln geworben hatte, ihm zur Hilfe eilte. Der Marschallstab war dann auch seine Belohnung. Von da an begann er jedoch ein Leben von unerhörter Schwelgerei, so daß ihm bald seine Einkünfte nicht mehr ausreichten und er sich zu einer Anleihe zu den höchsten Zinsen verstehen mußte.

Als er dann in die größten finanziellen Schwierigkeiten hineingeraten war, gedachte er wieder sich an Gott zurückzuwenden, der doch sicherlich nicht das Haus derer von Rohan und Laval in Dürftigkeit und Schmach untergehen lassen würde. Um sich nun seiner Gnade teilhaftig zu machen, ließ er eine prächtige Kirche bauen, in deren mit kostbarem Schmuck ausgestatteten Hallen zahlreiche Domherren, angethan mit prächtigem Hermelin, amtieren, und Kirchen-Sänger, ausdrücklich aus Italien berufen, ihre Stimmen erschallen lassen sollten.

Allein der Allmächtige schenkte nicht den hochtrabenden gottlosen Gelöbnissen des Barons Gehör, und so kam es, daß er die ungeheuren Ausgaben für seinen Kirchenbau zum

Fenster hinaus geworfen hatte. Deshalb entschloß sich der Marschall, auf andere Weise zu seinem Ziele zu kommen und es mit dem Widersacher Gottes, dem Teufel, zu versuchen. Da er oft von Leuten gehört hatte, denen die Macht zustände, unterirdische Geister zu beherrschen und alles zu erlangen, was ihnen beliebte, so sandte er sofort nach Deutschland und Italien, wo die Magie in besonderer Blüte stand, Boten aus, um solche Zauberer aufzutreiben. Alle möglichen Gauner, Bauernfänger und Schwindler sollten nur zu bald den Hofstaat des Freiherrn von Gilles de Raiz ausmachen. Hier trugen sich Geistererscheinungen und sonstige Phänomene zu, — Gott weiß, wie — und man verlegte sein Hauptaugenmerk darauf, oft mit den dümmsten Mitteln die Verwandlung der Metalle zu entdecken, um hinter das große Geheimnis zu kommen, Gold machen zu können. Tag und Nacht prasselte daher das Feuer in den kleinen alchimistischen Laboratorien.

Doch schon bemächtigte sich des Barons die Verzweiflung, angesichts der immer noch höchst spärlichen Ergebnisse, welche die Kunst jener Magier zu Tage förderte — da sollte er plötzlich eines Tages mit einem Inder zusammenkommen, für den die Natur offenbar kein Geheimnis mehr zu bewahren schien. Dieser Weise war durch einen Priester der Diözese St. Malo — auch einer seiner Kundschafter — herangezogen worden. Als ein Sohn Hindus gab jener vor, die höchste Weisheit an den hl. Quellen des Euphrats erlangt zu haben und in das Unerklärliche eingedrungen zu sein, und zwar in einem Augenblicke, als er durch eine schreckliche Beschwörung den bekanntlich mit Bewachung des irdischen Paradieses betrauten Seraph zwang, sich seinen leiblichen Augen darzubieten und ihm die Pforten zu jenen Wohnstätten ewiger Glückseligkeit zu öffnen.

Auch durch ein geradezu überwältigendes Aussehen mit dem langen, herabwallenden Bart von tief schwarzer Farbe, dem feurigen, stechenden Blick, der zumal den Orientalen

eigen ist, und der durchdringenden klaren Stimme mußte er auf sein Gegenüber einen unheimlichen, schier übermenschlichen Eindruck hinterlassen. Seine ungezierten, feinen und stets eleganten Manieren verrieten, daß er in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrt hatte, wie er auch stets die Namen hochstehender Persönlichkeiten in seine Unterredungen einzuflechten wußte. Überall schien er zu Hause zu sein. In der Regel hüllte er sich in ein selbstbewußtes Stillschweigen ein, ergriff er aber das Wort, so ging auch sein Mund über von den großartigsten, seltsamsten und schrecklichsten Begebenheiten, die sich dann immer in seiner Gegenwart zugetragen hatten, wennschon manche dieser Ereignisse den frühesten Zeiten angehörten.

Ein solcher Mann war gerade wie geschaffen, um das volle Vertrauen des Barons de Raiz zu genießen. Dieser Orientale nun sollte seine Ansicht dahin aussprechen, daß derjenige, welcher mit dem König der Finsternis in Verkehr zu treten wünsche, mit eigener Hand den Speer in die Brust zahlreicher Menschen zu stoßen hätte und dann seelenruhig dem Todeskampfe der armen Opfer zusehen müßte. Gilles kam mit peinlicher Genauigkeit allen diesen blutigen Vorschriften des Magiers nach, der ihn dann einen großen dunklen Saal betreten ließ, welchen schreckliche Blitze durchzuckten und der von absonderlichem Klagegeschrei widerhallte. Dann aber blieb alles still, und mitten in der Finsternis erschien der Magier; auf Stirne, an den Händen und auf der Brust in einem eigentümlichen phosphoreszierenden Lichte erstrahlend, das auch später noch oft bei dem Indier im dunklen wahrgenommen wurde. Der indische Zauberer meinte, daß so auch Moses dem Volke Israel erschienen sei.

Während er auf diese Weise seine pyrotechnischen Kunststückchen ausführte, wollte er von dem Herrn der Finsternis die Offenbarung erhalten haben, wie er sich in den Besitz aller Reichtümer der Erde setzen könne.

Als der Marschall wieder in sein Schloß zurückgekehrt war, händigte er sofort dem indischen Gaukler bedeutende Summen ein, um diesen in die Lage zu setzen, unverzüglich die weite Reise zu jenen geheimen Höhlen anzutreten, woselbst sich ja die teuflischen Schätze befinden sollten.

Der Zauberer machte sich auch ohne weiteres auf den Weg. Und Gilles de Raiz ließ sich die Zeit bis zu seiner Rückkehr nicht lang werden: er vertiefte sich mehr als bisher in seine schrecklichen blutigen Arbeiten, die ihm nur noch allein Vergnügen verursachen konnten. In die ganze Welt hatte er Mithelfer entsandt, welche ihm Kinder beiderlei Geschlechts zuführten, die er dann mit einem Wohlgefühl, wie solches wohl nicht einmal unter den Verrücktheiten des Marquis von Sade anzutreffen ist, dahinschlachtete; dabei sah er mit Wollust zu, wie sie unter Schmerzen langsam verendeten.

Die Gegend von Tiffanges wurde schließlich ganz verödet, und das Volk erhob sich wie ein Organ gegen den grausamen Marschall. Da er keine Vasallen mehr zur Verfügung hatte, so war er gezwungen gewesen, seine letzten Opfer aus entfernteren Gegenden zu rauben, fünf bis sechs Kinder waren so in Nantes verschwunden. Schließlich sahen sich seine Verwandten, die schon lange über seine Scheußlichkeiten empört waren, dazu gezwungen, da alle ihre Bitten und Vorstellungen, davon abzulassen, erfolglos geblieben waren, ihre Zuflucht zu den weltlichen Gerichtshöfen und zu der Geistlichkeit zu nehmen. Es gelang des Marschalls habhaft zu werden, und man mußte nun in seinem Schlosse Tiffanges die schreckliche Entdeckung machen, daß sich hunderte von halb verbrannten Gebeinen kleiner Kinder in seinen Gewölben vorfanden. Glücklicherweise kam man frühzeitig genug, um die nächsten unglücklichen Opfer, unschuldige Kinder, noch lebend in Freiheit setzen zu können. Allein das Grab schwieg und hüllte in Nacht und Grauen die bisherigen zahllosen Opfer.

Gilles de Laval, der Marschall von Frankreich, erschien am 19. September 1440 vor dem Richterstuhl mit zweitausend Zeugenaussagen belastet. Zu dieser Zeit griff man dann auch den vermeintlichen Indier auf: es war ein Florentiner, namens Prelati. Unter den Händen der Tortur gestanden sowohl er als auch der Marschall.

Darauf verkündete der Bischof von Nantes das Urteil mit folgendem Wortlaut: «Gilles de Laval, genannt de Raiz, ist der Verletzung der kirchlichen Immunität, unreiner Verbrechen, an Kindern beiderlei Geschlechts verübt, der Zeichendeuterei, Teufels- und Dämonen-Beschwörungen, der Zauberei und der Ketzerei schuldig. Er wird daher aus der Kirche exkommuniziert und dem Arm der weltlichen Gerichte überliefert, „mit der Bitte, mild und menschlich mit ihm zu verfahren.“« Der Sire de l'Hospital, Präsident der Bretagne, verurteilte ihn zum Scheiterhaufen. Doch vermochten die Verwandten des Marschalls bei den Richtern zu erlangen, daß er erst erdrosselt würde, bevor er verbrannt werde, eine besondere Milde, die sonst solchen Vagabunden nicht zuteil werden sollte, weshalb man auch 10 Jahre vorher der geheimnisvollen Bäuerin mit Namen Jeanne d'Arc, die an der Seite des Marschalls für die Unabhängigkeit Frankreichs gekämpft hatte. diese Bitte abschlug.

§ 38. — Allein nicht immer sollten diese bösen Zauberer mit Mitteln so einfacher und so wenig — übernatürlicher Art zu Werke gehen. Wer behauptet, daß alle, die der Envoûtements, Ligaturen, Nestelknüpfen und anderer Beherxungen ꝛc. angeklagt wurden, unschuldig gewesen seien, der beweist nur, wie wenig er die menschliche Natur kennt.

Heute — am 17. Januar 1897 — bringen die Blätter Roms folgenden Thatbericht:

„Hermelinde Scaccia, eine anmutige junge Frau von 25 Jahren, war aufgebracht über ihren Gemahl, der bei

Gericht die Scheidung beantragt hatte. Sie wandte sich daher an eine Zauberin, mit Namen Adele Fabi, eine Frau von 47 Jahren aus Ancona, die in Via Santi 4 wohnte. Die Hexe gab Hermelinde ein Päckchen graues Pulver und riet ihr, dasselbe in die Suppe zu mischen, die sie ihrem Gemahl bereite. Die junge Frau kam getreulich den Vorschriften der alten Frau nach, die zuguterletzt für die erste vorzunehmende Beschwörung das Bildnis des Gatten verlangte.

„Unterdessen war etwas von dieser Sache herausgekommen, und ein Schwätzer teilte dies eines Tages seinem Freunde Scaccia mit, welcher sofort seine Frau und die Mithelferin bei der Polizei zur Anzeige brachte.

„Ein Polizei-Kommissar, begleitet von mehreren Schutzleuten, trat unvermutet in die Wohnung der alten Hexe ein, welche in demselben Augenblicke in Gegenwart von Maria Crescentini, einer Freundin Hermelindens, ihrer teuflischen Beschäftigung oblag. Zwischen zwei brennenden Kerzen stand das Bild des p. Scaccia, mit einem roten Bändchen der Breite nach umschnürt; die Photographie war an der Stelle der beiden Augen durchstochen, und zwei Nadeln waren in die Seiten gesteckt.

„Adele schlug unterdessen die Karten und murmelte seltsame Worte zwischen den Lippen, welche die arme anwesende Maria zusammenschaudern ließen.

„Der Eintritt der Schutzleute unterbrach die Verschwörung. Man wickelte alles das, womit die Zauberin ihre Verschwörung verrichtet hatte, in ein Taschentuch und führte die Zauberin vor den Polizei-Präfecten."

Wenn solche Dinge noch heute vorkommen, wie mag es dann erst in der guten alten Zeit gewesen sein?

Man wird mir einwenden, daß das Envoûssüre lediglich Charlatanerie gewesen sei. Doch habe ich schon darauf hingewiesen, daß die jüngsten Studien des Obersten de Rochas statt dessen den Glauben wahrscheinlich gemacht haben, daß

die Sache doch bisweilen sub judice sein könnte. Jedesfalls existiert die Suggestion — vielleicht auch eine Sorte von telepathischer Suggestion, welche die Wissenschaft noch nicht ganz anerkennt, wie aus den §§ 25—29 zu ersehen ist. Es erscheint mir demnach nicht zulässig, daß die Behörden dergleichen zauberische Verrichtungen (selbst für den Fall, daß sie ohne nachteilige Folgen wären) ungesühnt ausüben lassen; sie sind doch gegen das Leben der Bürger gerichtet und nichts mehr und nichts weniger als Mordversuche.

§ 39. — Die Urteilssprüche der Gerichtshöfe gegen die Zauberer waren daher nicht immer so thöricht und ungerecht, wie man allgemein zu glauben geneigt ist. Ungerecht, wenn auch nicht thöricht, waren aber die Prozesse insofern, als sie auf jeden ausgedehnt wurden, der sich in irgend einer Weise mit Magie beschäftigte, auch wenn er kein Uebel anzurichten beabsichtigte. Und daß nicht alle, welche sich mit Magie beschäftigten, dem Irrtum anheim gegeben oder Narren waren, das beweisen nicht nur die Namen hervorragender Männer der Wissenschaft, welche damit in Verbindung stehen, sondern noch mehr die heutigen Gelehrten, die sich dem Studium spiritistischer Phänomene widmen, die ihrem Wesen nach den Beschwörungen, Anrufungen u. s. w. der damaligen Zauberer entsprechen.

§ 40. — Es dürfte sogar vernünftiger Weise erlaubt sein, die Streitfrage anzuregen, ob nicht etwas wahres an dem berühmten Pakt mit dem Teufel sei, der solch einen großen Teil in der christlichen Dämonologie einnimmt. Wohl verstanden, es kommt mir dabei nicht in den Sinn, das Wort „Teufel“ in seiner buchstäblichen Bedeutung anzunehmen. Man ersetzt es auch durch „dasya“ und „sanaca“ der Inder, durch „kueng“ der Chinesen, „kakodaemon“ der Griechen, wie durch „Sylphe“ der Kabbalisten: es wird wohl alles dasselbe sein. Wenn es disinkarnierte Geister giebt und wir mit diesen in Verkehr treten, sowie einen solchen zu

unserm Schutze anrufen können, so ist es augenscheinlich, daß man auch einen mehr oder weniger wirksamen Pakt mit diesen schließen kann. Wenn ein Katholik der Jungfrau Maria ein Gelübde thut, um von ihr eine Gnade zu erlangen, so trifft er auch eine Art Abkommen (einen Pakt) mit ihr, indem er sagt: Ich werde dies für dich thun, wenn du mir dafür etwas anderes zuwenden wirst.

Offen bekenne ich zwar, daß ich einem solchen Pakt mit einem Geiste, der seinen Getreuen Stütze und Beistand zu gewähren verspricht, nur das größte Mißtrauen entgegen bringe. Dennoch würde meine Hypothese die Thatsächlichkeit zahlloser historischer Dokumente gegen sich haben. Ich spreche nicht von dem Beistand, den gute Geister einem Sokrates, einer Jeanne d'Arc und den zahlreichen Heiligen zu Teil werden ließen. Allein ich habe gezeigt, daß bei den Ordalien sich die wunderbarsten Phänomene zutrugen, die eben nicht anders zu erklären sind, als daß man sie dem Eingreifen außermenschlicher Wesen zuschreiben muß. Nunwohl, diese überraschenden Phänomene, welche sich die langen Jahrhunderte hindurch zutrugen, finden wir auch hier zu Gunsten der Zauberer wieder. Schon habe ich des berühmten „Hexenbades" gedacht, das ja besonders in Anwendung stand, um eine vermeintliche Hexe als solche zu entdecken, woher dieses Gottesurteil auch den Namen führte.

Man warf die der Hexerei beschuldigte Person in das Wasser und erklärte sie in dem Falle, daß sie auf dem Wasser schwamm, für schuldig. Doch habe ich auch genugsam darauf hingewiesen, daß hier wohl jeder Betrug für ausgeschlossen erachtet werden müsse. Manche modernen Schriftsteller indessen (natürlich keine solchen, die den Ruf eines ernsthaften und kritischen Historikers genießen) stellten sogar die geistreiche Hypothese auf, die Angeklagten hätten des öfteren, da sie nun einmal vor der Alternative standen, entweder verurteilt zu werden oder elendlich im Wasser zu ertrinken, sich der

Schwimmkunst bedient, wodurch sie sich dann auf der Oberfläche des Wassers zu halten vermochten. Nun wohl, ich habe schon darauf hingewiesen,*) daß **man den Angeschuldigten, ehe er dem „Hexenbade" unterzogen wurde, in einer Weise fesselte, daß er nicht der geringsten Bewegung mehr fähig war. Ein Strick war um den Körper des Delinquenten gebunden, an dem dieser dann bei Zeiten aus dem Wasser gezogen wurde, sobald man sah, daß das Wasser ihn eben nicht trug und er unterzusinken begann.** Die Behauptung, daß der Angeklagte jeden Falles hätte sterben müssen, sei er nun schuldig oder nicht, indem man sein Untergehen im Wasser und Ertrinken auch als ein Gottesurteil angesehen hätte,**) dürfte in Widerspruch stehen mit den Beschreibungen, welche uns die zeitgenössischen Schriftsteller von diesem Gottesurteile gegeben haben und den diesbezüglichen Zeichnungen, die uns aus jener Zeit überkommen sind.***)

So blieben auch viele Zauberer bei der Folter vollständig unverletzt, so daß Boquet†) sagt: „Der Richter soll die Tortur vermeiden — elle ne fait rien sur le sorcier." Doch

---

*) s. Buch 6, 1. Hauptst., § 12, 19, 25, 26 vorl. Geschichte.

**) s. meine Anmerkung auf S. 29 d. Bd. D. Übers.

***) Doch glauben wir immerhin, daß einer solchen auch satyrisch aufzufassenden Behauptung zum mindesten die Wahrheit zu Grunde liegt, daß man sich in jenen Zeiten aus Justizmorden kein Gewissen machte und sicherlich solange den Delinquenten im Wasser ließ, bis er auch wirklich unterſank — in der Regel also, wenn es zu spät war. Es ist ja bekannt, wie genau man es in der mittelalterlichen, rohen Zeit der Kirchenherrschaft mit dem Leben eines Menschen nahm (zumal wenn derselbe als Ketzer oder Zauberer verschrieen war) nur um ja keinen Schuldigen am Leben zu lassen oder vielmehr um seiner Blutgier fröhnen zu können!!! Dazu wurde die Probe auch willkürlich oft umgekehrt angenommen, indem die Sinkenden verurteilt und die Schwimmenden freigesprochen wurden (Schindler, Abergl. d. Mittelalters, S. 233). Der Übers.

†) Instruction pour un juge en fait de sorcellerie.

erklärt er nichts desto weniger, daß es selbstverständlich auch erlaubt sei, davon Gebrauch zu machen.

Nicht werde ich mich nun etwa mit der Unempfindlichkeit befassen, die vielleicht infolge narkotischer Mittel durch Katalepsie ꝛc. entstanden sein kann, sondern ich werde nur auf die Unverwundbarkeit näher eingehen. Der Graf Fürstenberg bewilligte einer Hexe, die Feuerprobe vorzunehmen, derart, daß sie drei Schritte mit einem weißglühenden Eisen in der Hand zurücklege; sie that deren sogar sechs und erbot sich noch weiter zu gehen.*)

Delrio berichtet, daß im Jahre 1599 eine Hexe bei der sogenannten Stiefelfolter vollkommen unversehrt blieb. Dieselbe bestand nämlich darin, daß man dem Delinquenten einen weiten Stiefel von Blech, der bis an das Knie reichte, anzog und dann denselben mit siedendem und brennendem Pech ausfüllte.**)

---

*) Horst, Daemonomagia, II, 21.

[Sprenger erwähnt diese Thatsache auch im Hexenhammer und macht dabei die Bemerkung, daß nur die Unerfahrenheit des jungen Grafen von Fürstenberg in solchen Inquisitionssachen die Feuerprobe zulassen konnte; denn diese sei aus zwei gewichtigen Gründen zu widerraten: 1) weil der Teufel ein starker Kräuterkenner sei und es Kräuter gäbe, die vor dem Feuer schützten; 2) weil der Teufel selbst in der Geschwindigkeit einen anderen Körper zwischen die Hand und das glühende Eisen schieben könne Wir sehen eben hier, zu welch plumper Erklärungsweise sich die Theologie verstanden hat, was sich unter anderem auch aus ihrer traurigen Annahme ergiebt, daß der Teufel und die bösen Geister in einen Menschen „hineinführen." Und das selbst heute noch nach der wissenschaftlichen Anerkennung der Suggestion, die doch, von bösen Wesen ausgehend, vollkommen die Phänomene der Besessenheit erklären dürfte. Dann aber scheint es dem blutgierigen Mönche nicht passen zu wollen, daß sich so leichten Kaufes Hexen (d. h. mediale Personen dem Scheiterhaufen entziehen konnten, und wir behaupten es nochmals, daß der Hexenhammer und das auf ihn begründete Strafverfahren darauf hinzielten, möglichst viele Morde an vermutlichen Hexen, ob schuldig oder nicht, in Szene zu setzen. Der Übersetzer.]

**) Disquisitiones Magic, II, 21.

Cäsarius von Heisterbach berichtet übrigens, daß sich in Besançon zwei Ketzer infolge ihrer Wunder einer großen Anhängerschaft erfreuten. Daher befahl jener Bischof einem in Teufelsbeschwörungen sehr erfahrenen Priester, den Dämon herbeizuzitieren, um in Erfahrung zu bringen, wodurch diesen beiden Ketzern die Macht gegeben sei, nicht im Wasser unterzugehen, noch vom Feuer verzehrt zu werden. So erfuhr man denn, daß dies in dem Chirograph, d. h. in dem handschriftlichen Pakte abgemacht sei, den sie mit dem Teufel eingegangen wären, und welche Urkunde sie in Achselhöhle zwischen Fleisch und Haut trügen. Als man dieses Amulet sodann herausgenommen hatte, konnte man sie lebendig verbrennen.*)

In der Nähe von Regensburg waren verschiedene berüchtigte Hexen als solche erwiesen und daher zum Feuertode verdammt worden. Indes wurde ausdrücklich in dem Richterspruch kundgethan, daß sie ersäuft werden sollten, falls das Feuer sich bei ihnen machtlos erzeige. Allein alles half nichts: man konnte sie weder verbrennen noch ertränken. In dieser schrecklichen Not befahl der Richter der ganzen Gemeinde, drei Tage hindurch zu beten und zu fasten. Da wurde es auf einmal jemand kundgethan, daß sie unterm Arm ein Zaubermittel zwischen Fleisch und Haut eingenäht hätten. Nach Beseitigung dieses Mittels brannten sie aber, wie man's nur wünschen konnte.**)

§ 41. — Als ein anderes Mittel, die Hexen und Zauberer zu erkennen, galt das Teufelsmal — das berühmte stigma diabuli oder sigillum Satanae — da man glaubte, daß der Höllenfürst seinen Dienern bei den Sabbathsgelagen ein Mal aufdrücke und daß dieses dann die Fähigkeit besitze, jenen Körperteil, worauf es sich befinde, gegen jeden Schmerz unempfindlich zu machen. Die Richter ließen daher in jeden

*) Illustr. Mirac., V, 18. — Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, I, 175.

**) Sprenger, Hexenhammer; Horst, Daemonomagia II, 108.

Körperteil der Angeklagten mit Nadeln stechen, um die Stelle des Teufelsmals ausfindig zu machen. Nun ist es doch ganz klar, daß ein Angeklagter, um nicht als schuldig erkannt zu werden, sich an allen Stellen sehr empfindlich zeigte, auch selbst da, wo er es thatsächlich nicht war, so daß sich also wahrlich nur schwer begreifen läßt, wie dieses barbarische Mittel der Inquisition unter Leuten, die nur einen Funken von Intelligenz besaßen, Verbreitung finden konnte.*)

Im Jahre 1589 wurden 40 Personen beiderlei Geschlechts in Frankreich angeklagt, sich eines schimpflichen Umganges mit Dämonen schuldig gemacht zu haben und das Teufelsmal an ihrem Leibe zu tragen. Das Pariser Parlament ließ die Unglücklichen von zwei Ärzten untersuchen, welche zu den besten ihrer Zeit gehörten und einen Bericht darüber abfaßten, der folgenden Wortlaut trug:

„Die aufgeführten Angeklagten wurden von uns in Gegenwart zweier Hofräte einer eingehenden Prüfung unterzogen, indem wir nichts außer Acht ließen, was sich auf ein Malzeichen hätte beziehen können. Nachdem dieselben entkleidet waren, betrachteten wir aufmerksam alle Glieder, wobei wir ihnen an den verschiedensten Stellen Nadelstiche versetzten. Es zeigte sich, daß die Beschuldigten überall sehr empfindlich waren. Als wir sie dann über verschiedene Punkte befragten, wie man es auch bei Wahnsinnigen anstellt, merkten wir, daß wir es mit armen Blödsinnigen zu thun hatten, von denen viele nur durch den Tod Heilung finden können, den sich auch mancher von ihnen herbeiwünschte. Nach unserer Ansicht wäre diesen eher Nieswurz zur Reinigung ihres Blutes zu verordnen, als sie mit Strafen zu belegen."

*) Der Herr Verfasser übersieht aber ganz, daß die Prozedur wohl nur bei verbundenen Augen des Delinquenten vorgenommen wurde. Wenn der Büttel dabei zu gleicher Zeit unvermutet an mehreren Stellen Stiche versetzte, so kann doch von einer Verstellung schlechterdings keine Rede sein! — D. Übers.

Hinsichtlich dieses widersprechenden Arguments vergleiche man auch das Buch von Jules Fontaine: Des marques des sorciers, das im Jahre 1611 zu Lyon erschien. Und noch heute erklären einige Alienisten das stigma diabolicum als „die unempfindliche Stelle bei Nervenkrankheiten."

§ 42. — In jedem Lande wütete der Ausrottungswahn gegen Zauberer und Hexen und erzeugte eine ganz schimpfliche Litteratur:

So sehen wir in Deutschland den Hexenhammer und Nider's Formicarium de maleficiis.

In Frankreich that sich besonders der bekannte Rechtsgelehrte Jean Bodin hervor, dessen Freistaat, wie la Harpe sagte, den Keim zu dem Geiste der Gesetze eines Montesquieu ab. Er veröffentlichte im Jahre 1520 das Werk: De la démonomanie des sorciers, das eine Übersetzung ins Lateinische und in viele anderen Sprachen erlebte.*)

Mit diesem Werke richtete er sich bekanntlich gegen Weyer (Wierus), dessen Bücher er zum Scheiterhaufen verdammte. Boquet schien mit seinem Discours des Sorciers, denen er im Jahre 1601 seine Instruction pour un juge en fait de sorcellerie folgen ließ, Bodin eigentlich noch übertreffen zu wollen. Dieses vorzügliche Buch seiner Zeit ist in 91 Artikel eingeteilt und am meisten unter der Bezeichnung „Hexencodex" bekannt. Von demselben Schlage sind auch die Bücher eines Delancre (Discours de l'inconstance des démons etc.), eines Pierre Le Loyer und des königlichen Rates de la Brosse zu Angers, der im

*) Leider wurde dieses Schandwerk nach unserer heutigen Auffassung durch eine deutsche Übersetzung des auf anderen Gebieten sonst freisinnigen deutschen Dichters Johann Fischhart in unserem Vaterlande bekannt. — Der Originalität halber sei erwähnt, daß dieses Werk, das an Orthodoxie und Teufelsgläubigkeit durchaus nicht hinter dem Hexenhammer zurücksteht, auf den Index kam, weil nämlich Bodin — Hugenot war! Der Übersetzer.

Jahre 1550 geboren wurde und ein Werk unter dem Titel: Discours et histoires des spectres etc. herausgab.

In Spanien machte sich Paul Torero (Grillandus) als Hexenverderber berühmt, dessen Abhandlung De Maleficis vom Jahre 1555 großes Aufsehen erregte. Nicht minder sind auch hier die Werke des Jesuiten Martin Delrio zu erwähnen, wovon wir weiter oben bereits Gebrauch gemacht haben.

In Italien ist außer Rategno noch di Como bekannt geworden, der als Hexenrichter in der Theorie wie in der Praxis das zweifelhafte Verdienst sich zurechnen konnte, die Magie in jeder Weise unterdrückt zu haben.

In England war König Jacob I einer der eifrigsten Hexenverfolger, wie auch sein Werk gegen die Zauberer beweist; seine ganze Regierung zeichnete sich durch die gräulichsten Maßregeln zur Ausrottung der Zauberer und Hexen aus.

§ 43. — Allen Verfolgungen gegen die Zauberei ist es doch nicht gelungen, dieselbe vollständig auszurotten. Die Freiheit der Gedanken, die Wissenschaft und die frische Brise der französischen Revolution legten ihr zwar Fesseln an, indem man in dem Okkultismus und Esoterismus nur einen lächerlichen Wahn sah, die Wahrheit unter mysteriösen Emblemen zu verhüllen, und zwar sobald als man keine Verfolgungen mehr zu befürchten hatte, die Wahrheit zu offenbaren, wie sie sich enthüllt: in nackter Gestalt.

Freilich wäre es bedeutend besser für die christlichen Kirchen gewesen, wenn sie sich nicht von dem selbstsüchtigen Wunsche hätten hinreißen lassen, das Vorrecht der Wunder für sich allein in Anspruch zu nehmen, und deshalb zu so entsetzlichen Gräuelthaten und Verbrechen ihre Zuflucht genommen haben würden. Wären sie doch stets der Worte des Jesuitenpaters Vasquez*) eingedenk gewesen: „Die Bücher über Magie sind notwendig, und die Magier von Gott zugelassen, um die Leichtsinnigen wenigstens durch etwas dem blinden Atheismus zu entreißen."

*) Teil I, Frage II, Art. III; Disc. XX, Kap. IV.

## 4. Hauptstück.

# Die mit der Magie verwandten Wissenschaften.

§ 1. — Mit der Magie eng verwandt waren sozusagen verschiedene Wissenschaften der damaligen Zeit, wie die Astrologie, die Alchimie, die Chiromantie und die Chartomantie, denen ich natürlich hier, da ich eine Geschichte des Spiritismus und nicht etwa eine Geschichte des Okkultismus schreibe, nur wenige Worte widmen kann.

Die Astrologie gehört dem grauen Altertume an, sie wurde besonders von den Chaldäern gepflegt, die vielleicht auch die Erfinder derselben sind. Sie beschäftigt sich mit dem physikalischen, dem physiologischen und psychologischen Studium der Einwirkung der Gestirne und dient besonders zur Enträtselung des Zukünftigen. Auch wurde der Name Astrologie bisweilen nur für Astronomie angewandt, weshalb man jenen Teil der Astrologie, den man heute eigentlich darunter versteht, mit Astrologia judiciaria bezeichnete.

Wenn sich jemand eingehender mit der Astrologie beschäftigen und in Erfahrung bringen möchte, was man unter Konstellation. Aspekten und Himmelshäusern versteht, so möge er einige Monate dazu verwenden, die dicken Bände zu studieren, wie sie von Verfassern wie Diodorus, Siculus, Firmicus ꝛc. bis

auf die heutige Zeit geschrieben wurden. Und alsdann wird er so klug sein wie noch zuvor. Er wird allerdings (wenn auch nur mit Mühe aus dem bunten Durcheinander) herausgefunden haben, daß jeder Tierkreis, jede Konstellation, jeder Planet — ja jeder Stern sogar einen Einfluß auf das menschliche Geschick ausüben soll. Dieser Einfluß jedoch soll dann weiter, je nach der Stellung der Gestirne, Veränderungen unterworfen sein und jedes Gestirn den Einfluß eines andern aufheben oder wenigstens doch verändern. Wenn wir dieses Wirrwarr von gegenteiligen Einflüssen auch annehmen so blieb ferner zu recht bestehen, daß, wenn die Vorhersagung nicht eintraf, der Fehler nicht an der Wissenschaft, sondern an demjenigen zu suchen war, der eben es nicht verstand, richtig die Stellung der Gestirne zu deuten. Anderseits galt der Grundsatz: astra inclinant, non necessitant. Auch rührte ein sehr großer Widerspruch aus den sich gegenseitig widersteitenden Lehren her: wie Ptolomäus nicht die Grundsätze eines Antiochus anerkannte, so ließ auch Apollinaris nicht die von Ptolomäus gelten. Diejenigen nun, die wie Scaligerus und Salmasius sich damit abquälten, eine Einigung zu erstreben und die herrschenden Theorien unter einander in Einklang zu bringen, sollten nur allzubald in ein Labyrinth hineingeraten das heutzutage uns blos ein mitleidiges Lächeln abnötigt.

War dies aber auch anders möglich, wenn man in Erwägung zieht, daß diese Wissenschaft lediglich auf einer Spielerei von Namen beruht. So nahm man an, daß der Mensch, der unter dem Einflusse des Mars geboren würde, kriegerisch veranlagt (also martialischen Charakters) sei; unter dem Einflusse der Venus besonders der Liebe ergeben (also venerischen Charakters); während man unter dem Einflusse des Jupiters (Genitiv: Jovis) munter und heiter (also jovialen Charakters) sein müßte; sowie unter dem Einflusse des Mondes melancholisch, phantastisch (also lunatischen Charakters) sei u. s. w.: so daß mithin in jenen

Ländern, wo die Planeten und Konstellationen eine andere Bezeichnung hatten, auch ihnen ein anderer Einfluß zugeschrieben wurde.

Nach A. Lang*) war auch im alten Mexiko die Astrologie bekannt, allein die Sterne hatten nicht dieselben Namen, weshalb man ihnen auch einen anderen Einfluß zuschrieb, als die Astrologen der alten Welt ihnen beimaßen. Mithin mußten die einen oder die anderen sich stets geirrt haben.

Und kaum ist es zu glauben, welch großer Verbreitung sich diese astrologischen Lehren nicht nur bei den wilden und halbwilden Völkerstämmen erfreuen durften, sondern auch unter den gebildeteren Völkern, und zwar hier nicht nur unter den gewöhnlichen Leuten, sondern vorzugsweise bei den Gelehrten.

Im Altertum sehen wir Lycurg in seiner Gesetzgebung den Lacedämoniern verbieten, eine Schlacht bei abnehmendem Monde zu beginnen, sowie Xenophon sich häufig bei dem berühmten Rückzug der Zehntausend nach der Stellung der Gestirne richten. Die beiden Ärzte Hippokrates und Galenus, welche sich ein so hohes Verdienst um die ärztliche Kunst erworben haben, mußten ebenfalls der Astrologie ihren Tribut zollen. Selbst weise Kaiser wie Augustus, Vespasian und Titus und später Friedrich II, scharfsinnige Politiker, wie ein Richelieu und Mazarin, sowie Schriftsteller, die wahrlich nicht leichtgläubig zu nennen sind, wie ein Lucianus, dann wieder Gelehrte, worunter die Namen eines Albertus Magnus, Marsilius Ficinus, Van Helmont, Kircher und Cornelius Agrippa hervorragen: sie alle lagen eifrig dem Studium der Gestirne ob, um daraus die Zukunft zu enträtseln. Sogar Kepler widmete sich bekanntermaßen der Astrologie.

§ 2. — Zahlreiche astrologische Vorhersagungen sind immerhin der Nachwelt überkommen. So finden wir bei

*) Borderland, Jan.-Heft, 1897.

Suetonius, daß ſich Octavius, als er noch nicht der römiſche Kaiſer Auguſtus war, von dem Chaldäer Theogenes das Horoſkop ſtellen ließ. Dieſer ſoll ſich ihm dann zu Füßen geworfen und ihn als den künftigen Kaiſer geprieſen haben.*) Später wollte daher Auguſtus zur Erinnerung an den glücklichen Einfluß des Tierkreiſes, worunter er geboren war, das Zeichen desſelben auf die Medaillen geſetzt haben, welche während ſeiner Regierung geſchlagen wurden.

Auch ragt unter den zahlreichen Anhängern der Aſtrologie die Geſtalt der Katharina von Medici hervor, welche dem Herzog von Biron ſeinen Tod bei der Belagerung von Epernay vorausſagte. Eine Kanonenkugel ließ in der That die Vorherſagung in Erfüllung gehen.

Der Bruder des Herzogs, welcher denſelben Aſtrologen fragte, deſſen ſich auch Katharina bei ihrer Vorherſagung bedient hatte, erhielt folgende Antwort:

— Er wird unter dem Henkerbeil ſterben.

— Was ſoll das heißen? — rief Biron aus.

— Gnädiger Herr, wenn ich mich beſſer ausdrücken ſoll, ſo muß ich ſagen, daß ihm der Kopf zerriſſen wird.

Der erzürnte Biron ſprang auf den armen Aſtrologen zu, ſchlug derb auf ihn ein und ließ ihn übel zugerichtet auf dem Boden liegen; doch konnte dieſer Gewaltakt es nicht hindern, daß ſich die Prophezeiung wirklich nach ſechs Monaten erfüllte**).

Wennſchon man aber auch die vielen irrtümlichen Vorherſagungen leicht beiſeite zu ſchieben und zu beſtreiten ſuchte, ſo ſind uns dennoch eine nicht geringe Anzahl derſelben aufbewahrt worden.

Im Jahre 1514 wurde Europa durch eine aſtrologiſche Vorherſagung erſchreckt, daß infolge der Konjunktion mehrerer

*) Sueton., August. § 95. — Vergl. Dion Caſſ., LVI, 25.

**) Debay, Histoires des sciences occultes, Kap. VII.

größerer Planeten im Zeichen der Fische, die halbe Welt von einer ungeheueren Überschwemmung heimgesucht werde. Diese schöne Finte, welche Stöffler aufbrachte, wurde sieben Jahre nachher von dem Mathematiker Virdango bestätigt, und — es folgten dann Jahre so trocken und heiß, daß sich die Menschheit vergebens nach Regen sehnte.

Johann Baptista Morin, der in Diensten des Kardinals Mazarin stand und wie alle Astrologen mit dem höchsten Gehalte versehen wurde, sagte mehrmals den Tod des Astronomen Gassendi voraus und selbst den Ludwigs XIII. Cardanus verkündigte dann nach allen Regeln seiner Kunst Eduard VI, König von England, eine mehr als fünfzigjährige Regierungszeit; Eduard VI starb aber leider schon im sechszehnten Lebensjahre.

Diese nämlichen Regeln ließen ihn auch klar darauf schließen, daß er selbst nicht älter als 45 Jahre werden würde Er richtete daher sich mit seinem Erbteil darnach ein, indem er sich um den Rest seiner Lebenszeit nicht viel Sorge machte. Als er nun doch schließlich bekennen mußte, daß er sich bei seinen Berechnungen geirrt hatte, war er gezwungen, dieselben von neuem anzustellen, wobei sich dann ergab, daß sein Alter nicht das 75. Lebensjahr übersteigen würde. Seine Natur war aber hartnäckiger, und auch dieses Mal mußte unser guter Astrologe seinen Irrtum einsehen lernen. Man behauptet, daß er damals, um seinen Ruf wieder herzustellen, sich ruhig dem Hungerstode ergeben habe (da er ja behauptete, daß seine Kunst niemals trüge, und der Fehler nur ihm selbst beizumessen sei).

Ein anderer Astrologe stellte sich dem Herzog von Mailand, Johann Galeazzo, in den Weg mit den Worten:

— Durchlauchtigster Herr, lassen Sie alle irdischen Geschäfte beiseite, da Ihnen nur noch eine kurze Lebensfrist zugemessen ist.

— Und woher weißt Du das? — fragte ihn der Herzog.

— Ich habe es in den Sternen gelesen, mit Hülfe meiner astrologischen Kunst.

— Und wie lange hast Du noch zu leben?

— O mein Planet bescheidet mir noch viele, viele Jahre.

— Nun wohl, so wirst Du sehen — erwiderte der Herzog — daß Du Dich nicht allzusehr auf Deinen Planeten verlassen kannst! —

Mit diesen Worten übergab er den armen Sternendeuter seinem Gefolge zur Hinrichtung.

Voltaire erzählt, daß in seiner Jugend zwei berühmte astrologische Kapazitäten, der Graf Boulainvilliers und der Italiener Colonna, ihm ein und dieselbe Prophezeiung gemacht hätten, daß er nämlich in seinem 32. Lebensjahre sterben würde. »J'ai eu — schreibt aber nun Voltaire 1757, also in seinem 63. Lebensjahre — la malice de les tromper déjà de près de trente années, de quoi je leur demande humblement pardon.« Und der berühmte Dichter sollte sie noch mehr als 20 Jahre an der Nase herumführen.

Aber am unbarmherzigsten spielte doch das Schicksal den Astrologen bei der schönen Geschichte mit, welche der Mönch Paul Sarpi in Szene setzte. Der Großfürst von Toscana ließ auf sein Anraten die Geburt eines Knäbleins verkünden und die bedeutendsten Astrologen auffordern, ihm das Horoskop zu stellen. Alle Sternedeuter machten sich auch natürlich an's Werk, um in den Sternen das zu lesen, was ihnen am vorteilhaftesten für den fürstlichen Abkommen erschien: Ruhm, Reichtum, Macht. Allein wie sollten sie beschämt werden, als Paul Sarpi ihnen dann offen kundgab, daß dem Herzoge ein uneheliches Kind geboren worden sei! *)

*) Der ebenfalls eifrig der Astrologie obliegende Melanchthon stellte bei der Geburt eines Kindchens von Luther diesem das Horoskop, und als er dem glücklichen Vater für dasselbe großen Ruhm als einstigem

§ 3. — Wie man also leicht sehen kann, hat die Astrologie weder mit dem Psychismus, noch mit dem Spiritismus etwas gemein. Die psychologische Erklärung der Wahrsagung würde die sein, daß die menschliche Seele unter gewissen Bedingungen eine solche Erleuchtung gewinnen kann, daß sie die Zukunft zu lesen vermag. Nach der spiritistischen Erklärung würde uns die Zukunft von unsichtbaren Wesen offenbart, um jene kennen zu lernen. Allein die Astrologie kann auch von einem Materialisten zugestanden werden. Wenn man annimmt, daß die Gestirne auf die Menschen einen verschiedenen Einfluß ausüben können, gleichwie der Mond eine Einwirkung hat auf Ebbe und Flut und vielleicht auch auf einige physiologische Funktionen von uns, so würde denn der Astrologe jene Einwirkungen der Gestirne zu studieren suchen, die sie auf dies und das Ereignis ausüben könnten. Insofern hat also die Astrologie nichts mit den Geistern zu thun und noch weniger mithin mit dem Spiritualismus. Die Astrologie mit dem Spiritismus in Einklang bringen zu wollen, ist folglich

---

bedeutenden Feldherrn vorausgesagt hatte, mußte er leider hören, daß es ein Mädchen war. — Bekannt ist auch das jüngste Fiasko des okkultistischen Schriftstellers Kiesewetter mit seinem berühmten Horoskop .... Der Katholik Cario sagte aus Gestirnstellungen die Verbrennung Luthers voraus, und so bequem es immerhin sein mochte, etwas auf Jahre hinaus zu prophezeien, die kein Zeitgenosse erleben konnte, hatte doch Cario mit seiner Ankündigung von weltbewegenden Ereignissen für das Jahr 1789 entschieden Recht gehabt. Daß sich, nebenbei bemerkt, die Bibel der Astrologie gegenüber feindlich verhält, dürfte aus Stellen, wie Jes. 47, V. 13. Jerem. 10, V. 2 und Hiob 5, V. 13, zur Genüge hervorgehen. Die letztere: „Den Rat der Astrologen vereitelt er", hat aber Luther als eifriger Anhänger der Astrologie wohlweislich mit »der Verkehrten Rat vereitelt er« übersetzt. Die meisten Astrologen hielten übrigens, wie der bekannte Charles Fourier und der Verfasser der 1796 erscheinenden „Philosophie des Nikolaus" die Sterne für lebende Wesen, woraus sich ja ihr Einfluß auf die Menschheit und die Wahrheit der Astrologie als selbstverständlich ergeben müßte!!! Der Übersetzer.

noch viel weniger schicklich und richtig, als eine Verwechselung derselben mit der Astronomie. Höchstens könnte sich ein Anhänger des Psychismus zu der Annahme versteigen, daß auch die Psyche eines Astrologen wahrsagerische Fähigkeiten erlangen könne und diese vielleicht durch die Prüfung der Gestirne erregt würden. Kein Spiritist wird wohl leugnen, daß die unsichtbaren Intelligenzen die Kenntnis der Zukunft zu inspirieren vermögen, auch selbst demjenigen, der sie dort oben aus dem gestirnten Himmel zu entnehmen sucht. Auch sei hier noch daran erinnert, was uns Peter von Abanus erzählt. Jener Verfasser einer Abhandlung über die Astrologie las nämlich eines Tages in irgend einem Buche des Sarazenen Albumazar, daß derjenige, welcher in dem Augenblicke, in dem der Mond mit dem Jupiter im Kopfe des Drachen in Konjunktion steht, sich in einem heißen Gebete an Gott wenden würde, alles erfüllt bekäme, was sich sein Herz auch nur wünsche. Peter benutzte denn auch diesen günstigen Augenblick dazu, um den Höchsten zu bitten, ihm die Zukunft zu enthüllen.

Sofort nahm er wahr, wie sein Gehirn in eine ungewohnte Schwingung versetzt ward, die seinen Verstand auf einmal erleuchtete, und ihm Geheimnisse der Zukunft kundgegeben wurden. Peter von Abanus war vielleicht in gutem Glauben ein Opfer der Suggestion seiner eigenen Gedanken geworden; allein mancher mag auch zu der Annahme geneigt sein — ich wüßte zwar nicht zu welchem Zwecke — daß es einem Geiste beliebt habe, den Astrologen bei dieser Gelegenheit so zu beeinflussen, daß derselbe des Glaubens sein mußte, die von Albumazar erwähnte Erscheinung sei wirklich eingetreten.

§ 4. — Allein noch viel weniger mit dem Spiritismus hat die Alchimie etwas zu thun. Es ist dies ein chemisches System, das, mit den seltsamsten hermetischen Formen versehen, eins der schönsten Ornamente des antiken und modernen

Okkultismus ausmacht. Die Suche nach dem Stein der Weisen oder auch nach einer Substanz, womit man unedle Metalle in Gold verwandeln könne, ist eine rein chemische Frage, weshalb ich auch zum weiteren Studium auf das Buch Figuier's: L'Alchimie et les Alchimistes, wo sich auch die Glorienthaten eines Flamel, Basilius Valentinus, eines Raimund Lullo ꝛc. vorfinden, verweisen möchte.

Allerdings beschäftigten sich viele Alchimisten auch mit dem Zitieren von Geistern; indes nur um diese dienstbar zu machen, damit sie ihnen bei ihren Forschungen behülflich wären, wie man ebenso die Geister um Rat anging, bevor man eine Schlacht begann oder beim Spiel auf's Loos setzte, ohne daß dadurch die kriegerische Kunst oder das Laster des Spiels auch nur im geringsten etwas mit dem Übernatürlichen zu thun hat.

Aus demselben Grunde werde ich mich auch hier nicht darauf einlassen, von den berühmten Philtern*) zu sprechen, die den Zweck hatten, Liebe zu spenden oder zu nehmen, Jugend wieder herzustellen oder gegen physischen Schmerz unempfindlich zu machen. In vielen Fällen mochten sie Aphrodisiaka oder Anaphrodisiaka, anästhetische Mittel u. s. w. sein, meist aber auch einfach durch die Suggestion wirken.

§ 5. — Die Chiromantie, d. i. bekanntermaßen die Kunst, die Zukunft vermittelst Studiums der Hände zu erfahren — kann als Beobachtungsstudium keinen Anspruch auf großen Wert erheben, da ja selbst solche Wissenschaften, welche die wichtigsten Teile des Körpers einem Studium unterziehen, wie die Phrenologie, die Physiognomik u. s. w. wohl einige Anzeichen hinsichtlich der Veranlagung, der Instinkte und Fähigkeiten einer Person geben, aber doch wahrlich uns nur mit sehr ungenügenden Mitteln an Hand gehen, daraus die Zukunft zu enträtseln. Es will uns auch nicht einmal

*) *Τὸ φίλτρον*, Der Liebestrank (Liebeszauber). Der Übers.

gelingen, in einigermaßen bestimmter Form das Schicksal von Leuten voraussehen zu können, welche wir genau kennen. Stellen wir uns nunmehr vor, wie wenig die Linien einer Handfläche, die uns eine unbekannte Person darbietet, Veranlassung geben werden, auf deren Zukunft zu schließen: ob sie bei der Angebeteten ihres Herzens Erhörung finden oder dereinst bei einem Schiffbruche umkommen wird!

Doch mag immerhin die Beobachtung einer Hand als ein Mittel dienen, um jemand in einen wahrsagenden Zustand zu versetzen, wie wir es bei jenem kaffrischen Zauberer gesehen haben, der auf der Erde ein Beutelchen mit Glas-, Eisen- und Fayencestückchen, Knöchelchen und Steinchen entleerte, durch deren festes Anstarren er in den Hellseherzustand geriet.*)

§ 6. — Eng verwandt dürfte insofern mit der Chiromantie die Chartomantie sein; denn auf diese Weise würde sich leicht eine Erklärung für das Lesen der Zukunft aus den Spielkarten ergeben, wobei wir natürlich von den zahlreichen Betrügereien, die dies Gewerbe von jeher mit sich gebracht hat, absehen müssen. Die Annahme dieser Hypothese (des Hellsehens also) würde natürlicher und mehr mit der Beobachtung anderer psychologischer Phänomene in Einklang zu bringen sein, als wenn wir annehmen wollten, ein Geist bediene sich der Hände desjenigen, der die Karten mischt, und leite sie derart, daß sie nachher bei dem Auflegen in der von ihm beabsichtigten Weise und zu der betreffenden Prophezeiung passend fallen.**)

---

*) ſ. Band I, S 38 vorl. Werkes.

**) Doch dürfte immerhin bei der geheimen Beziehung, welche zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos obwaltet (die schlechterdings wohl auch nicht mehr von der Wissenschaft zu leugnen ist) und unter dem Gesichtspunkte, daß in dieser (Gottes) Welt alles mit einander in Einklang und Harmonie steht, auch die mystische Erklärung der Mantien ein bedeutendes für sich haben: daß nämlich hier die Karten so fallen,

Zu beachten ist auch noch, daß die heutigen Pariser Okkultisten die größte Geringschätzung der Chartomantie zu teil werden lassen, aber dabei alle ihre gewichtigen Studien über die Wahrsagung vermittelst der Tarokkarten ausnehmen, worüber Eliphas Levi, Papus, Macgregor Mathers und andere gewichtige dicke Bände schrieben, um uns, die wir nicht der höheren Einweihung würdig sind, die tiefsinnigen Embleme, welche unter den Bildern des Narren, des Teufels oder dem Turm Gottes verborgen sind, darin zu enthüllen.

---

wie die Verkettung von Umständen das Schicksal der betreffenden Person gestaltet, mithin gleichsam eine Projektion der Zukunft auf die Gegenwart darbieten. Da eben überall Ursache und Wirkung in die Erscheinung treten, so dürften sich dieselben bei den Mantien, sozusagen in verjüngtem Maßstabe darin widerspiegelnd, auch auf das unbedeutendste erstrecken. Damit wäre aber die Astrologie ihres unwissenschaftlichen und nicht selten unsinnigen Schleiers (daß z. B. sich nach einem Stern das ganze Leben eines Menschen richte) entkleidet und die vielen Punktier-, Kartenlege- und Handlesebücher mit ihren Kollegen, den Traumdeutungsheftchen, würden sich als eitel Makulatur erweisen. Die Thatsachen existieren und sind auch hier ebenso wenig zu leugnen, wie sehr man auch noch in ihrer Erklärung irren mag. Und das gilt namentlich von der Chartomantie, Bibliomantie und Oneiromantie, worin auch wir über ziemliche Erfahrung verfügen und die eingehendsten Studien gemacht haben, die uns bei exakt wissenschaftlich angestellten Experimenten sehr für den echt divinatorischen Charakter dieser Mantien bestimmen mußten (siehe u. a. Band I vorl. Werkes S. 362; „Zeitschrift für Spiritismus“ Nr. 27 u. 28, 1897).

Der Übers.

## 5. Hauptstück.

# Jeanne d'Arc.

§ 1. — Die Lebensbeschreibung der Jeanne d'Arc bietet zwar keine besonderen spiritistischen Phänomene dar; doch mag sie immer in Hinsicht der historischen Wichtigkeit ihrer Person als ein durchaus nicht gering anzuschlagender Markstein in der Geschichte des Spiritismus anzusehen sein. Deshalb vermag ich mich in der That nicht genug darüber zu verwundern, daß die Spiritisten sich's nie haben angelegen sein lassen, ernsthaft und eingehend dem Studium jenes historischen Phänomens obzuliegen; denn für ernste kritische Studien kann man doch eben gewisse lyrische und mystische Werke nicht ansehen, Werke, denen zum großen Teil der Mißkredit des Spiritismus zu verdanken ist.*)

§ 2. — Um das Befreiungswerk der Jungfrau von Orleans in seiner ganzen Größe gebührend zu schätzen, muß man genau die damalige Lage Frankreichs in Betracht ziehen, aus der es nur noch ein Wunder zu erretten vermochte. Niemals hatte sich die grande nation in einer ähnlichen

*) Man vergl. besonders Les Messies Esséniens, womit Girard und Garredi uns die Jungfrau von Orleans als den von Christus verhießenen Tröster hinstellen, als den neuen Messias.

Bedrängnis befunden. Die Krone Frankreichs schien für immer auf das Haupt der Lancaster's übergegangen zu sein. Der Herzog von Burgund war mit Isabelle, der unmenschlichen Mutter des Dauphin, einig geworden, daß sie die Oberherrschaft der englischen Könige anerkannte. Niederlage auf Niederlage häufte sich; Karl VII war nur noch Herr von wenigen Schlössern, so daß er den Spottnamen erhielt: Le roi de Bourges. Paris hatte freiwillig den Nacken der Fremdherrschaft gebeugt. Orleans, die letzte Feste im Centrum und Süden Frankreichs, war bereits seit Monden der Belagerung ausgesetzt. Hülfstruppen waren zu Rouvray vollkommen geschlagen, und der heldenmütige Widerstand der Bewohner Orleans schwand bereits immer mehr. „Alle Vorzeichen für den Untergang der Nationen," schreibt Henry Martin, „schienen tausendfach das drohende Ende Frankreichs zu verkünden, dessen politische wie soziale Streitmächte erschöpft waren." Und Quicherat äußert sich: „Karl VII hoffte nichts mehr. Er glaubte in allem, was sich ihm zutrug, die augenscheinlichsten Beweise dafür zu ersehen, daß die Vorsehung es einmal beschlossen habe, ihm das Reich zu nehmen; von Tag zu Tag wartete er auf den Augenblick, da er auch das kleine Gebiet, das er noch sein nennen konnte, abtreten müßte."

§ 3. — In dieser äußersten Bedrängnis trat nun Johanna von Arc auf. Nach ihrer eigenen Aussage*) zählte sie erst 13 Jahre, als sie zum ersten Male die übernatürliche Stimme vernahm, die sich dann im ganzen Verlauf ihres weiteren Daseins in ihrem Ohre vernehmen ließ. Ein Brief, den der Landvogt von Berry an den Herzog von Mailand**) schrieb,

*) Prozeß der Jeanne d'Arc, Band I, S. 52. Die Ausgabe der beiden Prozesse der Jeanne d'Arc, welche häufig von mir in diesem Hauptstück angeführt wird, ist stets jene lateinisch geschriebene Quicherat's (Paris, 5 Bände, 1841 49).

**) Prozeß, Band V, S. 117.

zu einer Zeit, als sich Johanna noch im Leben befand, berichtet uns, daß das Hirtenkind von Domremy eines Tages mit mehreren ihrer Altersgenossen auf einer Wiese spielte und herumsprang. Bei jedem Wettlaufen war sie den anderen voraus, die verwundert glaubten, sie fliegen zu sehen und dies auch ihr gegenüber äußerten. Endlich hielt sie „im Entzückungszustande und ganz außer sich“ inne, um Atem zu schöpfen, und in jenem nämlichen Augenblicke vernahm sie eine Stimme, die ihr sagte, daß sie nach Hause gehen sollte, da die Mutter ihrer bedürfe. Dies war aber nur eine Ausrede, um sie von den Kindern zu entfernen. Sobald sie sich dann in dem Garten allein bei ihrem Vater befand, vernahm sie wieder jene geheimnisvolle Stimme, die ihr aus der zur Rechten gelegenen Dorfkirche herzurühren schien. Die Stimme that ihr nun kund, daß sie von Gott auserlesen sei, Frankreich zu erretten. Das Protokoll ihres Prozesses giebt noch an, daß es zur Sommerszeit und zwar um die Mittagsstunde gewesen sei.

Man wollte diese ersten Erscheinungen Johannas einem tiefen Eindrucke zuschreiben, den sie durch die verschiedentlichen Gerüchte erhalten habe, welche über den Krieg mit England, sowie auch betreffs der inneren Kämpfe, die Frankreich vollends zu zerstören drohten, im Umlauf waren. Johanna hörte bisweilen davon, wenn die Jünglinge des Dorfes, mit Blut befleckt und verwundet, aus den Kämpfen gegen die Männer des Nachbardorfes Maxey zurückkehrten, welche auf Seiten der Burgunder standen, während die von Domremy der Partei von Armagnac folgten.*)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die kleine Johanna sich über solches Trübsal tief in ihrem Herzen grämte. Allein man sieht doch, daß diese Sorgen nicht allzusehr das jugendliche Gemüt im Augenblick ihrer ersten Vision zu beunruhigen schienen. Sie war sorglos mit ihren Freundinnen im Spielen

*) Prozeß, Band I, S. 66.

begriffen, und das Gesicht trug sich nicht etwa während der bangen Nacht zu, sondern um die helle Mittagsstunde, nicht etwa in der Einsamkeit ihrer Kammer oder in der Kirche, sondern auf freiem Felde.

Diese Stimme ließ sich fortan immer hören, wie Johanna sagte, sodaß diese, abgesehen von ihrem gewöhnlichen Thun und Treiben, keinen Schritt mehr unternahm, ohne den Rat derselben erst eingeholt zu haben, wobei sie jene häufig selbst anrief. Meistens aber stellte sich die Stimme auch von selbst ganz unvermittelt, ja sogar oft mehrmals am Tage ein.*)

Am häufigsten vernahm sie dieselbe, wenn von weither die Glocken ertönten**) oder wenn sie sich in einem Walde befand***): die Verwirrung, die sich ihrer bisweilen bemächtigte, benahm ihr dann das Hören der geheimnisvollen Laute†). Gerade so wie diejenige des Dämon bei Sokrates und zum Unterschiede von anderen Stimmen, die sich bei gewissen Medien äußern wurden diese Laute von ihr allein gehört: mithin also ein Suggestiv-Phänomen. Die Erscheinung ihrer Mediumschaft war nicht nur auf das Gehör beschränkt, sondern betraf auch den Gesichtssinn. Sehr selten hörte sie die Stimme, ohne daß sich ihr ein Glanz gezeigt hätte, von dem die Worte herzukommen schienen;††) bisweilen zeigten sich ihr Engel und Heilige — besonders waren es die Erzengel Michael und Gabriel und die Heiligen Katharina und Margaretha. „Ich sehe sie mit meinen körperlichen Augen," erklärte sie ihren Richtern gegenüber, „so gut, wie ich Euch vor mir sehe."†††) An anderer Stelle heißt es

*) Prozeß, Band I, S. 61, 62, 88, 127.
**) Ebendaselbst, Band I, S. 480—481.
***) Ebendaselbst, Band I, S. 52.
†) Ebendaselbst, Band I, S. 71 u. 153.
††) Ebendaselbst, Band I, S. 52, 64, 75, 153.
†††) Ebendaselbst, Band I, S. 73.

dann, daß dieses Gesicht sie mit einem unbeschreibbaren Wonnegefühl erfüllte, so daß sie tief betrübt war, wenn die Engel sich wieder entfernten, und es ihr am liebsten gewesen wäre, wenn dieselben sie mitgenommen hätten.*) Da nun trotzdem bei ihrem Verhöre die Richter, um festzustellen, ob irgend welche Beziehung zwischen den von Johanna wahrgenommenen Erscheinungen und den Gemälden und Statuen der Kirche obwalte, an dieselbe die Frage richteten, ob hinsichtlich der Bekleidung und dem äußeren Ansehen die von ihr wahrgenommenen Gestalten auch wirklich himmlischen Wesen glichen, verweigerte Johanna auf solche hinterlistigen Fragen klüglicher Weise die Antwort. Nur entschlüpfte ihr die Bemerkung, daß die St. Katharina und St. Margaretha auf ihrem Haupte kostbare Kronen trügen. Nun fragte man sie, ob St. Michael denn bekleidet gewesen wäre, worauf Johanna entgegnete: „Glaubt Ihr vielleicht, daß Gott ihn nicht mit Kleidern versehen könne?" Auf die weitere Frage, ob der Erzengel auch lange Haare trüge**), erwiderte sie: „O, warum sollte man sie ihm geschnitten haben?" Johanna gab zu, daß sie Gabriel in Gemeinschaft von Millionen von Engeln gesehen habe, noch hinzufügend, daß solche Erscheinungen bei ihr wohl in sehr kleinen Dimensionen, aber in großer Menge vorgekommen seien.***). Die Frage, ob St. Michael Ringe an den Fingern trüge, entgegnete sie mit den Worten: „Was die Ringe anbetrifft, so habt Ihr mir einen davon genommen: Gebt ihn mir wieder!" Allerdings hielt sie einen Ring, der an sich keinen besonderen Wert hatte, ganz besonders als einen Talisman hoch oder verehrte ihn, besser gesagt, wie eine Reliquie, da sie glaubte, daß derselbe von der hl. Katharina während einer ihrer Verzückungszustände berührt worden wäre.†) Auch mit dem Gefühls- und dem Geruchssinn vermochte sie,

*) Prozeß, Band I, S. 89 und 73.
** Ebendaselbst, Band I, S. 89 u. 171.
***) Ebendaselbst, Band I, S. 481 und 478.
†) Ebendaselbst, Band I, S. 185.

sich der Wirklichkeit jener Wesen zu versichern, die ihr erschienen. Sie glaubte, daß sie die Heiligen umarmt und während dessen einen entzückenden Wohlgeruch empfunden habe.*)

Betreffs ihres gerichtlichen Verhörs verdienen immerhin die Worte angeführt zu werden, welche Henry Martin diesem Gegenstande gewidmet hat: „Ein wahrlich seltsames Schauspiel bieten die Theologen und diejenigen dar, welche sich abmühten, das Fundament ihrer Lehre und das religiöse Prinzip des Mittelalters im allgemeinen, nämlich den Glauben an Geister zu untergraben; sie bezweifelten hartnäckig das Erscheinen von Engeln, doch glaubten sie steif und fest daran, daß sich der Teufel zu zeigen vermöge.“**) Es ist eben dies dasselbe rühmliche Verfahren der heutigen christlichen Theologen, welches den Spiritisten gegenüber eingeschlagen wird.

§ 4. — Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß kein Spiritist heuzutage wirklich die Erscheinungen der Jungfrau von Orleans für die der Erzengel Michael und Gabriel oder gar für die beiden Heiligen Katharina und Margaretha halten wird, die vermutlich wohl keinen Grund haben durften, gegen die Burgunder-Partei aufgebracht zu sein und für diejenige von Armagnac Stellung zu nehmen. Wenn es wirklich Geister waren, welche jene Jeanne d'Arc zu hören und zu sehen befähigt war, so dürfte wohl die Annahme berechtigt sein, daß man es mit Personen zu thun hatte, die von Vaterlandsliebe in den Kampf getrieben und in der Sehnsucht nach Befreiung ihren Tod gefunden.***)

*) Prozeß, Band I, S. 186.

**) Hist. de France, Band V, S. 137.

***) Es handelt sich hierbei also um einen mit in den Tod genommenen Monoïdeismus (du Prel), eine lebhafte Autosuggestion, welche das transzendentale Subjekt antreibt und befähigt, den im Leben unerfüllt gebliebenen Wunsch, bezw. ein Vorhaben (woran der plötzliche Tod die irdische Existenz gehindert hatte) noch post mortem durch andere, vermittelnde lebende Personen (Medien genannt) ausführen zu können.
Der Übers.

Solche Geister vermochten sich hier gewiß nicht unter dem Deckmantel einer Minerva oder eines Apollo einzustellen wie seiner Zeit bei Kaiser Julian. Auch mußten sie Gründe dafür haben, sich nicht als die verstorbene Seele eines Hauptmanns X. oder Sergeanten Y. darzubieten. Wenn sie Gehör finden wollten bei dem frommen Mädchen von Domremy und dann durch ihre Vermittelung überhaupt bei ihren Landsleuten, so mußten sie notgedrungen ihre Zuflucht dazu nehmen, sich als Abgesandte des Himmels zu offenbaren. Wer etwas hierüber nachdenkt, wird wohl einsehen, daß es jenen Geistern durchaus nicht möglich war, um wirklich zu ihrem Ziele zu gelangen, in einer anderen Weise sich bemerkbar zu machen.

§ 5. — Johanna nahm ihre ersten Offenbarungen nur mit Mißtrauen auf, ja sogar mit großer Angst und Besorgnis. Da sie sich indes immer wiederholten, so unterwarf sie sich schließlich denselben geduldig. Auch hielt sie nicht damit bei den Landleuten ihres Ortes zurück, und als so der Herzog von Lothringen von ihr reden gehört hatte, ließ er sie zu sich kommen und befragte sie, da er krank war, betreffs seiner Krankheit.

Das Mädchen mochte 16 Jahre zählen, als ihm der Erzengel Michael offenbarte, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, seine Mission zu beginnen, worüber es sodann von ihm Anweisung erhielt. Ich werde hier nicht auf die Einzelheiten eingehen, in welcher Weise es der Jungfrau gelang, sich dem Hauptmann Beaudricourt, Gouverneur von Vaucouleurs, vorzustellen, welcher sie zwar als eine Schwärmerin aufnahm, ihr dann aber auf den ausdrücklichen Befehl des Königs nachgeben mußte. Die Geliebte Karls VII, Agnes Sorelle, hatte nach vielem Kummer und Leid den Befehl, die gottbegeisterte Jungfrau nach Chinon, wo sich der Hof befand, kommen zu lassen, geradezu erpreßt. Auch werde ich mich nicht darauf einlassen, da es ja allgemein bekannt sein dürfte, wie die Bevölkerung von Vaucouleurs sich

sich der Wirklichkeit jener Wesen zu versichern, die ihr erschienen. Sie glaubte, daß sie die Heiligen umarmt und während dessen einen entzückenden Wohlgeruch empfunden habe.*)

Betreffs ihres gerichtlichen Verhörs verdienen immerhin die Worte angeführt zu werden, welche Henry Martin diesem Gegenstande gewidmet hat: „Ein wahrlich seltsames Schauspiel bieten die Theologen und diejenigen dar, welche sich abmühten, das Fundament ihrer Lehre und das religiöse Prinzip des Mittelalters im allgemeinen, nämlich den Glauben an Geister zu untergraben; sie bezweifelten hartnäckig das Erscheinen von Engeln, doch glaubten sie steif und fest daran, daß sich der Teufel zu zeigen vermöge.“**) Es ist eben dasselbe rühmliche Verfahren der heutigen christlichen Theologen, welches den Spiritisten gegenüber eingeschlagen wird.

§ 4. — Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß kein Spiritist heuzutage wirklich die Erscheinung der Jungfrau von Orleans für die der Erzengel Michael und Gabriel oder gar für die beiden Heiligen Katharina und Margaretha halten wird, die vermutlich wohl keinen Namen haben durften, gegen die Burgunder-Partei aufgeboten sein und für diejenige von Armagnac Stellung zu nehmen. Wenn es wirklich Geister waren, welche jene Jeanne d'Arc zu hören und zu sehen befähigt war, so dürfte wohl die Annahme berechtigt sein, daß man es mit Personen zu tun hatte, die von Vaterlandsliebe in den Kampf getrieben, in der Sehnsucht nach Befreiung ihren Tod gefunden

*) Prozeß, Band I, S. 186.

**) Hist. de France, Band V, S. 137.

***) Es handelt sich hierbei also [illegible] mit in den Tod Monoïdeismus (du Prel), eine le[illegible]utosuggestion, wel[illegible] zendentale Subjekt antreibt und [illegible], den im Leben bliebenen Wunsch, bezw. ein [illegible] irdische Existenz gehindert [illegible] mittelnde lebende Per[illegible]

Solche Geister vermochten sich hier gewiß nicht unter dem Deckmantel einer Minerva oder eines Apollo einzustellen wie einer Zeit bei Kaiser Julian. Auch mußten sie Gründe dafür ben, sich nicht als die verstorbene Seele eines Hauptmanns X. r Sergeanten Y. darzubieten. Wenn sie Gehör finden wollten dem frommen Mädchen von Domremy und dann durch Vermittelung überhaupt bei ihren Landsleuten, so mußten otgedrungen ihre Zuflucht dazu nehmen, sich als Ab- te des Himmels zu offenbaren. Wer etwas hierüber nach- wird wohl einsehen, daß es jenen Geistern durchaus öglich war, um wirklich zu ihrem Ziele zu gelangen, r anderen Weise sich bemerkbar zu machen.

— Johanna nahm ihre ersten Offenbarungen nur nen auf, ja sogar mit großer Angst und Besorgnis, ch indes immer wiederholten, so unterwarf sie sich denselben geduldig. Auch hielt sie nicht damit bei nen ihres Ortes zurück, und als so der Herzog gen von ihr reden gehört hatte, ließ er sie zu sich befragte sie, da er krank war, betreffs seiner

dchen mochte 16 Jahre zählen, als ihm der Erz- offenbarte, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, zu beginnen, worüber es sodann von ihm An- Ich werde hier nicht auf die Einzelheiten cher Weise es der Jungfrau gelang, sich dem ndricourt, Gouverneur von Vaucouleurs, vor- r sie zwar als eine Schwärmerin, aber auf den ausdrücklichen Be[illegible] nahm. Die Geliebte Karls VII. [illegible] Kummer und Leid ben[illegible] nach Chinon, [illegible] gerade [illegible] einlassen, da [illegible] Bevölkerung [illegible]

enthusiastisch der Seherin gegenüber verhielt und ihr sogar die militärische Ausrüstung und das Streitroß spendete; wie Johanna dann in rauhes Erz die Glieder schnürte und mit Stahl bedeckte ihre zarte Brust.

Am 24. Februar 1429, vier Tage nach ihrer Ankunft in Chinon, wurde der Jungfrau gewährt, sich Karl VII vorzustellen, den sie sogleich in der Mitte einer großen Menge von Hofleuten, unter die er sich absichtlich gemischt hatte herausfand. „Ich bin nicht der König," sagte Karl, um die Erleuchtung der Seherin auf die Probe zu stellen, und verwies dabei auf Gilles de Raiz, den berüchtigten Blaubart, der ihm zur Seite stand. Allein Johanna erwiderte in vollständiger Sicherheit: „Mon Dieu, c'est vous et non aultre. Gentile Dauphin, j'ai nom Johanne la Pulcelle, et vous mande le Roy des cieux." Und nun brachte sie ihm die Mission vor, womit sie der Allmächtige betraut hatte.

Der König ließ sich abseits mit ihr in ein kurzes Gespräch ein, worauf er sich dann, erfreut und ganz begeistert, an seine Hofleute wandte, ihnen erklärend, daß er von der Jungfrau ein Zeichen erhalten habe, worin er deutlich ihre himmliche Sendung ersehe. Was dies für ein Zeichen gewesen ist, hat niemand erfahren. Vor Gericht gab endlich Johanna an, durch die Fragen der Richter, welche dies um jeden Preis wissen wollten, in die Enge getrieben, daß es sich um die Anrufung eines Engels gehandelt habe, wie es bereits die Mitglieder des Gerichtshofes angenommen hatten. Kurz vor ihrem Tode bekannte sie übrigens, daß sie damit die Unwahrheit gesagt habe. In der That offenbarte auch Karl VII später, daß Johanna ihm damals eine Frage wiederholt hätte, die er kurze Zeit vorher in Gedanken an Gott gerichtet habe, ob er nämlich wirklich der rechtmäßige Erbe des Reiches wäre — Karl glaubte, daß er ein uneheliches Kind sei — was ihm der Herr durch eine unerwartete Hülfe offenbaren sollte, ehe er sich gezwungen sähe, nach Spanien oder Schottland

zu fliehen. Diese Erklärung des Königs findet sich in drei verschiedenen Zeugnissen bei dem Wiederaufnahme-Verfahren des Prozesses der Jungfrau von Orleans.*) Bereits vorher hatte Karl mehrmals erklärt, daß Johanna ihm Dinge offenbart habe, so geheimer Natur, daß nur Gott allein sie wissen könnte.**)

§ 6. — Ebenso wie bei Sokrates offenbarte auch die Stimme der Jeanne d'Arc sehr häufig die Zukunft oder verborgene Dinge.

In einem ihrer letzten Gespräche, welche sie mit Karl VII pflegte, verkündete ihm die Jungfrau, daß sie bei der Befreiung von Orleans verwundet werde, allein ohne daß sie dadurch unfähig würde, weiter zu kämpfen. Ihre beiden Heiligen hätten es ihr geoffenbart. Sie selbst spricht dann auch von dieser Vorhersagung bei ihrer gerichtlichen Vernehmung.***) Nichtsdestoweniger ließe sich daran zweifeln, ob man sich bei dem Wiederaufnahme-Verfahren nicht auf einen Brief berufen habe, den ein flamländischer Gesandter, welcher sich in Frankreich aufhielt, unterm 12. April 1429 an den Gouverneur von Brabant geschrieben hatte. In diesem Briefe heißt es: „Sie soll vor Orleans durch einen Wurfspieß verwundet werden, die Wunde wird aber nicht lebensgefährlich sein." †) Am 7. Mai des nämlichen Jahres, also 25 Tage später, wurde Johanna thatsächlich nicht schwer von dem Pfeile einer Armbrust verwundet, als die Feste Tournelles bestürmt wurde. Da mancher noch an der Echtheit des Briefes oder dessen Datum zweifelte, so ließ man Nachforschungen anstellen und fand, daß die Stelle des

*) Prozeß, Band IV, S. 257, 271 u. 279.

**) Vergl. Quicherat, Aperçus nouveaux sur l'Histoire de Jeanne d'Arc (Kap. VII), wohl das beste kritische Buch, das mir mehrere kostbare Anhaltspunkte für dieses Kapitel bot.

***) Prozeß, Band I, S. 79.

†) Ebendaselbst, Band IV, S. 426.

Sendschreibens in den Registern der Kammer des Grafen von Brüssel aufgezeichnet war.

Als der Herzog von Alençon, aus dem französischen Königshause, mit Johanna in den Krieg zog, gab diese der Herzogin die Versicherung ab, daß ihr Gemahl gesund und wohlbehalten zurückkehren werde. Bei der Belagerung von Jargeau wandte sich die Jungfrau, während gerade die feindliche Artillerie ihren Kanonendonner erschallen ließ, an den Herzog mit den Worten: „Beau duc, ostez vous du logis où vous estes — entfernt Euch von dem Platze, wo Ihr Euch aufhaltet, da Ihr von den Kanonenschüssen bedroht werdet. Der Herzog folgte dem Ratschlage, und kaum hatte er nur mit wenigen Schritten die Stelle verlassen, die nunmehr Edler von Anjou einnahm, so riß eine Kanonenkugel diesem den Kopf fort.*)

Nach den von der himmlischen Stimme Johannas gemachten Angaben war auch die berühmte weiße Fahne mit dem Christusbilde angefertigt worden, die heute noch aufbewahrt wird. Auf ihrem Marsche von Vaucouleurs nach Chinon war Johanna durch das Dorf der heil. Katharine von Fierbois gezogen. Da nun die Kirche des Ortes einer ihrer himmlischen Beraterinnen geweiht war, so begab sie sich dorthin, um zu beten. Sechs Wochen später hatte sie die Offenbarung, daß in der Nähe des Altars jener Kirche ein altes verrostetes Schwert eingegraben sei, das mit fünf Kreuzen bezeichnet wäre und dessen sie sich im Kampfe bedienen sollte. Die Stadt Tours beauftragte einen Waffenschmied, den Johanna nicht kannte, nach dem Schwerte zu suchen, das sich in der That an der betreffenden Stelle vorfand. Diese Entdeckung brachte bei dem Volke die nämliche Wirkung hervor, welche die Offenbarung des Geheimnisses auf Karl VII hervorgerufen hatte. Es war das Zeichen, das Johanna der Menge für

*) Cousinot de Montreuil, Chronique de la Pucelle, Kap. 50.

die Göttlichkeit ihrer Mission gab. Man erhob später die Anklage, daß das Schwert von Johanna selbst an jener Stelle eingegraben worden sei und daß man es nur mit einer großen Betrügerin zu thun habe.*) Die Sachlage war nun eine derartige, daß man die Hypothese des Betruges nicht leicht als falsch erweisen konnte; nur ließ sich bemerken, daß die Sache aus mehreren Chroniken jener Zeit wie auch aus der ausdrücklichen Erklärung Johannas**) hervorgeht – man muß sie des Betruges zeihen oder auch diese übernatürliche Thatsache ebenso wie die vielen anderen, die sich doch auch nicht bestreiten lassen, einfach kurzer Hand annehmen.

Als das französische Heer, schon entmutigt, von der Belagerung Troyes' Abstand nehmen wollte, da machte die Jungfrau von Orleans ihren Mitstreitern Hoffnung, indem sie schwor, daß die Stadt binnen drei Tagen eingenommen und die Behörde sich am folgenden Tage ergeben werde.***)

Eines Tages forderte die Jungfrau die Engländer von den Mauern Orleans herab auf, von der Belagerung Abstand zu nehmen. Da schleuderte ihr Glasdale, der Anführer der Belagerung, trotzige und schmähende Worte entgegen. Die Jungfrau aber entgegnete ihm kaltblütig, daß die Engländer sich trotzdem zurückziehen müßten, er (Glasdale) aber jenen Tag nicht mehr erleben werde. Und in der That fiel Glasdale einige Tage später in dem Kampfe bei Tournelles.

In der Nacht des 4. Mai, während welcher die Belagerung von Orleans fortgesetzt wurde schlief Johanna ruhig in ihrem Zelte, als sie auf einmal von ihren Stimmen mit den Worten geweckt wurde: Le sang coule des nôtres. Sie schwang sich auf ihr Roß, ergriff die Standarte, welche ihr Page ihr sofort reichte und galoppierte einer von den

*) Prozeß, Band I, S. 76.
**) Ebendaselbst, Band I, S. 56.
***) Ebendaselbst, Band IV, S. 74.

Engländern beſetzten Feſtung zu. Um dieſe herum entſpann ſich ein heftiger Kampf, welcher indes bald darauf mit der Ergebung der Engländer endete.

Vor der blutigen Schlacht von Patay (18. Juni), wodurch das brittaniſche Heer zerſtreut wurde, munterte Johanna ihre Soldaten mit den Worten auf: „Nun auf zum Kampfe gegen die Engländer, die wir als Sieger ſicher in unſere Hände bekommen werden! Und wenn ſie an den Wolken hingen, ſo würde Gott ſie uns dennoch herabſenden, um ſie zu züchtigen.“

Ligny gegenüber, der mit Warwick und Strafford zuſammen die Jungfrau in ihrem Gefängnis beſuchte, erklärte ſie: „Ich weiß wohl, daß dieſe Engländer mich umbringen werden, da ſie glauben, daß ſie nach meinem Tode die Herrſchaft über Frankreich erlangen würden. Allein wenn noch Hunderttauſend zu den bisherigen Kämpfern hinzukämen, ſo würde ihnen dies Reich doch nicht wieder zufallen.“

Und als man Johanna bei dem Verhöre vor Gericht ſpäter die Frage vorlegte, ob Gott die Engländer haſſe, gab ſie zur Antwort: „Ich kann nur dies ſagen, daß ſie bald ſämtlich aus Frankreich vertrieben werden, mit Ausnahme derjenigen, welche ſie tot zurücklaſſen.“

Nicht alle bisher angeführten Beiſpiele und noch andere, welche ſich anführen ließen, tragen wirklich den Charakter einer Vorherſagung: manche beruhten auf einfachem Vorherſehen. Doch läßt ſich dies durchaus nicht betreffs der Offenbarung ſagen, welche ſie Karl VII zuteil werden ließ, ſowie der Prophezeiung bezüglich ihrer Verwundung u. ſ. w.

Solche Vorherſagungen ſchrieb Johanna Gott zu. Als ſie in ihrem Prozeſſe beſchuldigt wurde, daß ſie Dinge zu wiſſen behauptet habe, welche Gott allein wiſſe, gab ſie zur Antwort: „Doch kann er dieſelben ja offenbaren, wenn es ihm beliebt.“

die Göttlichkeit ihrer Mission gab. Man erhob später die Anklage, daß das Schwert von Johanna selbst an jener Stelle eingegraben worden sei und daß man es nur mit einer großen Betrügerin zu thun habe.*) Die Sachlage war nun eine derartige, daß man die Hypothese des Betruges nicht leicht als falsch erweisen konnte; nur ließ sich bemerken, daß die Sache aus mehreren Chroniken jener Zeit wie auch aus der ausdrücklichen Erklärung Johannas**) hervorgeht – man muß sie des Betruges zeihen oder auch diese übernatürliche Thatsache ebenso wie die vielen anderen, die sich doch auch nicht bestreiten lassen, einfach kurzer Hand annehmen.

Als das französische Heer, schon entmutigt, von der Belagerung Troyes' Abstand nehmen wollte, da machte die Jungfrau von Orleans ihren Mitstreitern Hoffnung, indem sie schwor, daß die Stadt binnen drei Tagen eingenommen und die Behörde sich am folgenden Tage ergeben werde.***)

Eines Tages forderte die Jungfrau die Engländer von den Mauern Orleans herab auf, von der Belagerung Abstand zu nehmen. Da schleuderte ihr Glasdale, der Anführer der Belagerung, trotzige und schmähende Worte entgegen. Die Jungfrau aber entgegnete ihm kaltblütig, daß die Engländer sich trotzdem zurückziehen müßten, er (Glasdale) aber jenen Tag nicht mehr erleben werde. Und in der That fiel Glasdale einige Tage später in dem Kampfe bei Tournelles.

In der Nacht des 4. Mai, während welcher die Belagerung von Orleans fortgesetzt wurde schlief Johanna ruhig in ihrem Zelte, als sie auf einmal von ihren Stimmen mit den Worten geweckt wurde: Le sang coule des nôtres. Sie schwang sich auf ihr Roß, ergriff die Standarte, welche ihr Page ihr sofort reichte und galoppierte einer von den

*) Prozeß, Band I, S. 76.
**) Ebendaselbst, Band I, S. 56.
***) Ebendaselbst, Band IV, S. 74.

Engländern beſetzten Feſtung zu. Um dieſe herum entſpann ſich ein heftiger Kampf, welcher indes bald darauf mit der Ergebung der Engländer endete.

Vor der blutigen Schlacht von Patay (18. Juni), wodurch das brittaniſche Heer zerſtreut wurde, munterte Johanna ihre Soldaten mit den Worten auf: „Nun auf zum Kampfe gegen die Engländer, die wir als Sieger ſicher in unſere Hände bekommen werden! Und wenn ſie an den Wolken hingen, ſo würde Gott ſie uns dennoch herabſenden, um ſie zu züchtigen.“

Ligny gegenüber, der mit Warwick und Strafford zuſammen die Jungfrau in ihrem Gefängnis beſuchte, erklärte ſie: „Ich weiß wohl, daß dieſe Engländer mich umbringen werden, da ſie glauben, daß ſie nach meinem Tode die Herrſchaft über Frankreich erlangen würden. Allein wenn noch Hunderttauſend zu den bisherigen Kämpfern hinzukämen, ſo würde ihnen dies Reich doch nicht wieder zufallen.“

Und als man Johanna bei dem Verhöre vor Gericht ſpäter die Frage vorlegte, ob Gott die Engländer haſſe, gab ſie zur Antwort: „Ich kann nur dies ſagen, daß ſie bald ſämtlich aus Frankreich vertrieben werden, mit Ausnahme derjenigen, welche ſie tot zurücklaſſen.“

Nicht alle bisher angeführten Beiſpiele und noch andere, welche ſich anführen ließen, tragen wirklich den Charakter einer *Vorherſagung*: manche beruhten auf einfachem *Vorherſehen*. Doch läßt ſich dies durchaus nicht betreffs der Offenbarung ſagen, welche ſie Karl VII zuteil werden ließ, ſowie der Prophezeiung bezüglich ihrer Verwundung u. ſ. w.

Solche Vorherſagungen ſchrieb Johanna Gott zu. Als ſie in ihrem Prozeſſe beſchuldigt wurde, daß ſie Dinge zu wiſſen behauptet habe, welche Gott allein wiſſe, gab ſie zur Antwort: „Doch kann er dieſelben ja offenbaren, wenn es ihm beliebt.“

Ihre Prophezeiungen hatten einen deutlichen und bestimmten Charakter, welche sie von jenen bekannten eines Jeremias, St. Johannes oder des Nostradamus, deren Prophezeiungen schlechterdings für nichts anders als ein Wirrwar von dunklen Metaphern anzusehen sind, unterschied. So groß war ihr Ruf als Seherin, daß bereits zu ihren Lebzeiten ein Deutscher ein Buch verfaßte, unter der Aufschrift: De Sybilla Francica Rotuli duo, worin er Johanna mit den alten Sybillen in Vergleich bringt und nur seiner Verwunderung Ausdruck verleiht, daß sich die Vorhersagungen ausschließlich auf den Nutzen des eigenen Landes beziehen.*) Ferner ist bekannt, daß die Prinzessin Visconti eine Petition an Johanna, die Gesandte des himmlischen Königs, gerichtet habe, um wieder in den Besitz ihres Herzogtums Mailand zu gelangen.

§ 7. — Ist es vielleicht erforderlich, daß ich die ruhmreichen Thaten der Jungfrau von Orleans besinge? Es wird dies zur französischen Geschichte gehören, während ich hier nur die Geschichte des Spiritismus zu behandeln habe. „Vier Monate genügten für Jeanne d'Arc," schreibt Henry Martin, „um das Schicksal eines Reiches zu wenden."

Allein nun kam die Stunde ihres Märtyrertums. Die Heldin, welche in Compiègne gefangen genommen worden war, wurde vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Selbst auf dem Scheiterhaufen rief sie noch, wie die zahlreichen Aussagen der Zeugen, die ihrem qualvollen Tode beiwohnten, beweisen, ihre Heiligen und Erzengel an und neigte dann schließlich den Kopf, um mit dem Namen Jesu auf den Lippen in die andere Welt überzugehen. Ein Engländer, der ganz besonders seinem Haß gegen die Jungfrau Luft machen wollte, legte eigenhändig noch ein dickes Bündel Reißer auf den Scheiterhaufen. Da sollte er, im Augenblick ihres Todes

*) Prozeß, Band III, S. 422.

Zeuge einer höchst seltsamen Erscheinung werden. Zugleich mit dem letzten Seufzer, der sich ihren Lippen entrang, entfloh diesen eine weiße Taube, — „die Taube des heiligen Geistes," wie Henry Martin sagt. Noch zu bemerken ist, daß das Herz der Jungfrau unversehrt geblieben war und von den Flammen nicht zerstört werden konnte; man warf dasselbe daher mit der Asche der Märtyrerin in die Seine.

§ 8. — Die Encyklopädisten können hinsichtlich der Lebensgeschichte von Johanna nicht ihr großes Erstaunen unterdrücken, indem sie alle behaupten, **„einem unerklärbaren Phänomene"** gegenüber zu stehen. Dies Rätsel kann nun auch nur durch die neueren psychologischen Wissenschaften, nicht durch die alte Psychologie gelöst werden.

Die katholische Kirche bemüht sich schon seit langen Zeiten, die Jungfrau von Orleans für ihre eigene Tasche zu benutzen. Seit mehr als dreißig Jahren macht sie sogar bekannt, daß bei der Congregation für Kirchengebräuche die Heiligsprechung der Johanna beantragt worden sei. Allein nichts destoweniger ist das ganze Gold, welche das französische Königshaus und besonders das Haus Orleans der römischen Curie zugewandt hat, vergeblich gewesen, und es dürfte auch fürderhin als ausgeschlossen betrachtet werden, daß sich die römische Kirche in Kürze dazu verstehen wird, das einfache Bauernmädchen von Domremy unter die Zahl der Heiligen zu versetzen. Und zwar liegt hierfür folgender Grund vor: Johanna besaß nicht die zur Heiligsprechung erforderlichen Eigenschaften. Und sie besaß dieselben nicht,

1) weil ihre Orthodoxie leicht angetastet werden kann;
2) weil es leicht ist, zu beweisen, daß ihre Stimmen nicht direkt von Gott herkamen, ebensowenig von Erzengeln oder Heiligen, wie sie's selbst glaubte und wie es die Katholiken wünschen möchten;
3) weil ihr die Tugenden einer wahrhaft heroischen Katholikin fehlten.

§ 9. — Fassen wir in erster Linie einmal ihre Orthodoxie ins Auge.

Man hört so häufig, daß Johanna von den Engländern zum Tode verurteilt worden sei. Dies ist jedoch keineswegs ganz richtig. Allerdings hatten es die Engländer auf ihren Tod abgesehen, da sie vermeinten, solange keinen neuen Mut fassen zu können, als die Heldin noch unter den Lebenden weile. Aus diesem Grunde hatte man sie auch gegen ein Lösegeld dem verbündeten Herzog von Burgund abgekauft, in dessen Hände sie gefallen war. Allein, um besser ihren Anschlag verdecken zu können, lieferte man der französischen Geistlichkeit das Mädchen als eine Ketzerin und Hexe aus. Und als Ketzerin und Hexe hat sie ein Inquisitionsgericht zum Tode verurteilt, das sich aus hohen Würdenträgern der katholischen Kirche, sowie aus verschiedenen Mitgliedern der einzelnen Fakultäten der Pariser Universität zusammensetzte und an dessen Spitze der Bischof von Beauvais Peter Cauchon stand. Als besonderer Urheber dieses Prozesses ist einer ihrer Hauptrichter anzuführen, jener seraphische Thomas von Courcelles, der als der erste der Theologen und als der zukünftige Nachfolger Gerson's auf dem Lehrstuhl der Gottesgelehrtheit zu Paris schon lange Zeit vorher angesehen wurde, bevor ihm sein Alter erlaubte, den Grad eines Doktors zu erlangen: er war das Licht des Baseler Konzils, der Gegenstand der Bewunderung eines Aeneas Silvius, der künftige römische Papst, kurz der Vater der gallicanischen Unabhängigkeit.

Kirche und Universität, das waren die Richter, das waren die Nachrichter der unglücklichen Jungfrau von Orleans. In diesem Punkte stimmen wohl alle unparteiischen Geschichtsschreiber jederzeit vollkommen überein.

Daher ist es auch begreiflich, daß, als Karl VII, der bekanntermaßen keinen Schritt zur Rettung Johannas unternommen hatte, nach 20 Jahren den Papst um Wiederaufnahme des Verfahrens bat (da er doch sonst sein Reich nicht

Gott, sondern dem Teufel, nicht einer Heiligen, sondern einer ketzerischen Hexe verdanke), der Papst lange hin und her schwankte, ehe er sich entschließen konnte, von neuem einen Beschluß der Kirche aufzuheben, der bereits mit jenem Beschlusse des Konzils von Poitiers, das sich zu Gunsten der Jungfrau von Orleans geäußert hatte, in scharfem Widerspruch stand. Schließlich gab er doch nach, um sich nicht den König von Frankreich zum Feind zu machen, umsomehr als zur damaligen Zeit ein Einfall der Türken Europa bedrohte. Er ließ sich auf ein Breve ein, worin der Unfehlbare jenen Bischof Cauchon, seligen Angedenkens, berief, dessen Richter, vom Papste selbst ernannt, kurze Zeit darauf den Körper dieses Cauchon ausgraben und verbrennen ließen, zugleich mit jenen der anderen Mitgliedern des Tribunals, welche Jeanne d'Arc verurteilt hatten.

Allein, was noch schlimmer ist, Johanna erklärte ausdrücklich, ihren Stimmen und nicht dem Papste Gehorsam zu leisten. Dies geht aus mehreren Stellen ihres Prozesses hervor, wie z. B. aus folgendem:

„Auf die Frage, ob sie sich auf den Beschluß der Kirche „verlasse, antwortete sie: — Ich verlasse mich auf unseren „Herrn, der mich berufen hat, und auf unsere liebe Frau, „sowie auf alle hohen Heiligen des Paradieses. — Sie ist „der Ansicht, daß unser Herr und die Kirche ganz eins seien.“*)

„Sie glaubt zwar, daß der Papst in Rom, die Bischöfe „und die anderen Geistlichen da wären, um auf den Glauben „Acht zu haben und um diejenigen zu bestrafen, welche sich „dagegen vergingen: doch will sie sich, was sie selbst an„betrifft, hinsichtlich ihrer Handlungen, nur der „Kirche des Himmels, d. h. Gott, der heiligen Jungfrau „und den Heiligen unterwerfen.“**)

*) Prozeß, Band I, S. 175.

**) „Quant' à elle, de ses faictz elle ne se submectra fors seullement à l'Eglise du ciel, c'est assavoir à Dieu, ecc.“ Prozeß; Bd. I, S. 205.

„Sie sagt, daß sie weder nach Bischöfen noch „nach sonstigen Prieſtern frage, indem sie bloß ihren „Offenbarungen Glauben beimesse.“ *)

„Als man sie nun fragte, ob sie sich auf die streitende „Kirche verlassen werde, wenn diese sage, daß ihre Offen„barungen nur Teufelsspuk seien, antwortete Johanna, daß „sie sich nur auf unseren Herrn verlasse . . . und in dem „Falle, das die streitende Kirche ihr gebieten „würde, anders zu handeln, so werde sie sich auch „nur allein auf unseren Herrn verlassen.“ **)

„Ich glaube wohl an eine Kirche hinieden, „aber für mein Dichten und Treiben, da verlasse „ich mich ganz und stütze mich nur auf Gott . . „Die Frage, ob sie bestreiten wolle, daß es Richter auf Erden „gäbe und daß der Papst ihr höchster Richter sei, erwidert „sie mit den Worten: — Ich weiß nichts anderes darauf „zu sagen, als daß ich einen guten Schutzherrn habe, nämlich „unseren Herrn und Heiland, dem ich ganz „alleine vertraue und keinem anderen.“ ***)

Es scheint mir, daß dies deutlich genug ist.

§ 10. — Kommen wir nun zu dem zweiten Punkte. Ihre Stimmen rührten nicht von Gott her; denn wenn es einen Gott giebt und zwar einen solchen, wie ihn das Christentum und fast alle anderen Religionen uns darzustellen versuchen, so muß er erlaubt haben, daß sich Geister Johanna offenbarten und zwar derart, daß er auch alles das erlaubt, was geschieht, auch selbst das Übel mit eingeschlossen. Er erlaubt es, insofern er es nicht hindert, daß es geschieht. Allein diese Geister konnten nicht von Gott gesandt und weder Engel noch Heilige sein. Und dies werde ich auf folgende Weise begründen.

*) Prozeß, Bd. I, S. 274.
**) Prozeß, Bd. I, S. 325.
***) Ebendaselbst Bd. I, 392 u. 393.

Sokrates ſagte: „Der Beweis, daß die Stimme, welche ſich mir offenbart, die eines Gottes (einer Gottheit, eines Dämon) iſt, beruht eben darin, daß ſie mir noch nie etwas falſches geſagt hat.“

Nun aber konnte Jeanne d'Arc dies durchaus nicht von ihren Stimmen behaupten.

Es iſt allgemein bekannt, daß Jeanne d'Arc, nach der Krönung Karls VII in Rheims, den ſie übrigens immer bis dahin nur Dauphin genannt und als ſolchen betrachtet hatte, ſich ihm zu Füßen geworfen und ihn gebeten haben ſoll, ſie in ihre Heimat zurückkehren zu laſſen, da ihre Miſſion vollendet ſei. Sie wäre dann nur auf den ausdrücklichen Wunſch und die Bitte des Königs im Heere geblieben. Dieſe Legende, welche Villaret durch ſeine Geſchichte Frankreichs in Umlauf geſetzt hat, iſt durchaus unbegründet. Bloß in der Chronique de la Pucelle, welche Couſinot de Montreuil zugeſchrieben wird, und in dem Journal du siège d'Orléans, die beide erſt nach dem Tode der Jungfrau veröffentlicht wurden, lieſt man, daß Johanna, als ſie an der Seite des Baſtards von Orleans einher ritt, dieſem geſagt haben ſoll: „Ich habe nun das Werk vollbracht, was mir der Herr ge„boten hat, nämlich die Belagerung von Orleans aufzuheben „und den König krönen zu laſſen. Ich hätte nun gerne, wenn „er mir erlaubte, zu meinem Vater und meiner Mutter zurück„zukehren, um dort wie früher die Lämmer und das Vieh zu hüten.“

Wie man ſieht, heißt es hier, daß der Herr (und nicht der König) ſie im Heere zurückhielt. Jeden wird dann der unerklärliche Widerſpruch auffallen, der in den Worten liegt: „erfüllte Miſſion“ und „die Pflicht im Heere zu verbleiben“. Dagegen lieſt man in den Akten des wiederaufgenommenen Verfahrens jene Äußerung der Jungfrau in einer anderen Form. Sie wendet ſich darnach an den Baſtard von Orleans mit den Worten: „Ich hätte gerne, wenn es Gott, meinem Schöpfer, gefallen würde, daß ich von jetzt ab

die Waffen niederlegen könnte, um wieder zu meinem Vater und meiner Mutter zu gehen, ihnen zu dienen und im Verein mit meinen Schweſtern und meinen Brüdern, die mich doch gewiß gerne wiederſehen möchten, die Heerden zu weiden." *)

Nichts in dieſen Worten verrät alſo, daß Johanna ihre Aufgabe für erfüllt hielt, weshalb die von der Chronique und dem Journal ihr in den Mund gelegten Worte lediglich als eine Unterſchiebung anzuſehen ſind.**)

Es iſt daher keineswegs feſtgeſtellt, daß Johanna in irgend einer Weiſe ihre Miſſion als erfüllt angeſehen habe. Sogar die heutige hiſtoriſche Kritik hat erwieſen, daß ihre Miſſion nur teilweiſe erfüllt war.

In dem Wiederaufnahme-Verfahren gab der Herzog von Alençon, der wohl als die erſte Vertrauensperſon der Jungfrau anzuſehen iſt, zu Protokoll, öfter von Johanna gehört zu haben, daß der Höchſte ihr eine vierfache Miſſion habe zu teil werden laſſen und zwar: Orleans zu befreien, den König in Rheims krönen zu laſſen, die Engländer zu verjagen und den Herzog von Orleans, der damals in England gefangen gehalten wurde, den Händen ſeiner Feinde zu entreißen.***)

Wie jedermann weiß, hatte Jeanne d'Arc nur die beiden erſten Punkte ihrer Miſſion erfüllt, und die beiden letzten wurden erſt nach ihrem Tode von anderen vollbracht.

Daß der Herzog von Alençon die Wahrheit geſagt hat, geht auch aus der Anklagerede des Prozeſſes von Rouen hervor. Damals leugnete die Jungfrau dies durchaus nicht, indem ſie nur gegen die Thatſache der Verjagung der Engländer Verwahrung einlegte, die ſich zwar ereignen ſollte, allein vielleicht nicht durch ihre Vermittlung geſchähe.

Johanna ließ jedoch außer Acht, daß ſie in dem

*) Nach der Zeugenausſage Dunois': Prozeß, Bd. III, S. 14.

**) Quicherat, Aperçus nouveaux u. ſ. w., Kap. 5.

***) Prozeß, Bd. III, S. 99.

Schreiben an die Engländer, ehe sie in den Kampf zog, erklärt hatte: „Ich bin von Gott berufen, Euch aus ganz Frankreich zu verjagen"

Als man ihr schließlich am 2. Mai 1451, 28 Tage vor ihrem Tode, vorwarf, warum sie so hartnäckig daran festhielt, Männerkleider zu tragen, gab sie zur Antwort: „Wenn ich das erfüllt habe, wozu mich Gott berufen hat, werde ich auch wieder Frauenkleider anlegen." *)

Nun läßt sich sehr wohl glauben, daß Geister von Verstorbenen, welche verschiedene genaue Vorhersagungen gegeben hatten, die sich nicht dem Zufall zuschreiben lassen, in dem anderen Falle sich irrten, wie sie sich auch in spiritistischen Mitteilungen öfters irren. Allein wer wird glauben, daß sich Gott, die Erzengel und die Heiligen irren würden? Wie werden sich wohl über diesen Punkt die Prälaten von der Congregation für Kirchengebräuche, welche beauftragt sind, Johanna heilig sprechen zu lassen, hinüberhelfen?

§ 11. — Nunmehr kommen wir zum dritten Punkt. Um von der Kirche selig gesprochen zu werden, bedarf es außer den Beweisen von Wundern noch einer im höchsten Grade heldenhaften Tugend. Und besaß Jeanne d'Arc diese?

Gewiß war sie eine Heldin, wie es z. B. Leonidas, Attilius Regulus, Garibaldi waren. Allein, wenn diese auch noch so glühende Katholiken gewesen wären, so glaube ich doch, daß ihr Heroismus nicht dergestalt war, daß ihr Name auf den Kalender gesetzt worden wäre.

Nun wohl, die Gestalt der Jungfrau von Orleans würde in einem falschen Bilde wieder aufleben, wenn wir nicht auch ihre Schwächen zeigen würden. Gehen wir daher im folgenden auf einige derselben näher ein.

Es ist bekannt, daß sie versucht hatte, ihren Gefängniswärtern zu entfliehen, indem sie sich dabei von der Höhe des

*) Prozeß, Band I, S. 394.

Schloßturmes von Beaurevoir herabstürzte, welche immerhin mehr als 15 Meter betragen mochte. Es ist geradezu ein Wunder, daß sie nicht sofort tot geblieben ist. Auf jeden Fall war doch eine starke Ohnmacht die Folge, woran sie dann noch einige Tage nachher zu leiden hatte.

In den Akten ihres Prozesses heißt es*):

„Auf die Frage, warum sie sich von dem Turme von „Beaurevoir gestürzt habe, erwiderte sie, daß sie gehört hätte, „jene von Compiègne**) sollten mit Feuer und Schwert ver„tilgt werden; sie habe daher vorgezogen, lieber in den Tod „zu gehen, als nach dem Untergang jener tapferen Leute noch „zu leben. Dies war einer der Gründe, der andere bestand „darin, daß sie sich an die Engländer verkauft sah und doch „lieber sterben wollte, als in die Hände der Engländer, ihrer „Feinde, zu fallen .... Als man nun die Frage an sie „richtete, ob sie den Sprung auf Anraten ihrer Stimmen „gethan habe, erwiderte sie, die heilige Katharina habe ihr „fast jeden Tag gesagt, daß sie nicht herabspringen solle, da „Gott ihr und den anderen von Compiègne zu Hülfe kommen „würde .... und Johanna antwortete: ‚Wahrlich ... ich „möchte lieber sterben, als in die Hände der Engländer „fallen ...‘ Auf die Frage, ob sie sich durch das Herab„stürzen zu töten beabsichtigt habe, entgegnete sie: ‚Nein ...‘ „sie habe sich nur Gott empfohlen und geglaubt, sich durch „diesen Sprung den Engländern entziehen zu können.“

Nichts destoweniger wird mancher bei dieser letzten Antwort auch den geheimen Wunsch zu entdecken glauben, sich schließlich selbst durch den Tod ihrer Feinde zu entziehen. Aber auch ohnedies ist es klar, daß in ähnlichen Umständen ein Fluchtversuch vollkommen aussichtslos war, wes-

*) Prozeß, Band I, S. 150, 151, 152.

**) Nach der Gefangennahme Johannas dauerte die Belagerung von Compiègne noch einige Monate.

halb man wohl die ihr ratenden Stimmen begreifen kann, daß sie davor warnten und nachher ihr auch ihres Ungehorsams wegen Vorwürfe machten.

§ 12. — Schwerer als dieser Schlag war für sie der Widerruf auf dem Kirchhofe zu Saint-Ouen, woselbst man sie zum Schlusse ihres Prozesses hinschleifte. Hier befand sich der Richtplatz und hier harrte ihrer der Henker. Allein der verhängnisvolle Anblick hatte keinen anderen Zweck für sie, als sie zum Widerruf zu bewegen. Auch dieser ist in den Prozeß-Akten der Jungfrau aufbewahrt worden. Johanna beschuldigte sich selbst, die heil. Schrift und die Gesetze der Kirche verletzt, ihre Erscheinungen nur erheuchelt, mit Unrecht also das kriegerische Gewand getragen und aus eigenem Willen die Waffen ergriffen zu haben.*) Das Dokument, welches heute noch aufbewahrt wird, ist in französischer Sprache geschrieben und mit einem Kreuze, sowie mit dem Namen der Angeklagten unterzeichnet.

Die Zeugen bei dem Wiederaufnahme-Verfahren behaupteten indessen, daß die Formel, die man der Angeklagten vorsprechen ließ, nicht dieselbe war, welche sich in den Prozeßakten vorfindet. Diese war lang, während die andere nur fünf bis sechs Zeilen umfaßte. Die Zeugen sind sich übrigens untereinander hinsichtlich der Einzelheiten dieser Unterschiebung auch nicht einig.

Was das Herz eines Franzosen schmerzvoll berühren mag, ist, wie Quicherat behauptet, die Thatsache, daß die Jungfrau von Orleans auch wirklich den Widerruf, den man in den Prozeßakten liest, unterzeichnet hat. Es ist nicht gut annehmbar, daß man sich in Gegenwart so vieler kirchlichen und weltlichen hohen Persönlichkeiten eines so unverschämten und hinterlistigen Betruges schuldig gemacht hätte. Der Streit über die lange und kurze Formel beruht lediglich darin, daß der sogenannte

*) Prozeß, Band I, S. 447.

Widerruf, der verlesen werden sollte, sich wohl nur auf wenige Artikel beschränkte, die man in fünf bis sechs Worte fassen konnte; daß das Dokument aber, das bestimmt war, in den Prozeßakten eingereiht zu werden, durch ein Protokoll mit Schlußbetrachtungen in theologischem Stile der damaligen Zeit erweitert wurde.

Dank diesem Widerruf wurde der Urteilsspruch auf Todesstrafe für sie in lebenslängliches Gefängnis umgewandelt.

Von diesem schwachen Augenblicke an, der um so mehr entschuldbar ist, als sie doch ein Weib und entkräftet durch die ausgestandenen Martern war, begann die Heldin sich bitter zu beklagen. Zwei Tage nachher „antwortete sie auf „die Frage, ob sie am Donnerstage (dem Tage der Ab„schwörung) nicht ihre Stimmen gehört hätte, mit einem „lauten ‚Ja'. Gott habe ihr durch die Heiligen Katharina und „Margarethe die große Schande des Verrats kundgethan, dessen „sie sich durch das Abschwören und den Widerruf, um ihr „Leben zu erhalten, schuldig gemacht, und daß sie sich über„haupt abgemüht habe, ihr Leben nicht zu verlieren. Item „hat sie gesagt, daß ihr schon vor Donnerstag ihre Stimmen „offenbart hätten, was an jenem Tage geschehen würde . . . „Item erklärte sie an jenem Tage, daß die Stimmen ihr „ferner mitgeteilt hätten, daß sie eine große Schuld auf sich „geladen habe, indem sie eine ungehörige Beichte abgelegt „hätte . . . Item erklärte sie, daß sie dies nur aus Furcht „vor dem Scheiterhaufen gesagt hätte . . . Was nun das „anbetrifft, was vorher berichtet wurde, daß sie auf dem Richt„platze (dem Trautenherde) gesagt hätte, es sei gelogen ge„wesen, wenn sie sich gerühmt habe, es spräche die heilige „Katharina und Margarethe mit ihr (sic), antwortete sie, „daß sie dies nicht zu sagen oder zu thun beabsichtigt habe . . . „das, was in der Abschwörungsformel stehe, habe sie nicht „verstanden . . .*)

*) Prozeß, Band I, S. 456, 457, 458.

Daher ist es nicht leicht, ganz genau festzustellen, was sie eigentlich abzuschwören und zu widerrufen vermeint hat, doch hat sie sicher etwas gegen ihr besseres Wissen und Gewissen abgeschworen und widerrufen und zwar lediglich aus Furcht vor dem Feuertode. Dies ergiebt sich aus dem eigenen Geständnisse, das offenbar umsomehr als echt betrachtet werden muß, als die Engländer doch wahrlich kein Interesse an der Bekanntgabe haben konnten, daß Johanna ihr einmal bei dem Widerruf gemachtes Geständnis, sie sei eine Betrügerin, nachträglich als falsch erklärt hätte.

§ 13. — In ihrem Verhöre hatte Johanna wiederholt darauf hingewiesen, daß ihre Stimmen ihr zwar verkündigt hätten, sie würde wieder in Freiheit gesetzt, daß ihr indes aber noch nicht bekannt sei, auf welche Weise noch wann*) dies geschehen sollte. Angesichts ihrer Verurteilung bekannte sie offen, wohl zu wissen, daß „ihre Stimmen und Erscheinungen sie hintergangen hätten, da ihr vorhergesagt „worden sei, sie würde befreit werden und das Gefängnis „verlassen, während sie doch nun sähe, daß gerade das „Gegenteil sich zutrage.“**)

Auf dem Scheiterhaufen dann blieb sie hartnäckig bis zu ihrem letzten Atemzuge „bei der Behauptung und Versicherung, daß ihre Stimmen von Gott stammten und daß „sie zuversichtlich glaube, nicht getäuscht worden zu sein.“***)

Diesen anscheinenden Widerspruch hat Michelet bewundernswürdig zu erklären verstanden: „Sie nahm den Tod auf,“ sagte er, „als die verheißene Befreiung und verstand darunter nicht mehr ihre Rettung im materiellen Sinne, die sie bis zu jenem Tage erhofft haben mochte — sie sah doch nun schließlich klar, als sie aus dem Dunkel

*) Prozeß, Band I, S. 88, 94, 155.
**) Ebendaselbst, Band I, S. 478, 480—84.
***) Ebendaselbst, Band III, S. 170.

heraustrat, daß sie das erhielt, was ihr noch an Licht und Heiligkeit fehlte." *)

Gott hatte die Jungfrau von Orleans nicht verlassen, wie er auch Jesus Christus am Kreuzesstamme treu geblieben war, wennschon es den Evangelisten gefallen hat, ihm jenen schmählichen Verzweiflungsruf auf die erblassenden Lippen zu legen.**) Auch dürfte man hier die Worte des weisen Sokrates in Erinnerung bringen, die er in seiner Apologie vor seinem Scheiden den Richtern zurief: „Diese prophetische Stimme des Dämons, die ich stets während meines ganzen Lebenslaufes vernahm . . . heute, da sich mir Dinge zutragen, die, wie ihr wohl einsehen werdet, als das schlimmste Unglück betrachtet werden können, heute schweigt dieser Gott . . . . Und dies ist nicht etwa dem blinden Zufall zuzuschreiben; nein, ich sehe klar, daß mein Sterben jetzt und das Befreitwerden von den lästigen Sorgen des Lebens wahrlich das Beste ist, was mir begegnen kann. Sehet, daher schweigt die Stimme heute." ***)

§ 14. — Das Unglück, welches sich Johanna an die Ferse heftete, verließ sie auch nicht nach ihrem Tode. Zuerst geriet sie bei ihren Landsleuten in Vergessenheit, nach einigen Jahrhunderten dann sollte sie das lächerliche Gedicht Chapelain's treffen, in welchem sie die Hauptfigur bildete, um dann später in dem schimpflichen Gedichte Voltaire's „Pucelle" schmählicherweise in den Staub gezogen zu werden, was ein ewiger Schandfleck am Namen des großen Dichters bleibt.

Als man nun kritisch zu forschen begann, da verkündeten einige Historiker frohlockend, daß sie in einer alten Chronik Monstrelet's die Ansicht vertreten gefunden hätten, die Regierung Karls VII habe sich der Jungfrau von Orleans nur

*) Histoire de France, Bd. V, S. 174.

**) Ev. Matth. 27, V. 46. Ev. Mark. 15, V. 34.

***) S. Buch III, Hauptst. 2, § 7 vorl. Werkes.

als eines Instrumentes bedient, um das Feuer der Begeisterung für das Vaterland wieder in den Herzen der Franzosen zu entfachen, und jene habe nur zum Scheine die Leitung des Krieges in Händen gehabt. Dies kann jedoch nur als eine persönliche Meinung Monstrelet's gelten, der damit alle anderen zeitgenössischen Chronisten geradezu ins Gesicht schlägt. Aber sie war immerhin nichts weniger als übernatürlich, und das genügte für sie selbstverständlich, um gerne Aufnahme zu finden, im Vereine mit jener anderen Ansicht, daß die Leichtgläubigkeit und der Fanatismus damaliger Zeiten bei den Franzosen den Enthusiasmus und die Verzagtheit bei den Engländern und Burgundern hervorgerufen und so das ganze Wunder gewirkt habe. Dieser letzten Behauptung widersprechen indes so zahlreiche Umstände, daß sie glücklicherweise nicht lange Zeit ihre Vertreter hatte. Wenn die Engländer die Jungfrau in Orleans eindringen ließen und in abergläubischer Furcht es nicht wagten, sie zurückzuschlagen, wie kam es denn, daß dieselben die Belagerung der Stadt nicht aufhoben, daß sie nur mit abscheulichen Schmähungen auf die von der Heldin gegebene Aufforderung, sich zurückzuziehen, entgegneten und daß sie in der erbittertsten Weise bis zum äußersten kämpften? Warum standen sie denn bereits da nicht vom Kampfe ab, als die Jungfrau ihnen durch die Befreiung Orleans' und der Krönung Karls VII zu Rheims einen Beweis für ihre göttliche Sendung gegeben zu haben schien? Ebensowenig hält auch die Hypothese Monstrelet's, daß Johanna ein einfaches Instrument in den Händen der Fürsten gewesen sei, stand. Man studiere die Chroniken der damaligen Zeit und man wird daraus ersehen, daß die Jungfrau von Orleans, nachdem sie kaum dem Heere des Königs sich zugesellt hatte, den Soldaten ihre Dirnen entreißen ließ, sie ermahnte, ihren Religionsverpflichtungen nachzukommen, und die gottlosen bestrafte. Bei der Belagerung von Orleans erteilte *sie* beständig die Befehle, wie es

nur der Oberbefehlshaber thun konnte. In den darauffolgenden Schlachten sodann befand sie sich stets an der Spitze der Truppen, wobei sie sich besonders dadurch auszeichnete, daß sie die Artillerie an der richtigen Stelle einzusetzen verstand.*)

Wie wollen die Skeptiker die Begeisterung erklären, welche der Herzog von Alençon, Dunois, La Hire, Xaintrailles und andere französische Helden jener Zeit für die Jungfrau an den Tag legten?

Mögen sie die Anstrengungen in Erwägung ziehen, welche Johanna machen mußte, um Karl VII zu bewegen, sich zur Krönung nach Rheims zu begeben, so daß **sie sogar eigenmächtig den Marsch eröffnen mußte also gegen den Befehl des Königs.** Man hätte doch ebenso Johanna Gehör schenken sollen, als sie am 10. September in Paris einrücken wollte; als Karl VII die Brücke über die Loire abbrechen ließ, um sie zu zwingen, in St. Denis zu bleiben; ferner als der König nach der Krönung seine Zeit damit verschwendete, in Saint-Marcoul Skropheln zu heilen, taub für die kriegerische Aufstachelung der Heldin!

„Man muß sehr wenig Menschenkenntnis besitzen," schreibt Bonys**), „um auf den Gedanken zu kommen, daß Johanna nur ein passives Instrument gewesen sei, deren sich die großen Feldherren bedient hätten, indem sie den Truppen erzählten und laut bekannt gaben, Johanna habe ihnen die eingetretenen Ereignisse schon vorausgesagt und sei wirklich vom Himmel gesandt, Frankreich zu erretten. Man muß wirklich sehr

*) „Tous s'émerveillaient que si hautement et sagement elle se comportait en fait de guerre comme si c'eut été un capitaine de trente ans d'expérience; surtout en l'ordonnance de l'artillerie, aucun homme ne pouvait mieux agir." (Prozeß des Wiederaufnahme-Verfahrens; Zeugenaussage des Herzogs von Alençon, Dunois' und verschiedener anderer.)

**) Nouvelles considérations sur les Oracles, S. 228.

wenig Menschenkenntnis besitzen, — wiederhole ich — um zu glauben, daß die Urheber dergleichen Kunstgriffe nach einem so glänzenden Erfolge niemals sich dessen auch gerühmt hätten und daß solches auch nie an den Tag gekommen wäre, zumal wenn man in Betracht zieht, welch genaue und eingehende Erkundigungen während der beiden Prozesse der Jeanne d'Arc eingezogen wurden."

§ 15. — Eins aber könnte uns unbedingt Wunder nehmen, daß nämlich die heutige Schule der Psychologie und Psychopathie, die ja unter allen Umständen in jedem Menschen einen psychisch Defekten und Verrückten ersehen will, weil er dick oder mager, weil er traurig oder lustig, weil er früh gestorben ist oder lange lebte — so daß man wirklich nicht mehr weiß, wie man es anstellen soll, um zu zeigen, daß man seine fünf Sinne noch beisammen hat — daß diese heutige Schule die Jungfrau nicht auch noch sezierte, um dann in ihr all die natürlichen Anlagen und alle Anomalien einer Visionärin zu finden. Dies konnte jedoch durchaus nicht ausbleiben. Und in der That, der jüdische Arzt Hirsch hat den Ruhm, diese Lücke ausgefüllt zu haben.*)

Hirsch beginnt damit, die Anomalien in der physischen Körperbeschaffenheit Johannas zu suchen und hat das Glück, deren auch zwei zu finden: nämlich die, daß sie so leicht bis zu ihrem Tode Jungfrau geblieben sei, d. h. bis zu dem 21. Jahre, und sodann das Fehlen der Menstruation. Hinsichtlich der ersten „Anomalie" bedarf es meinerseits keiner Worte: es ist einfach zu dumm, zumal wenn man die Umstände in Betracht zieht, unter welchen diese starke Jungfrau ihr so kurzes Dasein fristete. Was den zweiten, allerdings gewichtigen Punkt anbetrifft, so sei bloß bemerkt, daß man diese Ansicht nur aus der Zeugenaussage ihres Majordomus entnommen haben kann, welcher bei Gericht aussagte, mehrmals

*) Betrachtungen über die Jungfrau von Orleans, Berlin, 1895.

hätte er von Frauen, welche mit Johanna sehr vertraut waren, sagen hören, daß „jamais nul n'en put rien congnoistre ou apercevoir par ses habillemens ne autrement." *) Bereits 1850 bekennt Quicherat, daß die Zeugenaussage auf eine Wiederholung einer Äußerung zurückzuführen sei, die aus dritter Hand stamme und nach welcher eine wunderbare Kunst und gleichzeitig eine außerordentliche Kraft des Schamgefühles Johanna erlaubt hätte, unter Männern in Waffen zu leben, als ob sie vollkommen frei von menschlichen Bedürfnissen gewesen sei. Ein anderer Zeuge giebt auch noch ferner an: „Wenn sie in Waffen war und zu Pferde saß, so stieg sie niemals herab, um ihre Notdurft zu befriedigen." **) Warum hat Dr. Hirsch nicht auch diese Anomalie angeführt?! Vielleicht aus demselben Grunde, weshalb er auch nicht die Aussagen eines anderen Zeugen in Betracht zieht, der von ihr berichtet: „Nichtsdestoweniger war sie jung, hübsch und wohl beleibt," ***) oder jenes anderen, der ihre Figur mit den Worten beschreibt: „Wohl gestaltet mit kräftigen Gliedern," †) oder eine dritte Zeugenaussage: „Sie war von nicht allzugroßer Statur, hatte bäuerliche Gesichtszüge und schwarze Haare, allein einen stämmigen Körperbau." ††) Dabei besaß sie weibliche Formen: „Aliquando videbat mammas ejus, quae pulchrae erant." †††) Ihre Stimme war die eines Weibes; *†) leicht und häufig traten ihr die Thränen in die Augen. **†)

45 Jahre, ehe Dr. Hirsch seine Arbeit veröffentlichte,

*) Prozeß, Bd. III, S. 29.
**) Ebendaselbst, Bd. III, S. 118.
***) Ebendaselbst, Bd. III, S. 219.
†) Ebendaselbst, Bd. IV, S. 205.
††) Ebendaselbst, Bd. IV, S. 523.
†††) Zeugenaussage des Herzogs von Alençon, Prozeß Bd. III, S. 100.
*†) Prozeß, Bd. V, S. 108.
**†) Prozeß, Bd. V, S. 120. — [Ein Zeichen ihrer Mediumschaft. Der Übersetzer.]

hatte sogar Quicherat die Einfalt zu schreiben: „Ich sehe große Gefahren für diejenigen voraus, welche den Fall der Jungfrau von Orleans unter die pathologischen Fälle eingereiht wissen wollen.“*) Wie konnte er auch damals die pathologischen Sprünge der heutigen Alienisten voraussehen?!

Dr. Hirsch kommt mit seiner Ansicht auf das heraus, was ich »psychische Anomalien« nennen würde, und urteilt ungefähr folgendermaßen:

„Sie selbst bekannte, nichts ohne ausdrückliche Aufforderung der sie leitenden Geister zu thun, mithin war sie nicht verantwortlich für ihre Handlungen. Das ist also das nämliche, als wenn ich sage, sie war nicht zurechnungsfähig, mithin irrsinnig. Sie litt an einer Art religiösen Größenwahn und einem halluzinatorischen und chronischen Irrsinn. Dies geht auch aus der Thatsache hervor, daß sie sich bei ihrem Verhöre niemals widersprach, noch sich einen Augenblick von der Wahrheit entfernte. Eine solche unabänderliche Konsequenz und beständiges Festhalten an ihren fixen Ideen beweist eben gerade ihre Geisteskrankheit und zeigt klar, daß sie nicht simulierte. Wenn sich im Jahre 1871 der französischen Regierung eine Bäuerin dargeboten hätte, um Frankreich aus den Händen der Feinde zu befreien, so würde man sie in ein Irrenhaus gesperrt und kein Wort mehr darüber verloren haben.“

Darauf läßt sich natürlich nur antworten daß es grundfalsch ist, eine Person bloß deßhalb für irrsinnig zu erklären, weil sie unter der Inspiration von Geistern handelt, sonst möchte man sich ja gerade wünschen, irrsinnig zu sein, um das fertig zu bringen, was ein Sokrates und eine Jungfrau von Orleans geleistet haben. Auch wüßte ich keinen Größenwahn darin zu ersehen, daß sie sich nach ihrem kleinen, traurigen Dörfchen Domremy**) zurücksehnte und den

*) Aperçus nouveaux etc., Kap. VI.

**) s. Seite 301 dieses Bandes.

Wunsch hegte, die Herden ihres Vaters wieder weiden zu können. Auch hat sie sich im Gegenteil öfter bei ihrem Verhöre widersprochen; ja, sie hat sogar widerrufen. Mithin ist der Hirsch'schen Beurteilung dieses Punktes durchaus kein Gewicht beizumessen. Allein ich frage, weshalb man denn das Prozeßverfahren wieder aufgenommen hätte, wenn das sich Nichtwidersprechen so klar die Verrücktheit der Angeklagten bewiesen habe! Den Schluß jedoch muß ich allerdings zugeben: es ist sehr wahr, die Professoren der heutigen Sarbonne würden Jeanne d'Arc in ein Irrenhaus gesteckt haben, wie ihre Vorgänger vom Jahre 1429 sie zum Tode verurteilten; aber ebenso augenscheinlich würde auch Frankreich nicht beim Einfall der Engländer gerettet worden sein. — Und dies mag genügen.

§ 16. — Die moderne psychologische Wissenschaft dürfte statt dessen folgenden Schluß ziehen: Würde eine Bäuerin unserer Landbevölkerung, auch wenn sie noch so begeistert wäre, das auszuführen vermögen, was Johanna vollbracht hat? Gewiß nicht. Unsere Bäuerinnen (einschließlich der Irrsinnigen) vermöchten auch selbst dies nicht bei der nötigen Anleitung, seien sie nun in Frankreich, Italien oder in der Türkei geboren; sie vermögen sich nicht einmal mit Politik zu beschäftigen, geschweige denn ein Heer zu leiten.

Jeanne d'Arc konnte sogar weder lesen noch schreiben, so daß sie selbst später mit Mühe nur ihre Unterschrift zu leisten vermochte. „Sie war ein armes und sehr einfältiges Mädchen," sagt von ihr im Wiederaufnahme-Verfahren ihr Beichtvater, „das kaum das Vaterunser und den englischen Gruß kannte"*) „Wie konnte jemals," müßten sich also heutigen Tages die Psychologen fragen, „ein einfaches Hirtenmädchen das zu Wege bringen, was Johanna vom 17. bis 21. Jahre geleistet hat?"

*) Prozeß, Bd. II, S. 8 und 365. Bd. III, S. 166.

Möchten sie ernstlich bei der Prüfung dieser Frage alle Hypothesen in Erwägung ziehen, einschließlich jener gewichtigen, die das Eingreifen verstorbener Menschengeister in den Vordergrund stellt.

Dies würde auch mehr Wert haben, als Zirkulare zu erlassen, wie jene, die neulich der Großmeister der italienischen Freimaurerloge, Hadrian Lemmi, ergehen ließ, um die vollkommen Eingeweihten Frankreichs aufzufordern, Voltaire „der mehr lächerlichen als interessanten Erinnerung jenes hysterischen Mädchens, welches Jeanne d'Arc war," entgegenzuhalten — jenes Mädchens, das sein undankbares Vaterland, als dessen Retter es erschienen, den Flammentod erleiden ließ.

§ 17. — Wie ich der Ähnlichkeit halber mich auf die Stimme des Sokrates bezogen habe, so sei hier auch noch die eines anderen heroischen Unglücklichen der Weltgeschichte gedacht: des Christoph Columbus. Er selbst berichtet uns darüber in einem Briefe an die spanischen Souveränen, in dem er von seiner letzten Reise nach Amerika im Jahre 1502, nach einer der schwersten Stunden seines Lebens, spricht:

»Ermüdet und ermattet schlief ich unter Seufzen ein,« so schrieb der große Seemann, »und hörte alsdann eine Stimme, die sich teilnahmsvoll an mich mit den Worten wandte: „O Du Thörichter, der Du trägen Herzens bist im „Glauben an Deinen Gott, an den Gott des ewigen Alls! „Was hat er nicht alles durch Mosen und David, seine „Knechte, vollbracht! Seitdem Dich die Erde trägt, hat er „sich stets Deiner liebevoll angenommen . . . Du rufest eine „ungewisse Hülfe an; allein sie antwortet Dir: Wer hat Dich „so oft in Trübsal gelassen? Gott oder die Welt? Gott „hält sein Versprechen, Gott ist getreu. Und das, was Deiner „wartet, ist eine Belohnung der vielen Mühen und Leiden, die „Du um Deiner Schutzherren willen erduldet hast." Im halbwachen Zustande hörte ich jedes Wort und vermochte nur mit diese nackten Thränen auf Wahrheiten zu antworten.

Und die Stimme, wem sie auch immer sein mochte, setzte noch hinzu: „Fürchte Dich nicht, harre aus: alle diese „Mühseligkeiten sind in Stein gemeißelt und haben ihren „Grund.“ *)

Besondere Beachtung möchte ich den Worten schenken: wem sie auch immer sein mochte (quien quiera que fuese), weil zweifelsohne, wenn die Vision infolge eines Fieberwahns entstanden wäre, Columbus sie nur zu leicht für die eines Engels, eines Heiligen oder dergleichen gehalten haben würde.

§ 18. — Gleichsam als Ergänzung und als ein erläuternder Anhang dieser Beobachtungen über Jeanne d'Arc muß ich mich hier auf einige Berichte über verschiedene von „Gott begeisterte“ Personen einlassen, welche bald mehr, bald weniger echt, gleichsam der Überlieferung ihren Ursprung verdanken.

Als die Jungfrau, noch lebend, sich in den Händen der Engländer befand, zogen einige französische Herren, an deren Spitze Regnauld des Chartres stand, einen gewissen Wilhelm herbei, einen Hirten zu Gévaudan, der von Gott begeistert und der Nachfolger der Jungfrau zu sein behauptete. Zum Zeugnis seiner Mission wies er an Händen und Füßen deutliche Wundmale auf. Die damaligen Chroniken stimmen darin überein, daß man es mit einem Idioten, einem Visionär zu thun hatte.**)

Nachdem Regnauld den Hirten dem König vorgestellt hatte, veranstaltete man zwei Monate nach dem Tode der Jungfrau mit diesem Hirten an der Spitze einen Feldzug, wobei jener in die Hände der Engländer fallen sollte. Ohne

*) Congreso Espiritista ibericoamericano de 1892 en Madrid; Estudio psicológico de Colon dentro la doctrina espiritista, por Lázaro Mascarell.

**) Un meschant garson Guillaume le bergier etc. (Journal d'un bourgeois de Paris, ad ann. 1431). „Ung jeune enfant, bergier tout sot“ (Martial d'Auvergne), s. Prozeß, Band V, S. 169.

weitere Umstände steckten diese den großen Propheten in einen Sack und warfen ihn ins Wasser.

Kurz darauf, nachdem Johanna den Scheiterhaufen bestiegen hatte, gaben zwei andere Mädchen aus der Umgegend von Paris sich für gottgesandte Streiterinnen aus und behaupteten, mit derselben Sendung wie Johanna betraut zu sein. Sie wurden indes sofort gefangen genommen und von Seiten der Kirche vor Gericht gestellt. Man erklärte kurzer Hand, daß sie von bösen Geistern beeinflußt wären (wie man es bereits bei der Jungfrau gethan hatte) und daß sie mithin die nämliche Strafe verdienten. Eine von diesen Mädchen widerrief und entging dem Tode; die andere dagegen, welche in ihren Ideen beharrte, starb in den Flammen.*)

Noch seltsamer ist die Geschichte der Pseudo-Jeanne d'Arc, die in Frankreich im Jahre 1436 auftrat und deren wahrer Name Claudia zu sein schien. Die gallischen Chroniken berichten, daß sie in der That der Jungfrau von Domremy sehr ähnlich war, so daß, wie aus unbestreitbaren amtlichen Akten hervorgeht, nicht nur viele Herren von Le Mans und Lothringen, sondern auch selbst die Brüder Johannas sie wirklich als jene wiederzuerkennen glaubten oder es wenigstens vorgaben. Die Pseudo-Jungfrau wurde mit Waffen, Bekleidungsstücken und manch edlem Streitroß beschenkt. Mit großem Prunk in Orleans aufgenommen, ging sie die Ehe mit dem Edelmann Robert des Armoises ein, dem sie zwei Söhne gebar. Sie führte den Oberbefehl über die Truppen bei Poitou, woselbst ihre Kampfesweise durchaus nicht unbedeutend zu nennen war. So nahm sie auch später La Rochelle ein. Dann pilgerte sie zu dem heiligen Vater nach Rom, um sich ihm zu Füßen zu werfen; sie kämpfte auch in Italien, wo sie zwei Feinde niederwarf, um dann, nach Paris zurückgekehrt, dort das Waffenhandwerk fortzusetzen.

Auch Karl VII hatte viel von ihr sprechen hören, wes-

*) Figuier, Histoire du Merveilleux, Introduction, III.

halb er sie im Jahre 440 sich vorführen ließ. Um sich ihrer Identität zu versichern, wandte er auch hier wieder denselben Kunstgriff an, dessen er sich damals bei Johanna bedient hatte. Er ließ einen seiner Edelleute den König spielen und ihr entgegentreten. Allein die Pseudo-Johanna war, wie uns wenigstens Peter Sala berichtet, bereits davon in Kenntnis gesetzt worden, daß der König infolge eines zugezogenen Übels an einem Fuße eine Binde trüge, und es gelang ihr daher leicht, die Falle zu umgehen. Karl VII wandte sich hierauf nun an die Jungfrau mit den Worten: „Pucelle m'amye, vous soyez la très bien revenue, im Namen Gottes, der das Geheimnis kennt, welches zwischen Euch und mir besteht." Als die Pseudo-Jungfrau diese Worte vernahm und den König von einem Geheimnis reden hörte, sah sie alsbald ein, daß es nicht möglich war, noch weiterhin ihre betrügerische Rolle durchzuführen. Sie warf sich demütig dem Herrscher zu Füßen, bekannte offen ihre Täuschung und flehte den König um Gnade an. Ihre Komplizen fanden sodann die wohlverdiente Strafe.

Von jenem Tage an verstummten die Nachrichten von der falschen Jungfrau von Orleans. Übrigens gab dieser Vorfall zu dem Volksglauben Anlaß, daß Jeanne d'Arc nicht wirklich den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitten habe, was uns wohl auch nicht so sehr Wunder nehmen wird, wenn wir in Betracht ziehen, daß in diesem Jahrhundert verschiedene Pseudo-Könige in Frankreich auftraten, welche sich für Ludwig XVII ausgaben. Es dürfte aber noch der Beachtung verdienen, daß jene Pseudo-Jungfrau von Orleans nach Aussage verschiedener Schriftsteller des 15. Jahrhunderts sich als eine Archipaillarde wahrlich nicht des besten Rufes erfreute.*)

*) Da die Pseudo-Johanna bereits erschien, ehe in dem Prozesse der Jungfrau von Orleans das Wiederaufnahme-Verfahren eingeleitet worden war, so wird auch jene hie und da in den Prozeßakten genannt. Siehe Bd. IV, S. 281 und Bd. V, S. 321—336.

§ 19. — In seinen Mémoires sur la Cour de Louis XIV erzählt der Herzog von Saint-Simon die Geschichte eines Waffenschmiedes von Salon in der Provence, namens Michel. Dieser kam ohne weiteres nach Paris und erschien vor dem Obersten der königlichen Garde Brissac, mit der Bitte, ihm eine Audienz bei dem Könige verschaffen zu wollen. Er gab an, diesem wichtige Geheimnisse enthüllen zu müssen, die er allein im Busen bewahre und die auch hinreichend als Ausweis für seine Handlungsweise dienen würden. Da ihm nun eine Audienz bei dem Könige abgeschlagen wurde, so forderte er wenigstens eine solche bei einem Minister. Der König bestimmte zu diesem Zwecke Pompone, welchem dann der Waffenschmied folgende Eröffnung machte. Ihm sei nämlich unter einem Baum in Salon die verstorbene Gemahlin Ludwigs XIV erschienen, umstrahlt von hellem Lichtglanze, und habe ihm den Auftrag gegeben, dieses und jenes seinem Könige vorzubringen. Anfangs vermochte der Waffenschmied nicht den Entschluß zu fassen, ihrem Befehl Gehorsam zu leisten; allein die Erscheinung stellte sich mehrmals hintereinander ein und bedrohte ihn schließlich, wenn er nicht sofort der gegebenen Weisung nachkomme. Pompone brachte nach diesen Ausführungen des Mannes die Sache im Cabinetsrate des Königs zur Sprache. Es wurde beschlossen, den seltsamen Abgesandten dem Könige vorzuführen, welcher einige Tage darnach dem Waffenschmied eine zweite Audienz gewährte, die wie auch die erste nur unter vier Augen stattfand. Der König gab sodann bekannt, daß jener Mann vollkommen bei Sinnen sei, und behauptete, durch denselben Dinge erfahren zu haben, die von ihm niemals einer lebenden Seele anvertraut worden seien, so. z. B. den Fall einer Erscheinung, welche der König vor zwanzig Jahren im Walde von St. Germain gehabt hatte. Ludwig entließ überaus huldvoll und reich beschenkt den unverzagten Waffenschmied und ließ ihm von dem Intendanten der Provinz eine lebens-

längliche Rente aussetzen, sodaß er keinen Mangel mehr zu leiden hatte, bis ans Ende seiner Tage. Der Waffenschmied, ein Mann hoch in den Fünfzigern und Vater einer zahlreichen Familie, benahm sich äußerst geschickt und taktvoll. Nach Hause zurückgekehrt, griff er sein Handwerk in der gewohnten Weise wieder auf und lebte wie zuvor. Niemals ist es der Welt offenbar geworden, um was es sich eigentlich bei seiner Mission gehandelt hat.

Bekannt dürfte immerhin sein, daß eines Tages der Herzog von Duras, der Hauptmann der Leibwache, dem König auf der Jagd gesagt haben soll, daß, wenn es ihm nach gegangen wäre und er nicht den ausdrücklichen Befehl dazu erhalten hätte, jener Michel niemals die verlangte Audienz beim König erhalten haben würde. Darauf soll ihm nun der König Ludwig XIV ebenso prompt wie passend geantwortet haben: „Il n'est pas fou, comme vous le pensez, et voilà comme on juge mal."

§ 20. — Thomas Ignaz Martin war ein armer Landmann, der im Jahre 1783 zu Gallardon, einem kleinen Marktflecken in der Beauce, etwa vier Meilen von Chartres entfernt, das Licht des Diesseits erblickte. Am 15. Januar 1816 gegen mittags 3 Uhr befand er sich drei Kilometer von Gallardon entfernt auf dem Felde. Da trat ihm plötzlich eine manneshohe Gestalt in den Weg, mit kräftigem Körperbau und mit einem feinen, weißen, spitzen Gesicht. Dieser Mann trug einen glänzenden, bis zu den Füßen herabwallenden Mantel, welcher seine Gestalt vollständig umgab. Zumal zog die eigentümliche Kopfbedeckung des seltsamen Mannes die Aufmerksamkeit des Bauern an: es war dies ein hoher Hut von runder Gestalt. Der Fremde erteilte Martin den Auftrag, er möge sich unverzüglich zum Könige begeben und diesem die Nachricht überbringen, daß ihm und seinem Hause eine große Gefahr drohe; der König möge vor allem mehr Obacht darauf legen, daß die Religion in Ehren gehalten werde und

dergleichen mehr. Der erschreckte Martin wandte sich nun flehentlich an sein unbekanntes Gegenüber mit der Bitte, eine würdigereund passendere als seine Person mit der Mission zu betrauen, da er sich hierzu nicht für befähigt hielte. „Nein," gab der Unbekannte zur Antwort, „Du wirst selbst hingehen."*)

Nach diesen Worten sah der arme Landmann den unheimlichen Fremden vor seinen Augen verschwinden. Zuerst schien es ihm, als ob sich dessen Füße von dem Erdboden erhöben, sein Kopf begann sich zu senken und sein Körper schrumpfte immer mehr zusammen, bis er schließlich in seiner Mitte ganz verschwand und sich in Luft auflöste. Man wird wohl leicht einsehen, daß der Geist sich absichtlich in dieser Weise von dem Landmanne entfernte, um ihm den klaren Beweis zu liefern, daß er es hier nicht mit einer Person „von Fleisch und Blut" zu thun gehabt hatte.

Martin begab sich nach Hause und erzählte unverzüglich seinem Bruder, was sich ihm ereignet hatte, worauf dann beide bei dem Priester des Ortes, dem Abte Laperruque, vorsprachen, der die Erscheinung des Bauern der Einbildung desselben zuschrieb.

In den darauffolgenden Tagen erschien jedoch die un-

*) Man vrgl. 2. Mose Kap. 3, vorzüglich V. 11. Dergleichen Erscheinungen wie der Engel des Herrn im flammenden Busche (welcher dann mit dem Herrn, d. i. dem höchsten Wesen selbst, identifiziert wurde), bei Moses und solche Missionen (wie die Kinder Israel aus Egypten zu führen, aus Frankreich die Engländer zu vertreiben, den Kaiser Alexander II durch das Medium v. Langsdorff vor den Nihilisten zu schützen) stehen eben, wie wir sehen, nicht vereinzelt in der Weltgeschichte da. Wenn ein alter, längst dahingeschiedener Jude, der schmachvollen Behandlung seines Volkes in Egypten überdrüssig, sich vielleicht unter Gottes Beistand ein geeignetes Werkzeug erkor, seine Landsleute in das gelobte Land zu führen, so ist es bei diesem theokratischen Volke gleich Gott des Himmels und der Erde selbst gewesen. Wie abgeschmackt aber eine solche Annahme sein dürfte, das ergiebt die klare Betrachtung der Weltgeschichte. (Vergl. Buch II, 7. Hauptstck. vorl. Werkes. — Der Übers.

heimliche Gestalt mehrmals dem Landmanne, der erschreckt vor ihr floh. Schließlich heftete sich am 21. Januar das Gespenst wiederum an seine Fersen und forderte ihn auf, den Auftrag auszuführen, da er sonst keine Ruhe mehr haben würde.

Der Priester von Gallardon verwies hierauf Martin an seinen Bischof zu Versailles, und der Prälat hielt es für geboten, den Minister der Polizei Baron Decazes davon in Kenntnis zu setzen. Decazes beauftragte den Grafen de Breteuil, den Statthalter von Chartres, diesbezüglich eine genaue Untersuchung einzuleiten. Der Statthalter nahm sich dann Martins an und entschloß sich, ihn in Paris dem Minister vorzustellen; dieser unterzog im Beisein seines Sekretärs den Seher einem Verhöre, indem er vergebens auf alle möglichen Kunstgriffe sann, um ihm eine Falle zu stellen. So sagte er ihm unter anderem, daß vor wenigen Tagen es gelungen sei, des Unbekannten habhaft zu werden. „Das wundert mich fürwahr," gab ruhig Martin zurück, „da mir derselbe erst heute Morgen noch erschienen ist." Und in der That hatte der Geist beständig seine Besuche fortgesetzt. Einmal offenbarte er ihm auch unter anderem, daß er der Erzengel Raphael sei, indem er sich wahrscheinlich nur solch einen großen Namen beilegte, wie es ja auch so häufig die geheimnisvollen Intelligenzen in unseren spiritistischen Sitzungen zu thun pflegen.

Martin wurde damals dem Psychiater Pinel, einem wirklich hervorragenden Wissenschaftler, vorgestellt. Obschon dieser Gelehrte nicht im geringsten auf eine geistige Störung des Bauern schließen konnte, „so hielt er doch die Möglichkeit einer Halluzination für sehr annehmbar." Nichtsdestoweniger wurde Martin einer Irrenanstalt zu Charenton überführt, woselbst er vom 13. März bis 2. April verblieb.

Unterdessen begann nun die Sache am Hofe ruchbar zu werden. Der Herzog von Rochefoucault und der Erz-

biſchof von Rheims beſchäftigten ſich mit der Frage eingehend und ſprachen auch ſchließlich bei Ludwig XVIII davon. Dieſer befahl nun, daß man Martin ſo bald als möglich zu ihm führe. So verließ denn Martin Charenton (hier war nämlich feſtgeſtellt worden, daß er ſowohl an Körper als auch an Geiſt vollkommen geſund ſei) und begab ſich nach Paris, um mit dem Herrſcher ein Geſpräch unter vier Augen zu führen.

Martin erzählte dann ſpäter dem Geiſtlichen von Gallardon davon, welcher den Bericht dieſes Geſpräches zurechtſtutzte. Da er übrigens die geheimſten Offenbarungen verſchwieg, ſo iſt der Bericht wenig intereſſant geworden, doch geht immerhin daraus hervor, daß Martin Ludwig XVIII Dinge ſagte, die dem Könige großes Erſtaunen abnötigten, da dieſer glaubte, dieſelben nur allein zu kennen.

Nachdem Thomas Martin ſeine Miſſion erfüllt hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück und lebte dort im Kreiſe ſeiner vier Kinder als ruhiger Bürger weiter, ohne jemals von ſeinem Könige oder von einem anderen ein Anerbieten anzunehmen. Er vermied es, irgenwie von dieſem geheimnisvollen Ereignis zu ſprechen, obſchon viele frommen Sinnes nach Gallardon pilgerten, um den großen Propheten zu ſehen, der bald weit und breit in dem hohen Anſehen einer gewiſſen Heiligkeit ſtand.

Ein genauer auf die Einzelheiten eingehender Bericht wurde bereits im Jahre 1817 veröffentlicht und erſchien im Verlage von Egron; derſelbe enthielt als Anhang auch Urkunden, welche von Laperruque, dem Geiſtlichen von Gallardon, dem Statthalter de Breteuil und von Royer-Collard, dem Direktor des Irrenhauſes von Charenton unterzeichnet waren.*)

*) Quicherat (Aperçus nouveaux etc., Kap. VII) ſagt, als er über dieſen Martin ſpricht, daß er den Text des Berichtes der beiden Doktoren

Schließlich sagte aber Martin, als Louis Philipp regierte, der Engel habe ihm befohlen, Ludwig XVIII wissen zu lassen, „daß er nicht der rechtmäßige Herrscher in Frankreich sei, sondern ein Sohn Ludwigs XVI existiere — was der König selbst nicht wußte — und daß dieser eines Tages zurückkehren werde; ferner, daß es Ludwig XVIII untersagt sei, sich unterdessen in Rheims krönen zu lassen, da auch jeder diesbezügliche Versuch das schwerste Mißgeschick zur Folge haben würde . . . Und darob antwortete der König mit lebhafter Bewegung, daß er sich nicht krönen lassen würde, denn er habe dies überhaupt nie beabsichtigt, sondern von Anfang darauf Verzicht geleistet.*)

Man erzählt ferner noch, daß am 1. August 1830 Karl X auf seiner Flucht nach Rambouillet bestürzt über den Triumph der Pariser Aufrührer den General August de La Rochejaquelin zu dem Landmanne Martin gesandt habe, um sich bei ihm Rates zu erholen, was er thun solle: der Revolution Widerstand zu leisten oder nachzugeben? Und Martin antwortete, wie es ihm der Engel während der heiligen Messe eingegeben hatte:

---

Pinel und Royer-Collard in Händen gehabt und sich vergewissert habe, daß das, was in der erwähnten Broschüre berichtet werde, auf vollkommener Wahrheit beruhe.

*) Wenn wir den Souvenirs d'une dame sur Louis XVIII, sa cour et son règne (Band IV, S. 145) Glauben schenken dürfen, so war Ludwig XVIII fest von dem Glauben an Geister durchdrungen. Als die Gräfin von Ceyla, welche die vermutliche Verfasserin der Souvenirs sein dürfte, ihm einst eine schauerliche Gespenstergeschichte erzählte, soll der König ihr geantwortet haben: „Wenn der klare Verstand uns auch den Glauben an wunderbare Thatsachen gewissermaßen zu verbieten scheint, so gebietet er uns doch auch anderseits, dem Zeugnisse unserer Sinne und dem so vieler ehrenhafter und wahrheitsliebender Persönlichkeiten Vertrauen entgegen zu bringen. **Was mich anbetrifft, so glaube ich fest, daß mein unglücklicher Bruder mir erschienen ist und sich mehrmals mit mir unterhalten hat.**"

„Der König weiß sehr wohl, daß die Krone, die er trägt, ihm nicht zukommt. Möge er daher nicht darnach trachten, sie zu verteidigen, da sonst das ganze Blut, welches er deshalb vergießen würde, über sein Haupt kommen wird." *) Infolge dieser Ansicht hat wohl auch, der Überlieferung gemäß, Karl X, noch hinreichend mächtig, vorgezogen, ruhig in die Verbannung zu gehen.**)

Wie das zu Paris erscheinende Écho du Merveilleux***) zu berichten weiß, weilt ein Augenzeuge des Gesprächs zwischen dem Abgesandten Karls X und Martin noch unter den Lebenden, nämlich der Sohn jenes Propheten: Dr. Antonius Martin, der heuer noch geistig vollkommen frisch und gesund in Paris lebt und sich des schönen hohen Alters von 80 Jahren erfreut. Wir werden noch später Anlaß nehmen, uns mit diesem außerordentlichen Manne genauer zu beschäftigen.

§ 21. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, an einen ähnlichen Fall zu erinnern, den wir bereits im ersten Buche unserer Geschichte, Hauptstück 4, § 2, besprochen haben und der die Mission betrifft, welche einem Bauer Mexikos zuteil wurde. Derselbe sollte sich, wie wir gesehen haben, zu dem Kaiser Montezuma begeben und ihm den drohenden Einfall der Europäer verkündigen.

---

*) **Eine weit bedeutendere Rolle**, wie hier Martin, sollte kaum ein halbes Jahrhundert später am russischen Kaiserhofe das spiritistische Medium Freiherr **Heinrich von Langsdorff** spielen (der Sohn des um den Spiritismus in Deutschland so hochverdienten Freiburger Arztes und psychologischen Schriftstellers Dr. med. Georg Frhrn. v. Langsdorff). Auf diese epochemachenden Thatsachen, betreffs deren man den Anhang zu Dr. von Langsdorff's „Schutzgeister" (Mutze, Leipzig) zu Rate ziehen möge, behalten wir uns vor, noch ausführlich im zweiten Teile dieses Werkes (die Neuzeit) zurückzukommen.

Der Übersetzer.

**) Lettre d'un vieux curé vendéen, 2. Aufl., Paris, 1882.

***) Vom 1. Februar 1897.

Wenn wir eben annehmen, daß die Geister unserer Verstorbenen fortleben und daß sie ihre Neigungen und Leidenschaften bewahrt haben, von denen sie hinieden in ihrem irdischen Dasein angetrieben wurden, so darf es uns wahrlich nicht Wunder nehmen, daß solche Fälle überhaupt vorkommen, sondern daß sie eben nicht häufiger vorkommen.

## 6. Hauptstück.

# Glauben und Sagen des Mittelalters.

§ 1. — Das ganze christliche Zeitalter hindurch bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts sah man ein gewisses unsichtbares Wesen in allen Handlungen und Reden, ja selbst in die Gedanken der Gläubigen eindringen: alles was nicht mit Sitte oder mit der herrschenden Orthodoxie in Einklang stand, die natürlichsten Leidenschaften, wie die gewöhnlichsten körperlichen Gebrechen und Krankheiten, kurz alle Erscheinungen, die man sich eben von dem damaligen beschränkten Standpunkte aus nicht anders zu erklären vermochte, schrieb man ihm zu oder glaubte wenigstens, daß es dabei seine Hand im Spiele habe. Und dieses eigentümliche etwas, dieser Deux ex machina war: — der Teufel. Ihn sah man im Grauen der Nacht umherschleichen, quaerens quem devoret; ihn erblickte man in manchen Tieren und Menschen. Ja, sogar mit der Luft, welche man einatmete, vermochte er sich Eingang zu verschaffen, da doch die Söhne der Finsternis in der Luft schweben und, um mit dem Abte Ricalmo von Schönthal*) zu sprechen, der Teufel wie ein Stäubchen ist, das im Sonnenstrahl spielt.

*) Das Buch von den bösen Anschlägen und dem Schimpf, welchen die Teufel den Menschen anthun.

Von dem 4. Jahrhundert ab ſah man die Sekte der Meſſalianer ſich unter ihrem Oberhaupte Sabba entwickeln, eine Sekte, deren Anhänger ſich fortwährend von Teufeln umgeben glaubten. Jene Unglücklichen putzten ſich die Naſe, ſpieen aus und ſchnitten furchtbare Grimaſſen, ja fochten nicht ſelten in der Luft herum, um ſich der Teufel zu erwehren.

Faſt alle jene ſo ſeltſamen, ſpontanen, mediumiſtiſchen Erſcheinungen, welche die Spiritiſten heute ſpaßhaften Geiſtern zuſchreiben, ſchob man einſtmals der alten Schlange der Geneſis, dem Teufel, in die Schuhe.

Natürlich waren nicht nur die Zauberer, ſondern auch die Heiligen und ſelbſt jene Medien ganz beſonders die Beute der böſen Geiſter. St. Morand überraſchten ſie im Bett und zogen ihm die Bettdecke herunter. Der heilige Gudula bliesen ſie, während ſie am beten war, das Licht aus und ſtießen dem hl. Theodobert den Leuchter um, nahmen ſogar anderen das Prieſtergewand weg und verſteckten das Brevier. Bei den Mönchen des hl. Dunſtan ſtürzten ſie auf den Tiſch und fraßen jenen geradezu auf. Die hl. Chriſtine von Stommeln bewarfen die Teufel mit Schmutz und Kot. Die Heiligen Romanus, Lupizinus, Dunſtan wurden mit einem wahren Steinhagel empfangen, als ſie ſich zum Gebet anſchickten. Auch will ich gar nicht einmal derer gedenken, welche ſo ſehr mißhandelt wurden, daß ſie ſich ſchwere Verletzungen zuzogen, wie St. Antonius, St. Romuald, St. Pasqual Baylon u. a. m.

§ 2. — Die ſonderbarſten und bizarreſten Geſtaltungen nahm der Höllenkönig an, um ſich den Augen der Sterblichen darzubieten. Selbſtverſtändlich erſchien er gewöhnlich ſehr plump; allein bisweilen wußte er ſich auch ein ſehr verführeriſches und berückendes Ausſehen zu verſchaffen. Heimtückiſcherweiſe ließ er ſich in Geſtalt eines Ritters ergreifen, als er das Schlafzimmer der Königin Kunigunde verließ, welche ſich daher der Feuerprobe unterziehen mußte. Man kann nur ein wehmütiges Lächeln für die Harmloſigkeit und geradezu

Albernheit unserer Altvorderen übrig haben, wenn man liest, daß der Teufel einst das Aussehen des hl. Sylvanus, des Bischofs von Nazareth, angenommen und sich unter dem Bette eines Kindes habe finden lassen.*) Nach St. Martinus und St. Rainald erschien er bisweilen unter dem Namen und in der Gestalt der Venus, des Jupiter, Merkur, der Minerva ꝛc.; ebenso sehr trug er auch heißes Verlangen darnach, sich unter der Gestalt irgend eines Heiligen, der hl. Jungfrau oder selbst Christi darzubieten. Und sogar heute sehen wir den Domherrn Brettes in Paris mit den andern Mitgliedern der Société des Sciences psychiques eifrigst diskutieren, ob die Erscheinungen der Jungfrau in Tilly-sur-Seulles nicht teuflischen Ursprungs seien. „Der Teufel" meinte selbst der heilige Augustin, „vermag auch die Gestaltung eines Engels des Lichtes anzunehmen."**) Oftmals endlich erscheint Satanas als irgend ein Tier und sogar als lebloser Gegenstand, so daß eine Nonne, der St. Gregorius Magnus Erwähnung thut, ihn verschluckt hatte, indem sie ein Salatblatt zu essen glaubte, und St. Hilarius, Abt von Galeata, vermochte ihn in einer Weintraube zu erkennen.

Natürlich zeigte sich der Teufel vor allem den Heiligen, um sie zu versuchen, wozu er die listigsten Kunstkniffe aussann. Raoul Glaber (V, § 1) berichtet, daß zu seinen Zeiten der Teufel häufig den Mönchen erschienen sei, diesen Zweifel über die Auferstehung einflößte, sowie über die Vollkommenheit ihrer Disziplin. Die Versuchungen des hl. Antonius in der Wüste sind heutzutage nicht viel weniger als ein Spottgegenstand geworden, obschon sie von St. Athanasius und St. Hieronymus, seinen Geschichtsschreibern, als objektive Wahrheit behauptet werden. Solche Kämpfe mit dem bösen Geiste finden sich fast in allen Einsiedler-Geschichten. Einige wissen von den seltsamsten Vorkommnissen zu erzählen.

*) Graf, Der Teufel, Kap. 2.

**) Confess. Lib., X § 42.

Allein auch die modernen Heiligen behaupten entſchieden, den Teufel geſehen zu haben. Vernehmen wir, was die heilige Thereſe von ſich erzählt:*)

. . . „Einsmahls befande ich mich in einem Bettſtüblein / da erſchien er mir auff der linken ſeythen / in einer grauſamen geſtalt / ſonderlich ſahe ich ſeinen mund an / dieweil er mich anredet / welcher erſchrecklich war. Es ſcheinte eben / als geng auß ſeinem leib eine groſſe fewerflamme herauß / welche gantz klar vnd ohne ſchatten war. Er ſagte zu mir mit erſchrecklicher ſtimm / daß ich zwar auß ſeinen händen entgangen were / er wolte mich aber ſchon wider darein bringen. Ich förchtete mich ſehr / vnd bezeichnete mich mit dem H.-Creutz / wie ich konte / da verſchwunde er / vnd kam alſobald wider; dieſes iſt mir zweymahl wiederfahren. Ich wuſte nicht / was ich anfangen ſolte / da hatte ich weyhwaſſer bey mir / das ſpritzte ich gegen demſelben orth / da kame er nimmer wider."

„ . . . als ich in einem bettkämmerlein war / vnd eine nocturn außer der Metten recitirt hatte / vnd etliche andächtige gebett darauff ſagte / die am end deſſelben ſtehen in vnſerm Brevir ſetzte er ſich mir auff das Buch / damit ich das gebett nicht außleſen könte / da macht ich das Creutz für mich / vnd er verſchwund. Als ich wider anfing zu leſen / kam er widerumb / vnd iſt diß / glaub ich / zum dritten mahl geſchehen / daß ich wider angefangen hab / konte es auch nicht enden / biß daß ich weyhwaſſer darauff ſprengte . . . Selten hab ich jhn mit leiblicher geſtalt geſehen / aber offtermahl ohne einiger geſtalt / auff die weiß / wie ich geſagt**) hab

*) Vergl. in der auf Seite 110 vorl. Werkes angef. Ausgabe der Werke der hl. Thereſe aus dem Jahre 1649, S. 241, 31. Kap. (Darinnen ſie von etlichen euſſerlichen verſuchungen und erſcheinungen handlet | die jhr der böſe feind fürſtellete | vnd etlichen peinen | die er jhr angethan.) Der Überſetzer.

**) Ebendaſelbſt. S. 245 u. 246. (Der böſe feind will Tereſam verhindern zu betten.)

von den erſcheinungen / die man ohn einige geſtalt ſiehet / wiewol man klärlich vernimmt / daß er zugegen ſey . . .“

Melanchthon*) erzählt von ſeinem Freunde und Lehrmeiſter Luther, daß der Teufel dieſem einen Beſuch abgeſtattet und ſich in einige theologiſche Diskuſſionen mit ihm eingelaſſen habe. Der berühmte Reformator trug übrigens kein Bedenken, nachdem er ſofort den Fürſt des Böſen erkannt hatte, ihm ein bleiernes Tintenfaß an den Kopf zu werfen.

Die Thatſache wird auch in einer etwas abweichenderen Form in einer Broſchüre beſprochen, welche man — wohl kaum vernünftigerweiſe Luther zuſchreibt.**)

[Kreyher berichtet uns in ſeinem Werke: Die mediumiſtiſchen Erſcheinungen des Seelenlebens ꝛc. I, (285) von Luther noch folgende Epiſode. »Als ich anno 1521 auf dem Schloſſe Wartburg in Patmo ſaß«, ſchreibt Luther, »da war ich fern von den Leuten und konnte niemand zu mir kommen. Nun hatten ſie mir einen Sack Haſelnüſſe gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denſelben in meinem Kaſten verſchloſſen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bette. Da kommt mirs über die Haſelnüſſe, hebt an und knicket eine nach der anderen an die Balken, mächtig hart, rumpelt mir am Bette; aber ich frage nichts darnach. Wie ich nun ein wenig eingeſchlafen war, da hebt's an der Treppe ein ſolches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fäſſer hinunter. Ich ſtehe auf, gehe auf die Treppe zu und ſprach: „Biſt du es, ſo ſei es“ [ſehr geiſtreich!], befahl mich dem Herrn und legte mich wieder zu Bette; denn das iſt die beſte Kunſt ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Chriſtum anruft, das kann er nicht leiden.« D. Überſ.]

Ich weiß wohl, daß heutigen Tages ſolche Erſcheinungen

---

*) De Examin. theolog. operum, Bd. I.

**) Colloquium Lutherum inter et diabolum, ab ipso Luthero conscriptum, etc.

von einigen Alieniſten für plumpe Sinnestäuſchungen und krankhafte Halluzinationen angeſehen werden: doch zweifele ich ſehr daran, daß dies immer der Fall geweſen iſt, und umſo mehr, als jene Alieniſten ſich darin gefallen, völlig a priori als Halluzinationen Dinge hinzuſtellen, von deren Wirklichkeit ſich eben jeder gewiſſenhafte Forſcher überzeugen kann, ſogar unter Zuhülfenahme von phyſiſchen Apparaten, wie es ſeitens des berühmten Crookes und anderer Gelehrten geſchehen iſt. Daher halte ich es für ſehr unrichtig, leugnen zu wollen, daß manche Heiligen wirklich den Teufel hätten ſehen können oder vielmehr einen Geiſt, der ſein Ausſehen angenommen, da ja die Spiritiſten nicht das Daſein eines Teufels anerkennen.

§ 3. — Die Höllenmonarchie beſteht nach Wierus aus einem Kaiſer, nämlich Beelzebub, und ſieben Königen, welche über vier Hauptorte herrſchen. Die Namen derſelben ſind: Bael, Purſan, Byleth, Paymon, Belial, Asmoday, Zapan; ferner umfaßt ſie 23 Herzöge, nämlich Agares, Buſas, Guſoyn, Bathim, Eligor, Valefar, Zepar, Sytry, Bune, Berith, Aſtaroth, Vepar, Chax, Pricel, Murmur, Focalor, Gomory, Amduscias, Aym, Orobas, Vapula, Hauros, Alocer; dreizehn Markgrafen, wie: Alamon, Loray, Naberus, Forneus, Roneve, Marchocias, Sabnac, Gamigyn, Arias, Andras, Andrealphus, Cimeries, Phoenix; zehn Grafen, nämlich Barbatos, Botis, Morax, Ipes, Furfur, Raym, Halphas, Vine, Decarabia, Zalcos; elf Präſidenten: Marbos, Buer, Glaſialabolas, Forcas, Malphas, Gaap, Caym, Volac, Oze, Amy, Haagenti und verſchiedene Ritter wie Furcas, Bifrons, u. ſ. w. Die Streitmächte der hölliſchen Monarchie belaufen ſich auf 6666 Legionen, jede umfaßt 6666 Dämonen, im ganzen alſo 44 435 556 Streiter. Allein jeder dieſer Dämonen hat noch einige Scharen unter ſich. — Wo in aller Welt mag Herr Wierus nur dieſen Blödſinn aufgeſtöbert haben?!

Nach Michael Pſellus dagegen teilen ſich die Teufel in ſechs große Sektionen ein: in Feuer-, Luft-, Erde- und Waſſer-

Dämonen, in unterirdische Dämonen und solche der Finsterms. Bücher wie die des Abtes von Ricalm und des Caesarius von Heisterbach gab es leider Gottes in jedem Zeitalter, so daß ein solcher Verfolgungswahn noch nicht viel eingebüßt hat. Unter den jüngsten ließe sich ein Franzose, namens Berbiguier anführen, welcher im Jahre 1821 ein Buch unter dem Titel herausgab: Les Farfadets, ou tous les démons ne sont pas de l'autre monde, in drei Bänden, mit acht Lithographien, einem Bildnisse des Verfassers und mit zahlreichen Emblemen ausgestattet, worunter sich die Devise: Le Fléau des Farfadets befindet. Der Verfasser beginnt mit einer Widmung an Kaiser, Könige und an alle Fürsten der vier Erdteile. „Vereinigt Eure Kräfte mit den meinigen,“ ruft er ihnen zu, „um den Einfluß der Teufel, der Zauberer und Farfadets, welche die unglücklichen Bewohner Eurer Staaten völlig zu Grunde richten, zu vernichten.“ Er fügt dann hinzu, daß er wohl seit zwanzig Jahren vom Teufel gequält worden sei, und behauptet, daß die Farfadets menschliche Formen annähmen, um die Menschen zu peinigen. Im zweiten Hauptstück seines Werkes zählt er dann alle seine Feinde auf und behauptet, daß sie verkappte Teufel und Satansdiener seien. Er nennt sie ruchlose Schurken, beabsichtigt aber damit nicht jene Personen zu beschimpfen, sondern nur die Teufel, welche sich deren Körper bemächtigt hätten. „Man hält mich für einen Narren,“ schreibt der gute Berbiguier, „allein wenn dies der Fall wäre, so würden meine Feinde nicht so gequält worden sein, wie dies täglich mit meinen Nadeln, meinem Schwefel, meinem Essig und meinen Ochsenherzen geschieht.“

Berbiguier machte in der That alle Anstrengungen, seine Feinde, die Farfadets, zu envoûtieren, besonders vermittelst Widderherzen, von denen er wohl 5000 gesammelt haben sollte.

Einige Windbeutel nährten thörichterweise diese traurige Manie, indem sie ihm Briefe schrieben mit der Unterschrift

von vermeintlichen Teufeln. Berbiguier brachte sie treuherzig in seinen Werken zum Abdruck. Lassen wir nun ein solch herrliches Muster eines Teufelsbriefes hier folgen:

„Herrn Berbiguier.

„Gräuel aller Art, Erdbeben, Sündflut, Sturm, Wind, „Komet, Planet, Ozean, Ebbe und Flut, Genius, Sylphe, „Faun, Satyr, Adryade und Hamadryade!

„Der Abgesandte des großen Genius des Guten und des „Bösen, der Verbündete Beelzebubs und der Hölle, ein „Waffengenosse Astaroths, der Urheber der Erbsünde, der „Minister des Tierkreises, hat das Recht, zu besitzen, zu quälen, „zu stechen, zu säubern, zu rösten, zu vergiften und den unter„thänigsten und geduldigsten Vasall Berbiguier zu erdolchen, „da er die ehrwürdigste, unauflösbare, magische Gesellschaft „geschmäht hat, kraft dessen wir das Wappen der Gesellschaft „beigedruckt haben.

„So geschehen in der Sonne, angesichts des Mondes „am 5818. Tage und in der 5819. Stunde der Nacht durch „den großen bevollmächtigten Minister des Großkreuzes und „Tribun der magischen Gesellschaft. Der vorliegende Befehl „erhält Vollstreckung auf seinen Freund Koko (dies war das „Eichhörnchen Berbiguier's).

„THESAURDCHRYSONYCDCHRYSIDES.“

„Im Auftrage Sr. Excellenz.

„Der Sekretär.

„PINCHINCHI—PINCHI.

„30. März 1818.

„P. S. In acht Tagen wirst Du in meiner Macht sein: „wehe dir, wenn Du Dein Werk veröffentlichen wirst!“

Dieser Unglückliche verdankt wohl wahrscheinlich seine Halluzinationen und seinen Verfolgungswahn auch dem heutigen Spiritismus, der erst ..... dreißig Jahre später aufkam!

Zahlreich waren auch die Bücher, worin Anleitung ge-

geben wurde, wie man den Anschlägen der Teufel entgehen könne, wovon wir den Antipalus maleficorum des deutschen Benediktiners Tritemius (15. Jahrhundert) anführen.

Verschiedene heutige Schriftsteller haben sich unterfangen, die Geschichte des Höllenkönigs zu schreiben. Hier seien indes nur der Franzose Cayla (Le diable, sa grandeur, sa décadence, 1864) und Arthur Graf erwähnt. Letzterer schrieb mit scharfem Skeptizismus und mit einer ungewöhnlichen Eleganz, wie man sie heute nur selten antrifft, sein bedeutendes Werk: „Der Teufel."

§ 4. — Wie bekannt, nehmen die Spiritisten nicht das Dasein eines Teufels an; allein trotzdem werden wir noch des öfteren Gelegenheit haben, uns mit diesem Herrn zu beschäftigen und zwar anläßlich mancher Polemik mit den Christen.

Hier werde ich mich nur darauf beschränken, näher zu betrachten, wie die Kirchenväter sich herumgestritten haben, ob dem Teufel auch die Zukunft bekannt sei. Und es entschieden sich die meisten dahin, daß jener dieselbe nicht gerade zu sehen vermöchte, noch zu erkennen imstande sei, was der dunkle Schoß der Zukunft berge, doch daß er auf die Zukunft besser als wir schließen könne, und zwar wegen gründlicherer Kenntnis der Naturgesetze, sowie durch die Fähigkeit, sich äußerst schnell von einem Platz zum andern begeben zu können und das wahrzunehmen, was uns nicht möglich ist, kurz, wegen seiner größeren Erkenntnis. Es ist dies mehr oder weniger dieselbe Ansicht, welche viele von dem Vorhersehen der Zukunft seitens der Geister unserer Verstorbenen haben.

Das schönste ist, daß nach dem Ev. Matthäus der Satan Jesus mit den Worten versucht haben soll: „Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich, daß diese Steine Brot werden" — Worte, welche für jeden anderen als für Theologen, die bekanntlich gewohnt sind, die Heilige Schrift auszulegen, wie's ihnen

gerade gefällt, eitel und unerklärlich erscheinen; es sei denn, daß man annehmen wolle, der Satan hätte nicht geglaubt, daß der Nazarener wirklich Gottes Sohn wäre.

§ 5. — Ich habe bereits gesagt, daß die Hexen bei ihrem Sabbath fleischlichen Verkehr mit den Teufeln hatten. Allein nach dem traurigen Glauben jener Zeit trug sich jener schauderhafte Vorgang auch außerhalb des Hexensabbaths zu. Zahllose Hexen wurden deshalb zum Tode verurteilt, auf Beweise hin, wie sie sich eben jedermann denken kann. Zu Dôle wurde im Jahre 1599 eine gewisse Antides Collas zum Scheiterhaufen verurteilt, weil ihr Geschlechtsorgan etwas phänomenales darbot, so daß sich daraus auf einen schändlichen Umgang mit dem Satan schließen ließe. Die Unglückliche wurde nicht einmal, nein, wiederholt entkleidet, auf die Folter gespannt und von Ärzten und Gerichtsherren mit der Sonde untersucht, bis sie endlich, von Scham und Schmerzen überwältigt, alles bekannte, was man von ihr verlangte.*) Andererseits war es die ungeheure Körperbeschaffenheit neugeborner Kinder, woraus man auf einen geschlechtlichen Verkehr der Mutter mit Teufeln schloß; daher wurden die Kinder gewöhnlich umgebracht, die irgend welche körperliche Unmäßigkeiten aufwiesen. Im 13. Jahrhundert gestand in Toulouse eine gewisse Angiola von Labarthe, wahrscheinlich eine Irrsinnige, einen Sohn mit einem Wolfskopfe und einem Schlangenschwanze geboren zu haben; sie schrieb die Vaterschaft dem Teufel zu und behauptete, das Ungetüm mit Kinderfleisch ernähren zu müssen.

Die Teufel, welche hauptsächlich mit Frauen Umgang pflogen, hießen Incubi, während diejenigen, welche sich als Weiber mit Männern in geschlechtlichen Verkehr einließen, Succubi genannt wurden. Caesarius von Heisterbach spricht in der That von einem Laienbruder, der von einem als

*) Eliphas Levi, Histoire de la Magie, Buch V, Kap. 6.

Nonne verkleideten Teufel eines Nachts im Bette umarmt wurde und nach Verlauf von wenigen Tagen starb.

Graf weiß in seinem oben erwähnten Buche von jenem Alvarus Pelagius, Bischof von Silva, zu berichten, der im 14. Jahrhundert lebte und in einem seiner Bücher behauptet, manche Nonne gekannt zu haben, die sich freiwillig dem Teufel hingegeben hätte. Ein Jahrhundert später führt Thomas Walsingham, ein Mönch von St. Alban in England, einige Beispiele von solchen teuflischen Liebesverhältnissen an. Thomas Cantipratensis behauptet, daß Frauen ihm oftmals gestanden hätten, sie seien von jenen Incubi sogar stark verletzt worden. So viel vermochte diese Wahnidee auszurichten! . .

Michael Psellus, der Verfasser einer Abhandlung über die Teufel, eines Zwiegesprächs über Teufelswerke und einer größeren Anzahl anderer Bücher, ist der Ansicht, daß die Teufel sehr wohl Nachkommen zu zeugen vermöchten, die klug wie jene seien, wenn es die Notwendigkeit erheische. Der heilige Thomas von Aquino — ein Licht der katholischen Theologie — vertritt dagegen mit anderen Gottesgelehrten die Meinung, daß den Teufeln nicht die Fähigkeit, zu zeugen, gegeben sei, es sei denn, daß sie, nachdem sie sich in Incubi verwandelt, die Frau desjenigen schwanger machten, dessen sie sich zuvor bedienten, als sie sich in Succubi verwandelt hatten!

Die weisesten Dämonographen des Mittelalters behaupteten auch allen Nachdrucks, was Jordan, ein Historiker der Gothen im 6. Jahrhundert, bereits gesagt hatte, daß die Hunnen durch den Verkehr scheußlicher teuflischer Wesen mit Incubi entstanden seien. Übrigens war der Glaube allgemein verbreitet, daß ihr König Etzel — auch Gottesgeißel genannt — ein Sohn der Hölle sei.

Auch Robert von der Normandie führt nicht umsonst den Namen: „der Teufel", da man ihn ebenfalls demselben Vater zuschrieb. Von ihm weiß bekanntermaßen die Sage

zahlloſe Streiche zu erzählen, ſo daß er, als ſeine Mutter ihm ihr Vergehen offenbart hatte, ſolchen Abſcheu davor empfand, daß er ſich reumütig dem Buſen der Kirche zuwandte.

Und auch Luther, der ja ungeheuer abergläubiſch war, glaubte feſt an die Möglichkeit einer Teufelsausgeburt. Er war der Anſicht, daß ſolche Kinder höchſtens ſieben Jahre alt würden, und behauptete, einmal ein ſolches geſehen zu haben. Dieſes ſchrie, als ſteckte es am Spieße, wenn man ihm nur in ſeine Nähe kam, und lachte lediglich dann, wenn etwas im Hauſe quer ging. Delancre wie Bodinus berichten uns von ſolchen Teufelskindern, die an Gewicht bedeutend andere Kinder überträfen, alles gierig verſchlängen, ohne davon dicker zu werden, und ſelbſt drei Ammen erſchöpfen könnten, ohne daß es bei ihnen anſchlage.*)

§ 6. — Allein, wenn ſich auch die Teufel auf unſerer Welt derartige böſe Streiche erlaubten, ſo war doch ihr eigentlicher Aufenthaltsort die Hölle, welche nach den alten chriſtlichen Vorſtellungen durch das Trientiner Konzil genau und ausdrücklich in den Mittelpunkt der Erde verlegt wurde. Dort loderte ein ewiges Feuer, welches die Verdammten peinigte und zu dem man durch die feuerſpeienden Berge Eingang zu erhalten glaubte, wie es ja auch ſchon Tertullian dargelegt hatte. Wenn man ſich dem Ätna, den Vulkanen in Skandinavien oder dem Hekla in Island, ſowie auch dem Stromboli nähere, ſo könne man den Schmerzensſchrei der gepeinigten Teufel im Fegefeuer vernehmen. Doch ganz beſonders galt dies vom Stromboli, und hier auch ein Beweis dafür. Die Sache iſt nämlich zu hübſch, um an dieſer Stelle verſchwiegen werden zu können.

Im Jahre 1687 ſegelte ein engliſches Schiff im Mittelmeere; am 15. Mai entſchloſſen ſich die vier Lenker des

*) Delancre, Tableau etc., Buch III, gegen Schluß hin. — Bodin, Dämonomanie, Buch II, Kap. 7.

Schiffes Spinks, Bristol, Brian und Barnaby, da das Schiff infolge einer Windstille unbeweglich vor dem Stromboli lag, an das Land zu steigen und dort zu jagen. Dies führte man dann auch unter Zuziehung des größten Teils der Mannschaft aus. Da hörten sie, als sie den steilen Anhang des Vulkans emporklommen, plötzlich in der öden leeren Gegend ein fürchterliches Getrappel und erblickten zwei Menschen, die, sich umschlungen haltend, blitzschnell herbeieilten, sogleich darauf die Spitze des Vulkans erreichten und sich in den gähnenden Schlund hinabstürzten. Kaum waren sie im Abgrund verschwunden, so hörte man aus dem Innern des Berges heraus einen furchtbaren Knall. Dieses trug sich alles in einem Augenblick zu und zwar mehr dem Anschein nach als in Wirklichkeit. Der eine der beiden Unbekannten war schwarz gekleidet, der andere trug ein graues Gewand. Sie waren so dicht an den vier Kapitänen und den Seeleuten vorübergekommen, daß diese deren Gesicht genau wahrgenommen hatten, ja sogar deutlich die großen Knöpfe sahen, welche sich an dem grauen Gewand des einen befanden. Daß alle Beobachter jener Szene ganz bestürzt wurden, bedarf wohl nicht der Erwähnung; am meisten aber war es Barnaby, welcher ausrief:

„Ewiger Gott, was hast Du mich schauen lassen! Ich kenne einen jener Menschen, und zwar den in dem grauen Gewande. Es ist der alte Booty!"

„„Wißt Ihr dies aber auch ganz genau?"" fragte man ihn.

„Ganz genau," versetzte Barnaby, „jener Booty wohnt in meinem Nachbarhause, und ich habe hundertmal mit ihm gesprochen."

Außer Barnaby war Booty jedem unbekannt, deshalb sprach man auch nicht weiter mehr hiervon. Alle sahen jedoch nach der Zeit und merkten sich die Stunde: es war ¼ nach 3 Uhr. Tag und Stunde wurden dann von

mehreren Seeleuten notiert und der Vorfall genau in das Schiffstagebuch mit allen Einzelheiten aufgezeichnet.

Am 6. Oktober lief das Fahrzeug wieder in den Hafen von Gravesand, seinem Ausgangspunkte, ein. Als Barnaby zu seinem Weibe zurückkehrte, hatte diese ihm unter anderem auch den Tod des Nachbarn Booty zu berichten. Barnaby erzählte ihr alsdann den seltsamen Vorgang am Stromboli, was dieselbe mit so großem Erstaunen erfüllte, daß sie es gleich einer Gevatterin anvertraute. Diese hatte nichts eiligeres zu thun, als den seltsamen Vorgang wieder einer anderen Freundin, natürlich im Vertrauen, mitzuteilen. Schließlich kam die Sache der Witwe Booty zu Ohren. Diese wollte selbstverständlich dem Gerede auf die Spur kommen, und da es ihr bekannt war, daß der Urheber desselben ihr Nachbar, der Kapitän Barnaby, war, so leitete sie sofort einen Prozeß wegen Schädigung ihrer Interessen gegen ihn ein und forderte, wie es damals in England üblich war, eine Entschädigungssumme von 1000 Pfund Sterling.

Der Prozeß kam zum Austrag und wurde an den königlichen Gerichtshof verwiesen. Die Verhandlung begann dann sehr interessant zu werden. Es wurden von dem Gerichte die Kleider vorgefordert, welche Booty in den letzten Tagen seines Lebens getragen hatte. Der Küster der dortigen Pfarre, sowie die Personen, welche bei seinem Sterben zugegen waren mußten die genaue Angabe machen, an welchem Tage und in welcher Stunde Booty gestorben sei. Ebenso wurden die vier Kapitäne und die Mannschaft des Schiffes vorgefordert, um ausführlich von jener Erscheinung zu berichten, deren sie Augenzeuge gewesen waren. Die Beschreibung nun, welche diese von jenem Gespenste gaben, das von dem anderen, in schwarz gekleideten Gespenste mit fortgerissen wurde, stimmte genau mit der des verstorbenen Booty überein. Selbst das graue Gewand mit den großen Knöpfen schien dasselbe zu sein, was nun den Richtern vor Augen lag. Auch ergab sich

daß Booty zu derselben Stunde seine Seele aushauchte, als sich dort die Erscheinung zeigte, wie es ja leicht aus dem Tagebuch des Kapitäns Spinks zu ersehen war.

Diejenigen, welche das Sterbelager Booty's umstanden hatten, behaupteten, dieser habe ihnen in seinen letzten Augenblicken gesagt, daß man säh, wie der Teufel ihn in die Hölle stürze. Alsdann erhob sich einer der Richter und sagte: „Möge mich Gott behüten, jemals Zeuge eines solchen Vorfalles zu sein! Zwei, drei, ja vier Personen können sich irren; allein zwanzig, dreißig Leute wohl niemals."

Das Resultat des Prozesses war natürlich, daß die Witwe abgewiesen wurde.

Dieser Fall findet sich sowohl in dem Schiffsbuche des Kapitäns Spinks als auch in den Akten des königlichen Gerichtshofes zu Westminster aus dem Jahre 1687 (unter der Regierung Jakobs II von England). Als Oberrichter fungierte ein gewisser Herbert, außerdem waren noch die Richter Wythens, Holloway und Wright*) damit betraut.

Was soll man von diesem seltsamen Ereignis denken?!**)

Eine der berühmtesten mittelalterlichen Legenden ist jene von dem „Fegefeuer des heiligen Patrizius." Man

---

*) Annali dello Spiritismo, Turin, Dezember 1872.

**) Eine vernunftgemäße und dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende Erklärung auf Grund der Thatsächlichkeit dieses Vorfalles würde wohl die sein, daß der alte Booty im Augenblick seines Todes so fest davon überzeugt war, mit dem Teufel in die Hölle zu fahren, daß er dieses Gedankenbild auch auf seinen Nachbarn Barnaby übertrug. Zufällig (?) befand sich Barnaby nun auf dem Vulkane Stromboli, und indem der Anblick des Vulkanes, verbunden mit dem damals herrschenden Glauben, ihn vielleicht zur Aufnahme einer solchen Vorstellung befähigter machte, wurde diese telepathische Erscheinung sozusagen als Massenhalluzination auch von den übrigen wahrgenommen. — Radestock (Schlaf und Traum. S. 128, 193 ff.) berichtet sogar, daß ein ganzes französisches Bataillon in einer Nacht von dem Anblick des Teufels erschreckt wurde. — Der Übersetzer.

lieſt in dem römiſchen Brevier, welches im Jahre 1522 im Druck erſchien*), daß der Wunderthäter und Schutzpatron Irlands, St. Patrizius, von dem Herrn an ein finſtere Höhle geführt wurde. Und der Herr ſprach zu ihm: „Jeder, der wirklich bußfertig iſt, wird in dieſer Höhle einen Tag und eine Nacht zubringen, um von ſeinen Sünden befreit zu werden.“ Dieſe Höhle, welche noch im Jahre 1622**) beſucht wurde, war in dem öſtlichen Teil Ultoniens (Ulſter's) gelegen, der heutigen Grafſchaft Donegal in Irland, und zwar auf einem Inſelchen des kleinen Liffersee's in der Nähe des Sees Erne. Man gelangte dorthin durch beſondere Eingänge. Wie uns Henry Saltereyenſis berichtet, mußten diejenigen, welche, um Ablaß von ihren Sünden zu erhalten, dort eindringen wollten, zuvor die Erlaubnis bei der kirchlichen Behörde einholen, welche dieſe dann erſt nach mannigfachen Prüfungen erteilte. Von denjenigen nun, welche den Gefahren dieſer unterirdiſchen Excurſion getrotzt hatten, wird rühmlichſt der Soldat Enoch erwähnt, der ſich im 12. Jahrhundert in ſeinen Feldzügen derart mit Verbrechen belaſtet hatte, daß er ſie durch entſprechende Strafen abbüßen wollte. Deshalb war er in das Fegefeuer eingetreten und hatte die zehn Höllengruben der Marter und Prüfungen durchlaufen. Er berichtet dann, wie er dort alle nur erdenklichen Marter und Peinigungen vereint angetroffen habe: Peſtilenzialiſche und gefrorene Seeen, Flüſſe von brennendem Schwefel, Bäder mit ſiedendem Metall, über Abgründe ſchwebende Brücken, Feuerſchlangen ꝛc. Aus allen dieſen Gefahren würde er nicht ſiegreich hervorgegangen ſein, wenn er nicht beſtändig den Namen Jeſu auf den Lippen gehabt hätte. Später ſoll dann ein anderer irländiſcher Soldat, mit Namen Tundal, ſich derſelben Prüfung unterzogen und einen gleichen Bericht abgeſtattet haben. Auch

*) Nocturnes, lect. XI.

**) Brevier von Paris, lect. IV u. V.

werden St. Barontes und viele andere wegen ihrer Reise in das Fegefeuer des hl. Patrizius von mehreren Kirchenschriftstellern, besonders von dem ehrwürdigen Beda, aufgeführt.

Die Bollandisten dagegen fassen die Sache nicht so ernst auf; sie schlagen den Mittelweg ein und sagen: „Es giebt „zahlreiche Berichte und Erzählungen über solches geheimnis„volle Herabsteigen zu jenen Orten ... Daher ist es nicht „unmöglich, daß wir es hier mit bestimmten Gesichten zu „thun haben, welche sich so häufig auch anderwärts finden, „und jenen frommen Personen von den Geistern gesandt „wurden ... Und es bliebe nur noch übrig zu entscheiden, „ob dies eben gute Geister oder böse Wesen waren; doch da „gewöhnlich jene Personen darnach ihren Lebenswandel besserten, „so berechtigt uns nichts, hier Teufel zu vermuten."

Die Bollandisten erkennen übrigens an, daß dieser Glaube, der vorher ganz redlich und uneigennützig war, schließlich Gelegenheit zur Simonie gab. Eines Tages jedoch wandte sich ein holländischer Domherr, der sich dorthin begeben hatte, in großer Entrüstung darüber, daß er für den Abstieg in die Höhle habe bezahlen müssen, ohne jedoch etwas zu sehen bekommen zu haben, an den Papst Alexander VI. Dieser sandte ihn nach Irland mit einem Schreiben an die Bischöfe der Grafschaft, worin er denselben gebot, unverzüglich jene Höhlen, die zu Täuschungen und Betrügereien Anlaß gegeben hatten, schließen zu lassen.*)

Man nimmt an, daß das Fegefeuer des hl. Patrizius eine alte eingefallene druidische Höhle war. Auch die Hellenen hatten am Avernus und anderswo Eingänge zur Hölle, welche den Namen plutonia führten. Man denke auch an die Höhle des Trophonius.**)

---

*) Thomas Wright, St. Patrick's Purgatory; an Essai on the Legends etc., London, 1844.

**) Vergl. 1. Band vorlieg. Werkes, S. 254 (3. Buch, 1. Hauptstück, § 33).

§ 7. — Wohl bis ins vorige Jahrhundert schrieben die Christen dem Teufel die Pest und die verschiedenen Seuchen zu, Hagelwetter und Schneestürme, sowie andere Landplagen. Wir finden diese Ansicht sogar bei Thomas von Aquino*) vertreten. Selbst die Engel sollten häufig die ausführenden Diener für den Zorn Gottes sein.

Des Würgengels wird schon in der Bibel und zwar oft Erwähnung gethan, besonders an jener Stelle, wo ihn Jehova beauftragt, alle Erstgeburten zu erwürgen**) und wo er die Pestilenz personifiziert, welche Israel verheert in den letzten Jahren der Regierung des Königs David.***) Nicht handelte es sich ehedem etwa um eine bildliche Figur, denn als es den Herrn einmal wieder reuete und er sich entschloß, den Engel zurückzurufen, befand sich dieser „bei der Tenne Arafna's, des Jebusiters. . . . . David aber sahe den Engel, der das Volk schlug . . . und kaufte die Tenne, um dem Herrn einen Altar zu errichten und Dankopfer darzubringen. . ."

Die schreckliche Pestilenz, welche im Jahre 252, nachdem sie die Bevölkerung Roms um den zehnten Teil zusammenschmelzen ließ und die blühenden Küsten Kleinasiens und Syriens verheert hatte, in Karthago erloschen war, kam plötzlich wieder ein Jahr nachher in Neu-Cäsarea zum Ausbruch, woselbst sich der Bischof St. Gregorius, der Wunderthäter befand. Binnen wenigen Tagen schon waren die Tempel angefüllt mit Pestkranken und die Straßen bedeckt von zahlreichen Leichen, die man zu jener Zeit nicht einmal beerdigen konnte. Damals wollte man bestimmt gesehen haben, wie in der Stadt einige Gespenster einherschritten und in die Häuser eindrangen, woselbst dann unverzüglich Personen von der Krankheit befallen wurden. St. Gregor von Nazianz spricht

*) Summ. theol., I, quaest. LXXX, art. 2.
**) 2. Mose, Kap. 12.
***) 2. Samuelis. Kap. 24, V. 16.

davon als von etwas ganz selbstverständlichem und fügt hinzu, daß sein Namensvetter, der Wunderthäter oder der Erleuchtete, wie ihn die Geschichte nennt, sich ebenfalls in die Häuser begeben habe, in welche die Phantome eingedrungen waren. Sogleich seien dann die Kranken gesundet, worauf er sie zum Christentum bekehrt habe, so daß bald das alte Nicodemia christlich wurde.*)

Dr. Calmail versucht in seinem Buche: De la folie (Band 1, S. 20) diese Legende dadurch zu erklären, daß er ihre Entstehung „der Dunkelheit der Wohnungen" zuschreibt, „wohin nur spärlich ein Lichtstrahl fiel." Görres**) geht etwas weiter und will die Veranlassung dazu in gewissen Manipulationen oder vielleicht in einer gewissen natürlichen Veranlagung, möglicher Weise auch in gewissen Naturkräften suchen.

Paulus Diakonus erzählt, daß zu seiner Zeit manche Personen den Weg, den diese Gespenster einschlugen, beobachtet und daher mit Sicherheit die Häuser und die Familien bezeichnet hätten, welche dann wirklich von der entsetzlichen Krankheit bedroht worden seien. Er bemerkt auch, daß man während der großen Pest in Konstantinopel deutlich ein Gespenst in Begleitung eines guten Engels habe beobachten können***) und daß, so oftmals der Engel an die Thüre klopfte, so viele Personen in dem Hause gestorben wären. Cornelius A. Lapide berichtet nach der Regin Chronic: „Während der Pest im Jahre 665 sah man einen guten und einen bösen Engel durch

---

*) Vergl. Abbé Darras, Histoire de l'Église, Band 8, S. 303.

**) Die christliche Mystik, Band 3, S. 145.

***) Betreffs einer besonnenen Erklärungsweise dieser Phantome, welche dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angepaßt ist, verweisen wir auf unsere Abhandlungen: „Träume und Traumerscheinungen", sowie „Die Furcht", vor allem aber auf den Aufsatz: „Die Pest ꝛc." in Nr. 20 der „Zeitschrift für Spiritismus", Jahrg. 1897. Man vergl. auch die „Übersinnliche Begebenheit" in Nr. 26, Jahrg 1898, S. 208 nämlicher Zeitschrift. Der Übersetzer.

die Straßen der Stadt einherschreiten. Letzterer schlug mit einem kleinen Rutenzweige an die Thore der Häuser, die ihm von seinem Gefährten gezeigt wurden; so oftmals er mit der Rute schlug, so viele Menschen starben."

Als zu Rom im Jahre 593 eine furchtbare Pest wütete, glaubte man über dem Mausoleum Hadrian's einen Engel mit entblößtem Schwert zu sehen. Er steckte es schließlich in die Scheide, und von diesem Augenblick an wich die Pest. Eine Statue, welche sich auf dem Kastell Sant' Angelo befindet, versinnbildlicht diese Legende.

Cedrenus behauptet, als er von diesen Gespenstern oder Engeln bei Epidemieen spricht, daß jene ihre Mission dadurch bewiesen, daß sie viele Dinge vorher verkündeten, die später wirklich eintráten.

Verschiedene synoptische Schriftsteller erwähnen eine große Feuersäule, die während der gefürchteten Pestepidemie, welche den Namen, „der schwarze Tod" führte, eine ganze Stunde hindurch am 20. Dezember 1348 über der Stadt Avignon zu sehen war. Im Monat August des nächsten Jahres dann, als die Seuche noch nichts an Heftigkeit eingebüßt hatte, schwebte eine große, feurige Kugel auf Paris zu. Bei der Gemütsverfassung, worin sich die Bevölkerung während einer solchen Gottesgeißel befindet, kann man indes leicht wohl eine von der Sonne bestrahlte Wolke von seltsamer Gestalt dafür gehalten haben.

Auch bei einem großen Erdbeben und dem Ausbruche eines Vulkans glaubte man, Gespenster umherirren zu sehen. Dio*) spricht bereits von solchen unheimlichen Gestalten, die während der Katastrophe von Pompeji beobachtet wurden, und scheint das unterirdische Rollen, welches dem Ausbruch des Vulkans vorhergeht, einer übernatürlichen Ursache zuzuschreiben. Tyräus**) erwähnt Gespenstererscheinungen, welche

*) Hist. rom, sub tit XI.

**) De Locis infestis, S. 15

anderen Eruptionen zu Worms, ferner in Sizilien und in Spanien vorausgingen. Olaf Magnus*) dagegen berichtet von Schatten, welche auf dem Vulkan Hekla umherschweifen.**)

§ 8. — Ein ziemlich seltsames Phänomen ist auch das Erscheinen von Kreuzen auf verschiedenen Gegenständen, dem gegenüber ein billiger Skeptizismus nur schlecht angebracht sein dürfte.

Bereits haben wir gesehen, daß, als Julian der Abtrünnige den Tempel von Jerusalem wieder aufbauen wollte, ein heftiges Erdbeben und eine unterirdische Eruption ihn daran hinderten und daß sich zu gleicher Zeit auf den Kleidern der jüdischen Arbeiter geheimnisvolle schwarze Kreuze zeigten. Diese Erscheinung wurde von verschiedenen christlichen Historikern der damaligen Zeit berichtet***), wenn sie auch der heidnische Schriftsteller Ammianus Marcellinus, der im übrigen die anderen zu jener Zeit vorgekommenen Wundererscheinungen wohl anerkennt, verschweigt.

Im Jahre 419 erschienen unzählige Kreuze auf den Kleidern der Christen, aber nicht auf denen der Heiden, und zwar zu einer Zeit, als ein großes Erdbeben einige Städte Syriens zerstörte.†)

Im Jahre 746 trat unter der Regierung von Constantinus Copronymus in Constantinopel eine heftige Pest auf, die drei Jahre dauerte, und zu gleicher Zeit erschienen schwarze Kreuze auf den Bekleidungsstücken derjenigen, welche von der Krankheit befallen werden und daran sterben sollten, was in der That auch stets zutraf.††)

---

*) Buch XX, Kap. 19 und 20.

**) Betreffs einer Erklärung dieser Gespenstererscheinungen bei gewaltigen Naturereignissen u. s. w. sei auf die Anmerkung des Übersetzers auf S. 452 in Bd. I vorl. Werkes verwiesen.

***) Vergl. Bd. I vorl. Werkes, S. 530.

†) Chronik des Marcellus Comit.

††) Theophr. und Theodor. — Trithemius, Kap. II, S. 3.

Die Chronik von Sigibert spricht von einem anderen plötzlichen Auftreten von Kreuzen, welche sich „sowohl an den Kleidern von Personen, als auch an den Vorhängen der Kirchen“ zur Zeit Pipins des Kurzen in Frankreich (752—768) zeigten. Ferner berichtet uns der Historiker Egward von einem ähnlichen Auftreten solcher Kreuze unter der Regierung Karls des Großen zur Zeit des Sachsenkrieges, also um das Jahr 830. Im Jahre 954 schlug der Blitz in Paris ein und heftete sich in Gestalt eines Kreuzes an die Kleider sämtlicher Bewohner, welche dieses Zeichen nicht mehr loswerden konnten und daher in großen Scharen zu der Kirche der Maria pilgerten*). Vier Jahre später (958) wiederholte sich dieselbe Erscheinung**). Auch in Deutschland trug sich die Erscheinung unter Otto dem Großen zu, der bekanntlich von 973—983 regierte***).

Im Jahre 1295 erschienen dann im Königreich Kastilien, infolge einiger Bußpredigten und auferlegten Pönitenzen seitens der Juden, nicht nur auf den Gewändern der Büßenden und der Propheten derartige Kreuze, sondern selbst bei solchen Leuten, die nicht aus dem Hause gegangen waren. Der jüdische Arzt Alphons Spina, welcher Augenzeuge dieses seltsamen Wunders war, schrieb darüber ein dickes Werk, wodurch er eine große Menge seiner Glaubensgenossen bekehrte†).

Im Jahre 1500 war Trithemius, der berühmte Abt von Spanheim, Zeuge einer ähnlichen Erscheinung in seinem Kloster. Es traten dort plötzlich die Kreuze auf, während man das Salve Regina sang. Kurz darnach wurde die Stadt von einer Seuche ergriffen, welche, nach Bingen verschleppt, auch bald in den Nachbarstädten wütete und sich an beiden Rheinufern ausbreitete: sobald als die Kreuze verschwanden, ward

*) Chronik von Luitprand und Chronik von Leo Ostiensis.
**) Trithemius, Chron. de Monast. Hirs.
***) Chronik von Hermann.
†) Dieses Buch führt den Titel: De Bellis Domini.

die Gegend von der Seuche befallen.*) Die Erscheinung der Kreuze stellte sich übrigens in dem darauffolgenden Jahre wieder ein.

Die Kreuze erschienen auch in Deutschland und besonders in Köln zur Zeit Luthers; man fand sogar, daß Kleider, welche in verschlossenen Kisten und Kästen aufbewahrt wurden, damit gezeichnet waren.

Diese seltsamen Figuren waren indes durchaus nicht immer Kreuze, sondern stellten auch häufig Lanzen, Nägel und Dornenkronen dar, deren Farbe zum größten Teile hochrot war, doch kamen auch einige schwarze vor.**)

Ich möchte hier nicht von den Kreuzen der Jahre 1550 und 1568 sprechen, deren Erscheinen sich nicht an irgend welches Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung knüpft, und gehe sogleich zu dem hochinteressanten Falle vom Jahre 1660 über.

§ 9. — Am 3. Juni jenes Jahres, beim ersten Morgengrauen, begann ein furchtbarer Ausbruch des Vesuvs. Diese gewaltige Naturerscheinung dauerte mehrere Tage. Auf einmal fanden sich eines Tages sämtliche Kleider der Anwesenden mit Kreuzen gezeichnet. Natürlich erregte die Sache ungeheueres Aufsehen, und auch die Gelehrten traten dieser eigentümlichen Erscheinung näher. Die Physiker versuchten derselben eine streng wissenschaftliche Erklärung zu geben, während andere ihre Zuflucht zur Astrologie und zu okkulten Einflüssen nahmen: die meisten jedoch hielten es für ein Wunder.

Der Jesuit Pater Kircher, der sich eines großen wissenschaftlichen Rufes erfreute und wegen seiner hervorragenden Gelehrsamkeit und Weisheit in hohem Ansehen stand, ward gebeten, sich zur Untersuchung des seltsamen Falles von Rom

*) Trithemius, Chronik von Spanheim.

**) Picus von Mirandola, De omni re scibili.

nach Neapel zu begeben. Das Oberhaupt des Jesuitenordens kam dieser Aufforderung nach und wandte sich in einer Kommission, welche noch aus zwei anderen hervorragenden Gelehrten, dem Theologen Pater Tho und dem Mathematiker Zupus bestand, mit größter Aufmerksamkeit diesem Phänomen zu. Kircher veröffentlichte nachher einen interessanten Bericht. Darin sagte der gelehrte Jesuit:

„Diese Kreuze erscheinen auf Kleidungsstücken von Leinwand, auf den Ärmeln eines Hemdes, den Schleiern der Frauen und auf den Gürteln derselben, ferner auf Betttüchern und hauptsächlich auf jenen Bettzügen, die sich unter der Matratze befinden, auf den Halskragen von Kindern, auf Altardecken und Priestergewändern, dann auch auf Nahrungsmitteln, auf Getreide, Weintrauben, Früchten, — auf seidenen Gewändern und selbst auf Leinwand, die in Körben eingeschlossen liegt . . . Die Gestalt solcher Kreuze ist verschieden. Gewöhnlich sind es zwei Linien, welche sich schneiden. Bald sind sie sehr deutlich hervortretend und vollständig akkurat gezeichnet, bald sehen sie Schmutzflecken ähnlich. Zuweilen sind sie drei Finger breit, zuweilen sind sie außerordentlich klein, stets jedoch aschfarbig, und es scheint, als ob sie manchmal eine Fettsubstanz enthielten. Ich sah sogar zwei von diesen Kreuzen, die mir den Eindruck machten, als wären es Rostflecke; zu Neapel und zu Nola und an anderen Orten schienen dieselben aus Blei zu bestehen. Wasser allein genügt nicht, um sie auszuwaschen, man muß mindestens Seife anwenden. Einige verschwinden nach zehn bis vierzehn Tagen wieder von selbst, andere erst später. Ich habe einmal einen ganzen Monat lang solche Kreuze auf einer Altardecke beobachtet. Man unterzog sie auch der chemischen Analyse, und dieselbe ergab, daß jene in der Nähe des Vesuvs aus einer schwefeligen Masse bestanden, zu Viterbo dagegen eine ölige Substanz enthielten und in dem deutschen Kollegium von einer übelriechenden Flüssigkeit herrührten. Ihre Zahl

ging ins unendliche hinein. So zählte man etwa dreißig auf einer einzigen Altardecke der Kirche St. Martha zu Caſtellamare und acht auf dem Kragen eines Knaben . . . Der Tag, an dem ſie zum erſten Male ſichtbar geworden waren, ließ ſich nicht genau feſtſtellen. Man beobachtete ſolche zu Torre-del-Greco um den 16. Auguſt herum und gegen Mitte Oktober. Sie verſchwanden, indem ſie immer ſchwächer und ſchwächer wurden, ſchließlich ganz und zwar ſämtlich zu gleicher Zeit." *)

Die Thatſache, daß alle dieſe Kreuze hinſichtlich ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung eine große Verſchiedenheit aufweiſen, ſcheint ihren natürlichen Urſprung auszuſchließen. Außerdem haben wir die Kreuze zu anderen Zeiten und in anderen Ländern geſehen, wo keine Vulkanausbrüche ſtattfanden, ſo daß ich mich nicht der Anſicht des Skeptikers Bayle anſchließen kann, welcher behauptet: „Es unterliegt „wohl keinem Zweifel, daß die aus dem Innern der Erde „aufſteigenden Dämpfe und Dünſte ſolche erſtaunliche Er„ſcheinungen hervorzurufen vermögen. Einen überzeugenden „Beweis hiervon liefern jene Kreuze, welche nach dem Aus„bruche des Veſuvs anno 1660 in dem Königreiche Neapel „erſchienen. . . Die Farbe, Größe und Geſtalt dieſer Kreuze „waren ſtets verſchieden." **)

Annehmbarer möchte jedoch die einfache Betrugshypotheſe erſcheinen, wenn dieſe nicht dazu ein Übereinkommen von tauſenden und abertauſenden von Perſonen erforderte, die unmöglich ihr Thun und Treiben ſolange verdecken und in Stillſchweigen einhüllen könnten, und wenn es nicht ſeltſam erſcheinen würde, daß eine ſolche großartige und infame Schwindelei ſich jedes Jahrhundert und in jedem Lande erneuert hätte.

*) P. Kircher, Vera et fidelis relatio ꝛc. Vergl. Carlo Cala, Memoria storica sull' apparizione delle croci prodigiose (Neapel, 1661, in 4°).

**) Bayle, in folio, Band IV, S. 293.

Zu beachten ist aber noch besonders, daß diese Kreuze, wie wir später sehen werden, auch in unserem Jahrhundert beobachtet wurden.*)

§ 10. — Der hl. Gregor der Große berichtet in seinen Dialogen**), welche voll von den wunderbarsten Geschichten sind, folgenden Fall: „Wie ihr wißt, sind es kaum drei Jahre her, daß wir im Jahre 590 vor Einbruch der fürchterlichen Pest, welche den Namen Bubonenpest führt und unsere ganze Stadt aufs entsetzlichste verheerte, mit unseren gesunden körperlichen Augen die Pfeile aus der Höhe stürzen und ihre Opfer durchbohren sahen. Ihr wißt ja auch, daß unser geliebter Stephanus unter den Toten war." Die Geschichtsschreiber, denen wir die Lebensgeschichte des hl. Gregor verdanken, berichten uns auch, daß die Zahl der Opfer, welche von den herabfallenden Pfeilen getötet wurden, eine ganz erhebliche war und sich wohl auf stündlich 80 Menschenleben belief. Dieselbe Erscheinung wurde auch während der Pest festgestellt, die unter der Herrschaft des Kaisers Mauritius Flavius Tiberius den Orient heimsuchte.***)

Betreffs dieses Wunders, das durchaus nicht hinreichend bestätigt ist, ließe sich darauf hinweisen, daß Plinius sagt, die vom Himmel fallenden Steine, jene Aerolithen nähmen oft die Gestalt von Beilen an.†) Boucher de Perthes scheint sie mit den Donnerhörnern zu identifizieren, die sich in großer Menge in dem vorsündflutlichen Erdreich finden und, wie er selbst zu berichten weiß, im alten Rom als Steine verehrt wurden, die vom Himmel gefallen wären (ceraunia).

---

*) Man beachte den Aufsatz von Carl Hornemann in Nr. 24 der „Zeitschrift für Spiritismus" (1898), S. 188. Der Übersetzer.

**) Buch IV, Kap. 36.

***) Leloyer, Histoire et description des spectres, Buch IV, S. 399.

†) Plinius, Hist. Natur., Buch XXXVII, Kap. 9.

§ 11. — Heutigestags haben nun die Wissenschaftler, welche durch ihre Mikroskope zu Sehern geworden sind, die Gespenster und die Wurfspieße der Epidemieen in Gestalt der Mikroben entdeckt.

Soll dies nun heißen, daß sich keine außerirdische Intelligenz in den kranken Eingeweiden der Patienten einmischen könne? Dies aber möchte ich nicht zu behaupten wagen, auch ohne die Worte Jobard's, des Direktors des Industriemuseums von Brüssel,*) zu billigen: „Glaubet nicht, daß diese Geister den meteorischen und psychischen Erscheinungen fern stehen; sie sind es, die den panischen Schrecken verbreiten und die Heere in Verwirrung bringen, die Cholera und Pest säen. Die Wissenschaftler wissen nicht, daß das, was sie Miasmen, Typhus, Epidemieen nennen, nur Einfälle von grausamen Geistern sind, unter Anführung eines fluidösen Attila." Wenn es Geister giebt, so scheint es mir nicht ausgeschlossen zu sein, daß sie bisweilen in unsere Häuser eindringen. Sie sind es auch, woran die Anhänger jedweder Religion stets geglaubt haben. Im 2. Jahrhundert der Gründung Roms wurde dem Numa Pompilius von der Nymphe Egeria ein Schwert zugesandt, das wundersamer Weise vom Himmel gefallen war; es machte der Pest ein Ende, die in dem Staate der zukünftigen Weltbeherrscherin wütete. Im Jahre 831 nahm man den Kultus Apollo's an, um eine andere Epidemie zum Stillstand zu bringen. Sofort nahm die Seuche ab, und die Kranken waren unversehens wieder hergestellt, weshalb sie auch dem Phöbus den Beinamen: Sanator gaben. Im Jahre 463 wurde der Kultus Äskulap's unter denselben Umständen und Bedingungen eingesetzt. Berichten nicht die Geschichtsschreiber des vergangenen Jahrhunderts, daß, nachdem Belsunce, der Bischof von Marseille, das berühmte Gelübde unserer allerheiligsten Jungfrau abgelegt hatte, die Pest, welche vorher

*) Revue spiritualiste, 25. März 1861.

5000 Personen täglich hinwegraffte, vollständig mit einem Schlage erlosch, sodaß von jenem Tage an kein einziger Krankheitsfall mehr gemeldet wurde und alle, die noch an der gefürchteten Krankheit darniederlagen, wieder gesundeten?!

§ 12. — Bei dieser Gelegenheit scheint es uns geboten, auf die sogenannten Irrlichter zu sprechen zu kommen. Diese unschuldigen Flämmlein, die man bisweilen des Nachts besonders in sumpfigen Gegenden und an Friedhöfen in der Luft herumflattern sieht, hielt man für Offenbarungen von Geistern Verstorbener oder auch von Kobolden.*) Die Wissenschaft schrieb dann die Erscheinung dem deutophosphoraten Wasserstoff zu, der von verwesenden Tier-Kadavern an sumpfigen Orten entsteige und sich aus irgend welchen, noch unbekannten Gründen vielleicht durch die Vermischung mit Sauerstoff oder der atmosphärischen Luft entzünde. Da dies dennoch nicht vollständig genügt, das Phänomen zu erklären, so vermutete man, daß an der Bildung dieser Irrlichter noch ein Fettstoff Teil nehme, die Verbrennbarkeit herabsetze und durch Zunahme des Gewichtes eine Substanz bilde, die lange Zeit hindurch leuchte, indem sie ein fahles und trübes Licht entsende.

Diese Hypothese — so wenig sie auch einen Chemiker befriedigen mag — wird heutigestags dennoch allgemein von gebildeten Leuten angenommen, worunter gewiß manche nicht wenig erstaunt sein werden, wenn sie hören, daß hervorragende Naturwissenschaftler seit einiger Zeit bereits dieselbe aus verschiedenen stichhaltigen Gründen für einen großen Irrtum der Wissenschaft erklärt haben. Doch werde ich mich hierüber erst in dem zweiten Teile meines Werkes aussprechen.

In der Geschichte der christlichen Wunderthäter wird auch noch von bedeutend größeren und lebhafteren Lichtern als

*) Daher ital.: fuochi folletti; franz.: feux-follets.
Der Übersetzer.

den sogenannten Irrlichtern berichtet. Ich erwähne hiervon bloß jenes sehr bekannte Licht, das alljährlich einmal während der drei Festtage Simons des Säulenheiligen erscheint und um die Säule herumschwebt, auf der jener exzentrische Heilige den größten Teil seines Lebens verbracht hatte. Der Scholast Evagrius weiß darüber de visu zu berichten: „Auf der linken Seite der Säule erblickte ich im Verein mit der ganzen Menge der Landleute, die herumstanden, diesen Stern von ungewöhnlicher Größe und hervorragendem Glanze, welcher sich dann vollständig herumdrehte. Auch nicht einmal sah ich ihn bloß, ja, auch nicht zwei- oder dreimal, nein, oftmals habe ich sowohl sein plötzliches Verschwinden, als auch das augenblickliche Wiederscheinen während der ganzen Zeit, die das Fest dauerte, beobachtet.“*) Es läßt sich wohl behaupten, daß dies Geheimnis auf einem Kunstkniff der Prieſter beruhe; obschon es uns dennoch nicht wenig verwundern muß, daß ein Polizeioberster und Statthalter wie Evagrius und andere hervorragende Persönlichkeiten sich zu dergleichen Betrügereien hergegeben haben sollen.

§ 13. — Allein nicht immer sollten sich die Verstorbenen in einer so unschädlichen Weise offenbaren, wie durch jene Irrlichter. Im vorigen Jahrhundert waren die Vampyre an der Tagesordnung: Naturwissenschaftler und Philosophen reichten sich mit dem Volke die Hand, um gemeinsam jenen schrecklichen und sonderbaren Glauben zu untersuchen. Man nannte nämlich gewisse verstorbene Menschen Vampyre**), die

*) Evagrius, Hist. eccles., Buch 1, Kap. 13 u 14.

**) Die Etymologie des Wortes „Vampyr“ dürfte vom altd. „byren, beiren“ = heftig begehren herzuleiten sein, vielleicht ist auch im slav. upier, upir, upyr dasselbe Stammwort verschmolzen. Die russische Sprache kennt auch upyrí und brukoláki; letzteres findet sich auch im neugriech. als brukolakai oder burdolakai, woraus deutlich hervorgeht, daß Vampyrismus und Wehrwolfsglaube hier in einander übergehen, da Bulgaren und Slovenen mit vrkolak (cech. vlkodlak) den Wehrwolf bezeichnen. Der Übersetzer.

erst kürzlich oder auch schon seit Jahr und Tag begraben, ins Leben zurückkehrten umhergingen, redeten und Menschen und Tiere belästigten. Besonders sollten sie ihren Verwandten das Blut aussaugen, wodurch dieselben immer mehr abmagerten, bis sie schließlich dem Tode anheimfielen.

Glücklicherweise waren sie leicht daran zu erkennen, daß ihr Leichnam noch vollständig unversehrt im Grabe lag, blühend, als ob noch Leben in dem Körper sei. Das rote Blut rollt durch die Adern, ja die Lippen sind oft mit Blut benetzt. Es sollte kein anderes Mittel geben, um sich ihrer unheilvollen Besuchen zu erwehren, als den Leichnam ausgraben, ihm den Kopf abschneiden, das Herz herausnehmen und denselben dann dem Feuer zu übergeben. Manche beschränkten sich darauf, den Leichnam mit einem Pflock an die Erde zu heften. Man glaubte gewöhnlich, daß die Körper und Seelen derjenigen, welche von der Kirche exkommuniziert seien, diesem schrecklichen Leben nach dem Tode als Vampyre anheimfielen.

Bereits in den Jahren 1693 und 1694 begannen französische und holländische Zeitungen sich mit dieser Frage des Vampyrismus zu beschäftigen, da sich solche Vampyre in den slavischen Ländern unter der Donau, in Polen, Rußland, Ungarn, der Wallachei und im Balkan finden sollten. Seltsamerweise trug sich das Phänomen nur in Dörfern zu, allein niemals in größeren Städten.

Am meisten mit dieser sonderbaren Frage beschäftigte sich damals der französische Benediktinermönch August Calmet der 1757 starb, ein Mann, der an Gelehrsamkeit und Tugend hervorragte, wie es selbst Voltaire anerkannte, als er einem Bilde desselben vier Verse widmete. Don Calmet schrieb seine: Dissertation sur les apparitions des anges, des démons et des esprits, et sur les revenants et vampires de Hongrie, de Bohême, de Moravie et de Silésie (Paris, 1746). Man möge auch die Magia posthuma von

Ferdinand von Schertz (1706) und die Philosophicae et christianae cogitationes de vampiriis von G. Christophor von Herenberg (1773) zu Rate ziehen.

Als man sich nun immer lebhafter mit der Frage des Vampyrismus auch im Westen Europas zu beschäftigen begann, da wandten sich Priester und Bischöfe nach Rom, um sich bei dem hl. Vater Rates zu erholen. Dieser aber würdigte sie keiner Antwort, da er der Ansicht war, daß es sich nur um Fabeln und Halluzinationen handele.

Von den vielen seltsamen Geschichten, womit uns v. Schertz aufwartet, sei folgende hier wiedergegeben: Ein Hirte des Dorfes Blow bei der Insel Kadam in Böhmen erschien kurze Zeit nach seinem Tode wieder unter allen Anzeichen, die auf Vampyrismus schließen ließen. Das Gespenst nannte verschiedene Personen mit Namen, die dann auch sämtlich binnen einer Woche plötzlich dahinstarben. Es quälte seine Nachbarn und setzte die Bewohner des Dorfes in solchen Schreck, daß die Bauern von Blow nach der herrschenden Ansicht sofort die Ausgrabung des Leichnams vornahmen. Sodann durchbohrte man das Herz mit einem Pflock und heftete den Leichnam an den Erdboden fest. Allein der Vampyr, welcher sprach, obgleich er doch tot war, oder wenigstens hätte tot sein müssen nach dieser Operation, der er unterworfen worden war, scherzte mit denjenigen, welche ihn einer solchen Behandlung ausgesetzt hatten, und dankte ihnen dafür, „da er doch nun einen Knüttel habe, um sich vor den Angriffen der Hunde zu schützen!“ In der darauffolgenden Nacht zog der Vampyr den Pfahl heraus, erhob sich und erschreckte viele Bewohner, ja erwürgte noch mehr als er es bisher gethan hatte. Man übergab daher den Leichnam dem Abdecker, der denselben auf eine Karre lud, um ihn außerhalb des Dorfes zu verbrennen.

Der Vampyr wehrte sich dabei mit Händen und Füßen, seine Augen nahmen einen furchtbaren Glanz an, und er schrie wie ein Rasender. Als man in seine Glieder Pfähle hinein-

schlug, strömte reichlich der rote Lebenssaft hervor, als wäre der Vampyr eine lebende Person. Kurz darauf wurde er verbrannt, und fortan zeigte sich die Erscheinung nicht mehr.

Der Verfasser der Magia posthuma meldet dann ferner noch, daß die Gegenstände, welche dem Vampyr während seines irdischen Lebens zu eigen gewesen waren, sich häufig von selbst bewegten, so daß die frühere Wohnung solcher Vampyre bald zu einem wahren Spukhause wurde.

Um das Jahr 1725 sah ein Soldat, welcher bei einem ungarischen Bauer einquartiert war, in dem Augenblick, als er sich zu Tische setzen wollte, um sein Mahl einzunehmen, einen Unbekannten zur Thüre eintreten und ohne weiteres an der Seite des Bauern Platz nehmen. Der Hausherr sowohl als auch die anderen wurden dadurch heftig erschreckt. Der Soldat wußte nicht, was er davon halten sollte und fürchtete, unbescheiden zu sein, wenn er seine Wirtsleute mit Fragen bestürmte. Indes als der Hausherr unversehens während der Nacht gestorben war, wagte er doch, sich nach der unheimlichen Gestalt zu erkundigen, und erfuhr, daß jener Fremde, den er sich mit an den Tisch setzen sah, der Vater des Hausherrn sei, welcher bereits seit zehn Jahren gestorben und begraben war. Der Soldat erzählte diesen Vorfall in seinem Regimente. Die Offiziere nun, die bald hiervon Kenntnis erhielten, beauftragten den Grafen von Cabreras, einen Hauptmann der Infanterie, diesbezüglich Nachforschung anzustellen. Cabreras begab sich sofort in Begleitung von anderen Offizieren, einem Chirurgen und einem Richter an Ort und Stelle. Es wurde hier ein genaues Verhör angestellt, wobei sich ergab, daß sämtliche Personen jenes Hauses, sowie auch die der anderen Bauernhütten die gleiche Aussage machten, wie der Soldat. Die Leiche des alten Bauern und vermutlichen Vampyrs ließ man sofort ausgraben, und es zeigte sich, daß sein Blut noch ganz flüssig und das Fleisch sich noch in so frischem Zustande

befand, als wäre der Mann erst eben verschieden. Man schnitt dem Leichnam den Kopf ab, wonach man wieder den Körper des Vampyrs der Erde übergab. Don Calmet berichtet, daß er die Erzählung von einer gewichtigen Person gehört habe, der sie der Graf von Cabreras selbst mitgeteilt hatte.

Der Glaube an Vampyre war in England seit dem Mittelalter sehr verbreitet. Wilhelm von Venbridge, der im 12. Jahrhundert lebte, erzählte,*) daß man zu seiner Zeit in dem Gebiete von Buckingham ein Gespenst gesehen habe, das vollkommen Körper und Seele war. Der Bischof von Lincoln berief daher seinen Rat, durch den in Erfahrung gebracht wurde, daß solche Vorkommnisse in England durchaus nicht selten wären und daß das einzige Mittel, dies Phänomen zu beseitigen, lediglich darin bestände, die irdischen Überreste des Phantoms zu verbrennen. Der Bischof zog jedoch vor, sich an das Grab des Verstorbenen zu begeben, um ihm Absolution zu erteilen und den Segen über ihn zu sprechen, worauf jegliche Belästigung seitens des Gespenstes ein für alle mal aufhörte.

§ 14. — Die Wiege des Vampyrismus ist vielleicht Griechenland, woselbst die Vampyre den Namen brukolakai führen. Auf Kreta nennt man sie jedoch meistens katakani. Dort muß der Glaube an Vampyre zuerst aufgekommen sein, da der Historiker Pausanias daran erinnert, daß ein Artikel der Gesetzgebung der Kretenser, welcher vielleicht dem Minos zu verdanken ist, angeordnet habe, die Leichname derjenigen zu verbrennen, welche aus den Gräbern zu ihren Famlien zurückkehrten, und daß man den Kopf derselben mit einem Nagel durchbohren solle. Leo Allatius, der im 16. Jahrhundert lebte, behandelt ausführlich diesen Punkt. Auch erzählt uns Ricaut, der im vorigen Jahrhundert Griechenland bereiste, daß die Furcht vor solchen Brukolaken sowohl bei Türken,

*) Rerum anglic. Buch V, Kap. 22.

als auch bei Griechen allgemein sei. Und er giebt uns folgenden interessanten Fall an, der ihm von einem Kandioten sogar unter Eidschwur berichtet wurde. Auf Morea starb ein Mann, den man anstatt in geweihter Erde an einem abgelegenen Plätzchen beiseite schaffte. Bald wurden die Bewohner von schrecklichen Erscheinungen gequält, welche man auf diesen Unglücklichen zurückführen zu müssen glaubte.

Erst nach einigen Jahren öffnete man sein Grab und fand dort einen stark aufgetriebenen Leichnam, der indes noch vollkommen unverwest und wohlerhalten war. Seine Adern waren durch das eingesaugte Blut angeschwollen. Da man nun einsah, daß man es mit einem Brukolaken zu thun hatte, so entschied man sich den Leichnam zu verbrennen. Allein die Eltern erlangten durch inständiges Bitten, daß dies Vorhaben nicht zur Ausführung kam; zugleich sandten sie einen Eilboten nach Konstantinopel, um von dem Patriarchen die Absolution einzuholen, deren der Verstorbene so dringend bedurfte. Unterdessen wurde der Leichnam in die Kirche gesetzt, woselbst sich zahlreiche Gläubige versammelten, um Gott zu bitten, der armen Seele endlich Ruhe zu geben. Eines Morgens hörte man während des Gottesdienstes ein donnerartiges Krachen in dem Sarge, der Sargdeckel sprang auf, und man sah einen schon verfallenen Leichnam, wie ein solcher sein muß, wenn der Körper bereits seit sieben Jahren entseelt ist. Das seltsamste aber war, daß in demselben Augenblicke, als das wunderbare Geräusch vernommen wurde, der Patriarch die Absolution unterzeichnet hatte . . .

§ 15. — Es dünkt mir, daß es vergebliche Mühe ist, eine genaue Erklärung über den Glauben an den Vampyrismus abzugeben, der übrigens vielmehr einen vorübergehenden und lokalen Charakter trägt, wie es bei jedem derartigen Glauben der Fall ist, der sich nicht auf genau beobachtete Thatsachen stützt.

Es ist wohl das wahrscheinlichste, daß viele Umstände

dazu beigetragen haben, jenen Glauben zu verallgemeinern. Gespenster-Erscheinungen, seien sie nun wahr oder auch hallucinatorisch, zu frühe Beerdigung und die geologische Beschaffenheit des Ortes, wodurch bisweilen Leichen vollkommen erhalten und frisch verbleiben, vor allem aber die um sich greifende Furcht und die durch mündliche Überlieferung entstellten Erzählungen, alles dies mag Veranlassung zu dem Glauben an jene blutsaugenden Wesen gegeben haben.

Auch möchte ich hier nicht unerwähnt lassen, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Gedicht erschien unter dem Titel: der Vampyr, das man Lord Byron zuschrieb, der jedoch seine Autorschaft entschieden bestritt. Es ist hierin von einem Vampyr die Rede, der Griechenland bereist und auch häufig die athenische Gesellschaft besuchte; er durcheilte die Welt und machte Eroberungen unter dem schönen Geschlechte trotz seines gläsernen und halbgebrochenen Blickes. Schließlich verheiratete er sich, um seiner Gemahlin das Blut auszusaugen. Es ist eine Erweiterung der Eigenschaften, welche der Volksglaube den Vampyren beilegt.*)

---

*) Heinrich Marschner's zweiaktige Oper „Der Vampyr", mit Text von Wohlbrück, behandelt diesen Stoff in packender Weise (Ort der Handlung ist Schottland im 17. Jahrhundert). —

Möglicherweise dürften Stellen wie Homer, Od. XI, 49–232, (wonach die Schatten im Hades einen Drang nach Wiederbelebung durch Blut in sich fühlen) und der Glaube bei den Römern von harpyienartigen Wesen, die den Müttern nebst der Milch auch das Blut aussaugen, sich wohl schon als die Wurzel des Glaubens ansehen lassen.

Unter Bezugnahme auf unsere Anmerkung auf S. 208 vorl. W. sei hier nur noch erwähnt, daß der Astralkörper des Vampyrs mit der Leiche noch derart in Verbindung steht, daß dieser ihr Blut zuzuführen im Stande ist. Dadurch nun, daß er auf diese Weise den irdischen Körper vor der Verwesung schützt, sucht er, wie die Theosophen behaupten, seinen Astralkörper vor einer Auflösung und seinen Geist selbst vor dem gänzlichen Verlust der Persönlichkeit sowie des Dahinschwindens seiner Individualität (infolge der schon zu Lebzeiten vor sich gegangenen Trennung von dem höheren Ich) möglichst lange zu erhalten. Der Übersetzer.

§ 16. — Von boshaften Gespenstern erwähnt Delrio weiße Frauengestalten, die in die Ställe eindringen, in der Hand ein Wachslicht haltend, von dem sie dann auf die Mähne des Pferdes Wachs tröpfeln lassen, wobei sie dieselben kämmen und sehr regelmäßig zu flechten pflegen. Von solchem unerklärlichen Kämmen der Pferde habe ich öfter unsere Bauern erzählen hören und ich wußte nichts dazu zu sagen. Da sollte ich später von einer Krankheit hören, der sogenannten Plica polonica oder Trichoma, die beides Männer und Weiber, auch Kinder, vor allem aber die Pferde befällt. Diese Krankheit scheint ihre Heimat in Ostindien zu haben, woher sie um das Jahr 1687 nach der Tartarei eingeschleppt wurde. Außer in Polen, weshalb sie auch den Namen polnische Flechte führt, kommt sie häufig in Ungarn, Schweden, Belgien und im Elsaß vor, auch ist sie bei uns nicht ganz unbekannt. Bei den von ihr befallenen Individuen kräuseln sich die Haare und verschlingen sich, als seien sie künstlich verflochten. Unsere Bauern glauben, daß sich ihre Stuten vor den kämmenden Gespenstern so sehr erschrecken, daß sie davon krank würden; doch kommt ihr Übelbefinden lediglich von der Krankheit selbst her, die auch die eigentümliche Verflechtung der Haare hervorruft.*) So haben sich also oft schon bei den sonderbarsten Erscheinungen ganz natürliche Ursachen ergeben und es zeigt dies Beispiel wieder einmal, wie vorsichtig man bei der Erklärung eines uns als übernatürlich scheinenden Phänomens zu Werke gehen muß.**)

---

*) Sollte dies auch in allen und besonders in den von jenen Bauern erzählten Fällen erwiesene Thatsache sein?!

Der Übersetzer.

**) Allein auch zu einer zweiten Vorsicht ist zu raten. Sehr häufig hat uns die Annahme einer einfachen und sozusagen natürlicheren Hypothese erst recht auf den falschen Weg bei Erklärung bisher unbekannter Erscheinungen geführt. Nur zu oft werden ähnliche Phänomene

Auch in Frankreich ist diese Pferde-Krankheit auf dem Lande sehr bekannt und wird auch dort der Zauberei zugeschrieben.

§ 17. — Durch eine Verschmelzung der alten germanischen Gottheiten mit denen der Celten: den Sylphiden, Walkyren ꝛc. mit den Najaden, den Nymphen, Sirenen und anderen ähnlichen Geschöpfen der graeco-latinischen Mythologie entstanden die Feen*) (die Schicksalsgöttinnen: fatidicae-fata), die lange Zeit hindurch im Glauben unserer Altvorderen das tiefe Dickicht der Wälder behausen und an dem sprudelnden, labenden Quell ihren Gesang ertönen lassen sollten, — bald als Beschützer der bedrängten Unschuld, bald als der heftigste Widersacher aller Tugenden, je nach ihren Launen und ihrer guten und bösartigen Gemütsveranlagung. Bevor wir den Feen als jenen anmutigen, dichterischen Gestalten der Legenden und Rittergeschichten begegnen, war der feste Glaube an das thatsächliche Dasein derselben schon allgemein verbreitet. Olaf Magnus, der Bischof von Upsala, berichtet, daß man zu seiner Zeit in Schweden viele solcher Feen gesehen hätte. „Sie bewohnen geheime Schluchten im Dickicht der „Wälder," sagt er, „bisweilen zeigen sie sich und erteilen „auch denjenigen Rat, die sie darum angehen, worauf sie „plötzlich wieder verschwinden." Cornelius von Kempen

fälschlich zusammengefaßt, und es findet zu leicht eine Vertauschung derselben oder mindestens eine irrige Anlehnung statt.

Der große Haufen der Wissenschaftler hat es nie recht verstanden, den beiden gefahrvollen Klippen, welche dem kritischen Forscher drohen, aus dem Wege zu gehen — jenen Klippen, die sich in die klassischen Sätze zusammenfassen lassen: post hoc, ergo propter hoc sowie ab uno disce omnes, und als große Verstöße gegen die Logik zu bezeichnen sind. Zwischen eigentlicher Ursache und Gelegenheitsursache unterscheiden, ist zwar Sache des Weisen, dessen sich aber keineswegs viele unserer Gelehrten brüsten dürfen. Der Übersetzer.

*) Alt: Fey, russ.: feja, franz.: la fée, ital.: la fata, vom lat.: fatum, das Schicksal, gebildet wie aimée von amatum.

Der Übersetzer.

behauptet, daß es zur Zeit Lothars in Phrygien viele Feen gab, welche in Grotten am Fuße der Berge wohnten, die ſie dann nur des Nachts bei Mondſchein verließen.*)

Wie man gute und böſe Feen unterſchied, ſo waltete bei ihnen auch eine Ungleichheit hinſichtlich ihrer Fähigkeiten und ihres Vermögens ob. In den Ritterſchwänken und Märchen ſieht man oft, wie eine gute Fee einer böſen, mächtigeren unterliegt. Man war überzeugt, daß von der Freundſchaft oder Feindſchaft einer ſolchen Fee das Glück und der Unſtern ganzer Familien abhinge. Bei der Geburt ihrer Kinder trugen die Bretagner Sorge, in einem beſonderen Zimmer einen Tiſch herzubereiten, auf dem reichliche Speiſen für drei Gedecke aufgetragen wurden, um die Feen zu gewinnen, dem neugeborenen Kinde Liebe und Wohlwollen entgegen zu bringen, und ſie zu einem häufigen Beſuche zu veranlaſſen, beſonders aber auf das Kind einige ihrer guten Eigenſchaften zu übertragen.**)

Übrigens kannten die Bretagner auch böſe Feen, die gewöhnlich jene „Wäſcherinnen der Nacht" waren, welche die Wäſche an verborgenen Waldquellen wuſchen und es den nächtlichen Wanderern ſchwer entgelten ließen, wenn ſie ſich weigerten, ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen.

§ 18. — Eine der berühmteſten Feen iſt ſicherlich Meluſine, von der Johann d'Arras gegen Schluß des 14. Jahrhunderts alle Sagen der mündlichen Überlieferung geſammelt hat, welche Arbeit er dann als „die Chronik" der Prinzeſſin bezeichnete. Darnach ſollte ſie die Tochter eines Königs von Albanien ſein, der mit einer Fee die Ehe eingegangen war. Wegen eines von ihr begangenen Fehltritts

*) A. Maury, Fées du moyen âge, Paris, 1843.

**) Alſo eine Art Pathenrolle. — In der Regel traten die Feen, wie wir auch in obigem Beiſpiele ſehen, zu dreien (vergl. die drei Nornen) unter den Namen: Einbeth, Warbeth und Wilbeth, wohl auch als: Anbett, Gwarbett und Volbett auf.

Der Überſetzer.

wurde ſie nun von dieſer verdammt, jeden Samstag die Geſtalt einer Sirene anzunehmen. Raimundin, der Sohn des Grafen Forez, heiratete ſie nun und erhielt von ihr ſogar mehrere Söhne. Der eine derſelben war der König der Bretagne, ein anderer der Freiherr von Luſignan in Poitou. Dieſem letzteren zauberte Meluſine in einem Augenblicke vermittelſt einer Wündſchelrute ein Schloß hervor. Nach ihrem Tode erſchien Meluſine oft wieder und wurde beſonders berühmt wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Luſignan. Ja, es iſt ſogar nicht unmöglich, daß ihr Name in Folge einer Entſtellung der Worte Mère des Lusignans entſtanden iſt, umſomehr als das Volk in der Bretagne ſie mit dem Namen Mère Lusine bezeichnete. Wenn Luſignan ſeinen Herrn wechſelte oder einer der Nachkommen ſterben ſollte, ſo erſchien Meluſine drei Tage vorher auf den Türmen des Schloſſes und ließ wehmütige Klagelaute erſchallen.*)

Karl V und Katharina von Medici begaben ſich von Neugierde getrieben an Ort und Stelle, um ſich mit dem Charakter jener Erſcheinung näher vertraut zu machen. Als ſchließlich der grauſame Heinrich III Guido von Luſignan der Verſchwörung anklagte und ſein Schloß zerſtören ließ, da glaubten alle Bewohner der Umgegend, die Fee zwölf Nächte hinter einander auf den Trümmern weinend ſitzen zu ſehen.

In Belgien dagegen wurde Meluſine für die Beſchützerin des Hauſes Grave gehalten: man glaubte, daß ſie niemals das Schloß von Enghien verlaſſe.**)

§ 19. — Solche Eigenſchaften, nämlich für gewiſſe hervorragende Familien beſondere Vorliebe an den Tag zu legen und bei Gelegenheit eines ſchweren Ereigniſſes, welches die Mitglieder des betreffenden Hauſes angeht, zu erſcheinen, zeichnen gerade jene geſpenſtigen Weſen aus, welche im Volksmunde den Namen weiße Frauen führen.

*) Bullet, Dissertations sur la mythologie française.

**) De Saint Genois, La Cour de Jean IV, Bd. I, S. 82.

Die berühmteste derselben ist unstreitig Berta v. Rosemberg, welche im 15. Jahrhundert lebte und die sich zu allererst im Schlosse Neuhaus, wo sie ihr Leben verbracht hatte, alsdann in den Residenzen verschiedener anderer hervorragender Familien, die mit jener von Rosemberg in einem Verwandtschaftsgrade standen, besonders aber bei den Hohenzollern sehen ließ.

Der lateinische Voltaire, Erasmus von Rotterdam, schrieb: „Das merkwürdigste von unserem lieben Deutschland ist vielleicht die weiße Frau, die sich regelmäßig sehen läßt, wenn der Tod an das Haus eines Fürsten anklopft, und zwar gilt dies nicht nur von Deutschland, sondern auch von Böhmen. Dieses Gespenst ist zum größten Teil auch thatsächlich bei dem Tode derer von Neuhaus und Rosemberg erschienen und zeigt sich auch heute noch. Wilhelm Slavata, der Kanzler dieses Reiches, erklärte, daß die weiße Frau nicht aus dem Fegefeuer herauskommen könne, solange das Schloß Neuhaus noch im Unglücke sitze. Sie erscheint dort nicht nur, wenn jemand sterben soll, sondern wenn auch jemand eine Ehe eingeht oder ein Kind geboren wird. Daher zeigt sie sich auch je nach dem in verschiedenem Gewand. Erscheint sie schwarz gekleidet, so bedeutet dies einen Todesfall; will sie aber ein freudiges Ereignis ankündigen, so läßt sie sich in einem weißen Gewande sehen. Gerlaines versichert, von Baron von Ungenaden, dem kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, erfahren zu haben, daß diese weiße Frau immer in einem schwarzen Gewande erscheine, wenn in Böhmen einem der Mitglieder der Familie von Rosemberg der Tod drohe. Da Herr Wilhelm von Rosemberg mit den vier zu Braunschweig, Brandenburg, Baden und Pernstein regierenden Familien nach und nach verwandt wurde und auch besonders große Hoffnungen auf die Hochzeit der Prinzessin von Brandenburg gesetzt hatte, so hielt sich die weiße Frau zu diesen Häusern und zu einigen anderen, die mit ihnen verwandt waren.

Was die Art ihres Auftretens anbetrifft, so eilt sie zuweilen von Zimmer zu Zimmer — mit einem an ihrem Gürtel hängenden großen Schlüsselbund öffnet und schließt sie sodann die Thüren, und dies sowohl bei Tag als auch bei Nacht. Wenn jemand sie grüßt, so nimmt sie einen Ton in ihrer Stimme an, welcher die trauernde Witwe verrät, und eine Haltung wie die einer Edelfrau; nachdem sie sich dann ehrerbietig verbeugt hat, verschwindet sie. Niemals fällt von ihren Lippen ein böses Wort, stets tritt sie allen gegenüber mit Bescheidenheit und einer gewissen Verschämtheit auf. Allerdings erzürnt sie sich häufig und wirft sogar mit Steinen gegen diejenigen, welche sich erkühnten, mit ruchlosen Reden sich gegen Gott oder gegen sie selbst aufzulehnen. Den Bettlern gegenüber zeigte sie sich wohlthätig und bedauerte sehr, ihnen nicht derart behülflich sein zu können, wie sie es gern möchte. Hiervon gab sie einen schönen Beweis, als die Schweden ihr Schloß eingenommen hatten und den Armen nicht mehr die Portionen von gekochtem Fleisch zukommen ließen, eine Veranstaltung, die sie getroffen hatte, als sie noch im Leben stand. Sie machte alsdann einen solchen Lärm und tobte derart, daß die Soldaten nicht wußten, wie sie sich verbergen sollten. Selbst die Generäle waren vor ihren Angriffen nicht sicher, so daß einer derselben endlich in Erinnerung brachte, daß man Fleisch kochen lassen müsse, um es an die Armen zu verteilen: nachdem dies geschehen war, kehrte die frühere Ruhe zurück."

§ 20. — Zahlreiche Fälle werden berichtet, daß das Erscheinen dieser weißen Frau den Tod deutscher Fürsten angekündigt habe. Für die Hohenzollern zeigte sich dies Gespenst zum ersten Male zu Berlin im Jahre 1598, acht Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg, und dann im Jahre 1619, dreiundzwanzig Tage vor dem Hinscheiden des Kurfürsten Johann Sigismund, ferner im Jahre 1667, kurz bevor Prinzessin Luise Henriette die sterbliche Hülle ab-

legte, und im Jahre 1688, einige Tage vorher, ehe der große Kurfürst aus dem Leben schied.*) In diesem Jahrhundert dann wurde sie unter anderem gesehen vor dem am 22. Mai 1850 erfolgten Attentate gegen Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen, und zuletzt am Abend vor dem Tode des Prinzen Waldemar im Jahre 1878.

Der interessanteste Fall einer Erscheinung ist vielleicht der, den der Temps vom 11. Juli 1893 berichtet:

»Das letzte Heft einer in russischen Hofkreisen viel gelesenen Monatsschrift veröffentlicht einen französischen Bericht einer höchst interessanten Geistererscheinung, die trotz der vielen ähnlichen vor allem den Vorteil bietet, historisch zu sein und zwar im engsten Sinne des Wortes. Es handelt sich dabei um eine doppelte Erscheinung der weißen Frau, die sich dem Prinzen Louis Ferdinand und der Wache zeigte. Dieser fand tags darauf seinen Tod in der Schlacht bei Saalfeld.

*) Doch weiß der Volksmund von einem weit zahlreicheren Erscheinen der „weißen Frau" zu erzählen sowohl beim Ableben eines erlauchten Sprößlings des Hohenzollern-Hauses als auch zu Zeiten, wenn ein anderer Unstern jenes Fürstenhaus bedrohte. Zumal sind viele Erzählungen betreffs einer Erscheinung der weißen Frau bei dem Tode des großen Preußenkönigs Friedrich II in Umlauf. Wir verweisen dieserhalb auf unseren in mehreren spiritistischen Vereinigungen ꝛc. gehaltenen Vortrag: „Die weiße Frau, ein Aberglauben?", worüber in Nr. 6 der „Zeitschrift für Spiritismus" (1897, S. 46 referiert wurde, sowie auf den Aufsatz: Die Rache der Toten, in Nr. 26 derselben Zeitschrift (1898, S. 207).

Auch sei hier erwähnt, daß den Zeitungsnachrichten zufolge noch im vorigen Jahre 1897 die weiße Frau wieder gesehen worden ist. Vergleiche darüber Nr. 5 (S. 38) der „Zeitschrift für Spiritismus", Jahrgang 1897. — Auch auf der alten österreichischen Hofburg zu Wien soll sich ein unheimliches todkündendes Gespenst der Habsburger bei dem Ableben eines Mitgliedes der Fürstenfamilie dem Anblick der Sterblichen darbieten. In einer trefflichen Erzählung berichtet uns von einer solchen Erscheinung vor dem Tode Josephs II Ottokar Tann-Bergler (s. Alt-Wiener Ränke und Schwänke, S. 84.)

Der Übersetzer.

Zeuge dieses Ereignisses war der Graf Gregor von Nostitz, ein Deutscher von Geburt, der 1813 in russische Dienste trat und 1838 als Generaladjutant des Kaisers Nicolaus starb. Kaiser Alexander II sandte im Jahre 1869 den Sohn dieses Grafen von Nostitz, welcher im Rang eines Generalmajors stand, nach Berlin, um König Wilhelm das Großkreuz des St. Georgsordens zu überbringen. Während nun Graf Nostitz in Berlin weilte, bat ihn der damalige Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich III, ihm den französischen Text jenes Berichtes zukommen zu lassen, den sein Vater (der alte Graf Nostitz) über jene Erscheinung der weißen Frau im Jahre 1806 abgefaßt hatte. Graf Nostitz sandte dem Kronprinzen nun später eine Abschrift von der Aufzeichnung seines Vaters zu, und der Kronprinz von Preußen schrieb sodann von Potsdam unterm 11. Juni 1870 nachstehenden Dankesbrief:

„Mein lieber Graf!

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Auf„merksamkeit, die Sie mir durch Zusendung einer Abschrift „der Aufzeichnungen Ihres seligen Vaters, des General„adjutanten Nostitz, erwiesen haben, welche Sie mir „während Ihres Aufenthaltes in Berlin versprochen hatten. „Das Manuskript wird unseren Archiven einverleibt und „stets als ein interessantes Dokument betrachtet werden, „da es einen bedeutsamen Abschnitt aus der Geschichte „meiner Familie behandelt.

„Ich bin, lieber Graf,

„Ihr ganz ergebener

„Friedrich Wilhelm,

„Kronprinz von Preußen."

Die Urkunde lautet wie folgt:

„Im Jahre 1806 war Graf Gregor von Nostitz, der Vater, Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der eine Division in dem vom Fürsten von Hohenlohe befehligten Corps kommandierte.

Am Tage vor der Schlacht bei Saalfeld (also am 9. Oktober 1806) befand sich der Prinz mit seinen Offizieren auf dem Schlosse des Herzogs von Schwarzburg-Rudolstadt. Desselben Abends versammelte man sich in einem Saale des Schlosses. Der Prinz war von dem Gedanken an einen baldigen Zusammenstoß mit den Truppen Napoleons ganz begeistert. Als die Uhr 12 schlug, wandte sich der Prinz an den Grafen Nostiz mit den Worten: „Wie fühle ich mich glücklich! Unser Schiff ist endlich auf hoher See; der Wind ist günstig." —

Kaum hatte der Prinz den Satz vollendet, als der Graf zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen bemerkte, daß der Prinz erblaßte, sofort emporsprang, mit der Hand über die Augen fuhr, den Kandelaber ergriff und auf den Gang hinausstürzte, der zur Wachtstube führte.

Graf Nostitz folgte und sah, wie der Prinz in dem Gange eine weiße Erscheinung verfolgte, die plötzlich an der Mauer, welche den Korridor abschloß und keinen Ausgang hatte, verschwand. Der Prinz untersuchte die Wand, sie war ohne Ausgang (sans issue). Als der Prinz hinter sich im Gange Schritte vernahm, drehte er sich um und sagte:

„Hast Du gesehen, Nostitz?"

„„Jawohl, Hoheit,"" antwortete der Graf, „„ich sah es.""

„So war es also kein Traum, kein Hirngespinst!" rief der Prinz aus. — —

Auch noch ein dritter Zeuge war zugegen: der Wachtposten, welcher erklärte, daß eine Gestalt, in einem weißen Mantel gehüllt, ganz dicht an ihm vorbeigeschritten sei; er habe sie passieren lassen, da er der Ansicht gewesen sei, es wäre ein sächsischer Kavallerieoffizier Der Gang hatte indes nur zwei Ausgänge, nach der Wachtstube und nach dem Saal, wo der Prinz und seine Offiziere sich aufhielten. Auf den Prinzen hatte die Erscheinung einen tiefen Eindruck hinterlassen: er äußerte dem Grafen gegenüber, daß er die Er-

ſcheinung als ein böſes Omen anſähe; denn die „weiße Dame“ zeige ſich nur, wenn einem Hohenzollern ein gewaltſamer Tod bevorſtehe.

Am nächſten Morgen wütete die Schlacht bei Saalfeld: die preußiſchen Truppen wurden in die Flucht geſchlagen. Da ſahen Prinz Louis Ferdinand und Graf Noſtitz plötzlich wiederum die „weiße Frau“, ſie ſtand auf einem Hügel und rang die Hände in wilder Verzweiflung. Graf Noſtitz ſpornte ſein Pferd an und ſprengte die Höhe hinauf, aber die Erſcheinung verſchwand plötzlich. Ein in der Nähe ſtehender Trupp Soldaten hatte die weiße Geſtalt gleichfalls bemerkt und konnte ſich ihr Verſchwinden nicht erklären. Wenige Augenblicke ſpäter erhielt Prinz Louis Ferdinand bei einem Angriff der franzöſiſchen Reiterei die Todeswunde; Graf Noſtitz verſuchte den Prinzen in Sicherheit zu bringen, wurde aber gleichfalls verwundet und ſank bewußtlos zu Boden. Erſt ſpäter erfuhr er, daß ſein General von einem elſäſſiſchen Huſaren des franzöſiſchen Heeres getötet worden ſei.«

§ 21. — Nach anderer Überlieferung ſoll die weiße Frau der Hohenzollern auch dieſelbe ſein, welche im Schloſſe zu Bayreuth in Bayern umgeht. Dort erſchien dieſes weibliche Geſpenſt zum erſten Male im Jahre 1486 und zeigte ſich auch im Laufe des 16. Jahrhunderts zu verſchiedenen Zeiten. Zuerſt offenbarte ſie ihre Anweſenheit im alten Schloſſe, von dem ſie dann ſpäter in das neue überging. Hier befand ſich ein altes Originalgemälde, die Gräfin Kunigunde von Orlamünde darſtellend, welche vor Liebesgram geſtorben war, und deren Geiſt, nun ruhelos umherwandernd, eben jene weiße Frau ſein ſollte. Auf jenem Gemälde trägt die Gräfin ein dunkles Kleid, mit Pelz beſetzt, und eine Haube mit langem weißen Spitzenſchleier, der ihr Geſicht verhüllt und daher die Gräfin als eine weiße Frau erſcheinen läßt.

Graf Münſter, der Intendant der königlichen Schlöſſer von Bayern, welcher zu Anfang dieſes Jahrhunderts lebte,

behauptete, daß er selbst mehrmals Augenzeuge von jenen Erscheinungen der weißen Frau gewesen sei.

Im Jahre 1806, in jener Zeit Deutschlands Niedergang, erschien das schreckliche Gespenst in dem dortigen Schlosse gerade, als einige Generäle in ihm einquartiert waren, und belästigte dieselben ungemein. Auch schlug drei Jahre später der Divisions-Kommandeur der schweren Kavallerie des 8. Corps, General d'Espagne sein Quartier in dem Schlosse auf.

Gegen Mitternacht aber sollten sämtliche Offiziere durch einen entsetzlichen Schrei ihres Kommandeurs jäh aus dem Schlafe auffahren, und als man in das Zimmer desselben eilte, fand man ihn auf dem Fußboden liegend. Das Bett war in die Mitte des Zimmers gerückt und umgestürzt worden. Schweißgebadet vermochte General d'Espagne auf die Frage seiner Offiziere anfangs keine Antwort zu geben. Als er jedoch wieder zu sich gekommen war, erzählte er, daß eine weiße Gestalt, wie er solche niemals vorher gesehen hätte, plötzlich vor seinem Bette gestanden habe, obschon Fenster und Thüren gut verriegelt waren. Genau dem Aussehen nach wie jene weiße Dame auf dem Bilde, das man ihm erst nach seinem Berichte zeigte, habe sie ihn zu verjagen gesucht, und da er Stand gehalten, hätte sie ihn erwürgen wollen, dabei sei er mit seinem Bette umgeworfen worden. Der General aber verließ von Furcht überwältigt, sofort das verwünschte Schloß und logierte sich in dem kleinen Schlößchen Fantaisie ein. Seine Offiziere aber unterzogen das Zimmer einer eingehenden Untersuchung. Man riß die Tapeten ab und suchte einer verborgenen Thür auf die Spur zu kommen, auch ließ man den Fußboden aufbrechen, um eine etwaige Versenkung u. s. w. zu entdecken. Allein wie gewissenhaft man auch dabei verfahren mochte, wie sehr man auch auf alles bedacht war, was irgendwie zu dem leisesten Verdacht einer Mystifikation Anlaß bieten konnte: alles war vergebens, und

es gelang nicht, den Schleier, welcher über der Begebenheit dieser Nacht lag, zu lüften.

Auch Napoleon hielt sich zweimal in Bayreuth auf und soll das erste Mal, als er in jenem neuen Schlosse abstieg, mit jenem furchtbaren Gespenste Bekanntschaft gemacht haben.

Hierüber berichtet Hinterecker*):

»Der Kaiser mochte wohl eine halbe Stunde geruht haben, als der Kammerdiener Constant, der im Vorzimmer schlief, durch ein Ächzen und Stöhnen aufgeweckt und dann durch einen lauten Schrei in Napoleons Schlafzimmer gerufen wurde.

Der Kaiser saß aufrecht auf seinem Bette: „Constant, nun ist sie mir auch erschienen!“ rief er dem Eintretenden zu. „Ich war noch nicht eingeschlafen, als ich sie langsam aus dem Fußboden emporwachsen sah. d'Espagne hatte Recht, als er hier nach Versenkungen suchen ließ. Rufe Roustan, nehmt Lichter und seht, ob Ihr nicht etwas ähnliches entdeckt.“

Doch vergeblich war alles Suchen der Dienerschaft, nicht das geringste Verdächtige wurde gefunden, weshalb Napoleon sie wieder entließ, sich tröstend, daß seine Phantasie, aufgeregt durch die Erzählung des Kastellans, mit ihm im Traume ihr neckisch Spiel getrieben habe. Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, als abermals heftiges Gepolter und Lärmen aus dem Zimmer Napoleons die beiden Diener alarmierte.

Sofort eilten sie zu ihrem Gebieter, doch entsetzt blieben sie an der Schwelle stehen. Das Bett Napoleons war von der Wand abgerückt; auf ihm saß totenbleich, aber doch mit seiner gewohnten, stets imponierenden Ruhe der große Kaiser. Der Nachttisch mit seinen Geräten lag umgestürzt, das Licht auf dem Boden, dem Erlöschen nahe. „Diesmal war es aber kein Traum!“ sagte Napoleon und deutete ernst auf das

*) Illustriertes Unterhaltungsblatt zu der in Dippoldiswalde erscheinenden Weißeritz-Zeitung vom Jahre 1889.

Durcheinander. „Mit Riesenkraft hat das Gespenst mein Bett von der Wand gerückt, wobei ich erwachte; es versuchte sogar dasselbe umzustürzen. Ich griff nach ihm, doch als ich es packte, zerfloß es zu nichts in meinen Händen. Dann begann es sein Werk von neuem und verschwand, als Ihr Euch nahtet. Da es die Anwesenheit von mehreren Personen nicht zu lieben scheint, so werdet Ihr bei mir wachen!"

„„Zu Befehl, Sire,"" antwortete Constant, „„doch werden wir unsere geladenen Pistolen zur Hand nehmen, und wenn sich etwas zeigt, darauf Feuer geben.""

„Thut das," versetzte Napoleon, — „doch sollen bei Gespenstern Pistolen nicht viel nützen. Solch ein Ungeheuer ist unempfindlich gegen Pulver und Blei. Doch nun zur Ruhe."

Die weiße Frau zeigte sich in dieser Nacht nicht wieder. Napoleon konnte, bewacht von seinen Getreuen, nunmehr ungestört des Schlafes pflegen. Als sich der Kaiser am Morgen von seinem Lager erhob, war er verstimmt und bleich. Nicht wie sonst richtete er während der Toilette Scherzworte an seinen Kammerdiener, nur einige Male hörte ihn dieser murmeln: „Dieses verwünschte alte Schloß! Dieses infame Spukneſt!"

Des andern Tages bei seiner Abreise sagte Napoleon zu seinem Gefolge: „Ein verwünschtes altes Schloß, ich werde nie wieder eine Nacht darin zubringen!"

Eine andere berühmte weiße Frau ist jene, die sich zu Darmstadt oft den Augen der Sterblichen darbietet und sozusagen das großherzogliche Haus Hessen-Darmstadt zu beschützen scheint. Diese weiße Frau soll nach einigen Anna von Blammild sein und nach anderen Beatrix de Clèves, deren Legende Richard Wagner sich in seinem Lohengrin bediente.

Graf Reiset, der Biograph der Marie Antoinette, giebt uns eine genaue Beschreibung, in welcher das unheilverkündende Gespenst vor dem Tode der unglücklichen Königin zu Darmstadt

erschienen sei, woselbst er sich als französischer Minister aufhielt. Nach diesem Berichte nun trug sich die Erscheinung in dem alten Schlosse des Großherzogs und zwar in jener Nacht zu, welche der Hinrichtung der Marie Antoinette vorherging. Prinz Georg von Hessen verfaßte, als man ihn gebeten hatte, seine Eindrücke, die das Gespenst auf ihn hinterlassen, zu Papier zu bringen, jene Beschreibung der weißen Frau, deren bekanntes Manuskript sich gegenwärtig in den Händen der Baronin Emma von Gerlach befindet: „Ihr „Gesicht ist fahl, ohne Augen, ohne Nase und Mund. Wenn „man sie sieht, läßt sie hinter sich Spuren von dunkler Farbe, „Füße und Arme sind versteckt. Ihr Körper ist nur ein „Schimmer von totenbleichem Glanze, der sich in Form einer „Pyramide erhebt. Den Hals umgiebt eine Spitzenkrause, „woraus der längliche Kopf hervorsieht.“ *)

§ 22. — Ähnliche Erscheinungen treffen wir auch häufig in Großbritannien an. Die britische Rundschau **) berichtet in einem Aufsatze über Häuser, in welchen Geister umgehen sollen, auch außer anderen von einer braunen Frau, die sich im Schlosse des Marquis von T. zeige, welches in der Grafschaft Norfolk ***) liegt. Es sei dies ein ebenso gespenstiges Wesen von mysteriösem Ursprunge, wie ihre Nebenbuhlerin, die weiße Frau in dem Schlosse von Avenel.

Der Verfasser des englischen Artikels war selbst Augenzeuge der letzten Erscheinung, „wie sie jedermann seit Jahrhunderten sehen konnte: unversehens tritt das Gespenst auf dem großen Korridor aus der Wand heraus, um sich dann rasch in der Schneckenlinie der großen Freitreppe zu verlieren.“

Es kommt alsdann Jenny die Spinnerin (spinster), ein Gespenst, welches immer den erlauchtesten schottischen Familien

*) So berichtet der Gaulois vom 16. Oktober 1896.

**) The British Review vom 12. Dezember 1852.

***) Zwei englische Markgrafshäuser beginnen mit dem Familiennamen: T., nämlich die von Townshend und die von Tweeddale.

folgte und einen endlosen, unaufhörlichen Lärm mit seiner Haspel verursachte, wo auch immer der Gegenstand seiner Verfolgung sich befinden mochte.*)

Der berühmte Lord Castelreagh, Markgraf von Londonderry, hatte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Irland begeben, um dort einen befreundeten Edelmann zu besuchen, der ein altes Schloß bewohnte. Die erste Nacht nun, welche Lord Castelreagh in dem ihm angewiesenen Gemache zubrachte, sah er, nachdem er das Licht ausgelöscht hatte, nicht weit von seinem Bette ein wunderschönes Kind stehen, das in hellem Glanze erstrahlte. Da er nicht annehmen konnte, daß er es mit einer Sinnestäuschung zu thun hatte, so vermutete er, daß es sich um einen schlechten Streich von seiten eines der zahlreichen Gäste des Schlosses handele. Lord Londonderry schritt daher auf die Erscheinung zu, die vor ihm zurückwich. Er verfolgte das Kind, bis sich dasselbe endlich in den Rauchfang des Kamines zurückzog und verschwand. Lord Castelreagh legte sich nun zu Bett, doch vermochte er erklärlicher Weise lange nicht einzuschlafen und brachte die Nacht in Unruhe zu. Tags darauf musterte er genau die Physiognomie sämtlicher Leute, die sich im Hause befanden, ob er nicht irgend wie bei einem ein verschmitztes Lächeln wahrnähme, wie dies zumal der Fall ist, wenn mehrere Mitwisser eines solchen häuslichen Schabernacks sind. Allein alles war vergebens, und er erstattete schließlich von dem Abenteuer der Nacht Bericht. Die Erzählung machte nicht geringen Eindruck auf die Gäste und gab Veranlassung zu den verschiedensten Vermutungen. Allein der Hausherr unter-

*) Auch ist bekannt, daß der Geist der Königin Elisabeth von England im Schlosse von Windsor umgeht. Noch neuerdings wurde derselbe im Schlosse von dem wachhabenden Lieutenant erblickt. Auch die Kaiserin Friedrich soll als Kind das Gespenst gesehen haben. Man vergl. Nr. 12 der „Zeitschrift für Spiritismus", Jahrgang 1897.

Der Übers.

brach ihr Gespräch, indem er bemerkte, daß das, was Lord Castelreagh erzählt hätte, wirklich überraschend für diejenigen sein müßte, welchen nicht die Legende der Familie bekannt sei. Sodann wandte er sich an den Helden des Abenteuers mit den Worten: „Habt Ihr das strahlende Kind gesehen, so seid froh, es ist dies eine Vorbedeutung für Euch, daß Euch ein großes Glück erblüht. Doch würde es mir lieber gewesen sein, wenn über alles dies kein Wort verloren worden wäre.“ Lord Castelreagh hatte später noch einmal dieselbe Vision im Parlament. Obschon auch er „eines großen Glückes“ teilhaftig wurde, so nahm er sich doch schließlich in einem Anfall von Melancholie das Leben, was vielen zu dem Glauben Anlaß gab, daß er schon nicht mehr ganz recht bei Sinnen gewesen wäre, als er die Erscheinung gehabt hatte.*)

Auch in Irland herrscht der Glaube, daß gewisse Familien das Vorrecht haben, eine Hausfee zu besitzen, die als Banshee unter den Fenstern des Hauses einen herzzerreißenden und einem Geheul gleichenden Trauergesang anstimme, oder auch heftig weinend gesehen werde, wenn der Familie ein Unglück oder ein Todesfall bevorstehe.

In Italien ist nur wenig von derartigen Fällen bekannt. Cardanus behauptet in seinen Büchern über die Verschiedenheit der Dinge, daß jedesmal, wenn jemand von der altadeligen Familie de' Torelli zu Parma sterben würde, eine alte Frau an dem Kamine in einem Saale des Stammschlosses gesehen werde.

Auch in Frankreich scheint ein solcher Glaube nicht so häufig zu sein; ganz unbekannt ist er jedoch auch hier nicht, wenigstens nicht was das Königshaus betrifft.

---

*) s. Brierre de Boismont (Des Hallucinations), der diese Erzählung dem Werke eines englischen Arztes entnimmt, das den Titel führt: Anatomy of Suicide.

In ihren interessanten Memoiren berichtet Margarethe von Navarra allen Ernstes, daß ihre Mutter (Katharina von Medici) niemals eins ihrer Kinder verloren habe, ohne erst vorher von einer Frau von hohem Wuchse, die sich ihr in einem schwarzen Gewande gezeigt hätte, benachrichtigt worden zu sein.

Arsenius Houssaye, der bekanntlich nicht einer der ersten besten ist, wollte mehrmals am hellen Tage die weiße Frau des Schlosses von Folie-Riancourt bei Breuil-sous-Laon gesehen haben. Auch wird von noch vielen anderen Erscheinungen desselben Gespenstes berichtet.*)

Paris kennt übrigens das rote Männchen in den Tuilerien, dessen Sage an die Entstehung dieses Gebäudes geknüpft ist. Katharina von Medici wohnte dort nur sehr ungern, weil in jenen Gemächern ein Gespenst, ein kleines rotes Männchen, umging und ihr häufig im Schlafe erschien. In der Nacht vor der Ermordung Heinrichs IV wurde dieses Gespenst von vielen gesehen und sagte auch bei seiner Erscheinung, als Ludwig XIV noch nicht volljährig war, den Aufruhr der Fronde vorher.

Als Ludwig XVI nach Varennes geflohen war, erblickte man am Morgen das Gespenst auf dessen Bette sitzend. Ein Soldat, der die Nacht bei den sterblichen Überresten Marat's wachte, sah es plötzlich vor sich stehen und starb vor Schreck. Ein große Rolle spielte dann das Gespenst in der Lebensgeschichte Napoleons I, dem es sich stets vor jedem entscheidenden historischen Ereignis zeigte. Das erste Mal war es in Egypten und das letzte Mal, als der Corse den unglücklichen Feldzug nach Rußland eröffnete. In der Restaurationsperiode kündigte das Gespenst den Tod des Herzogs von Berry an. Auch vor dem Hinscheiden Ludwig XVIII erschien es. Die Kaiserin Eugenie, die Gemahlin Napoleons III,

*) Le Flambeau, 12 November 1893.

hatte streng ihrem Hof untersagt, auch nur im Scherze das rote Gespenst der Tuilerien in ihrer Gegenwart zu erwähnen. Dies betreffend verweise ich den Leser auf die ausführliche Darlegung in der „Leipziger Gerichtszeitung“ vom 29. November 1890. In Paris erschien ferner im Jahre 1863 ein Buch von P. Christian unter der Aufschrift: L'homme rouge des Tuileries.

Selbst Dr. Brierre de Boismont spricht in seinem Werke Des Hallucinations von einem Sterne, den Napoleon I bei allen wichtigen Ereignissen gesehen und der ihm Glück verheißen habe; so hätte der Kaiser auch im Jahre 1806 nach der Belagerung von Danzig dem General Rapp diesen Stern zeigen wollen, der auch an die bezeichnete Stelle hingeschaut hätte, indes nichts wahrgenommen habe

Eine seltsame Ähnlichkeit weisen alle diese oben berichteten Gespenster-Erscheinungen mit jenen Phantomen auf, welche dem grauen Altertume angehören und die wir bereits im ersten Teile vorliegenden Geschichtswerkes kennen lernten. Dort erwähnten wir Cornelius Tacitus*), der von einem Gespenste in weiblicher Gestalt berichtet, das Quintus Curtius Rufus erschien und ihm seine künftige Größe voraussagte. Ferner sei an jene vielen Erscheinungen erinnert, die sich einem Sokrates, Brutus, Cassius, Drusus, dem Kaiser Tacitus, Julian u. s. w.**) zutrugen und diesen ihr nahe bevorstehendes Ende voraussagten.

§ 23. – Daß es Orte giebt, an welchen Geister vorzugsweise zur Erscheinung kommen, dies finden wir als einen allgemein verbreiteten Volksglauben jedes Jahrhunderts. Oftmals sind dann ihre Manifestationen nicht nur lästig und furchteinflößend, sondern auch durchaus gefährlich. So kam

*) S. Buch 3, 3. Hauptstück, § 7 vorl. Geschichte.

**) S. Buch 3, 2. Hauptst., § 11 und 3 Hauptst. § 7; Buch 5, 2. Hauptstück, § 14.

der Glauben auf, daß es Unglückshäuser, wie gewisse Unglückspersonen gäbe.

Bevor Napoleon den Plan faßte, sich mit seinen Truppen nach England einzuschiffen, hatte er ein Lager bei Boulogne-sur-Mer aufgeschlagen. Von den verschiedenen Schilderhäusern (guérites) lag auch eins sehr weit vom Lager ab. Der erste Soldat nun, der des Nachts diesen Posten bezog, nahm sich durch einen Flintenschuß das Leben, ohne daß man dem Grunde auf die Spur kommen konnte. Dasselbe trug sich nun auch bei dem Posten zu, der die nächste Nacht an dieser Stelle auf Wache zog. Ebenso war dies bei dem dritten und auch selbst bei dem vierten Soldaten, der auf diesen sonderbaren Posten kommandiert wurde, der Fall. Man war schließlich gezwungen, das Schilderhaus zu verbrennen und bekannt zu geben, daß der Posten nicht mehr besetzt werden sollte.

Auch diesem seltsamen Phänomen ließe sich eine sehr logische Erklärung durch den Spiritismus verleihen. Da eine eingehende Erörterung desselben indes uns zu weit von unserem Thema abführen würde und uns zu verfrüht erscheint, so behalten wir uns vor, erst im zweiten Teile unseres Werkes darauf zurückzukommen. Alsdann werden wir auch bei jener Gelegenheit den alten Glauben berücksichtigen bezüglich des bösen Blickes und auch der meist zum Schutze dagegen angewandten Talismane, welche die bösen Einflüsse und Kräfte zu brechen vermöchten.

§ 24. — Doch kehren wir zu unseren alten Spukschlössern wieder zurück.

Der deutsche Kaiser Karl IV*), der 1316 geboren wurde, berichtet in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung eine eigens erlebte Spukgeschichte, die sich ihm während seines Aufenthaltes auf der alten Prager Feste zugetragen hatte.

*) Vita Caroli quarti imperatoris ab ipso Carolo conscripta s. Rerum Bohemicarum antiqui scriptores von Freherio, Pfalzgräflichem Ratsherrn (Hanau, 1602).

In dem alten Werke Miscellanea historica regni Bohemiae*) von Bogusław Balbinus heißt es:

. . . tarde venimus in castrum Pragense ad antiquam domum Burgraviatus, ubi mansionem per aliquot annos feceramus antequam Palatium magnum fuerat aedificatum; nocturno tempore deposuimus nos in lecto, Bussko (Boguslaw) de Welharticz senior in altero ante nos: erat magnus ignis in Camera, quia tempus hiemale erat, multaeque candelae ardebant in Camera, ita quod lumen sufficiens erat, ac januae ac fenestrae omnes erant clausae. Et cum incepissemus dormire, tunc deambulat nescio quid per Cameram, ita quod ambo evigilavimus, fecimus dictum Busskonem surgere, ut videret, quid esset. Ipse autem surgens circumivit per Cameram quaerens, nihil vidit, nec quicquam potuit invenire. Tunc fecit majorem ignem, plures candelas accendit, ivit ad scyphos, qui stabant pleni vino super bancas, potavit, reposuit unum scyphum prope unam magnam candelam ardentem, potatione facta. Tunc deposuit se iterum ad lectum. Nos induti pallio nostro sedebamus in lecto, audiebamus ambulantem, neminem tamen videre poteramus. Et sic respicientes cum praedicto Busskone scyphos, candelas, vidimus scyphum projectum, idem scyphus projiciebatur, nescimus per quem, ultra lectum Busskonis de uno angulo Camerae usque ad alterum parietem, qui sic reverberatus a pariete, cecidit in medium Camerae. Videntes hoc, territi sumus nimium, semper ambulantem in Camera audivimus, neminem autem vidimus. Post vero signati sancta Cruce, in Christi nomine. usque in mane dormivimus, mane surgentes, scyphum, prout projectus erat, in medio Camerae invenimus, nostris familiaribus ad nos de mane invenientibus, ostendimus.

*) Prag 1679, Buch III.

[. . . spät kamen wir in der Prager Feste beim Burggrafschaftsgebäude an, woselbst wir einige Jahre hindurch Aufenthalt genommen hatten, ehe der große Palast erbaut worden war. In nächtlicher Stunde legten wir uns zu Bett, Bußko (Boguslaw) von Welhartiz der Ältere in ein anderes vor uns: — im Zimmer befand sich ein großes Feuer, da es Winterszeit war, auch brannten viele Kerzen im Zimmer, so daß dieses Licht wohl genügte; die Thüren sowohl als auch die Fenster waren alle verschlossen. Als wir nun bereits zu schlafen begonnen hatten, da geht etwas, ich weiß nicht was, im Zimmer umher, so daß wir beide aufwachten: wir ließen den erwähnten Bußko aufstehen, damit er nachsehe, was das sei. Dieser erhob sich, ging suchend im Zimmer umher, sah jedoch nichts und konnte auch nichts finden. Darauf machte er ein größeres Feuer, zündete mehr Kerzen an, ging zu den Humpen, die mit Wein gefüllt über den Bänken standen, trank und stellte, nachdem er nochmals einen Trunk gethan, einen Humpen neben eine große brennende Kerze. Sodann legte er sich wieder zu Bett. Wir saßen mit unserem Mantel angethan auf dem Bette, hörten zwar etwas umhergehen, konnten jedoch niemanden sehen. Während wir nun mit dem vorgenannten Bußko die Humpen und die Kerzen beobachteten, sahen wir, wie der Humpen geworfen wurde: eben dieser Humpen ward — wir wissen nicht von wem über das Bett des Bußko hinaus, von einer Ecke des Zimmers bis an die andere Wand geschleudert, so daß er, von der Wand wieder zurückgeworfen, mitten ins Zimmer fiel. Als wir dies sahen, erschraken wir sehr; beständig hörten wir im Zimmer umhergehen, sahen aber niemanden. Nachdem wir uns jedoch im Namen Christi mit dem heiligen Kreuze bezeichnet hatten, schliefen wir bis zum Morgen; früh standen wir auf, fanden den Humpen, so wie er hingeschleudert war, mitten im Zimmer und zeigten ihn unseren Dienern, als diese des Morgens zu uns kamen. —

Eine ähnliche Erscheinung wie die der „weißen Frauen“

ist eine Spukgestalt im Großherzoglichen Schlosse zu Schwerin, das sogenannte Petermännchen.*) Im Kirchengang, der zur Schloßkirche führt, ist ein Bild angebracht, das ein wunderliches kleines Männchen zeigt, welches in mittelalterlicher Hoftracht gekleidet ist: in kurzem Wamms und hohen Reiterstiefeln mit Sporen, Degen und Federhut und an der Seite mit einem großen Schlüsselbunde im Gürtel. Darunter stehen die Worte: „Quid? si sic?“ die heißen sollen „Wie? wenn's so aussähe?“ Dieser kleine Mann stellt das Petermännchen dar, den Beschützer und Schirmgeist des Fürstenhauses, der nicht weicht noch wankt, wenn auch die Bewohner des Hauses und dessen äußere Ausstattung wechseln. Stets ist dieser gute Schutzgeist auf das Wohl des Fürstenhauses bedacht, stellt die Treue der Diener auf die Probe, belohnt die Getreuen und bestraft die Ungetreuen. Nur sehr selten läßt er sich vollständig sehen, und dann sind es immer wichtige, das Fürstenhaus betreffende Ereignisse, welche er verkündet und die dann in kürzester Frist auch wirklich eintreten. So soll er auch Freude kündend gesehen worden sein, als Schwerins Herzogin Elisabeth, die Gemahlin des Erbgroßherzogs von Oldenburg, Mutter des sehnlichst erwarteten Thronerben ward, und so der Großherzogin Witwe Marie der erste Enkel geboren wurde. Als Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg im September 1897 beim Untergange des Torpedobootes S. 26 der deutschen Kriegsflotte in den Fluten den Tod fand, da brachte, — so erzählt der Volksmund — noch ehe die Nachricht eintraf, in tiefer Trauer das graue Petermännchen die Kunde nach Schwerin. — D. Übers.]

Es mögen schon mehr als hundert Jahre her sein, seit das Schloß Tegel — das den Gebrüdern von Humboldt

*) Wir möchten hier Fr. Gottfr. Kerkau's niedliches Gedicht „Das Petermännchen zu Schwerin“ nicht unerwähnt lassen.

Der Übersetzer.

gehörte, dem hervorragenden Staatsmann und dem ebenso berühmten Naturforscher — der Vergessenheit anheimgefallen ist. Es sind wohl allgemein die Worte Goethes bekannt, die er in seiner Walpurgisnacht (Faust) dem Proktophantasmist in den Mund legt: „Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel. Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel."

Goethe hatte sich im Jahre 1798 dorthin begeben, um selbst diesen Platz aus eigenem Augenschein kennen zu lernen. Obwohl ihm alles dort bis ins kleinste hinein bekannt war, so vermochte er sich doch nicht das geringste zu erklären. Ebenso wenig war sich aber auch eine wissenschaftliche Kommission über die seltsamen Vorgänge klar, die sich ausdrücklich zur Untersuchung der fraglichen Phänomene dort eingefunden hatte und sich nun damit begnügen mußte, die Echtheit der sonderbaren Vorkommnisse festzustellen.

Die seltsamste der mir bekannten Geschichten von solchen Schlössern, worin es umgeht, ist die, welche sich in dem Tagebuch des Lutheraners Marquart Feldmann (v. 1584—89), einem Augenzeugen der Vorkommnisse, findet und später dreimal veröffentlicht wurde. Das erste Mal erschien der Aufsatz anonym 1701, das zweite Mal 1704 zu Leipzig und das dritte Mal 1710. Die zweite Auflage wird von dem gelehrten deutschen Litteraturhistoriker Dr. Grasse als die treueste*) bezeichnet.

Dieses Werk führten auch zuerst Horst in seiner Deuteroskopie**), sodann Daumer in seinem Geisterreich***) und zuletzt Görres in seiner Christlichen Mystik†) auszugsweise an.

---

*) Der vielförmige Hintzelmann oder Umbständliche und merckwürdige Erzehlung von einem Geist ꝛc.

**) s. II, S. 87.

***) s. II, S. 137.

†) s. III, S. 384.

Sitz dieser übernatürlichen Vorkommnisse war das Schloß Hudemühlen, das den Herren von H. zu eigen war und jetzt fast gänzlich zur Ruine geworden ist. Es erhob sich dort, wo die Meise und die Adler zusammenfließen, nicht weit von dem Städtchen gleichen Namens.

Im Jahre 1584 ließ sich plötzlich in dem Schlosse ein gar seltsames Geräusch vernehmen, worauf man im Anfang wenig Wert legte, zumal da man sich nicht dessen Ursache zu erklären vermochte. „Doch nach und nach," wie uns der hochwürdige Herr Feldmann kund thut, „begann der Geist vermessener zu werden, gab sich immer deutlicher zu erkennen und fing schließlich auch zu reden an und zwar am hellen Nachmittage. Die Dienerschaft, die an jene fürchterlichen Reden nicht gewöhnt war, erschreckte anfangs sehr; allmählich aber gewöhnte sie sich daran und zeigte keine große Furcht mehr davor. Auch kehrte sich der Geist durchaus nicht an den Hausherrn, da er ja in dessen Zimmer während des Mittag- und Abendessens laut sprach und allerlei Gespräche mit den Hausbewohnern und auch mit Fremden anknüpfte, die dadurch, wie man sich dies ja wohl leicht denken mag, mit großem Entsetzen erfüllt wurden. Mit der Zeit ward er schon vertraulicher, und die Furcht der Schloßbewohner wich, so daß er allmählich freundlich und gesellig zu den Leuten wurde und sich mit ihnen über alle möglichen Dinge unterhielt, wobei er nicht selten sang, lachte und die verschiedenartigsten Scherze trieb. Hatte dagegen irgend jemand schlechtes über ihn gesprochen oder sich sonst irgend wie ihm gegenüber unhöflich gezeigt, so konnte er furchtbar wütend werden, wobei er ein entsetzliches Gepolter vernehmen ließ, mit allerlei Gegenständen warf und seinen Beleidigern drohte, heiße Rache nehmen zu wollen was dann auch manchmal der Fall gewesen sein soll."

Als ihn nun die Dienerschaft des Schlosses fragte, wer er wäre, antwortete der Geist, „daß er auf den Bergen Böhmens geboren sei und daß er noch eine Familie im Böhmer Wald

besitze. Seine Mutter wäre zwar eine Christin gewesen, doch hätte sie ihn nicht bei sich dulden wollen. Er sei daher gezwungen worden, sich von ihr zu entfernen und bei guten Leuten anderswo Unterkunft zu suchen, bis sich seine Sache einstmals zum besseren gewandt hätte. Weiter sagte er dann, daß er Hintzelmann heiße; doch daß er sich auch Lüring nenne. Seine Frau sei eine gewisse Hille Bingels und zu seiner Zeit wollte er sich noch allen in seinem wahren Aussehen zeigen, was ihm im Augenblick jedoch nicht möglich sei; er sei geradeso gut ein Ehrenmann, wie jeder andere. Seine Stimme und seine Sprechweise waren wie die eines Kindes oder zum mindesten eines jungen Mädchens. Doch litt er es niemals, daß man ihn einen bösen Geist oder gar einen Teufel nannte, und besonders jene letzte Bezeichnung brachte ihn in Harnisch, so daß er demjenigen, welcher sich erkühnte, ihn so zu schelten, auf den Rücken sprang und ihn heftig schlug und kratzte. Vielmehr hatte er immer versichert, daß er ein gewöhnlicher Mensch sei, der auch Anspruch mache auf die dereinstige Seligkeit. Bemerkenswert ist, daß dieser Hausgeist oder Kobold sich oft sehr fromm erzeigte, indem er nicht nur fromme Hymnen anstimmte, sondern auch mit den anderen betete und zwar jedesmal so oft sich reformierte Priester sehen ließen. Dabei brachte er stets zum Ausdruck, daß die Laster ihm am verhaßtesten wären, tadelte oft auch streng einige des Hauses wegen ihrer Hartherzigkeit und erklärte anderen, daß er sie wegen ihres Geizes nicht mehr leiden könne. Ein anderes Mal hatte er dann jemandem Hochmut vorzuwerfen, wobei er hinzufügte, daß er kein Laster so hasse, wie gerade dieses."

Durch das Gerücht, daß es in dem Schlosse spuke, wurde das Ansehen desselben sehr beeinträchtigt, und der Eigentümer desselben ließ kein Mittel unversucht, wenn auch stets vergebens, den unwillkommenen Gast los zu werden. Als Herr von H. aber einsehen lernte, daß es ihm nicht so leicht ge-

lingen wollte, Hintzelmann herauszubringen, entschloß er sich auf den Rat seiner Freunde hin, eine Reise nach Hannover zu unternehmen und sich dort einige Zeitlang aufzuhalten, im guten Glauben, sich auf diese Weise der lästigen Anwesenheit des Geistes zu entziehen. Aber kaum war er in Hannover angekommen, so gab ihm auch schon Hintzelmann Anzeichen seiner Gegenwart, indem er sich durch seine gewohnten Späße ankündigte. So ließ er unter anderem auf einmal eine goldene Kette von großem Werte, die Herr v. H. nach der damaligen Mode um den Hals trug, verschwinden. Herr v. H. hegte Verdacht gegen die Dienerschaft des Gasthofes, allein der Gastwirt ließ dies nicht auf seinem Dienstpersonal sitzen und forderte sogar Genugthuung dafür, so daß die Sache eine ernstliche Wendung anzunehmen schien. Als nun Herr von H. in Gedanken versunken dasaß und überlegte, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen sollte, da offenbarte sich unversehens Hintzelmann und sagte: „Du, such mal in deinem Bett nach unter dem Kopfkissen, da wirst du vielleicht die Kette finden." Herr von H. schaute nach und gelangte auf diese Weise wieder in Besitz des kostbaren Gegenstandes. Er sah dann auch bald ein, wie unnütz es war, dem Geiste aus dem Wege zu gehen, und trat die Rückreise an, sein Geschick der weisen Fügung Gottes anheimstellend.

Eines Morgens jedoch, als der Schloßherr von einem berühmten Geisterbanner gehört hatte, ließ er diesen rufen. „Derselbe kam auch und man zeigte ihm die Stelle, wo Hintzelmann vorzugsweise zu erscheinen pflegte.

Er begann dann seine Exorcismen herzusagen und aus einem Zauberbuche zu lesen, das seltsame Buchstaben und Beschwörungen enthielt. Die ganze Zeit über verblieb der Geist ruhig, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, so daß diejenigen, welche dem kleinen Wichte nicht zugethan waren, hofften, daß es endlich gelungen sei, den lästigen Kobold los zu werden, und dieser längst Reißaus genommen habe. Doch

als auch schon der Magier glaubte, mit dem Geiste fertig geworden zu sein, und sich über denselben in häßlichen Worten lustig machte, da schien unserem Herrn Hintzelmann doch die Geduld auszugehen. Er versetzte dem Magier einen heftigen Nasenstüber und zerriß sein so wert gehaltenes Buch in tausend Fetzen, die dann in der Luft herumflogen. Hierauf bedrohte er ernstlich das Leben des Geisterbeschwörers, wobei er mit kräftigen Fäusten auf ihn einhieb und ihm in voller Wut das Gesicht zerkratzte.

Zum Schlusse packte er ihn am Kragen, warf ihn zur Thür hinaus und Hals über Kopf die Treppe hinunter, so daß der arme Teufelsbanner Gott dankte, noch mit seinem Leben davon gekommen zu sein, und sich heilig und fest vornahm, niemals wieder mit Hintzelmann zusammenzutreffen. Dieser aber beklagte sich dann heftig über den Vorfall und erklärte, daß er von denen tief beleidigt worden wäre, die jene Person für schweres Geld herbeigezogen hätten, um ihm die Thüre zu weisen. Da er ein Mensch sei wie jeder andere und dazu noch ein guter Christ, der auch seiner Zeit der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden erhoffe und nie jemandem ein Unrecht zugefügt habe, so hätte er auch nicht verdient, daß man ihn wie einen gefährlichen Spitzbuben verjagen wolle."

Noch schlimmer als jener angebliche Geisterbanner wurde von Hintzelmann ein Stadtschreiber, namens Hennig Steinhoff, behandelt, der später als Syndikus von Winsen starb und welcher auch den Kobold durch seine Exorcismen vertreiben zu können vermeint hatte.

Damals kam in jenes Schloß von Hudemühlen ein Edelmann für einige Zeit zum Besuch. Dieser war der Ansicht, daß man es hier nicht mit einem Kobolde, sondern mit einem Zauberer zu thun habe, der sich unsichtbar zu machen verstände. Daher begab sich jener an einem Tage, als sich die bekannten Erscheinungen in einem der Zimmer zutrugen, mit bewaffneten

Leuten dorthin. Nachdem man Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen hatte, begann man nach allen Richtungen hin mit Lanzen und Schwertern die Luft zu durchstechen und zu zerschneiden. Nach der Ansicht einiger heutigen Okkultisten kann eine solche Operation für das Medium lebensgefährlich werden, welches telepathisch die Phänomene hervorbringt; allein in diesem Falle konnte Hintzelmann nur herzlich darüber lachen.

„Es lebten," fährt unser Gewährsmann fort, „zu jener Zeit in dem Schlosse zu Hudemühlen zwei Edelfräulein, Anna und Katharina, denen der Geist von ganzem Herzen zugethan war und bei welchen er viel lieber verweilte als bei allen anderen. Ihnen vertraute er seinen Kummer an und erklärte, sich nicht von ihnen trennen zu wollen. Infolge seines anständigen Betragens hatten die beiden Fräulein auch keine Furcht vor ihm und behandelten ihn als einen Freund." Da aber einst junge Herren in das Schloß kamen, um eine dieser beiden Damen zu freien, da verwirrte entweder, wie uns der ehrwürdige Herr Feldmann mitteilt, Hintzelmann den Kopf der beiden Freier derart, daß sie kein Wort herauszubringen vermochten, oder machte einen furchtbaren Höllenlärm, wobei er mit den verschiedensten Gegenständen nach ihnen warf und sie derart belästigte, daß sie auf und davon liefen. Auch noch andere Scherze führte der Kobold mit diesen Nebenbuhlern aus, von denen unser Gewährsmann ausführlich berichtet:

„Thatsache ist, daß die beiden Edelfräulein unverheiratet blieben, da sie freiwillig auf jede Ehe Verzicht leisteten. Sie erfreuten sich eines hohen Alters und starben beide in einem Zeitraum von nur acht Tagen. Unter dem Hochaltare der Kirche von Hudemühlen wurden später ihre Gebeine beigesetzt."

Hintzelmann gefiel sich auch darin, das Orakel des Hauses zu sein. Einmal sandte Anna einen Diener nach Rethen, um für sie einige Kleidungsstücke einzukaufen. Bald darauf wandte sich der kleine Schrate mit den Worten an sie:

„He, Fräulein Anna, heute kannst du dir deine Kleider aus dem Weiher fischen lassen.“ Und in der That fiel an demselben Abend der Diener, der des guten in geistigen Getränken zu viel gethan hatte, in den Mühlengraben und ertrank. Die Kleider, welche er gekauft hatte, mußten mit der Leiche aus dem Mühlengraben herausgezogen werden.

Ähnlich erging es auch einem Edelmann von großem Geiste, der als Befehlshaber der Truppen des Königs Christian von Dänemark bei diesem in hohem Ansehen stand. Er brachte einige Tage in Hudemühlen zu, und da er ein leidenschaftlicher Nimrod war, so streifte er stundenlang in der Umgegend durch die Büsche, um Hirsche und Eber zu erjagen. Eines Tages zeigte sich ihm auch Hintzelmann und sagte: „Höre Thomas (dies war der Name des Edelmanns), ich sage dir, laß das Jagen sein, da du sonst dir ein großes Ungemach zuziehst.“

Der Kommandant legte aber kein Gewicht auf die Prophezeiung des Kleinen, die er als leeres Geschwätz ansah. Doch bald darnach passierte es dem Jäger, als er wieder leidenschaftlich seinem Jagdvergnügen fröhnte, daß in dem Augenblicke, als er auf einen Rehbock anlegen wollte, unversehens der Schuß losging und ihm den Daumen der linken Hand wegriß.

Ein ander Mal hielt sich auf Hudemühlen einige Zeit ein Herr von Falkenberg auf, ein lustiger Geselle, der seine größte Freude darin fand, Hintzelmann aufzuziehen. Dieser sagte ihm nun eines Tages, müde der vielen schlechten Späße, die das Maß überschritten: „Falkenberg, du treibst nun lange genug deinen Scherz mit mir, aber paß auf, wenn du einmal vor Magdeburg kommst; da wird man dir schon was einbrocken, daß dir die Lust am Scherzen vergehen mag!“ Kurz darnach nahm Herr von Falkenberg im Heere des Kurfürsten Moritz von Sachsen an der Belagerung von Magdeburg teil,

woselbst ihm ein Falkonett-Geschoß derart das Kinn zerschmetterte, daß er nach drei Tagen seinen Geist aufgab.

In dem Schlosse war ein Zimmer bloß für das Schrätlein reserviert, welches sich auch gewöhnlich dort aufzuhalten pflegte, wie es wenigstens aus dem beständigen Lärmen und aus dem Umwerfen von Gegenständen hervorging, obwohl niemand den Kobold selbst sah.

An dem Tische des Burgherrn war sogar ein Platz für Hintzelmann reserviert, der sich nicht wenig darüber ärgerte, wenn ihm ein Diener zu servieren unterließ. „Die Speisen, die ihm dargereicht wurden, verschwanden stets vom Teller und ebenfalls, wenn jemand auf seine Gesundheit trank, verschwand für einen Augenblick das Glas, dann wurde es leer wieder auf seine Stelle zurückgesetzt.*) Allein die ihm dargereichten Speisen befanden sich nach der Mahlzeit entweder unter dem Tische vor den Hunden oder unter irgend einer Bank in der Ecke des Saales, woraus man eben klar sieht, daß der Geist in Wirklichkeit nicht aß, sondern bloß so that."

Der Ritter L. v. H., der, wie wir eben erwähnt haben, Hintzelmann mit jenen Schwerthieben und Lanzenstichen in der Luft verjagen wollte, hatte auch einmal während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse nicht auf die Gesundheit des Kleinen trinken wollen. „Als dieser ihn nun fragte, warum er einem ehrenhaften Manne eine solche Schmach anthue, antwortete ihm der Ritter, daß er sich mit seiner ganzen höllischen Bande zum Teufel scheeren solle. Da ergrimmte das Gespenst furchtbar. Und wie gerne hätte der andere das Wort wieder ungesprochen machen mögen; denn der Schrate faßte ihn an der Kehle und schleuderte ihn mit großer Wucht zu Boden, woselbst er ihn dann derart traktierte, daß alle

*) Siehe in „Vorläufer des Spiritismus" von Staatsrat Aksakoff (aus dem Russischen von Feilgenhauer) **das gleiche seltsame Phänomen in zwei interessanten Fällen der Neuzeit.** S. 323 und 353.
Der Übersetzer.

Anwesenden glaubten, des Ritters letztes Stündlein habe geschlagen. Mehrere Stunden lag dieser auch in der That bewußtlos da, und nur schwer vermochte er sich wieder von den Folgen jener entsetzlichen Behandlung zu erholen."

Auch ein gewisser Herr von Mandeslohe weilte einmal als Gast zu Hudemühlen, ein ebenso gelehrter wie angesehener Mann, Staatsrat und dänischer Gesandter. Natürlich war auch in seiner Gegenwart von Hintzelmann die Rede, und Mandeslohe war kühn genug, seine Ansicht dahin auszusprechen, daß man es lediglich mit einem Höllengeiste zu thun habe. Als er indes noch am Reden war, begann Hintzelmann ihn schon durch heftigen Lärm zu unterbrechen uud rief ihm dann plötzlich zu: „Was sagst du, Berthold?" (so lautete der Name jenes Edelmannes) „Ich soll ein Dämon sein? Ich ermahne dich, deine Sprache zu mäßigen. Hörst du? Sonst werde ich dir einen Denkzettel geben, daß du fernerhin eine bessere Meinung von mir haben wirst." Der arme Edelmann, welcher niemals einem derartigen Phänomen gegenüber gestanden hatte und nun plötzlich jemand reden hörte, den er nicht sah, erschrak derart davor, daß er in seinem Gespräche stecken blieb. Er wollte fortan nichts mehr von dem Kobolde wissen und erklärte ein über das andere Mal, daß er sich am liebsten niemals darum gekümmert habe.

Hintzelmann lag allen Eifers den Arbeiten in der Küche und im Marstalle ob. Er räumte das Geschirr des Nachts in der Küche vom Tisch ab, spülte es und stellte alles derart in Ordnung, daß die Köchin am andern Morgen alles spiegelblank vorfand. [Man vergleiche die Heinzelmännchen zu Köln. — Der Übersetzer.]

Wenn unvermutet Fremde zu Besuch kamen, so klapperte er in der vorhergehneden Nacht derart mit dem Küchengerät, daß es durchs ganze Schloß hindurch dröhnte. In dem Marstalle dann pflegte er säuberlich die Pferde, striegelte sie und brachte ihnen Futter herbei. Ferner war er sehr besorgt

darum, die verlegten und verloren gegangenen Gegenstände den Hausbewohnern zurückzugeben. Nachlässige Diener ermahnte er, ja strafte sie sogar und war stets darauf bedacht, in jeder Weise dienlich zu sein. [Man vergleiche hier auch den Fall Tschekanoff*) besonders wegen seiner großen Ähnlichkeit und der unlogischen Behauptung der Kirche, welche in diesen Intelligenzen böse und dämonische Wesen ersehen will. D. Übers.]

Als einstmals jemand von den Arbeitsleuten des Schlosses Hudemühlen mit mehreren Schnittern bei der Feldarbeit war, da stellte sich plötzlich Hintzelmann ein, der jenem zuraunte: „Lauf und mach, daß du nach Hause kommst, denn dein Kindchen ist vor einer Stunde mit dem Gesicht ins Feuer gefallen und hat sich nicht unerhebliche Brandwunden zugezogen!" Erschreckt sprang der arme Mann auf und stürzte nach Hause. Dort fand er leider, daß alles nur zu wahr sei, was Hintzelmann ihm gesagt hatte. Das kleine Kind war auf einen Schemel geklettert, der am Herde stand, und hatte mit seinem Löffelchen nach einer Brotkrume in der großen Suppenschüssel fischen wollen, die zum Kochen neben dem offenen Feuer stand. Dabei hatte das arme Ding das Gleichgewicht verloren und war mit dem Gesichtchen in die Flammen gefallen. Auf das jämmerliche Geschrei der Kleinen eilte die Mutter herbei und es gelang ihr, das Kindlein noch vor weiteren Brandwunden zu schützen.

Da sich Hintzelmann stets rühmte, ein guter Christ zu sein, so bemerkte man ihm, daß er in einem solchen Falle doch ein Gebet hätte sprechen sollen. Und sofort begann er mit klarer Stimme das ‚Vaterunser' und das Glaubensbekenntnis herzusagen. Auch sang er in Gegenwart des Pastors Feldmann manch geistliches Lied.

Als die Zeit herankam, da der Geist Hudemühlen verlassen wollte, stellte er sich dem Burgherrn dar und sagte:

---

*) Aksakoff, Vorläufer des Spiritismus. S. 328.

„Ich bin gekommen, dir drei von mir selbst verfertigte Geschenke zu überreichen, hebe sie wohl auf und bewahre mich in gutem Andenken.“ Der Burgherr gewahrte nun ein Kreuz aus geflochtenen Darmsaiten von Fingerlänge, inwendig leer, das jedoch, wenn man es schüttelte, einen Ton gab, als ob Steine darin seien. Ferner fand man einen Strohhut vor mit allerhand Figuren und Bildern, künstlerhaft aus verschiedenen Strohhalmen von allen möglichen Farben zusammengeflochten. Das dritte Geschenk bestand in einem Leder-Handschuh, der reich mit kostbaren Perlen in Schneckenform besetzt war.

Jene Geschenke wurden anfangs von den beiden Edelfräulein Anna und Katharina gut aufbewahrt und fielen dann nach dem Tode derselben wieder an den Burgherrn des Schlosses Hudemühlen zurück. Nach dem Ableben desselben gingen sie als ein Erbstückchen an seinen Schwiegersohn L. von H., den Gemahl seiner Tochter Adelheid, über, der den Strohhut dem Kaiser Ferdinand II als Geschenk anbot. „In hohen Ehren hielt der Kaiser denselben dann als eine höchst merkwürdige und große Seltenheit.“ Das Kreuz dagegen sollte der Familie auf irgend eine unbekannte Weise abhanden kommen, so daß ihr nur noch der Handschuh im Besitz verblieb.

Hintzelmann verließ Hudemühlen im Jahre 1588, als die beiden Schwestern Anna und Katharina auf das Schloß von Estrup in der Grafschaft Hoya übersiedelten, wohin er sie begleitete. Dort begann er wieder die nämlichen Scherze zu treiben, wie er es in Hudemühlen zu thun pflegte, ohne daß jedoch etwas neues vorgefallen sei oder er etwas anderes gesprochen hätte, als was unsern Lesern schon bekannt ist und daher der besonderen Erwähnung wert sei.

Das Gespenst stellte sich noch so lange ein, bis der Besitzer des Schlosses, der in Kriegsdiensten Johanns III von Schweden stand und gegen Russen und Polen gestritten hatte, zurückkehrte. Dann hörten auf einmal seine Manifestationen auf, ohne daß

es je gelang, den eigentlichen Grund hierfür in Erfahrung zu bringen.

§ 25. — Eine sehr seltsame Erscheinung, die uns in dieser Erzählung entgegentritt, ist wohl jenes Phänomen der sogenannten direkten Stimme: Jener Geist führte, ohne sich dem Blicke der Sterblichen darzubieten, eine so gewöhnliche menschliche Sprache, wie es bei den alten autophonischen Orakeln der Fall sein mochte.*) Man unterscheide dieses Phänomen von jener Suggestionserscheinung der inneren Stimme, wie sie sich bei Sokrates und der Jeanne d'Arc offenbarte und gar nicht selten auch bei unseren spiritistischen Medien zu finden ist, die aber auch leicht als eine Halluzination aufgefaßt werden kann. Allein hier ist von dem objektiven Phänomen einer Stimme die Rede, welche wirklich von jeder beliebigen Person wie jeder andere gewöhnliche Ton vernommen werden kann.

Aber wenn auch der Kobold Hintzelmann seine Stimme mit Klarheit und möglichst häufig erschallen ließ, so steht dieser Fall in den Annalen des Übernatürlichen doch nicht vereinzelt da. Ein Beispiel findet sich in dem Werke: Le Livre des Prodiges, ou Histoires et Aventures merveilleuses et remarquables de Spectres, Revenants, Esprits, Fantômes, Démons etc., rapportées par des personnes dignes de foi (4 me édition, à Paris, 1808). Humbert Birch, ein Bürger von großem Ansehen in Oppenheim und Besitzer des Landhauses Berenbach, war im Jahre 1620 im November-Monat gestorben. An dem darauffolgenden Samstag hörte man in dem Hause, in welchem er mit seiner ersten Frau gelebt hatte, alle möglichen Geräusche. Der Bruder derselben, der Besitzer des Hauses, drückte die Vermutuug aus, daß es sein Schwager wäre, welcher auf diese Weise durch das Gepolter den Hausbewohnern seine Anwesenheit kund zu thun wünsche,

*) Siehe Buch III, 3. Hauptst., § 17 v. W.

und stellte das Ansuchen: „**Wenn du es bist, Schwager Humbert, der du dich auf diese Weise kundgeben willst, so klopfe drei Mal an die Wand!**“ Sogleich ließen sich drei heftige Schläge in der Mauer vernehmen, während es vorher mehrmals und ohne besondern Rhythmus in dem Mauerwerk geklopft hatte. Als nun das lästige Geräusch und das Lärmen ruhig fortdauerte, da fragten der Hausherr und die mutigsten Hausbewohner zuguterletzt doch nach dem Begehr der ruhelosen Seele und in welcher Weise, falls sie irgendwie geholfen haben wolle, man ihr dienlich sein könnte, worauf eine heisere und tiefe Stimme antwortete: »Lasset an dem künftigen Samstage den Pfarrer mit meinen Söhnen hierher kommen!« Da indes der Pfarrer an diesem Tage verhindert war, so konnte er sich erst am nächsten Montage dorthin begeben. Er traf an diesem Tage auch daselbst in Begleitung einer großen Anzahl Personen ein. Humbert erteilte nun zunächst in höchst sinnreicher Weise auf die verschiedensten an ihn gerichteten Fragen Antwort, deren Inhalt mir indes nicht wichtig genug erscheint, um hier wiedergegeben zu werden. Man ließ ihn sodann das ‚Vaterunser‘ und den ‚englischen Gruß‘ aufsagen. Er kam zwar dieser Aufforderung nach, behauptete aber dabei, von einem bösen Geiste gehindert zu werden, der ihm auch nicht gestatten wollte, dem Seelsorger noch andere wichtige Dinge zu enthüllen.*) Einmal, es war am 12. Januar 1621, begab sich der Geistliche mit drei Mönchen und verschiedenen Bürgern an diesen Ort. Der Hausherr wandte sich nun an Humbert und bat diesen, dreimal in der Mauer zu klopfen. Diesem Ansuchen kam der Geist nach, klopfte jedoch nur leise, weshalb man ihn aufforderte, mit einem in der Nähe befindlichen Stein noch ein-

*) Man vergleiche die zahlreichen diesbezüglichen Mitteilungen in unseren spiritistischen Sitzungen. Der Übersetzer.

mal und zwar lauter und fester zu klopfen. Eine geraume Zeit verstrich. Es schien wirklich, als ob der Geist fortgegangen sei, um nach einem geeigneten Steine Umschau zu halten. Der Hausherr wandte sich sodann an seinen Nachbar und sagte ihm so leise wie eben möglich in's Ohr, daß er wünsche, es möchte sieben Mal an die Wand geklopft werden. Da erscholl auf einmal ein lauter Schlag in der Mauer, und, wie um dem kaum hörbar geäußerten Wunsche des Hausherrn nachzukommen, ließ sich bald darauf ein siebenmaliges lautes Klopfen in der Wand vernehmen.

§ 26. — Eine andere und noch weit seltsamere Art dieser Gehör-Erscheinungen tritt uns in den Mémoires des Fräulein Clairon (1723—1803) entgegen. Ein junger Bretone, Herr S., war geradezu wahnsinnig in die berühmte französische Tragödienspielerin verliebt. Der Eifer, mit dem er Fräulein Clairon den Hof machte, war dieser so unangenehm, daß sie bald jegliche Verbindung mit ihm abbrach. Dies wirkte so nachteilig auf S. ein, daß er auf das Krankenlager sank, von dem ihn ein früher Tod erlöste. Dies trug sich im Jahre 1743 zu. Ehe er die Augen für dieses Daseinsleben auf immer schloß, ließ er heiß und inständig Fräulein Clairon bitten, ihn noch einmal zu besuchen. Diese blieb jedoch taub für seinen Wunsch, da ihre Umgebung ihr davon abriet und sie auch von der Erfüllung desselben abhielt.

Die Künstlerin brachte es sogar fertig, mit jenem kalten Herzen, das ja den Weltdamen so eigen ist, in ihrem Hause eine kleine Fete abzuhalten, wo sie sich natürlich in einem Kreise von Bewunderern und Liebhabern befand. Als sie soeben einige Lieder gesungen hatte, da mischte sich plötzlich in das Beifallklatschen des frohen Abendkreises ein lauter Schmerzensschrei, so daß nach den eigenen Worten des Fräulein Clairon „dieser langgezogene, in seiner Art furchtbar wirkende Klagelaut alle Anwesenden in der innersten Seele erbeben ließ." ... „Ich selbst fiel in Ohnmacht," so schreibt sie,

„und mochte wohl gut eine Viertelstunde bewußtlos gewesen sein. Allein meine Freunde, die Dienerschaft, Nachbarsleute und selbst die Polizei bekamen nun jeden Tag um dieselbe bestimmte Stunde dieses entsetzliche Klagegeheul unter den Fenstern meiner Wohnung zu hören, das dort, gleichsam aus der Luft kommend, laut und vernehmlich ertönte. . . . . Selten speiste ich außer dem Hause zu Abend; allein an solchen Tagen hörte man nichts. Häufig ließ sich dieses Wehklagen auch vernehmen, wenn ich zu meiner Mutter oder meinem Dienstpersonal in das Zimmer trat, um mich irgendwie zu erkundigen, oder sie fragte, was es denn neues gäbe. Es schien dann dicht aus unserer Nähe zu kommen. Als ich eines Tages bei dem Präsidenten von B. zum Abendessen eingeladen war, hatte der Herr Präsident die Liebenswürdigkeit, mich in seinem Wagen nach Hause zu begleiten. Während er sich nun vor der Thüre meiner Wohnung von mir verabschiedete und mir eine gute Nacht wünschte, da ließ sich das furchtbare Klagegeheul zwischen ihm und mir vernehmen. Wie ganz Paris, so war auch ihm natürlich diese Geschichte sehr wohl bekannt. Nichtsdestoweniger saß er totenbleich in seinem Wagen, unfähig, ein Wort sprechen zu können. Ein andermal bat ich meinen Kunstgenossen, Herrn Rosely, mich nach der Straße St. Honorée zu begleiten, woselbst ich mir einige Stoffe kaufen wollte. Unser Gespräch drehte sich nur um das Phantom, wie man den Urheber jenes absonderlichen Lärms zu bezeichnen pflegte. Jener junge, übrigens geistreiche Mann, so ungläubisch er auch sein wollte, war doch von meinem Abenteuer betroffen und reizte mich an, das Phantom erscheinen zu lassen, indem er mir versprach, an die unheimliche Erscheinung zu glauben, wenn dasselbe Antwort geben würde. Teils aus weiblicher Schwäche, teils aus Neugierde kam ich endlich der Aufforderung nach und that, was man von mir begehrte. Dreimal erscholl das furchtbare Klagegestöhne. Bei unserer Rückkehr mußte man uns die nötige Hilfe zu

Teil werden lassen, um uns aus dem Wagen zu heben, worin wir beide bewußtlos lagen.

„Diese Szene war für lange Zeit das letzte Mal gewesen, daß sich die Stimme vernehmen ließ, da es Monate hindurch still blieb. Schon wollte ich aufatmen und mich der tröstlichen Hoffnung hingeben, daß ich nun ein für alle Mal von diesem schrecklichen, gespenstigen Treiben befreit sei, da sollte mich plötzlich ein Vorfall lehren, wie sehr ich mich getäuscht hatte. Unser Schauspiel war wegen der Heirat des Dauphins nach Versailles verlegt worden; zu St. Cloud hatte ich mich mit einer Frau Grandval in einem Zimmer einlogiert. Gegen drei Uhr morgens wandte ich mich an diese mit den Worten: ‚Wir sind am Ende der Welt. Das Phantom dürfte uns hier wohl kaum finden!‘ Sofort aber stieß dieses jenen bekannten entsetzlichen Schrei aus. Frau Grandval, die nicht anders glaubte, als daß die ganze Hölle los wäre, sprang auf und stürzte eilends im Hemde die Treppe hinunter in das untere Stockwerk. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß im ganzen Hause niemand ein Auge in dieser Nacht zuthun konnte. Doch war es zum Glück das letzte Mal, daß jenes schreckliche Geheul sich vernehmen ließ.“

Dagegen stellte sich noch ein anderes sonderbares Phänomen ein. Jede Nacht, sobald es 11 Uhr schlug, hörte man einen lauten Knall, als ob mit einer Flinte gegen das Fenster des Fräulein Clairon geschossen werde. Die Polizei, an deren Spitze der berühmte De Marville stand, untersuchte nun sofort das gegenüberliegende Haus und stellte auf der ganzen Straße Spione auf. Drei Monate hindurch wurde die strengste Wache in dieser Weise fortgesetzt. Doch gelang es niemand, diesem seltsamen Phänomen auf die Spur zu kommen, wiewohl es jeden Abend beobachtet werden konnte. Dieses Ereignisses wurde auch in den Akten der Polizei Erwähnung gethan. Fräulein Clairon berichtet desgleichen manche interessante Anekdote von diesen Flinten

schüssen. Endlich stellte sich noch eine Art Händeklatschen ein, dem später melodiöse Laute folgten, die sich oft wiederholten, und — zuguterletzt hörte der ganze Spuk auf.

Zu jener Zeit erfuhr nun Fräulein Clairon von einer alten Frau, die Herrn S. in seinen letzten Augenblicken beigestanden hatte, daß der Unglückliche an jenem Abende mit Spannung die Dame seines Herzens erwartet und alle Minuten bis 10 Uhr gezählt habe, bis endlich der Lakai der Schauspielerin erschienen sei und die Meldung gebracht habe, daß seine Herrin durchaus nicht kommen könne. Nach einem kurzen Stillschweigen ergriff S. heftig die Hand der Alten in einer Verzweiflung, welche die arme alte Frau erschaudern ließ. „Herzlose!" rief er aus, „du wirst es noch schwer zu bereuen haben; ich werde dich auch nach meinem Tode verfolgen, wie ich dir im Leben nachgestellt habe!" Die Wärterin versuchte seine Aufregung zu beschwichtigen, doch als sie auf ihn zuschritt, da war das ungestüme Herz ruhig geworden, und der letzte Seufzer hatte sich seiner gequälten Brust entrungen.*)

Zu dieser Klasse der seltsamen Phänomene der direkten Stimme ist auch noch der Legende jener Stimme zu gedenken, die von der Höhe eines Steinkreuzes, an dessen Fuße sich des Reiches Obrigkeit zu Edinburgh versammelt hatte, sich vernehmen ließ. In einer der Nächte, welche der Schlacht bei Flodden vorherging, verkündigte sie, daß die ganze schottische Reiterei ihren Untergang finden würde.**)

Etwas ähnliches soll sich auch im alten Rom zugetragen haben. Macchiavelli***) sagt: „Ich werde bloß das anführen,

*) Es beruht diese Erzählung auf derselben Thatsache, die auch Goethe den Stoff zu seiner in den Unterhaltungen deutscher Auswanderer befindlichen und dort von dem Pfarrer erzählten Novelle gegeben hat. Letztere veröffentlichten wir in unserer Zeitschrift für Spiritismus, 1898, Nr. 13 und 14. — Der Übersetzer.

**) Walter Scott, Marmion.

***) Discorsi, Kap. LVI, S. 277.

was Titus Livius von dem Einfall der Gallier in Rom sagt: nämlich, daß ein gewisser Plebejer Marcus Cäditius dem Senat die Meldung machte, er habe um Mitternacht, als er über die Via Nova schritt, eine Stimme vernommen, welche, lauter als die eines Menschen, ihn ermahnt habe, den Magistrat zu benachrichtigen, daß die Gallier in Rom einfallen würden. Über die Ursache dieser Stimme sei dann, soviel ich weiß, lang hin- und hergestritten worden, bis ein Mann, der in den natürlichen und übernatürlichen Dingen erfahren, von denen wir nichts verstehen, sie gedeutet habe. Auch ließe sich, da die Luft nach der Ansicht einiger Philosophen voll von Intelligenzen sei, annehmen, daß diese infolge ihrer natürlichen Veranlagung, die Zukunft vorher sehen zu können, Mitleid mit den Menschen empfinden und sie gerne warnen möchten, weshalb sie sich dann ähnlicher Zeichen bedienen."

Macchiavelli, ein Spiritist! Auch dies geht doch klar daraus hervor.

§ 27. — Einem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß in verschiedenen sogenannten Spukhäusern zwischen den unsichtbaren Intelligenzen und den Lebenden ein Verkehr vermittelst Klopflaute stattgefunden hat, in der nämlichen Weise, wie wir es bereits an dem Grabe des hl. Paschalius kennen gelernt haben, und zwar lange Zeit bevor das typtologische Verfahren durch Frau Fox in Hydesville erfunden und damit dem heutigen Spiritismus sein Ursprung verliehen wurde. Von solchen Kundgebungen vermittelst Klopflaute haben wir ein sehr hübsches Beispiel in dem Spuk von Dippelsdorf in den Jahren 1761 1762, worüber nach alten Urkunden im Jahre 1811 Pfarrer Capelle ein Buch veröffentlichte.

Am 2. Dezember 1761 ließ sich gegen 6 Uhr abends ein eigentümliches Hämmern in dem Zimmer vernehmen, das ein gewisser Antonius Kettelhut bewohnte. Man stellte alle möglichen Untersuchungen an, um der Ursache auf die Spur

zu kommen; alles war vergebens. Nach einigen Abenden hörte die Erscheinung auf einmal auf, um aber dann wieder etwa hundert Schritt von diesem Hause entfernt in der Wohnung des Ludwig Kettelhut, eines Bruders von Anton, viel stärker als vorher aufzutreten. Diese pochende Kraft offenbarte sich in einer Zimmerecke dieses Hauses. Schließlich am 6. Januar 1762 hielt es die Justiz für angemessen, einzuschreiten. Es wurden die Wände an verschiedenen Stellen eingerissen; doch vergebens. Feierlich beschwor die Familie Kettelhut weder der Urheber der seltsamen Erscheinungen zu sein, noch irgend wie mit denselben in Verbindung zu stehen.

Bisher hatte noch niemand daran gedacht, an den unbekannten Klopfer eine Frage zu richten. Da stellte eines Tages jemand von Niggam die Frage an den Spukgeist: „Sag an, du Klopfgeist, bist du da?“ Ein lauter Schlag ließ sich darauf in der Wand vernehmen. „Kannst Du mir sagen, wie ich heiße?“ Man nannte nun verschiedene Namen, und der Geist ließ bei demjenigen des jungen Mannes einen starken Schlag vernehmen. Auch stellte man verschiedene andere Fragen. Unter anderem bat man den Geist anzusagen, wieviel Knöpfe an dem Rock eines Bauern seien, und der Geist gab durch 36 Klopflaute die richtige Anzahl derselben an.

In kürzester Zeit verbreitete sich die Geschichte des seltsamen „Kloppedings“ zu Dippelsdorf in der ganzen Umgegend. Jeden Abend begaben sich Hunderte von Braunschweigern dorthin, und auch sehr viele Fremde suchten den Ort auf, um Zeugen jener seltsamen Erscheinungen zu sein. Der Andrang von Neugierigen nahm derart zu, daß die Polizeibehörde ihm gegenüber ohnmächtig war. Die Bürger waren gezwungen, die Nachtwachen zu verstärken, und nur mit Mühe gelang es, den Besuchern des Ortes einzeln Mann für Mann den Zutritt zu gewähren.

Auf fast alle Fragen erteilte der Geist willfährig Antwort, bezeichnete richtig den Namen, das Alter und den Beruf

der Besucher. Ein junger Mann, der in Dippelsdorf vollkommen unbekannt war und noch nicht lange in Braunschweig wohnte, bat den Geist um die richtige Bezeichnung seiner Heimat. Um diesen irre zu führen, nannte er eine große Anzahl Städte, doch kaum hatte er den Namen Hetting ausgesprochen, so ertönte ganz richtig der bestätigende Klopflaut. Einem am Orte wohnenden Schelm gab der unsichtbare Klopfer ganz richtig an, wieviel Heller seine Börse enthalte, nämlich 681, und einem Zuckerbäcker, wieviel Semmeln dieser am Morgen gebacken habe. So bezeichnete er auch einem Kaufmann die Summe Geldes, die demselben vor zwei Tagen durch die Post zugesandt worden war u. s. w.

Der Geist war stets aufgeräumt und immer lustig, vor nichts scheute er zurück und ließ sich ebenso bei dem regierenden Herzog Karl und seinem Bruder Ferdinand vernehmen, wie auch bei jedem gewöhnlichen Mann. Die Sache sollte aber plötzlich eine ernstere Wendung annehmen. Der Herzog gab einigen Medizinern und Juristen den Auftrag, den Fall zu untersuchen. Diese Gelehrten erklärten das Klopfen durch das Vorhandensein einer unterirdischen Quelle. Es wurde daher das Fundament des Hauses bloßgelegt, allein der Geist klopfte unbehindert weiter. Jetzt nahm man seine Zuflucht zur beliebten Erklärungsweise, daß Betrug im Spiele sei, und man verdächtigte den Knecht des Hauses. Die Bewohner des Dorfes wurden aufgefordert, an einem bestimmten Tage alle zu Hause zu bleiben. Obschon nun der Knecht in Gewahrsam gebracht und scharf im Auge behalten wurde, so ließ sich der Geist doch wie bisher vernehmen und erteilte auf Befragen ruhig seine Antworten. Der vermeintliche Thäter wurde dann für unschuldig erklärt und wieder in Freiheit gesetzt. Darauf verhaftete man das Ehepaar Kettelhut und hielt es drei Monate im Gefängnis. Als man sie endlich wieder als unschuldig an dem Spuke entließ, gewährte man ihnen noch nicht einmal eine Entschädigung, obwohl die

Kommissionsmitglieder, welche über jenes seltsame Vorkommnis einen Bericht veröffentlichten, sich an einer Stelle folgendermaßen ausdrückten:

„Wir haben kein Mittel unversucht gelassen, um der Ursache dieses Klopfens auf die Spur zu kommen, doch ist es uns nicht gelungen, auch nur das mindeste zu ermitteln.*) Vielleicht ist es einmal der Zukunft vorbehalten, Licht in diesen Fall zu bringen."

Und in der That sollte die Zukunft durch die Entdeckung des heutigen Spiritismus jenem Falle eine hinreichende Aufklärung angedeihen lassen.

§ 28. — In seinem neuesten Werke: Vorläufer des Spiritismus, das nunmehr in einer deutschen Übersetzung von Feilgenhauer erschienen ist, behandelt Staatsrat Aksákoff außer jenem Fall von Dippelsdorf auch ebenso eingehend den Spuk zu Tedworth im Hause des Herrn Mompesson. Der berühmte Joseph Glanvil beschreibt diesen Vorfall ausführlich in seinem Werke Sadducismus triumphatus**), jener Glanvil, von dem Lecky sagt, daß der vorherrschende Charakterzug seines Wesens ein ungeheurer Skeptizismus war. Auch zu Tedworth offenbarte sich die unbekannte Intelligenz hauptsächlich vermittelst Klopflaute.

Ferner erwähnt Görres***), noch ehe durch den heutigen Spiritismus das spirits'— rapping, les esprits frappeurs,

*) Niemand geringeres als unser großer Lessing that angesichts dieses unerklärlichen Phänomens den berühmten Ausspruch, daß bei dieser Klopferei „ihm sein ganzes Latein ausgegangen sei"! Es dürfte übrigens bekannt sein und nie von einem bezweifelt werden, der nur einigermaßen mit den Schriften Lessing's betraut ist, daß dieser hervorragende Klassiker wie Goethe und viele andere im vollen Maße ein Spiritist genannt werden kann. Der Übers.

**) 4. Auflage, 1726, S. 270—285. Vergl. ferner „Psychische Studien", August-Heft 1890, S. 354.

***) Die christliche Mystik, Bd. III.

und die Spukhäuser in Mode gekommen waren, mehrere Fälle, von denen der berühmteste wohl jener Spuk im Hause Samuel Wesley's, des Begründers der Methodisten-Gemeinde, zu Epworth (Lincolnshire in England) sein dürfte. Der Spuk begann dort gegen Ende des Jahres 1716 und dauerte ein ganzes Jahr hindurch fort, „so daß man", wie Görres schreibt, „genug Muße hatte, sich eingehend dieser Erscheinung zu widmen. Alle Mitglieder traten ohne Furcht und Vorurteil an die Sache heran und thaten alles, was man nur in solchen Fällen unternehmen konnte, um einem Irrtum oder einer Betrügerei vorzubeugen, so daß mithin nicht im geringsten die Echtheit der Phänomene bezweifelt werden kann."

Die Geräusche in den Wänden waren sehr verschiedenartig und folgten verschiedenen Rhythmen. Wenn man im Begriff war, in ein Zimmer einzutreten, so ließ sich das Klopfen immer in dem Raume hören, den man soeben verlassen hatte, ob er nun offen war oder geschlossen. Manchmal sprangen die Tischplatten in die Höhe in Gegenwart Wesley's, die Thüren öffneten sich von selbst und schlossen sich wieder ꝛc.

§ 29. — In England sprach man weit und breit von den sonderbaren Vorfällen in dem Königshause zu Woodstock, als Cromwell nach der Hinrichtung Karls I eine Abordnung, die aus dem General Harrison, dem Obersten Desborough und dem Abgeordneten Bletson bestand und welche einen großen Troß und Bewaffnete mit sich führte, dorthin entsandt hatte, um von dem alten Königsschlosse Woodstock Besitz zu ergreifen. Während fünfzehn Nächten, welche die Abordnung auf dem Schlosse zubrachte, wurde diese von den schauerlichsten spukhaften Erscheinungen belästigt. Des Nachts vernahm man ein entsetzliches, betäubendes Geräusch: große Stöße von Brennholz, hunderte von Steinen, aller Art Geschirr, Gläser u. s. w. wurden in die Zimmer geschleudert. Dabei wurden die Betten von unsichtbarer Macht in die Höhe gehoben und die Matratzen herausgeworfen. Tische und Stühle kamen durch

die Luft geflogen, um dann zentnerſchwer auf den Boden zu ſtürzen. Auch hier ließ man es weder an der nötigen Umſicht noch an allen erdenklichen Vorſichtsmaßregeln fehlen, um dem vermeintlichen Urheber dieſes fürchterlichen Spektakels auf die Spur zu kommen — indes vergebens. Als ſich eines Abends die Mitglieder der Abordnung zu Bett begeben wollten, ſahen ſie, wie ſämtliche Gläſer, die auf dem Tiſche ſtanden, ſich von ſelbſt in die Luft erhoben und dort mit ungeheurer Schnelle über ihren Köpfen herumkreiſten. Nachdem der Flug beendet war, nahmen die Gläſer ihre früheren Plätze wieder ein.*)

Wenn man bisher auch noch den Glauben aufkommen laſſen wollte, daß man es hier mit böſen Scherzen zu thun habe, die von Anhängern der Partei Karls II vollführt würden, wie es ſpäter ſelbſt noch Walter Scott in ſeiner Dämonologie behauptete — ſo zeigten doch dieſe letzten Erſcheinungen nur zu deutlich, daß man es nicht mit Weſen von Fleiſch und Blut zu thun hatte. Dieſer Meinung ſchließt ſich auch Robert Plot an, der Verfaſſer einer Naturgeſchichte und Zeitgenoſſe Cromwell's. Er widmet dieſen Erſcheinungen einen umſtändlichen Bericht, indem er ſich dabei auf Urkunden gründet, für deſſen Echtheit das Zeugnis und die Unterſchrift eines Mitgliedes jener Abordnung bürgt.

Florian Bertram Gerſtmann veröffentlichte im Jahre 1714 ein Werk**), worin er ausführlich von dem Spuk erzählt, deſſen Zeuge er volle 25 Tage lang im pharmazeutiſchen Laboratorium ſeines Vaters zu Dortmund geweſen ſei. Am

*) Auch iſt beſonders das ſeltſame Phänomen zu beachten, daß ſämtliche Feuer, welche man in den Kaminen angezündet hatte, ſowie die zahlreichen Lichter, welche in ſämtlichen Sälen brannten, plötzlich auf einmal ausgelöſcht wurden. Als jemand dann zwiſchen zwei Sälen ein brennendes Licht aufſtellte und dasſelbe beobachtete, wurde das Licht dreimal von unſichtbarer Hand geputzt, um es erlöſchen zu laſſen. (Görres, Die chriſtl. Myſtik, III, S. 406.) Der Überſ.

**) Verlag von Fuhrmann, Leipzig und Osnabrück.

5. Mai 1713 zertrümmerte des Morgens um 8 Uhr plötzlich ein Stein das Fenster des Laboratoriums. Bald darauf fielen noch mehrere Steine, welche 7 Glasscheiben und 4 Dachziegel zerschlugen, ohne daß man dem Urheber dieses boshaften Treibens auf die Spur kommen konnte. In der Nacht aber blieb alles ruhig. Einige Tage darauf nahm die Belästigung bedeutend zu, und man zählte 210 Steinwürfe, durch die 75 Fensterscheiben eingeworfen wurden. Auch Personen wurden getroffen, jedoch ohne Schaden zu erleiden. Am sechsten Tage, es war der 10. Mai, begann dieser Steinhagel auch im Innern des verschlossenen Laboratoriums zu wüten. Man hatte es hier ganz besonders auf die vielen Glassachen abgesehen, so daß dieselben, wenn man sie nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätte, alle in Scherben gegangen wären. Dann und wann flogen auch einige Scheibenstücke umher. In der Arbeitsstube des Berichterstatters dieser Erscheinungen, die sich in einem abgelegenen Nachbargebäude befand und wo man das sämtliche gerettete Glasgeräte untergebracht hatte, begann dann auch auf einmal das Fliegen von allen möglichen Gegenständen — obwohl Thüren und Fenster fest verschlossen waren — mit einer solchen Wucht und Gewalt, daß man sich genötigt sah, die zerbrechlichen Sachen samt und sonders in Kisten zu verpacken.

Dem Ventilator des Laboratoriums wurde in Gegenwart der Familie ein großes Loch beigebracht, allein ohne daß etwas darauf gefallen war. Das jüngste Söhnchen, das wahrscheinlich unbewußt das Medium war, behauptete eine nebelige Gestalt, wie ein Gespinst, zu sehen,*) welche die Sachen Stück für Stück zerbräche. Hängelampen begannen z. B. im Zimmer hin- und herzuschwingen, ohne daß sie jemand an gerührt hatte; Garderobestücke, Zwirnröllchen und alle möglichen

*) Man vergl. dieselbe Erscheinung in dem Falle Paschkoff. s. Aksákoff: Vorläufer des Spiritismus, S. 336; ferner den Fall Maltschenko ebendaselbst, S. 26 usw. Der Übers.

Gegenstände des sogenannten Hausplunders fand man in dem Gesträuche im Garten versteckt.

Doch nach und nach nahm die Kraft des unsichtbaren Scharfschützen derart zu, daß er sich bald Krüge und Kochtöpfe und noch schwerere Gegenstände als Geschosse auserkor. Das seltsamste Phänomen war nun, daß dergleichen Sachen sowohl plötzlich in einem verschlossenen Zimmer erschienen, als auch aus einem solchen verschwanden und irgend wo andershin von einem unsichtbaren jemand verbracht wurden.

Als nun in dieser Weise der Spuk fünfzehn Tage hindurch hinreichend Belästigungen und Schäden dem Hause zugeführt hatte, nahm er vom sechszehnten Tage an eine wahrhaft ekelhafte Gestaltung an, da sämtliche Gegenstände, selbst die Kleider, die man anhatte, scheußlich mit dem Inhalt der Kloake beschmutzt wurden.*)

In Verzweiflung nagelte man die Kloake zu, doch ohne irgend ein Resultat, da man kurz darauf sie wieder mit großem Lärm sich öffnen sah. Der Verfasser des Berichtes bemerkt ferner, daß eine Thüre des Laboratoriums von selbst weit aufging. Als man die Thüre schloß, ging sie indes sofort wieder von selbst auf und gewährte so Zugang zu verschiedenen beschmutzten Kleidungsstücken. In diesem Falle nun nahm der jüngste Sohn auch eine weiße Gestalt wahr, die man als den Urheber der Erscheinung ansehen mußte.

Nachdem nun diese neue Quälerei fünf Tage lang angedauert hatte, schien die ganze Geschichte doch den Höhepunkt erreicht zu haben, wenigstens hörten jene scheußlichen Beschmutzungen auf.

Nach einigen Tagen Ruhe begann dann wieder das ur-

*) Man vergl. den Fall Lohmüller im Anhang von Feilgenhauer zu Aksákoff's Vorläufer des Spiritismus und den Parallelfall, welchen uns Herr Saretzki im gleichen Werke schildert (S. 203, 348 ff. und S. 352). Der Übers.

sprüngliche Phänomen des Fensterzertrümmerns sein Spiel zu treiben, allein diesmal bediente sich die unsichtbare Macht nicht mehr gewisser Gegenstände zum Werfen, sondern schien die Fenster usw. einfach einzuschlagen. Der kleine Bruder des Erzählers behauptete, einen roten Arm gesehen zu haben,*) der diesen Schaden hervorbrachte. Jenem wurde dann das Gewand vom Leibe gerissen, ohne daß man den Thäter wahrzunehmen vermochte. Am letzten Tage vergnügte sich der Geist damit, sämtliche Anwesenden sowohl wie die Gegenstände im Hause mit Wasser zu bespritzen und zu beschütten. Als es Gott gefiel, vernahm man plötzlich eine Stimme: „Jetzt ist's genug!" Und ohne irgend welchen Grund hörte der Spukgeist gerade so unerklärlich mit seinen Offenbarungen wieder auf, wie er angefangen hatte.

§ 30. — Wie heutigen Tages in Spukhäusern das sogenannte gespenstige Steinwerfen keineswegs zu den seltensten Phänomenen zu zählen ist, so war es auch nicht in früherer Zeit. Um nur von der christlichen Aera zu reden, die der historischen Forschung mehr unterstellt ist, wollen wir hier ein Beispiel von Zonara **) anführen, der uns von dem Tode Constantins VII, des Kaisers von Byzanz, erzählt. Zonara sagt: „Die letzten Tage und Nächte vor der irdischen Auf„lösung des Kaisers stellte sich ein heftiger Steinregen ein, „der mit lautem Gepolter gegen das Gemach des Herrschers „fiel. Da dieser der Ansicht war, daß es lediglich mit mensch„lichen Dingen zugehe, ließ er seinen Palast von einer un„geheuren Menge von Wächtern umgeben, um die Schuldigen „zu entdecken und sie zur Strafe zu ziehen. Doch es gelang „nicht, auch nur den geringsten Anhaltspunkt zu finden, so „daß meine Annahme wohl gerechtfertigt erscheinen dürfte,

*) Man vergl. den Fall Schtschapoff bei Aksákoff: „Vorläufer des Spiritismus."

**) Annalen, Bd. XVI, Kap. 22.

„daß man es hier ebenfalls mit einem übermenschlichen Phäno-
„men zu thun habe."

Auch müssen wir auf diesen übermenschlichen Charakter des Phänomens aus der Thatsache schließen, daß die Polizei, so oft sie auch bei dergleichen Erscheinungen herbeigezogen wurde, stets sich ohnmächtig erwies, sowohl durch ihre Anwesenheit den Erscheinungen Halt zu gebieten, als auch in der Entdeckung des Frevlers. Dann aber zeigt das sogenannte gespenstige Steinwerfen einen ganz speziellen Typus, wodurch uns eben die schönsten Beispiele einer augenblicklichen Auflösung des Stoffes und einer Wiederzusammensetzung desselben geliefert werden.

[Ebenso gerechtfertigt erschien aber auch manchen Forschern die Annahme einer vierten Dimension. Bei diesen mystischen Wurfgeschossen, denen unser geistreicher du Prel eine vorzügliche commentierende Arbeit widmete, muß der besonnene Beobachter sofort an der Hand der zahlreichen charakteristischen Begleiterscheinungen auf die Echtheit des Phänomens und die ungeheure Thorheit derjenigen schließen, welche als Ursache eines solchen transzendentalen Steinwerfens einen „Spukknaben"*) wittern. Auf diese wichtige spiritistische Erscheinung, für deren Thatsächlichkeit aus allen Zeiten und Ländern so viele und so hochbedeutende Zeugnisse vorliegen (wir erinnern nur an diejenigen, welche uns Remigius, sowie ferner Glanvil übermacht haben), werden wir noch später zurückkommen.

Es würde dicke Kompendien erfordern, wollte man eine ausführliche Behandlung nur jenen Fällen der Neuzeit zu teil werden lassen, welche zur allgemeinen Kenntnis gelangt

*) Wie dies in dem bekannten Spuk zu Resau der Fall war. — Es sei an dieser Stelle auf die von Edward Sickel zu Savannah in der „Zeitschrift für Spiritismus" (1898, Nr. 10) veröffentlichten eignen Erlebnisse verwiesen, sowie auf unsere Anmerkung hierzu auf Seite 78 als einen weiteren höchst wertvollen Beleg für die thatsächliche Existenz dieses Phänomens.

sind, wobei sich getrost annehmen läßt, daß die Zahl dieser Spukerscheinungen, die infolge der leider heute noch so allgemeinen crainte du »Qu'en dira-t-on?« nicht an die Öffentlichkeit gelangt sind, doch eine weit beträchtlichere ist. — Der Übersetzer.]

§ 31. — Wohl die seltsamsten spiritistischen Vorkommnisse, die als hinreichend verbürgt zu unserer Kenntnis gekommen sind, haben sich in den Schlössern des alten schwedischen Königshauses zugetragen.

Als Karl XI von Schweden in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1676 an das Fenster seines Schlosses trat, das auf den Hof hinausging, sah er, daß die Fenster des ihm gegenüberliegenden großen Ständesaales — das alte Königsschloß auf dem Rittersholm ist in Hufeisenform gebaut — in hellem Glanze erstrahlten, obschon der Saal seit langer Zeit nicht mehr benutzt wurde und daher abgeschlossen war. Hocherstaunt machte der König den Kanzler Bjelke und seinen Ratsherrn, welcher den gleichen Namen trug, darauf aufmerksam. Der bald darnach eintretende Ratsherr Oxenstierna beobachtete ebenfalls das seltsame Phänomen, ohne sich über die Ursache desselben klar zu sein. Anfangs hatte man geglaubt, daß es vielleicht ein Diener sei, der mit einer Fackel im Schlosse herumirre. Allein diese Erklärung vermochte nicht in Anbetracht der großen Helligkeit stand zu halten, und so befahl denn Karl, den Majordomus mit den Schlüsseln zur Ständekammer rufen zu lassen. In Begleitung seiner Ratsherren, des Kanzlers Bjelke und einiger Diener betrat der König mutig und unerschrocken selbst den Saal. Seltsamerweise fand man die Wände, die sonst mit Holz getäfelt waren, an jenem Abend schwarz ausgeschlagen; es gab dies dem ganzen Saal in der Beleuchtung von zahlreichen Fackeln ein schauerliches Aussehen. Sechszehn unbekannte Ritter in seltsamer Tracht und von jugendlichem Äußern saßen auf den Sitzplätzen. Von ihnen umgeben, befand sich in der Mitte auf einem Throne ein Jüngling, der eine Krone trug, und zu seiner Seite standen

zwei Würdenträger, der eine noch jung an Jahren, der andere wohl ein alter Siebzigjähriger. In einer Ecke befand sich ein zweiter, zerbrochener Thron, auf dem ein Herrscher mit vom Rumpfe getrenntem Kopfe saß. Es würde zu weit führen, wollte ich mich hier auf alle Einzelheiten einlassen. Soviel sei nur erwähnt, daß, als der König eine Erklärung dieses seltsamen schauerlichen Schauspiels forderte, ihm der junge König die Antwort gab, daß das, was er jetzt sehe, sich in der fünften Regierung nach ihm zutragen werde.

Man will wissen, daß der König Karl XI noch in derselben Nacht einen genauen Bericht über den ganzen Vorfall abfassen ließ, den dann er und jene vier Zeugen unterschrieben und der sich heute noch in den königl. Archiven zu Stockholm befindet.*) Carlson gab denselben in einem dem Könige von Schweden-Norwegen gewidmeten Werke wieder, aus dem der Bericht dann später in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften, so 1888 in dem »Journal des Débats« und in den von Aksakoff herausgegebenen „Psychischen Studien" veröffentlicht wurde. Auch Prosper Mérimée erzählt davon in seinem Mosaïque und leitet den Bericht mit den Worten ein: „Gesichte und übernatürliche Erscheinungen pflegt man gern ins Lächerliche zu ziehen. Indes giebt es auch solch wohl verbürgte Geistererscheinungen, daß man der Konsequenz halber gezwungen wäre, um diese bestreiten zu wollen,

*) Nach einer Mitteilung der „Übersinnlichen Welt" (Herausgeber Max Rahn; Nr. 6, IV. Jahrgang) wird die Echtheit jener Urkunde allerdings ernstlich von dem schwedischen Historiker Ernst Carlson bestritten. Indes genügt es wohl zu bemerken, daß anscheinend Carlson lediglich aus dem Grunde das Dokument als eine Falsifikation bezeichnet, weil er von der Unmöglichkeit eines solchen Vorfalls überzeugt ist. Doch sei noch bemerkt, daß die Lesart dieses Vorkommnisses eine sehr verschiedene ist. Man vergl. auch den Aufsatz in der Märznummer 1895 der von Dr. Hans Spatzier redigierten „Psyche", ferner De la Gardiska, Archivet XII, 66, 68. Der Übersetzer.

überhaupt keinen historischen Beweis mehr gelten zu lassen. Er fügt noch hinzu, daß der Inhalt jenes von dem Könige Karl und seinen vier Zeugen unterzeichneten Protokolls über das geheimnisvolle Vorkommnis an jenem Abend „längst vorher veröffentlicht und bekannt geworden wäre, ehe jene überraschenden Ereignisse eintraten, die als die Erfüllung des Gesichtes anzusehen sind."

Nach Mérimée war der angesichts der versammelten Stände enthauptete gekrönte Jüngling der wegen des Mordes Gustavs III hingerichtete Ankerström. Der Jüngling wäre dann Gustav Adolph IV, während der Greis, im Kleide des Reichsverwesers, dessen Onkel, den Herzog von Südermanland, der auch später nach Entsetzung seines irrsinnig gewordenen Neffen den Thron bestieg, vorgestellt hätte.

Das Schloß, in dem sich vor Karl XI jene seltsame Erscheinung zutrug, wurde später zerstört, und das seltsamste ist nun, daß in dem neuen königlichen Palais, das an derselben Stelle sich befindet, der Spuk fortdauert. Zu Anfang des Jahres 1893 machte ein Berichterstatter der Indépendance Belge aus Kopenhagen betreffs einer Reise des Erbprinzen und der Prinzessin von Dänemark nach Stockholm folgende Mitteilung:

„Die hohen Herrschaften waren in dem königlichen Palais abgestiegen. Schon in der ersten Nacht nach ihrer Ankunft wurde ein Kammerherr, Graf Moltke, gewaltsam von einer unbekannten Macht aus dem Bette geworfen. Am anderen Morgen fragte ihn Prinz Georg ohne weiteres, ob er nicht den fürchterlichen Lärm gehört habe, der in der Nacht in seinem Zimmer gewesen sei.

Als am Abende dann die Prinzessin Louise in ihrem Saale mit Schreiben beschäftigt war, gewahrte sie plötzlich vor sich eine Gestalt. Obschon der Saal hell erleuchtet war, so vermochte doch dieses gespensterhafte Wesen sich den Augen

der Prinzessin darzubieten*) und sie starr anzusehen. Die Prinzessin schritt beherzt auf das Phantom zu, doch dies entwich vor ihr und verschwand im Korridor. Prinz Christian, der älteste Sohn des Erbprinzen, wollte einen Gegenstand in einem nicht erleuchteten Zimmer holen. Bleich und verstört kehrte jedoch der Prinz zurück, indem er feierlich erklärte, das Zimmer sei voll von Menschen, die ihn auch gehindert hätten, einzutreten. Schließlich, als die Familie des Erbprinzen am Tage vor ihrer Abreise mit dem Prinzen Gustav im Whistspiel begriffen war, sah man plötzlich den schwedischen Prinzen erbleichen und unverwandt nach einer Stelle hinstarren. Der Prinz erklärte sodann, daß sich eine unbekannte Person an seiner Seite gezeigt hätte, die sich nach kurzer Weile in Nebel aufgelöst habe.**)

§ 32. — Auch trug sich noch ein wundersames Ereignis in der alten schwedischen Dynastie zu, worüber ebenfalls eine offizielle Urkunde abgefaßt wurde, die sich noch in dem Staatsarchiv zu Stockholm befindet.

Die Königin Ulrike von Schweden war während einer Reise, die sie in ihrem Reiche unternommen hatte, gestorben, und man hatte ihre irdischen Überreste, wie üblich, in einem offenen Sarge in der Kapelle, d. h. in einem ganz schwarz ausgeschlagenen Saale, welcher von einer Menge von Wachskerzen erhellt wurde, auf einem erhöhten Katafalk aufgebahrt, wobei eine Abteilung der Leibgarde im Nebenzimmer die Totenwache hielt.

Am Nachmittage trat in die zu jenem Saale führende Vorkammer Gräfin Steenbok ein, die erste Hofdame, welche

*) Bekanntlich wirkt das Licht nachteilig auf die feinen materialisierten Gespinste der Astralwesen. — Vgl. du Prel: Die störende Wirkung des Lichtes bei mystischen Vorgängen in „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften," II, 7. Der Übersetzer.

**) Vergl den ausführlicheren Bericht: „Ein königliches Medium" in Nr. 47, Jahrg. 1897, S. 375 der Zeitschrift für Spiritismus. — Der Übersetzer.

bei der Königin in besonderer Gunst gestanden hatte. Der Kommandant der Leibgarde ging auf sie zu, um sie zu begrüßen und sie zu der Leiche der Königin zu führen, woselbst er dann, zurücktretend, sie bei der hohen Toten feinfühlend allein ließ.

Es herrschte nun auf einmal eine Grabesstille, die man dem lebhaften Schmerze der Gräfin zuschrieb, und die Offiziere der Wache warteten geraume Zeit mit dem Eintritt in den Saal, um ja nicht durch ihre Gegenwart die Andacht der Gräfin zu stören. Da man jedoch schon eine beträchtliche Zeit gewartet hatte, ohne daß die Gräfin zurückgekommen war, begann man zu befürchten, daß sie vielleicht ohnmächtig geworden oder ihr sonst etwas zugestoßen sei. Der Hauptmann öffnete daher ohne weiteres die Thüre, welche zu der Kapelle führte, und trat dort ein, um jedoch unverzüglich verwirrt und bleichen Antlitzes zurückzuweichen. Alle Offiziere stürzten ihm nun sofort nach und sahen zu ihrem großen Schrecken deutlich von der geöffneten Thüre aus die Königin leibhaftig neben ihrem Sarge stehen in inbrünstiger Umarmung mit der Gräfin Steenbok. Die Erscheinung machte den Eindruck, als ob sie in der Luft schwebe, nahm allmählich an Deutlichkeit ab und schien sich schließlich in einen dichten Nebel aufzulösen. Als sich dann diese Nebelmasse zerteilt und verflüchtigt hatte, da sah man die Königin [wohl gemerkt, den wahrscheinlich auch während der Erscheinung unverändert und ruhig auf der Bahre liegen gebliebenen irdischen Körper derselben, — der Übersetzer] noch wie vordem entseelt auf dem Paradebette liegen; aber die Gräfin Steenbok war unerklärlicherweise verschwunden, und wie man auch nach ihr Umschau halten und jeden Winkel der Totenhalle, wie schließlich des ganzen Palastes absuchen mochte: es blieb jede Bemühung erfolglos, und keine Spur war von ihr aufzufinden.

Nachdem man nun sofort einen Eilboten mit dieser höchst seltsamen Nachricht an den Hof nach Stockholm abgesandt

hatte, da sollte man denn erfahren, daß die Gräfin Steenbok, welche Stockholm gar nicht verlassen hatte, in dem nämlichen Augenblick gestorben war, als sie von den Offizieren der Leibgarde in den Armen ihrer verstorbenen Königin gesehen worden war.

Über dieses Ereignis nahm man dann ein genaues Protokoll auf, das die Unterschrift sämtlicher Offiziere trug, welche Augenzeugen der seltsamen Erscheinung gewesen waren. Dieses eigenartige Dokument wird heute noch .in dem königlichen schwedischen Archiv aufbewahrt.

Auch führt W— Erdensohn diesen Fall in seinem Werke „Dasein und Ewigkeit“ *) an, und zwar berichtet der Verfasser noch einige Einzelheiten, wovon wir hauptsächlich folgende hervorheben: „Dem Protokoll ist noch eine andere Urkunde angehängt, nämlich eine besondere Aussage des Hauptmanns der Leibgarde, die ein Geheimnis von größter Wichtigkeit betrifft, welches die verstorbene Gräfin ihm anvertraut hatte, bevor sie in die Kapelle zu den aufgebahrten irdischen Überresten der Königin geschritten war.“

§ 33. — So seltsam auch ein solcher Fall auf den ersten Blick erscheinen mag, so romanhaft auch die Schilderung einer derartigen Begebenheit klingt, so müssen wir doch nicht außer Acht lassen, daß gerade die vorhin wiedergegebene Erzählung den reinen Charakter echter Geister-Erscheinungen trägt und daß jenes telepathische Phänomen der Entsendung des Doppelgängers im Augenblick des Todes nach den Arbeiten der „Londoner Gesellschaft für psychische Forschungen“ und zumal nach deren hervorragendem Werke: Phantasms of the Living**) als einmal wissenschaftlich erwiesen, durchaus nicht mehr zu den absonderlichen psychischen Erscheinungen zu

*) Verlag von Oswald Mutze, Leipzig 1889, S. 254 u. 255.

**) Wir erwähnten dieses auch von uns ins Deutsche übertragene Werk bereits S. 314 (I. Band) und 149 (II. Band) vorl. Gesch.
Der Übersetzer.

rechnen ist. Dieses Phänomen, von welchem sich hunderte von Beispielen in unseren spiritistischen Zeitschriften vorfinden, war in früheren Zeiten so gut bekannt, wie auch heutzutage. Führen wir noch einige bemerkenswerte Beispiele an:

Agrippa von Aubigné erzählt: „Als sich am 23. Dezember 1574 der König zu Avignon befand, starb dort plötzlich Kardinal Karl von Lothringen. Die Königin (Katharina von Medici) hatte sich früher als sonst zu Bett begeben. In ihrem Schlafgemache weilten noch außer anderen angesehenen Persönlichkeiten der König von Navarra, der Erzbischof von Lyon und die Damen von Retz, von Ligurolles und von Saunes; zwei von diesen bestätigten später die nachfolgende Thatsache. Als sie sich nun beeilten, der Königin gute Nacht zu wünschen, warf sie sich plötzlich auf das Kopfkissen und hielt die Hände vor die Augen. Dabei entrang sich ein lauter Aufschrei ihren Lippen, und sie rief die Umstehenden um Hilfe, ihnen bedeutend, daß am Fuße ihres Bettes der Kardinal stehe, der sie an der Hand hielte. Wiederholt rief sie aus: „Herr Kardinal, ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen!“

Sofort sandte nun der König von Navarra einen seiner Edelleute zu dem Kardinal. Der Bote kehrte mit der Meldung zurück, daß der Kardinal in jenem nämlichen Augenblick gestorben sei. —

Die Gemahlin des Marschalls von Luxemburg hatte einen alten Diener, der schwer krank darniederlag. Eine Nacht erwachte sie mit einem unheimlichen Gefühl und in einer seltsamen Aufregung, wiewohl sie doch vollständig gesund war. Sie öffnete die Thüre und trat hinter die Gardine des Alkovens. Da erblickte sie in der Kammer ein Gespenst, das in einen weißen Bettlaken*) eingehüllt war und sich an sie

*) Die „weißen Linnen“, womit sehr häufig die Phantome bekleidet sind und die in malerischer Drapierung die ganze Gestalt (selbst deren Kopf bis auf das Gesicht) einhüllen — und fälschlich als Totenhemd

mit den Worten wandte: „Erschrecken Sie nicht vor mir, ich bin nicht mehr auf dieser Welt, und vor Pfingsten werden Sie sich wieder mit mir vereinen.“ Das Fieber ergriff sie infolge des Schreckens, und bald darauf lag sie sehr bedenklich krank darnieder, wozu noch besonders der Umstand beitrug, daß der alte Diener auch in dem nämlichen Momente, in welchem er ihr erschienen war, thatsächlich das Zeitliche gesegnet hatte. Dennoch überlebte die Gemahlin des Marschalls den von dem Geiste angekündigten Zeitpunkt. Der Verfasser der Histoires de revenants ou prédentus tels, welcher uns diese Anekdote übermacht hat, ist der Ansicht, daß der nicht eingetroffene Tod dieser Dame „fait furieusement de tort aux spectres pour l'avenir.“ Dagegen hat dieser Umstand logischer Weise bloß den Vorhersagungen von Gespenstern Abbruch gethan, welche nur zu häufig falsch sind, und — da wir ja wissen, daß die Jenseitigen doch nicht allwissend und ebenfalls wie zu Lebzeiten noch dem Irrtum unterworfen sind — meines Erachtens sogar noch die Glaubwürdigkeit dieses Falles von dem erschienenen Gespenst unterstützt.

Am 1. Februar 1733 befand sich der preußische Feldmarschall von Grumbkow in dem Städtchen Crossen an der Oder, wohin er vor einem Monat von seinem Könige berufen war, um dem König Friedrich August von Polen seine Huldigung entgegenzubringen. Von Grumbkow hatte infolge einer plötzlichen Erkrankung Crossen noch nicht verlassen, während König August II wieder nach seiner Hauptstadt abgereist war. Um drei Uhr morgens hörte der Feldmarschall einen sonderbaren Lärm in seinem Zimmer, und als er den Vorhang zurückschlug, der sein Bett von dem übrigen Teile des Zimmers trennte, da gewahrte er in dem von einem

---

angesehen werden — sind unserer Ansicht nach lediglich fluidische Massen, die dem Körper des Mediums oder sonst einer anderen Odquelle entströmen. Der Übersetzer.

Nachtlichtchen spärlich erhellten Dunkel, daß sich die Thür seines Vorzimmers, worin sein Kammerdiener schlief, öffnete und daß eine große Gestalt hereintrat, in langsam feierlichem Schritt auf sein Bett zukam und vor ihm still stand. Es konnte keine Täuschung sein. Dies war König August, gerade so hatte dieser noch vor wenigen Tagen vor ihm gestanden. Jetzt redete die Gestalt den geängstigten preußischen Feldmarschall an: „Mon cher Grumbkow," sagte sie mit bebender Stimme, „mon cher Grumbkow, je viens de mourir à Varsovie." Nach diesen Worten wandte sich das Gespenst langsam ab und verschwand. Grumbkow klingelte und fragte den zur Thür hereintretenden Kammerdiener, ob er nicht auch die Gestalt gesehen habe, die soeben herein- und herausgegangen sei. Der Kammerdiener aber behauptete, nichts gesehen zu haben. Grumbkow ließ sofort seinen Sekretär wecken und befahl, einen Eilboten für Berlin bereit zu halten. Das Vorgefallene schien ihm so wichtig, daß er es unverzüglich dem Hofe mitzuteilen für nötig hielt. Dennoch glaubte er, daß es richtiger sei, anstatt seine Mitteilung sofort seinem König zu machen, diese erst vermittelst seines vertrauten Freundes, des österreichischen Gesandten Grafen Heinrich von Seckendorff, an den König gelangen zu lassen. Der Eilbote, der bald darauf Crossen verließ, sprengte mit verhängten Zügeln, so rasch er es vermochte, auf Berlin zu. Er langte dort um punkt 5 Uhr vor dem Palaste der österreichischen Gesandtschaft an. Die Angabe dieser Zeit wird uns durch eine Bemerkung in den Memoiren des Barons Christophor von Seckendorff-Aberdar, eines Enkels des Grafen und Sekretärs der Gesandtschaft, überliefert. Kurz darnach brachte Seckendorff Friedrich Wilhelm I diese Nachricht auf gute Art vor. Der König von Preußen, der mit dem König von Polen im freundschaftlichsten Verhältnisse gestanden hatte, war tiefbewegt und schenkte ohne weiteres dem seltsamen Vorfall Glauben. Nach drei Tagen traf in

Berlin ein Eilbote aus Warschau ein, der die Trauerbotschaft von dem Hinscheiden des Königs überbrachte, und es ergab sich nun, daß Friedrich August zu derselben Zeit seine Augen für das Diesseits geschlossen hatte, als sich das Gespenst bei Grumbkow eingestellt und diesem sein Ableben mitgeteilt hatte.

Sehr charakteristisch ist auch der Fall, welchen uns Byron berichtet und den ihm einmal ein Schiffskapitän erzählt hatte. Auch hier handelt es sich um das Ableben eines Menschen und zwar des Bruders jenes Kapitäns. Eines Nachts lag letzterer zu Bett und schlief. Da träumte er, es öffne sich unversehens seine Kabine und er sähe seinen Bruder, bleich und naß wie den Körper eines Ertrunkenen, der soeben aus dem Wasser gezogen worden wäre, vor sich stehen. Erschreckt wird er wach, schlägt die Augen auf und richtet sich auf, um zu sehen, was denn so schwer auf seinen Beinen laste. Dort bemerkte er einen Leichnam, der unten über seinem Bette lag. Trotz des Schauers und Schreckens, der ihn leicht begreiflicherweise überkam, streckte er doch die Hand aus, um sich von der Wirklichkeit der Erscheinung zu überzeugen: seine Finger streiften die nassen Kleider eines Menschen. Und noch mehr erschreckt schloß er wieder die Augen, um nach Möglichkeit dieses schreckliche Bild der Leiche zu verwischen. Als er dann wieder die Augen aufschlug, war alles verschwunden. — Kurz darauf erhielt er die Nachricht, daß einer seiner Brüder, der gleichfalls Seemann war wie er, bei einem Schiffbruch an der holländischen Grenze umgekommen war.

§ 34. — Bei den oben angeführten Beispielen begann die Erscheinung bisweilen im Traume und wurde dann auch später noch von der erwachten Person wahrgenommen. Oft aber erstreckten sich die Erscheinungen lediglich auf den Traumzustand.

In einem Briefe an den Bischof Johann Andrea erzählt Francesko Petrarca folgende Begebenheit:

»Nun wohl, müde des weltlichen Treibens sagte er*) den ehrwürdigen Eltern, den Brüdern, dem Vaterlande Lebewohl und zog sich zurück auf seinen Sitz in der fernen Gascogne. Und wie er die ganze Zeit seines vergangenen Lebens immer nur in lobenswertester Weise angewandt, so wurden auch die letzten Tage von ihm gleichsam als ein Verkündiger des drohenden Todes angesehen und verlebt.

Durch eine weite Landstrecke von ihm getrennt, befand ich mich damals in Gallia Cisalpina (Petrarca hielt sich zu jener Zeit in Parma auf) und in diesem lieblichen Ort, von wo aus ich an dich schreibe, konnte ich mich ruhig meiner Muse widmen. Es war mir über seinen Gesundheitszustand manch böses Gerücht zu Ohren gekommen, so daß ich, zwischen Hoffnung und Furcht schwankend, beständig der Ankunft eines Boten entgegensah. Noch jetzt schaudere ich vor Schreck zusammen, wenn ich davon erzähle: da an dieser Stelle ich ihn des Nachts im Schlafe sah. Er war allein und im Begriff, den Bach zu übersteigen, der diesen Garten bespülte. Ich lief ihm entgegen und fragte ihn nach diesem und jenem: ‚Woher kommst du, wohin gehst du, warum so eilig, so alleine?' Und er erwiderte nichts auf diese Fragen und verzog nur das Gesicht, als wollte er lächeln: „Erinnerst du dich noch," fragte er dann, „wie lästig dir einst die Stürme der Pyrenäen waren, als du damals mit mir jenseits der Garonne weiltest? Nun wohl, auch mich haben sie verdrossen, und ich begebe mich jetzt nach Rom, um niemals zurückzukehren." Und als er dies gesagt hatte, war er am Ende des Gärtchens angekommen. Ich bat, daß er mich mitnehmen möchte, doch jener entzog mir, als ich ihm die Hand ein-, zweimal hinstreckte, sanft dieselbe, veränderte dann plötzlich das Aussehen und den Ton der Stimme und sagte:

*) Petrarca spricht hier von dem Bischof Colonna, dem Bruder des Cardinals, an den der Dichter vermutlich den Gesang: Lieblicher Engel ꝛc. gerichtet hat.

„Laß es gut sein, ich bedarf jetzt nicht eines Gefährten.“ Sein stierer Blick und die Totenblässe zeigten mir deutlich, daß er tot war; vor Furcht und Schmerz stieß ich einen Schrei aus, und da ich zu gleicher Zeit erwachte, vernahm ich noch deutlich jenen letzten Schrei von mir. Ich vermerkte mir nun schriftlich jenes Geschehnis und den Tag, erzählte die wundersame Geschichte meinen anwesenden Freunden, während ich sie den abwesenden schrieb. Und siehe da, kaum sind 25 Tage vergangen, da erhalte ich die Nachricht von seinem Tode, und zwar stimmt genau die Zeit überein; denn an dem Tage, an welchem er mir erschienen, ist er auch wirklich gestorben. Seine irdische Hülle (dieses wußte ich nicht und vermutete es sogar auch nicht einmal) war von dort nach drei Tagen nach Rom überbracht worden, und sein Geist, wie ich hoffe und wünsche, frohlockte bereits im Himmel.«

Restif de la Bretonne erzählt, daß er in der Nacht vom 7. März 1773 im Traume seinen sterbenden Vater gesehen habe. Am Abend des anderen Tages kam sein Bruder zu ihm und bestätigte die Wahrheit der traurigen Vision. In derselben Nacht war ein anderer Bruder von ihm von einem Schauderrieſel befallen worden und hatte sich unter das Bett geflüchtet, laut schreiend: „Ach mein Vater ist gestorben!“

§ 35. — Bei einigen der vorhergehenden Erscheinungen dürfte die spiritistische Erklärung, daß der Geist nach dem Tode sogleich erschienen, mehr Geltung für sich haben. Die telepathische Hypothese dagegen, daß nämlich die Erscheinung von dem Geiste des Sterbenden hervorgebracht worden sei, der sich noch nicht ganz von dem Körper losgelöst habe, kann bei den von Restif de la Bretonne, von Byron, von d'Aubigné angeführten Fällen wohl Anwendung finden, indes ist sie durchaus nicht mehr so wahrscheinlich, wenn das Phantom spricht, ja sich sogar für eine bestimmte verstorbene Person

ausgiebt, wie es bei der Erscheinung des Königs Friedrich August von Polen und des Bischofs Colonna der Fall war.

§ 36. — Berühren wir nun einen sehr interessanten Punkt der Geistererscheinungen im Augenblick des Sterbens von jenen Personen, welche versprochen hatten, nach ihrem Tode wieder zu erscheinen.

Die berühmteste solcher Erscheinungen ist die, welche Baronius in seinen Annales Ecclesiast. (De Apparitionibus) erzählt. Marsilius Ficinus, der berühmte Übersetzer des Platon, unterhielt sich eines Abends mit Michael Merkato, seinem treuen Freunde, über die Unsterblichkeit der Seele und schloß mit ihm einen Pakt, daß, wer von ihnen am ersten sterbe, zurückkehren sollte, um dem anderen mitzuteilen, ob das, was man von der anderen Welt erzählte, auch wirklich wahr sei. Einige Zeit darnach — Merkato hielt sich in einer anderen Stadt wie Ficinus auf — hörte dieser plötzlich, wie ihn jemand von der Straße aus ruft. Er eilt ans Fenster und sieht seinen Freund Ficinus, in weiß gekleidet, auf einem weißen, wild schnaubenden Rosse dahinsprengen. Dieser hebt wie zum Gruße die Hand auf und ruft ihm zu: „Omnia vera, quae sunt exposita!“ „O Michael, Michael alles ist wahr, was man über die andere Welt berichtet.“ Merkato ruft ihn an und stürzt ihm nach. Noch nimmt er den Reiter wahr, da plötzlich ist er seinen Augen entschwunden. Und bald darauf erhielt Michael Merkato die traurige Botschaft, daß sein Freund Marsilius Ficinus an dem nämlichen Tage und zur selben Stunde in Florenz gestorben war, als jener die Erscheinung gehabt hatte. Die Entfernung aber, welche die beiden Freunde an jenem Tage von einander trennte, war eine ganz beträchtliche.

Baronius fügt noch hinzu: daß die Erscheinung, sowie das Halten jenes gegebenen Versprechens von Seiten des Freundes auf Merkato einen solchen Eindruck hinterlassen habe,

daß er, seinen bisherigen Studien und der Welt entsagend, sich der Theologie zugewandt hätte.

Wohlgemerkt, ich ziehe keineswegs diesen wundersamen Fall als eine völlig verbürgte Thatsache an. Allein, um damit kund zu thun, wie oberflächlich einige unserer heutigen Gelehrten urteilen und wie es die Skeptiker thun, werde ich hier die Worte wiedergeben, welche Dr. Brierre de Boismont*) in der obigen von ihm angeführten Erzählung folgen läßt: »Das Studium Platons, die Vorstellung seines Freundes riefen bei Merkato eine Halluzination hervor, welche von der Ruhe des Morgens begünstigt wurde.« So ist also für Brierre das Zusammentreffen des Gesichts mit dem Tode von Ficinus durch die Lektüre und die Ruhe des Morgens hervorgerufen worden!!

Heinrich II, Herzog von Montmorency und französischer Marschall, belagerte während des Religionskrieges in der Langue d'oc, in Gemeinschaft mit dem Marschall Portes, seinem Onkel, die Stadt Privos, welche von den Calvinisten besetzt war. Da wurde Montmorency in der Nacht vom 4. Mai 1629, als er in seinem Zelte schlief, plötzlich durch die Stimme des Marschalls von Portes geweckt, der ihm traurig Lebewohl sagte. Heinrich II sah sich um und wieder um, erblickte aber niemanden und war überzeugt, geträumt zu haben weshalb er sich von neuem schlafen legte. Doch kaum war er wieder eingeschlafen, so drang die Stimme abermals und zwar bestimmter und deutlicher als vorher an sein Ohr. Der Herzog schlug die Augen auf und erblickte seinen Oheim an seinem Bette stehen; um die Stirne lag eine mit Blut getränkte Binde. Montmorency streckte die Hände nach der Gestalt des Oheims aus, doch griff er sozusagen in die Luft hinein. Dann fragte er mit erstickter Stimme, vor Erregung bebend, was zu so später Stunde sein Begehr sei. „Rufe deinem Gedächtnis

*) Des Hallucinations, S. 336.

zurück," erwiderte das Gespenst, „daß wir eines Tages, tief gerührt von den Worten des Philosophen Pitart betreffs der Trennung der Seele von dem Körper, uns gegenseitig das feste Versprechen abgaben, daß der erste, welchen der allmächtige Schöpfer zu sich rufe, zurückkommen solle, um von dem anderen Abschied zu nehmen, wenn ihm dies eben in jener Welt möglich sei." Nachdem die Gestalt noch einige andere Worte gesprochen hatte, verschwand sie spurlos. Montmorency sprang auf, weckte einen Diener, der bei ihm schlief, und sandte ihn fort, um über den Marquis von Portes Auskunft einzuholen. Das Zelt desselben befand sich an der entgegengesetzten Seite des Lagers. Der Bote kehrte nach Verlauf einer halben Stunde zurück, indem er die traurige Nachricht überbrachte, daß der Marquis gegen acht Uhr des Abends am Kopfe von einem Flintenschuß verwundet worden und daß er ein Viertel vor 12 Uhr nachts bereits gestorben sei, ohne vorher erst wieder zur Besinnung gekommen zu sein.

Der Marquis von Rambouillet und der Marquis Precy, welche sich beide in einem Alter von 25—30 Jahren befanden, waren vertraute Freunde. Als sie sich eines Tages über das Jenseits unterhielten, trafen sie nach verschiedenen Vernunftschlüssen — wodurch sie deutlich zu erkennen gaben, daß sie nicht allzusehr davon überzeugt waren, was darüber geredet und geschrieben wird — gegenseitig das Abkommen, daß derjenige von ihnen, der zuerst sterben würde, dem anderen erscheinen und ihm von seinem Weiterleben Mitteilung machen sollte.

Nach drei Monaten begab sich der Marquis von Rambouillet nach Flandern, wo damals die Kriegsfackel loderte, und Precy, der an einem heftigen Fieber darniederlag, mußte in Paris verbleiben.

Sechs Wochen waren verflossen, da gewahrte der letztere eines Morgens, wie der Vorhang von seinem Bette zurückgeschoben wurde. Als er verwundert seine Blicke dorthin lenkte, sah er zu seinem nicht geringen Entsetzen den Marquis de

Rambouillet vor sich stehen, vollständig angezogen. Preci sprang aus seinem Bett auf, um sich dem Marquis an den Hals zu werfen und so seiner Freude ob dieses Wiedersehens Ausdruck zu verleihen. Allein dieser wich einige Schritte zurück und sagte ihm finster, daß jetzt nicht die Zeit zu müßigen Scherzereien sei und daß er nicht gekommen wäre, wenn er nicht noch ein gegebenes Versprechen einzulösen gehabt hätte. Am Tage vorher sei er in einem Gefechte gefallen und er wisse nun, daß das, was man immer von einem Jenseits gesagt habe, sehr wahr sei. Er bat dringend Preci, eine andere Lebensweise einzuschlagen, da ihm nicht mehr allzulange Zeit beschieden sei; denn in den allernächsten Tagen schon würden sich auch ihm die Pforten des Geisterreiches aufthun.

Preci, der, aufs äußerste erregt, seinen Ohren nicht traute, machte vergebliche Anstrengungen, seinen Freund zu umarmen. Es schien ihm, als ob er immer in die leere Luft hineinfasse. Rambouillet zeigte ihm dann die Stelle, wo er verwundet worden war; es war dies eine Wunde im Rückgrat, aus der noch Blut herauszuträufeln schien. Darnach löste sich das Phantom in Nebel auf und ließ den armen Marquis de Preci in einem beklagenswerten Zustande zurück, den zu schildern meine Feder nicht vermag, während derselbe wohl leicht zu verstehen ist.

Preci weckte seinen Kammerdiener und durch sein lautes Schreien nicht minder das ganze Haus. Mehrere Personen stürzten herbei und der Marquis erzählte ihnen das sonderbare Begebnis. Man glaubte indes die Vision auf die infolge des starken Fiebers überhitzte Phantasie Preci's zurückführen zu können. Da traf nach einigen Tagen ein Eilbote aus Flandern ein, welcher den Tod des Marquis von Rambouillet meldete, der genau in jener Nacht erfolgt war, als Preci die Erscheinung hatte.

Nachdem Preci soweit hergestellt war, daß er wieder dem Kriegsdienste obliegen konnte, da sollte er unversehens

kurz darnach in der Schlacht von St. Antonius während des Bürgerkrieges der Fronde sein Leben einbüßen. Dieser Fall wird von Pater Lebrun in seiner kritischen Geschichte des Aberglaubens (Band IV) berichtet. Lebrun sagt, daß jener Fall von nicht weniger als 500 Zeugen verbürgt werde.

Der Abt von Saint Pierre*) — der Apostel des Weltfriedens — berichtet eine Erzählung, die ihm von einem Priester der Stadt Valognes, namens Bézuel, am 7. Januar 1708 gemacht worden war und von deren Wahrheit er sich später durch verschiedene Nachforschungen überzeugte.

Im Jahre 1695 schloß Bézuel, der damals noch ein Schüler im Alter von 15 Jahren war, eine innige Freundschaft mit dem Sohne des Staatsanwaltes Abaquène, der noch den Beinamen Desfontaines trug. Dieser stand im gleichen Alter wie Bézuel. Nach einem Jahre erzählte Desfontaines seinem Kameraden eine seltsame Geschichte von zwei Freunden, welche sich gegenseitig das Versprechen gegeben hatten, daß derjenige, welcher von ihnen zuerst sterben würde, dem anderen erscheinen sollte, um ihn von seinem Zustande nach dem Tode Kenntnis zu geben. Der Verstorbene sei dann auch thatsächlich wieder erschienen und hätte überraschende Dinge gemeldet. Desfontaines bat daher seinen Freund, auch mit ihm einen ähnlichen Pakt einzugehen. Anfangs weigerte sich Bézuel, aber einige Monate später willigte er doch ein, als nämlich sein Freund nach Caen reisen mußte. Desfontaines zog aus seiner Tasche zwei bereits vorbereitete Kärtchen, von denen das eine das mit dem eigenen Blute unterzeichnete Versprechen enthielt, daß er im Falle seines Todes Bézuel besuchen werde. Dieser unterschrieb gleicherweise sofort die andere Karte, auf welcher schon das nämliche Versprechen für ihn geschrieben stand.

Fast ein Jahr war verflossen, und seit sechs Wochen hatte Bézuel keinen Brief mehr erhalten. Da befiel ihn eines

*) Discours pour expliquer la cause de quelque apparition.

Nachmittags — es war am 31. Juli 1697 — als er sich gegen $^1/_2$3 Uhr auf einer Wiese befand und zusah, wie die Bauern das Heu einernteten, eine Art Verstimmung und absonderliche Niedergeschlagenheit. Ebenso war es am anderen Tage um dieselbe Zeit. Schließlich am dritten Tage, wiederum um 2 $^1/_2$ Uhr bekam Bézuel, als er sich auf dem Heuboden im Hause des Herrn de Sorteville aufhielt, eine solche Erregung und Schwäche, daß er das Bewußtsein verlor. Durch Hilfe der Anwesenden kam er nun wieder zu sich. Als man ihm half die Treppe herunterzusteigen, sah er unten Desfontaines stehen. Dieser Anblick wirkte aber so betäubend auf ihn, daß er abermals in Ohnmacht fiel, weshalb man ihn sodann auf einen großen Baumstamm setzte, der sich in der Nähe befand und als Bank diente. Wiederum zeigte sich Desfontaines Bézuel wie vorher. Da bat ihn dieser, doch zu ihm heranzutreten und neben ihm auf der Bank Platz zu nehmen. Als Bézuel jedoch sah, daß der Freund seiner Aufforderung nicht Folge leistete, erhob er sich und schritt auf ihn zu. Bézuel nahm den Freund an seinen Arm und schlug mit ihm einen einsamen Weg ein, ungefähr 30 Schritte weit. Die anwesenden Personen glaubten, daß Bézuel wieder vollkommen hergestellt sei und aus gewissen Gründen diesen Weg einschlage. Deshalb ließen sie ihn auch allein gehen; ein Knabe jedoch schlich sich ihm nach und berichtete sogleich Herrn de Sorteville, daß Bézuel mit sich selbst spreche. De Sorteville, welcher nicht anders dachte, als daß sein Gast etwas über den Durst getrunken hätte, ging auf ihn zu und hörte nun, wie Bézuel sich selbst Fragen und Antworten gab, welche er dann jenem nachher wiedersagte.

So mochte es Bézuel ungefähr $^3/_4$ Stunde getrieben haben, indem er sich fortwährend mit Desfontaines zu unterhalten schien. „Ich habe dir versprochen," sagte ihm dieser, „daß für den Fall ich vor dir sterben sollte, ich kommen würde, dich davon zu benachrichtigen. Nun bin ich *vorgestern* in einem Flusse

bei Caen ertrunken und zwar genau um diese Zeit. Ich hatte mich mit einigen Bekannten, mit dem und dem, zum Baden begeben. Als ich jedoch ins Wasser stieg, befiel mich ein Krampf, so daß ich unterſank. Der Pfarrer von Ménil-Jean, mein Genosse, tauchte im Wasser unter, ich klammerte mich an einen seiner Füße; doch sei es, daß er glaubte, es sei ein Fisch, sei es, daß er plötzlich wieder an die Oberfläche heraufwollte — er stieß in solcher Heftigkeit mit den Beinen, daß er mir einen kräftigen Schlag gegen die Brust versetzte, wodurch ich auf den Boden des Flusses sank, der eine bedeutende Tiefe hatte. Desfontaines berichtete sodann, was sich auf seinem letzten Spaziergange zugetragen habe, und gab ihm auch das an, worüber er sich damals mit seinem Freunde unterhalten hatte. Vergebens richtete Bézuel an ihn die Frage, ob er nun erlöst oder verdammt wäre oder gar im Fegefeuer schmachte, und unbeirrt fuhr er fort, ob er denn den Freund nicht höre oder wenigstens nicht hören wolle. Mehrmals wollte Bézuel ihn umarmen, aber er drückte nur einen Schatten zusammen. Dennoch empfand er in den Armen einen sehr lebhaften Schmerz, als das Gespenst ihn am Arme faßte. Und indem er seinen Kopf wegwenden wollte, um nicht hinzusehen, weil die Gesichtszüge des Phantoms ihn so sehr betrübten, da zog ihn Desfontaines heftig am Arme, damit er ihn anschaue und seinen Worten weiter zuhöre.

Nachdem das Gespenst Bézuel noch beauftragt hatte, seinem Bruder verschiedenes für seine Eltern mitzuteilen, da riß es sich von dem Freunde los, nahm Abschied und entfernte sich. („S'éloigna," „es entfernte sich" sagt ausdrücklich der Abt von St. Pierre und nicht „es verschwand.")

In welcher Weise Bézuel sich später von der Wahrheit der verschiedenen Dinge, die Desfontaines ihm berichtet hatte, vergewisserte, sei hier nicht näher angegeben. Nur soviel möchte ich erwähnen, daß das Gespenst sich noch mehrmals

bei dem Freunde einstellte und sehr beklagte, daß dieser es immer noch nicht für wert befunden hätte, seinem Bruder jene wichtigen Mitteilungen zu machen, wozu er von ihm doch den Auftrag erhalten habe. Ferner hatte Bézuel Kenntnis davon erhalten, daß Desfontaines auch einem gewissen Herrn von Ménil-Jean erschienen sei, der bei Argentan lebte, ihm aber völlig unbekannt war.

Noch andere ähnliche Ereignisse aus alter Zeit führt Glanvil in seinem »Sadducismus triumphatus« an; auch ließe sich hier eine große Zahl solcher Thatsachen neueren Datums anziehen, die wir indes, da sie eben dem sogenannten neueren Spiritualismus angehören, in dem zweiten Teil dieses Werkes zu behandeln haben.

# Siebentes Buch.

# Die Neuzeit.

## 1. Hauptstück.

## Theoretiker und Mystiker.

§ 1. — Wenn wir uns mit jenen Leuten befassen wollen, die vorzugsweise dem Studium der Geheimwissenschaften oblagen, so finden wir, daß, zumal was das Altertum anbelangt, die Sage derart die geschichtlichen Thatsachen umsponnen hat, daß es uns nur mit Mühe gelingen mag, das zu entwirren und loszulösen, was Geschichte ist, — von jenen Berichten, die in das Bereich der Sage gehören. Dies war bei Apulejus und den alexandrinischen Neuplatonikern der Fall, und genau so treffen wir es auch später an bei Merlin, Lullo und Faust u. a., die sämtlich mehr oder weniger in dem Ruf eines Zauberers und Magiers standen.

Von diesen gehört der Barde Merlin der ältesten Zeit an. Sein Leben weist die wunderbarsten Abenteuer auf. Nach der Ansicht der einen war er der Sohn eines römischen Prokonsuls, der sich in Schottland niedergelassen hatte, nach anderen wurde er von einem Teufel und einer Jungfrau erzeugt. Merlin ist zweifellos der vollkommenste Typus jener awenydhim, d. h. Sehbarden, die nach Herald Cambrensis

(S. 837) „in beständiger Gemeinschaft mit den Geistern lebten, sie sahen, sich mit ihnen bekannt machten, Unterhaltungen mit ihnen führten und sie mit Namen nannten, ja sogar sich ihrer bedienten, um die Zukunft vorherzusagen." Nach der Überlieferung sollte er in der Bretagne zwar das Licht der Welt erblickt haben, dagegen schon früh als Kind nach England verbracht worden sein. Merlin war in magischen Künsten sehr erfahren und vollbrachte die erstaunlichsten Wunder; so ließ er unter anderem durch einen Schlag mit dem Zauberstabe in einem Augenblick aus einem Felsen einen Palast für den König von Frankreich entstehen. Die alten Chroniken wie die Rittergedichte befassen sich hauptsächlich mit seiner Person und rühmen ihm noch größere Wunder nach.

Doch vorzüglich ist sein Name mit wundersamen Prophezeiungen verknüpft, von denen einige auf unsere Zeit überkommen sind und von dem Trientiner Konzil verdammt wurden, wiewohl er Ereignisse vorausgesagt hatte*), die wirklich eingetreten waren, wie z. B. den Einfall der Normannen in England im Jahre 1066. Einige Historiker allerdings behaupten, es seien dies alles nur Prophezeiungen, die nach dem Tode des Magiers aufgekommen seien.

In Italien ragt als besonderer Seher der Abt Joachim von Calabrien hervor, der Verfasser der Prophetiae et Expositiones Sibyllarum und Gründer jener nach ihm genannten Schule der Joachimisten. Zu diesen gehörte auch Guiscolo da Parma und Gerhardin da Borgo San Donnino, welche zur damaligen Zeit in Paris die Gefangennahme des Königs St. Louis von Seiten der Ungläubigen**) vorhersagten.

*) Man vergleiche die von Schlegel im 1. Bande der Sammlung romantischer Dichtungen übersetzten „Prophetia Anglicana Merlini Ambrosii Britanni" von Gottfried von Monmuth — Wolfgang Müller von Königswinter machte Merlin im Jahre 1871 zum Helden seines gleichnamigen Epos. Der Übersetzer.

**) Affò, Vita del B. Giovanni da Parma.

Auch müssen wir noch jenen harmlosen und einfachen Schuhflicker Asdente zu Parma anführen, der bei einem Mahle des Bischofs Obizzo Sanvitale in Gegenwart von zahlreichen Personen den sofortigen Tod des Papstes Nikolaus III voraussagte, sowie auch die nachfolgende Erwählung Martins IV, die Bürgerkriege von Reggio und Modena, die Niederlage der Flotte von Pisa bei Meloria ꝛc. Durch solche später eintreffende Prophezeiungen stieg er derart im Ansehen, daß ihn bald auch Fürsten und andere Herrscher zu Rate zogen.*)

§ 2. — In Frankreich tritt uns dann der hochberühmte Michel Nostre-Dame, genannt Nostradamus, entgegen, ein provenzalischer Arzt**) und Astrologe, welcher 1503 geboren wurde und 1566 starb. Er schrieb die „Centurien", nämlich viertausend Quatrains in sibyllinischem Stil, die zu jener Zeit ungeheueres Aufsehen erregten, indes auch große Polemiken über den Namen des Verfassers hervorriefen, den viele für einen exaltierten Visionär und plumpen Betrüger erachteten.***)

So sagte er in einem dieser Quatrains†) den Tod Heinrichs II von Frankreich voraus, daß dieser, das Haupt mit einem güldenen Helm bedeckt, in einem goldenen Käfig

*) Fra Salimbene, Cronica in Monum. Hist. Parmae, Bd. III, S. 284.

**) Es verdient erwähnt zu werden, daß seine wunderbaren Heilungen von Pestkranken, sowohl bei der Epidemie im Jahre 1525 (als er kaum 22 Jahre zählte und wonach er bald seitens der Universität Montpellier zum Professor der Medizin ernannt wurde), als auch die glücklichen Kuren, die er zwanzig Jahre später bei einem erneuten Ausbruch der Pest zu Lyon vollzog — wohl zweifellos auf eine mystische Ursache, d. h. auf eine höhere psychische Thätigkeit seinerseits (Magnetismus, Suggestion, Mediumismus und den Beistand von jenseitigen Intelligenzen) zurückzuführen sind. — Der Übersetzer.

***) Man vergl. jenes berüchtigte Distichon eines Béza:

„Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
„Cum falsa damus, nil nisi nostra damus." Der Übers.

†) Im 35. Quatrain der 1. Centurie der 2. Ausgabe seiner Prophéties (10 Centurien, Lyon, 1558). Der Übersetzer.

ſterben würde. Gar mancher wird freilich der Anſicht ſein, daß dieſe Wahrſagung ein wenig an den Haaren herbeigezogen ſei, wie auch jene der alten hebräiſchen Prophezeiungen. Dieſe aber dürften wohl nicht wenig überraſcht werden, wenn ihnen in einigen Commentierungen der Centurien, z. B. in derjenigen des Dr. Bellaud, Worte von größter Bewunderung für Prophezeiungen, wie die folgenden, entgegentreten:

Le part solu mari sera mitré;
Retour conpli et passera sur la tuile.
Par cinq cents au trahir sera titré,
Narbon et Saulce par Contaux avons l'huile.

Welch tiefer Sinn und dabei noch beſonders welche Klarheit!

Thatſache iſt, daß außer Bellaud, dem Stallmeiſter Guinaud und dem Advokaten Bonys beſonders Chavigny ſich das Gehirn zermarterte, um auf irgend eine Weiſe eine Deutung der Centurien zu finden, und daß jene das Ergebnis ihrer Studien in dicke Bände zuſammenfaßten. So „bewies“ ſeinerſeits Chavigny in ſeinem Janus Français, daß zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts faſt alle Vorherſagungen des Noſtradamus in Erfüllung gegangen wären, ſelbſtverſtändlich auch die Prophezeiung, die in den Worten enthalten ſei:

Le part solu mari sera mitré,

worin man eine klare Andeutung auf den Rückzug aus Rußland, auf die Erfindung des Phonographen oder auch auf General Boulanger u. ſ. w. erblicken könnte.

Man bemerkte ganz logiſch, daß, da in Anbetracht der vielen tauſende von Quatrains, von denen ſich jede auf die verſchiedenen Punkte erſtreckte: auf den Tod von Fürſten, auf Kriege, Volksaufſtand und Hungersnot — es zweifellos iſt, nach einem Jahrhundert in einer gewiſſen Anzahl von Verſen einige nichtsſagende Prophezeiungen zu finden, deren Richtigkeit ſpäter durch eingetretene Ereigniſſe beſtätigt erſcheinen.

So finde ich es zwar auch überraschend, wenn auch durchaus nicht wunderbar, daß Nostradamus geschrieben hat: »Eine Christenverfolgung im Jahre 1792, die als eine Erneuerung des Jahrhunderts betrachtet werden wird,« *) mit welchen Worten er klar die Gräuel anzudeuten scheint, welche die Proklamation der französischen Republik mit sich brachte. Ebenfalls erkenne ich an, daß die nachstehenden Verse des nämlichen großen Weissagers Frankreichs sehr gut auf Napoleon I angewandt werden können:**)

Un empereur naîtra près d'Italie,
Qui à l'empire sera vendu bien cher;
Mais il doit voir à quels gens il s'allie,
Qui le diront moins prince que boucher.
De soldat simple parviendra à l'empire,
De robe courte parviendra à la longue;
Vaillant aux armes, en l'Eglise au plus pire
Traiter les prêtres comme l'eau fait l'éponge.

Ebensowohl glaube ich auch sehr gern, auf die Ehrlichkeit Carl Nodier's hin, daß sich in dem Pronostication von Lichtemberg, einem übrigens seltenen Buche, das 1528 zu Köln gedruckt wurde, folgende Sätze finden: „Ein Adler „(Napoleon) wird von Osten kommen und mit seinem mächtigen „Flügelschlage die Sonne bedecken .... Ein großer Schrecken „wird alle Welt befallen .... Die Lilie (das Haus Bourbon) „wird die Krone verlieren, und der Adler wird sie erhalten."

*) „Persécution chrétienne en l'an mil sept cent nonante [für quatre-vingt-dix, seit 1896 bereits wieder Schriftsprache geworden] deux, que l'on cuidera [croira] être une rénovation du siècle." „Das Jahrhundert erneuert sich" sagt auch Dante in der göttlichen Komödie (Fegefeuer-Gesang XXII). Man vergl. ferner Cario's Prophezeiung in der Fußnote S. 270 dieses Bandes. Der Übersetzer.

**) Man vergl. übrigens, was im 1. Bande vorl. Geschichtswerkes betreffs der sibyllinischen Prophezeiungen und jener berühmten Stelle Virgil's, die sich auf Christus beziehen soll, gesagt wurde (S. 366 und namentlich die Fußnote). Der Übersetzer.

Wiederholt sage ich, daß ich sehr wohl daran glaube, keineswegs aber mehr darin erblicke als ein seltsames Zusammentreffen. Wenn Mathieu de la Drôme in seinem Almanach an der Seite von jedem Tage schrieb: „Regen" oder „heiteres Wetter", so würde es wahrhaftig seltsam gewesen sein, wenn dies manchmal nicht eingetreten wäre.

Allein wenn die Centurien des Nostradamus durch die unerschütterliche Kraft der Dokumente bei uns nicht hinreichen, um das Hellsehen des provenzalischen Propheten im rechten Lichte erstrahlen zu lassen, so dürften doch die mündlichen Vorhersagungen, welche uns von zeitgenössischen Schriftstellern aufbewahrt worden sind, uns eine größere Bewunderung abnötigen. Er stellte das Horoskop der Personen nicht nur durch Beobachtung der Gestirne, sondern auch durch Prüfung der Linien der Stirne (Metatoskopie), der Hände (Chiromantie) und der allgemeinen Körperbildung, weshalb er sich stets den nackten Körper zeigen ließ.

Im Jahre 1555 ließ König Heinrich II, als in Lyon die ersten Centurien veröffentlicht worden waren, nach eingehendem Studium dieses Werkes den Verfasser desselben nach Paris kommen und überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Geschenken. Von jenem Tage an war Nostradamus sozusagen das Orakel des französischen Königshofes.

Als der spätere König Karl IX geboren wurde, brachte man das Kindlein zu Nostradamus, welcher demselben zwar prophezeiete, daß es noch einmal König werden würde (es war nämlich noch ein älterer Bruder vorhanden, der später als Franz II in der Geschichte bekannt ist), allein daß seine Regierung grausam und unglücklich sein würde. Hatte Nostradamus vielleicht in seinem Horoskop die Bartholomäusnacht vorausgesehen?!

Katharina von Medici brachte auch ihre beiden Kinderchen und den späteren Heinrich IV, der vorher König von Navarra war, ehe er die Königskrone von Frankreich erhielt,

zu Nostradamus, der zu jener Zeit sich zu Salon in der Provence aufhielt. Der Prophet bat, daß Heinrich entkleidet würde, um aus den Linien des Körpers besser das Geschick zu ersehen. Die Historiker der damaligen Zeit berichten nun, daß das kleine Prinzlein dieser Aufforderung nicht nachkommen wollte und sich heftig weigerte, da er fürchtete, von jenem alten Manne im langen Barte geschlagen zu werden. Nachdem Nostradamus das Kind genau betrachtet hatte, verkündigte er, daß Heinrich nochmals König von Frankreich werden würde, allein daß er noch viele Widerwärtigkeiten zu ertragen habe, ehe er den Thron besteigen könne.

§ 3. — Beschränken wir uns darauf, von den berühmten Alchimisten nur einige anzuführen: nämlich Arnold von Villanova, der 1314 starb und die Chemie durch wichtige Entdeckungen bereichert hat; Raimund Lullo, der, zu Maiorca geboren, die meiste Zeit seines Lebens in Genf und Neapel zubrachte und sich besonders dadurch auszeichnete, daß er durch seine Kunst dem Könige Eduard V von England eine so große Menge Gold zu machen verstand, daß dieser davon sogar einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen unternehmen konnte. Ferner hätten wir noch den Franzosen Nikolaus Flamel zu erwähnen, der im vierzehnten Jahrhundert lebte und mehrere gelehrte Werke schrieb, welche auch auf die heutige Zeit überkommen sind, sowie Albertus Magnus, den Erzbischof von Regensburg, und St. Thomas von Aquino (1205—1294) — alles Gelehrte, welche im Volksmunde Frau Sage zu Zauberern und Magiern gestempelt hat, obschon sie sich mit der Magie nur sehr wenig beschäftigt haben. Dagegen tritt uns in Faust eine Persönlichkeit entgegen, deren eigentliche Lebensgeschichte wieder einmal sehr von der Sage umwoben ist. Dennoch hat diese abenteuerliche Gestalt eine nicht geringe Bedeutung für uns, da wir darin den Urtypus des nachmittelalterlichen Zauberers und Magiers

erblicken, wie er in den Gemütern der damaligen Zeit uns allgemein entgegentritt.

Bei ihm hat man daher zwei Wesen zu unterscheiden, einen historischen Faust und einen Faust der Sage. Betreffs des ersteren hat man nur sehr spärliche Anhaltspunkte. Das erste Faustbuch, welches uns überkommen ist, wurde zu Frankfurt a. M. im Jahre 1587 veröffentlicht. Nach diesem wurde unser Zauberer zu Knüttlingen im Fürstentum Simmern 1490 geboren. Übrigens möchte ich behaupten, daß seine Geburt bedeutend früher fällt, da in einem Briefe des berühmten Abtes Trithemius von Sponheim an den Astrologen Wirdung vom Jahre 1507 Faust nicht etwa als ein junger Mann im Alter von 16 bis 17 Jahren, erwähnt wird, sondern als ein alter Landstreicher, Vielschwätzer und Lügner. Dieser habe sich den Namen beigelegt: Georg Sabellicus,*) die Quelle der Nekromantie, Astrologe, zweiter der Zauberer, Chiromant, Aeromant Pyromant, zweiter in der Hydromantie. Trithemius fügt noch hinzu, daß Faust die Stelle eines Schullehrers zu Kreuznach erhalten habe, diese jedoch wegen seines unmoralischen Lebenswandels wieder verlor. Es wird uns sodann Faust als ein Prahlhans geschildert, der sich rühmt, alle Werke Platons und Aristoteles' auswendig zu können, und imstande zu sein, auch alle Wunder Christi auszuführen.

Johann Faust war vermutlich einer jener umherirrenden und unsteten studierenden Gesellen, welche zur damaligen Zeit Deutschland überfluteten. Dennoch hatte er nicht verabsäumt, sich die ersten akademischen Grade an der Universität Heidelberg zu verschaffen, was selbst aus dem Register jenes berühmten Athenäum hervorgeht.

Im Jahre 1513 erwähnt Martinus Rufus, der Kanonikus von Gotha, den Johannes Faust. Er nennt ihn den „Halbgott von Heidelberg" (Hemitheum Hedel-

*) Sicherlich zu Ehren des italienischen Humanisten M. A. Sabellico, der so emsig der Magie beflissen war und 1506 gestorben ist.

bergensem) und erwähnt, daß derselbe sich dieser Tage nach Erfurt begeben habe. Drei Jahre später finden wir ihn dann im Kloster Maulbronn wieder, bei seinem Freunde Entenfuß, dem berühmten Alchimisten. Ein Teil jener Abtei führt heute noch den Namen „Faustturm". Um das Jahr 1520 sehen wir ihn zum ersten Mal in Erfurt, woselbst er nach der Chronik von Motschmann im Gasthof „Zum Enker" in der Schlössergasse abgestiegen war und an der Universität den Homer kommentierte. In Erfurt ist Faust in der Überlieferung bis zum heutigen Tage noch sehr lebendig, wie dies das Doktor Faust Gäßchen, das in die Schlössergasse einmündet, beweist. In den Leipziger Annalen des Magister Vogel findet sich ad annum 1525 verzeichnet, daß damals in jener Stadt der berühmte Nekromant Faust gewohnt habe, und auch ein Hinweis auf die berühmte Geschichte von dem Faßritt in Auerbachs Keller, woselbst noch heutigen Tages zwei Gemälde, die dem Jahre 1525 entstammen sollen, an jenes Wunder Faust's erinnern, das auch Goethe in seiner Tragödie verherrlichte.

Bei Wierus*) liest man: „Schon seit früherer Zeit war in Krakau die Nekromantie an öffentlichen Lehrstühlen gelehrt und ausgeübt worden, da kam eines Tages ein gewisser Faust dorthin, der besonders jener Kunst oblag."

Im Jahre 1526 pflegte der protestantische Gelehrte Johannes Gast in Basel Verkehr mit Faust und berichtete davon die seltsamsten Geschichten.

Ein besonders spaßiges Ereignis in dem Leben des Johann Faust macht der Umstand aus, daß er mit dem berühmten Melanchthon in ein enges Freundschaftsverhältnis trat.

Dieser spricht sich darüber auch in einem seiner Werke aus, und Lerchheimer**) scheint sich gerade über das innige

*) Praestigis Daemonum, II, 4.

**) Christlich Bedenken ꝛc., Kap. 7.

Verhältnis zu beklagen, welches zwischen dem rechten Arme Luthers und jener „schamlosen Bestie, jenem Teufelspfuhl," bestand. Diese Lobeserhebungen eines Lerchheimer und Trithemius sind nicht die einzigen, welche im 16. Jahrhundert dem Helden des Goethe'schen Gedichtes zu teil wurden. Alle seine Zeitgenossen gehen darin einig, daß er ein großer Säufer und Abenteurer war, der, zu jedem schlechten Streich aufgelegt, sogar einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe.

In einem Briefe des Cornelius Agrippa aus dem Jahre 1528 liest man, daß damals an den Hof Franz I von Frankreich, „aus Deutschland ein Magier gekommen sei, dem die Geister unterthänig sein sollten, weshalb man sich der Hoffnung hingab, daß selbiger dem Kaiser (Karl V) einen solchen Widerstand entgegensetzen würde, wie einstmals Jamnes und Jambres es bei Mose nicht vermocht hatten."

Aus einigen anderen Bemerkungen nun, welche Agrippa hieran knüpft, geht deutlich hervor, daß der ungenannte Magier eben jener Faust gewesen sein mußte.

Nach Wierus starb Faust im Jahre 1540.

Widmann beschreibt uns Faust als „einen kleinen buckeligen Knirps, ein mageres und schwächliches Persönchen mit einem spärlichen grauen Bärtchen." Ein solches Bild unterscheidet sich allerdings von demjenigen, welches uns die Sage von Faust entwirft; doch ist es ganz jenen drei Bildern ähnlich, die noch von Faust vorhanden sind und einen historischen Wert besitzen. Zwei davon sind von niemand geringerem als von Rembrandt und das andere von seinem Schüler Jan Joris van Vliet.*)

Dies sind die hauptsächlichsten historischen Denkwürdigkeiten, welche über Dr. Faust in Erfahrung gebracht wurden und Schriftstellern zu verdanken sind, die mit ihm persönlich bekannt waren oder wenigstens zu seiner Zeit lebten.

*) Karl Kiesewetter, Rembrandt's Faustbilder, in der Zeitschrift „Sphinx", 1892, XIV, 80.

§ 4. — Im Jahre 1567, d. h. 27 Jahre nach dem Tode des Dr. Faust, schrieb Graf Christophor Froben von Zimmern in seiner Chronik, daß an jene Person eine solche Menge von Wunderthaten geknüpft sei, daß man davon ein ganzes Buch anfüllen könne. Zwanzig Jahre später erschien das erste Faustbuch zu Frankfurt a. M. — das erste Buch über jenen Faust — und zwar von Spieß veröffentlicht; dasselbe sollte in den darauffolgenden Jahren mehrere Auflagen und Umwandlungen erleben und wurde sogar von V. Palma Cayet, einem reformierten Geistlichen, 1589 ins Französische übersetzt. Schließlich wurde im Jahre 1599 zu Hamburg das Faustbuch von Georg Rudolf Wilmann, einem Magister in Schwäbisch-Hall, herausgegeben. Derselbe behauptet, die von ihm vorgebrachten Thatsachen aus Urkunden entnommen zu haben, die Faust selbst hinterlassen habe, und zwar aus einer eigens verfaßten Lebensbeschreibung von ihm und aus verschiedenen Briefen von Personen, die ihn gekannt haben u. s. w. Auch diese Geschichte ist übrigens, wie wir sehen werden, mit wunderbaren Erzählungen angefüllt, zum großen Teil eine Frucht der Gedanken, welche in den phantastischen deutschen Köpfen spukte.*)

Es sagen daher seine Historiker, daß er, „hingerissen von „seinem stürmischen Kopf, tags und nachts sann und dachte „und sich in den Träumen wiegte, mit Adlersschwingen alles „zu erforschen, was im Himmel und auf Erden sei." Er begab sich zu diesem Zwecke in einen in der Nähe Wittenbergs gelegenen Wald, und nachdem er seine Kreise auf dem Erdboden gezogen und wie üblich unter schrecklichem Fluchen Gott gelästert hatte, rief er dreimal den Teufel. Da erschien ihm zuerst eine Feuerkugel, die mit lautem Krach zerplatzte.

*) Das beste neuere Werk über Johannes Faust ist ohne Zweifel jene vorzügliche Veröffentlichung von Karl Kiesewetter: Faust in der Geschichte und Tradition.

Widmann fährt nun fort mit den Worten:

„Faust erschrickt furchtbar, beschwört aber zum zweiten Mal: da entstundt im nechsten waldt ein solcher vngestümer windt, das er nicht anders tobet vnd wütet, als ob er alles zu boden reissen wollt, vnd darnach aus diesem waldt randten viel waegen mit rossen daher, vnd bei diesem Circul fürüber das der staub so groß war, vnangesehen, das der Mond so hell scheinet, das er nichts sehen kondt, denn nur höret er vngestümlich mit Rossen vnd wagen traben."

Als Faust zum dritten Mal beschwört „da sieht er vngefer einen schatten vnd gespenste vm den Circul herumbgehen;" er fragt jhn, ob er jhm dienen wolle: — Der Geist gab jhm andtwort, er wolle jhm dienen, doch mit dieser condition, er werde jhm etliche articul vnd puncten fürhalten: so er denn werde nachkommen, so wolle er die Zeit seines Lebens nicht von jhm scheiden." Faust bittet nun den Geist am anderen Tage in seiner Wohnung zu erscheinen, um einen Pakt mit ihm zu schließen.

Am andern Tage nun „sieht er einen Anblick bei seinem Ofen als einen Schatten hergehen, vnd dunkt jhm doch, es sei ein Mensch; bald siehet er solches in anderer Weise, nimt also ein Buch herfür, beschwört jhn, er solle sich recht sehen lassen. Da ist er hinter dem Ofen herfürgegangen, hat sich sichtbarlich sehen lassen, vnd sich ohn Unterlaß gebuckt vnd Reverenz gemacht." Sodann schließt der Teufel einen Pakt mit Dr. Faustus. Der Teufel verspricht dabei, ihm in jeder Weise beizustehen, ihm ein Mittel anhand zu geben, sich unsichtbar zu machen, wann und so oft er wolle; und ihm alle Schätze herbeizuschaffen, die er sich nur wünsche. Als Gegenleistung aber muß Faust jedem Anspruch auf die göttliche Barmherzigkeit nach seinem Tode valet sagen, der Kirche und dem heiligen Sakramente entsagen und den Ehestand hassen.

Am Abend desselben Tages sendet ihm Satan einen

seiner Diener, der Faust als ein Mönch erscheint und sich ihm als „Mephostophiles“ vorstellt und nicht Mephistophiles, wie man bisher der Ansicht war. Jener Name scheint aus dem griechischen zu kommen und Licht-Feind*) zu bedeuten. Jedesfalles findet sich der Name Mephostophiel in der teuflischen Hierarchie, welche die Magia naturalis et innaturalis beschreibt und die ebenfalls Faust zugeschrieben wird.

Einige Faustbücher sagen statt dessen, Mephostophiles sei Faust in Gestalt eines hübschen Pudels erschienen, mit langem, schwarzen und zottigen Fell. Sicher ist, daß Faust einen schwarzen Hund besessen hat, da Gast hiervon spricht, der bereits mit unserem Nekromanten bekannt war, als er noch in der Blütezeit stand. Er fügt hinzu, daß der Name desselben Praestigiar oder Mephostophiles gewesen sei. Auch Johannes Waiger oder Christophor Wagner, der beständige Gefährte Faust's, erhielt von diesem auf seinen Wunsch hin einen Geist in Gestalt eines Affen mit Namen Auerhahn.

Die Faustbücher sind voll von außerordentlichen Abenteuern des Johannes Faust, welche er vollführt haben sollte, nachdem er den Chirograph mit dem Teufel unterzeichnet hatte. Er bereiste die ganze Welt und besuchte sogar die Hölle, ja stattete selbst den Sternen einen Besuch ab und erblickte von den Höhen des Kaukasus das Paradies. Von einem unersättlichen Wissensdrange befallen, forderte er Mephostophiles auf, ihn in den Geheimwissenschaften zu unterrichten. Das Volk verwechselte den Schwarzkünstler mit jenem anderen Johann Faust oder Fust,**) dem wohlhabenden Mainzer Bürger, mit dem Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, in Verbindung trat, um mit dessen Geldmitteln seine Erfindung besser ausbeuten zu können. Jener Faust führte nach Entzweiung mit Gutenberg selbständig die

*) Von μὴ nicht, φῶς Licht und φίλειν lieben.

**) Geboren um 1400, gestorben 1466.

gemeinschaftlich betriebene Druckerei fort, breitete die neue Kunst aus und verpflanzte sie auch nach Frankreich. Die Mönche jedoch, gram der Buchdruckerkunst, suchten Faust in jeder Hinsicht zu verdächtigen und zu beschimpfen, so daß er später mit dem berüchtigten Zauberer Johannes Faust zusammengeworfen wurde. Daher begegnet einem hie und da auch der Glaube im Volke, daß Dr. Faust der Erfinder der Buchdruckerkunst sei.

Den Gelehrten zu Erfurt bietet er an, ihnen die verloren gegangenen Komödien eines Plautus und Terentius vorzulegen. Vor Karl V läßt er die Schatten Hektor's, Achilles' und des Königs David erscheinen. Im tiefen Winter ließ er plötzlich einen Garten im herrlichsten Schmuck mit den duftendsten Blumen ersprießen. Auch führte er mit den Studenten in Auerbachs Keller jenen sonderbaren Streich aus, den auch Goethe in seinem Faust (1. Teil) anführt, daß sich jene gegenseitig, in dem Glauben Weintrauben vor sich zu haben, an der Nase faßten u. s. w.

Nicht wenige solcher Wunder lassen sich heutzutage sehr einfach vermittelst der hypnotischen Suggestion erklären und sind daher vielleicht durchaus nicht soweit von der Wahrheit entfernt, als man bisher zu glauben gezwungen war.

Aus diesen gelehrten Werken geht Faust als ein Mann hervor, der ein abscheuliches und ausschweifendes Leben führte. Bloß einmal schwankt seine cynische Gemütsverfassung, als er sich nämlich im Dorfe Rosenthal in eine gewisse Margarethe, welche Wildman als das schönste Mädchen bezeichnet, verliebte und sie sogar zu heiraten gedachte. Mephostophiles hinderte ihn jedoch daran, suchte ihn von ihr fort zu führen und ihn auf jegliche Art zu zerstreuen. In seinen letzten Lebensjahren hatte dann Faust die griechische Helena aus der Unterwelt zitiert. Er erhielt sogar von ihr einen Sohn, namens Justus; Mutter und Sohn aber waren verschwunden, als Faust starb.

Wie uns gemeldet wird, schied Faust im Jahre 1540 im

Alter von 50 Jahren, oder was noch wahrscheinlicher ist, im 55. Lebensjahre aus dieser Daseinsebene.

Johannes Gast, ein Zeitgenosse von Faust, schreibt über diesen: „Der schändliche Schwarzkünstler nahm ein entsetzliches Ende, da der Teufel ihn erwürgte; sein Leichnam lag auf der Bahre immer auf dem Gesicht, obschon man ihn wohl an fünf Mal auf den Rücken gelegt hatte." Die mündliche Überlieferung, welche sich aus den Faustbüchern gebildet hat, bemerkt noch, daß der Teufel Faust's Leiche entsetzlich verstümmelt habe.

§ 5. — Verlassen wir nunmehr das Gebiet der Sage und betreten wiederum das der Geschichte, so wären unter anderem die Männer anzuführen, die sich in den letzten Jahrhunderten in der Wissenschaft der Magie und des Spiritualismus hervorthaten. Dabei werde ich mich sehr kurz fassen und nur ein gedrängtes Bild ihrer sämtlichen Studien entwerfen, selbstverständlich jedoch bloß solcher Studien, welche sich auf den von uns behandelten Gegenstand erstrecken.

Zuerst sei der Dominikaner Thomas Campanella (1578 – 1639) erwähnt, der sowohl wegen der zahlreich erlittenen Verfolgungen und seiner theologischen Schriften, als auch besonders wegen der vier Bücher über die Bedeutung der Dinge und der Zauberei berühmt ist. Er verfaßte ferner sechs Bücher über die Astrologie, denen er dann noch ein Werk: De fato siderali vitando (Wie man das Geschick aus den Sternen bestimmen könne) hinzufügte. Auch er behauptete wie Sokrates, einen spiritum familiarem zu besitzen, mit dem er Umgang pflege.*)

Unter den italienischen Okkultisten ragt besonders Peter von Abano hervor. Derselbe wurde im Jahre 1250 in Abano, einem Städtchen bei Padua, geboren und starb als 70jähriger Greis im Kerker; später wurde er sogar noch als

*) Lélut, Le démon de Socrate, S. 187.

Zauberer im Bilde verbrannt. Seine Geomantie, die im Jahre 1549 zu Venedig erschien, ist jetzt wieder ans Licht gezogen worden. Nach dem Volksglauben soll er in sieben verschlossenen Flaschen ebenso viele Geister gebannt gehalten haben, um von ihnen die sieben freien Künste zu erlernen.

Johann Baptista a Porta, der berühmte neapolitanische Physiker, welcher die Wissenschaft auf die photographischen Entdeckungen Daguerre's aufmerksam machte, schrieb ein berühmtes Werk: Die natürliche Zauberei, sowie die himmlische Physiognomie ꝛc. Im höchsten Ansehen stand er gegen das Jahr 1600. Seine Werke sind zwar sehr schätzenswert, obschon nicht frei vom Vorurteil der damaligen Zeit.

Eine der wertvollsten Perioden der italienischen Renaissancezeit war jenes zweite Aufblühen des Platonismus, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts neues Leben der Philosophie zuführte; denn durch die Aristoteles'sche Scholastik war sie zur Mumie geworden, nun aber half man nicht nur den psychischen Forschungen, sondern auch der Freiheit des Gedankens wieder auf. Ebenso konnte Giorgio Gemisto Pletone die unumschränkteste und eclectischste religiöse Toleranz verkünden, indem er behauptete: „Gott sei wie Alexander der Große, der den verschiedenen Völkern seines Reiches erlaubt habe, ihm auch auf verschiedene Art Ehrenbezeugungen entgegenzubringen, während Marsilius Ficinus, der augustinische Pater Scutellius und die anderen der Medicäischen Akademie bewiesen, daß die Moral Christi dieselbe sei, welche auch schon Sokrates und Platon gepredigt hätten."

Hauptsächlich waren es zwei Jesuiten, die in der Renaissancezeit sich den Studien der übersinnlichen Phänomene widmeten, nämlich die beiden Patres Delrio und Tyräus.

Pater Martinus Delrio hatte zu Antwerpen im Jahre 1551 in einer spanischen Familie das Licht des Diesseits erblickt. Er schrieb ein Buch unter dem Titel: Magische

Forschungen*), welches damals großes Aufsehen erregte und viele Auflagen erlebte.

Der Verfasser zeigte sich darin recht gläubig und legt einen ungeheuren Parteigeist an den Tag. Doch ist sein Werk ebenfalls nützlich zu nennen, da es nicht wie sonstige Bücher nur weitschweifige Darlegungen eigener Gedanken enthält, in denen sich der Verfasser gefällt, sondern eine Sammlung von Thatsachen ist, denen gelehrte Betrachtungen und Fingerzeige beigefügt sind.

Einen unstreitig großen Wert weisen die Bücher des Paters Tyräus auf, die man leider ungerechtfertigter Weise fast ganz der Vergessenheit hat anheimfallen lassen. Darin findet man besondere Abhandlungen über Spukhäuser, über alle möglichen Geistererscheinungen, einschließlich solcher von lebenden Personen, Phänomene der sogenannten Telepathie.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts zeichnete sich in England Johannes Glanvil aus. Lecki rühmt, wie wir bereits gesehen haben, seinen vorherrschenden starken Skeptizismus, auch nennt er ihn sogar einen Kritiker der Neuzeit, den ersten englischen Schriftsteller, der es verstanden habe, dem Skeptizismus eine bestimmte Form zu verleihen. Und wenn wir das Wort Skeptizismus einfach als ein sehr tiefes Mißtrauen gegenüber den menschlichen Fähigkeiten auffassen, so läßt sich dies Urteil voll und ganz billigen. In der That würde es nicht leicht fallen, ein Buch zu finden, das eine geringere abergläubische Leichtgläubigkeit aufweist als die Abhandlung über die Richtigkeit des Dogmatismus ꝛc. Glanvil veröffentlichte es unter dem lateinischen Titel Sceptis Scientifica und brachte darin seine eigenen philosophischen Gedanken zum Ausdruck .... Sein Sadducismus triumphatus ist wahrscheinlich das beste Buch, das er überhaupt geschrieben hat; es enthält bekanntermaßen eine Verteidigung der Wirklichkeit der Zauberei ...

*) Disquisitionum magicarum libri sex etc., auctore Martino Delrio, u. s. w., Louvain 1599.

Im Sadducismus triumphatus, einem Werke, das außer in England nur noch ziemlich selten anzutreffen ist, nimmt sich der Verfasser hauptsächlich vor, die Theorie der alten israelitischen Sadducäer zu bekämpfen, nach deren Anschauung ein zukünftiges Leben überhaupt nicht existiert. Und er bekämpft sie sowohl scharfsinnig auf philosophischem Wege als auch durch brutale Thatsachen. Vor allem ist das fleißige Studium rühmend zu erwähnen, das der Verfasser darauf verwandt hat, um die in dem Hause des Herrn Mompesson zu Tedworth aufgetretenen spontanen Phänomene gebührend zu untersuchen und zu erläutern.*)

Glanvil schrieb auch eine Einführung zum Beweise des wirklichen Vorhandenseins von Geistererscheinungen, Geistern und Zauberern.

Der Priester Wilhelm Postel, der Sohn eines Bauern in der Normandie, der im 16. Jahrhundert lebte, legte frühzeitig einen solchen Scharfsinn an den Tag, daß man ihn schon mit 14 Jahren zum Schullehrer machte. Die Lektüre der Werke verschiedener Rabbiner und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft ließen ihn bald auf alle möglichen Verschrobenheiten verfallen. Er schrieb das Werk: Der Schlüssel zu den seit Anfang der Welt verborgenen Dingen. In seiner Stellung als Kaplan am Hospitale zu Venedig lernte er eine Krankenschwester kennen, die den Namen führte Mama Johanna und durch deren Visionen er gar bald den Gipfel seines Enthusiasmus erreichte. Obgleich jene schon längst die Fünfzig überschritten hatte, so entflammte er doch für sie in einer solchen mystischen Liebe, daß er sogar behauptete, sie erscheine ihm so oft er mit ihr in Verkehr trete, vollkommen verändert und blühend wie eine 15jährige Maid. Die gute Frau starb, was Postel großes Herzeleid bereitete.

*) Man vergleiche hierüber Kiesewetter's treffliche Abhandlung: Der Spuk in Tedworth.

Bald jedoch bildete er sich ein, daß der Geist der Verstorbenen seinen Körper nun als Wohnung angenommen habe. „Ihre Substanz und ihr geistiger Körper," schreibt er, „sind in mich hinab gefahren und haben sich mit meinem ganzen Körper vermischt, so daß sie es ist und nicht mehr ich, der in mir lebt." Von jenem Tage an nannte sich der Visionär nur mehr Postellus restitutus, und in der That soll sich allerdings ein eigentümliches Phänomen bei ihm zugetragen haben. Seine Haare, die vorher ganz grau waren, wurden wieder schwarz, und die Runzeln auf der Stirne verschwanden; kurz sein ganzes Gesicht atmete wieder die reinste Jugendfrische.*)

§ 6. — Hieronymus Cardanus von Pavia (1501 bis 1576) war einer der sonderbarsten Geister, die man je in der Weltgeschichte anzutreffen vermag. Er kann als solcher mehr als seiner Werke wegen berühmt genannt werden, obwohl er durch das Theonoston einen ziemlichen philosophischen Wert an den Tag gelegt hat und sich auch durch seine medizinischen Kuren einen Ruf verschafft hatte, der weit über sein Vaterland hinaus reichte. Es ist hier nicht der Platz, von seiner berühmten mathematischen Formel zu sprechen, die nach ihm den Namen führt und welche er indes höchst wahrscheinlich dem Mathematiker Tartaglia entnommen hat.**)

Daß er trotz seines Genies mehr als anomal und sogar etwas verschroben war, wird wohl niemand bezweifeln, der sein Leben einem Studium unterzogen hat; dies wird auch einstimmig von seinen Historikern zugegeben: sowohl von Scaligero, als auch von Leibniz, Naudé, Nigeon, Lélut, Lombroso u. a. Sein Buch: De vita propria ist wohl

*) Eliphas Lévi, Histoire de Magie, Buch V, Kap. IV; [wohl zweifellos ein Anklang an die „Duos-Lehre". Der Übers.]

**) Die Cardanische Regel oder Formel zur Auflösung der Gleichungen dritten Grades ist höchst wahrscheinlich von Scipione dal Ferro entdeckt worden, der sie Tartaglia im Vertrauen mitteilte.

Der Übersetzer.

die seltsamste Selbstbiographie, welche jemals Veröffentlichung fand. Geben wir nun ein Bild davon: „Ich bin geistreich, zugänglich, elegant, wollüstig, froh, fromm und ein Freund der Wahrheit; ein leidenschaftlicher Denker, unternehmend und gelehrig, erfinderisch und voller Gelehrsamkeit. In medizinischen Dingen bin ich sehr erfahren und für das Wunderbare eingenommen. Listig, betrügerisch und lügenhaft, satyrisch und in den okkulten Künsten geübt; nüchtern, arbeitssam, aufmerksam, gleichgültig und schwatzhaft; ein Religionslästerer, rachsüchtig, neidisch, böse und falsch, treulos und bezaubernd; beherrscht von tausend und abertausenden Widersprüchen zum Nachteil der Meinigen, unzüchtig, ein Freund der Einsamkeit; abgestumpft, streng, begabt mit der Fähigkeit der Weissagung, eifersüchtig, roh, verläumderisch, dienstfertig und unbeständig." —

Allein nach dieser langatmigen und schmeichlerischen Selbstbeschreibung fährt er fort, die Gaben seines außerordentlichen Geistes zu rühmen. Er gab sich für den siebenten größten Geist der Schöpfung aus, indem er betonte, daß ein solcher nur alle zehn Jahrhunderte geboren werde. Mit größter Ungezwungenheit erzählt er sodann, daß während des vierten Lustrums seines Lebens sich ihm ein Unbekannter dargeboten habe und ihm einen lateinischen Apulejus verkauft hätte, worauf derselbe sofort verschwunden sei. Er hatte noch nie zuvor ein lateinisches Buch in Händen gehabt, doch jetzt vermochte er auf einmal geläufig seinen Apulejus in dem Urtexte zu lesen.*)

Auch die griechische, spanische und französische Sprache wollte er auf diese Weise erlernt haben, ohne je einem Studium derselben obgelegen zu haben. Wenn ich nun kurz anführe, daß er sich auf einem Wagen durch Mailand fahren ließ, an dem er ein Rad weggenommen hatte, da das vierte nach seiner

*) Eine ähnliche Erscheinung ist uns im übrigen aus eigner Erfahrung bekannt. Der Übers.

Ansicht unnötig wäre; daß er sich zur Ader ließ, um die Befähigung, zu heilen, beweisen zu können; daß er sich rühmte, seiner Umgebung gerade das zu sagen, was ihr unangenehm sein mußte; daß er ferner von seinen Dienern nur diejenigen achtete, die für ihn unnötig waren und ihm Unehre machten, und daß er die astrologischen Extravaganzen soweit trieb, daß er Jesus Christus ein Horoskop stellte: — so führe ich nur einen geringen Teil von dem an, worauf alles sein unruhiger und verwirrter Geist verfallen ist.

Dies alles muß natürlich ungeheuer den Wert jener wunderbaren Geschichten benehmen, die er von sich erzählt. Nachdem er Sokrates in einem Buche: De Socratis studio mit Schmähungen überhäuft hat, rühmt sich Cardanus gleich diesem griechischen Weisen einen vertrauten Dämon zu besitzen, welcher den Namen Tetim führe und gleichzeitig von Natur wie die Bewohner der beiden Planeten Merkur und Saturn sei. Mit derartigen Geistern sollte übrigens sein Vater Facius stets in ungezwungenem Verkehr gestanden haben. In seinem Buche: De rerum varietate widerspricht er sich dann und widerruft dies alles: er besitze keinen vertrauten Geist 2c.

Wie Cardanus uns selbst mitteilt, wollte er von seiner Natur aus mit folgenden vier wunderbaren Eigenschaften ausgestattet sein, nämlich 1) in Ekstase verfallen zu können, so oft es ihm beliebe (Autohypnose); 2) entfernte Dinge zu sehen, und zwar nicht etwa mit dem geistigen Auge, sondern auch mit seinen körperlichen Augen (Hellsehen); 3) im Schlafe benachrichtigt zu werden von dem, was in der Zukunft einzutreten sollte, und ebenso vom Himmel die Inspiration für den größten Teil seiner Schriften zu erhalten (Warnungsträume und Inspiration); 4) auch die Zukunft erraten zu können aus Zeichen, die sich an seinen Nägeln bilden (Onychomantie).*)

*) De rerum varietate, Buch VIII, Kap. 3.

Betreffs dieser letzteren Gabe erzählt er nun folgendes:

„Eines Tages, als ich zufällig meine Hände betrachtete, wurde ich gewahr, daß sich an der Wurzel des Ringfingers meiner rechten Hand ein kleiner Blutfleck befand, der die Gestalt eines Schwertes zu haben schien." Und in der Folge erzählt er dann, wie an demselben Tage sein ältester Sohn wegen Gattenmordes verhaftet worden sei.

„Der Blutfleck in Form des Schwertes blieb 54 Tage hindurch, während welcher Zeit er sogar noch an Röte zunahm." Als schließlich sein Sohn unter dem Henkerbeil sein Leben ausgehaucht hatte, war der Blutfleck unversehens verschwunden. „Vorher", fährt Cardanus fort, „und später, während der 20 Tage Gefängnis oder um jene Zeit herum, schlug, als ich mich in meiner Bibliothek meinen Studien hingab, ein Klagelied an mein Ohr, wie wenn ein Mensch am Beichten wäre: und es klang matt und seufzend und ließ bei jedem Wort die Stimme fallen. Das Herz krampfte sich mir dabei zusammen, als ob es zerspringen und zerreißen wollte, und wie wahnsinnig stürzte ich aus der Bibliothek in den Hof. . . . O weh mir! daß der Sohn, da der Tod seiner Frau ruchbar geworden war, in diesem Augenblicke gebeichtet hat und nun auf den Richtplatz geführt werden wird, um den Todesstreich zu empfahen. . ."

Indes möchte ich nicht zu behaupten wagen, daß Hieronymus Cardanus in Wirklichkeit kein Medium gewesen sei. Es giebt überspannte und anomale Medien, wiewohl deren Zahl durchaus nicht eine so sehr große ist, wie es von manchem Psychiater gern gesehen würde; sie stehen den vernünftigen Medien gegenüber fast in demselben Verhältnis, das auch bei den Nichtmedien besteht.

Jene von ihm berichteten Thatsachen, welche sich ihm zugetragen haben sollen, weisen doch in der That einen authentischen Charakter auf. So berichtet er z. B. in seiner Lebensbeschreibung:

„ . . . Eines Nachts, als ich gegen Morgen hin noch im Schlafe lag, hörte ich heftig an die Wand klopfen, wiewohl sich doch in dem anstoßenden Zimmer niemand aufhielt. Durch dieses Geräusch war ich kaum erwacht: da erfolgt auch schon ein zweiter, weit heftigerer Schlag wie mit einem Hammer und zwar an dem entgegengesetzten Teile der Wand.

Am Abend desselbigen Tages nun vernahm ich die traurige Nachricht, daß genau zu derselben Zeit, als die Schläge bei mir erfolgten, Galeazo del Rosso gestorben war, ein Mann, mit dem ich in innigem Freundschaftsverhältnis stand." Ein fast gleicher Fall trug sich ihm auch in dem Augenblicke zu, als seine Mutter aus dem Leben schied.

Ganz besonders seltsam ist aber folgendes Erlebnis: „Im Monat März des Jahres 1570, und zwar etwa um den 24. herum, hatte ich ein schriftliches Gutachten zu Papier gebracht. „. . . Da löste sich mir ein beschriebenes Blatt und fiel auf die Erde, jedoch nicht ohne bei mir selbst die schmerzliche Empfindung zu erwecken, als ob es keine glückliche Vorbedeutung wäre. Allein kaum habe ich mich vom Schreibstuhl erhoben, siehe, da erhebt sich auch fast mit gleichem Schritte vom Boden das Blatt und springt selbständig empor, wobei es auf die Bank fliegt, um sich dort auszubreiten; dann stellt es sich aufrecht auf die Lauer nach dem hinter ihm aufgestellten Bücherschaft."

Über Gespenster-Erscheinungen war Cardanus der Meinung, daß sie aus den Ausdünstungen der verwesten menschlichen Körper entständen, indem dieselben sich zur Nachtzeit derart verdichteten, daß sie den Verstorbenen wieder vorstellten. Allein die gleiche Ansicht hatten auch schon Demokrit und Euripides von den Gespenstern gehabt.

Scaligerus behauptete, daß Hieronymus Cardanus an dem Tage Hand an sich gelegt habe, den er als seinen Todestag vorausgesagt hatte, und zwar selbstredend aus dem Grunde, um in den Augen der Nachwelt nichts als Astrologe einzu-

büßen. Die Sache ist vielleicht nicht wahr, scheint indes wohl jedermann wahrscheinlich, umsomehr als Cardanus schriftlich hinterlassen hat, daß er mehrmals nach seinem eigenen Leben getrachtet habe, was er heroische Liebe nannte.

§ 7. — Cornelius Agrippa von Nettesheym, der in der Nähe von Köln im Jahre 1486 geboren wurde und einer hochangesehenen Familie entstammte, war wohl nicht viel weiser zu nennen. Er erfreute sich einer ungeheuren Gelehrsamkeit und eines sehr biegsamen Geistes. Zu gleicher Zeit Arzt, Diplomat, Militär, Archivar, Theologe, Advokat, Historiograph, Astrologe und Alchimist, führte er ein unstetes Leben und stand mehrmals unter der Anklage der Zauberei, weshalb er auch ein Jahr in Brüssel gefangen gehalten wurde. Nirgends hatte er Ruhe, außer nur ganz kurze Zeit, als Louise von Savoyen, die Mutter Franz I, ihn zum Leibarzt machen wollte und ihm auch die Stelle eines Astrologen anbot, die er ausschlug.

Sein Ruf als Gelehrter in den okkulten Wissenschaften ist besonders an das Buch De occulta philosophia geknüpft, ein sonderbares Werk, in welchem er versucht, die Magie auf ihre imaginäre und ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, und diese Wissenschaft als eine Ergänzung der Philosophie und einen Schlüssel von allen Geheimnissen der Natur hinstellt. Er hält sich übrigens auf dem abstrakten Gebiete, und man darf daher nicht dieses Werk mit einer apokryphischen Schrift verwechseln, die 27 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde als ein viertes Buch seiner okkulten Philosophie, was jedoch nichts anderes ist als ein Sammelsurium magischer Formeln, die Peter von Abano, Pictorius u. a. entnommen waren. Viele beharren übrigens auch heutigen Tages noch in dem guten Glauben und halten dieses Werk für echt. Andere bemerkenswerte Schriften Agrippa's sind seine Commentare über die Kunst Raimund Lullo's. Als er schon ein alter Mann und mißtrauisch geworden war, schrieb

er ferner das berühmte Werk unter dem Titel: Über die Ungewißheit und Nichtigkeit der Wissenschaft und der Kunst*), worin er seiner in den früheren Büchern geäußerten Ansicht widersprach und nicht nur die Nichtigkeit der Magie, sondern auch jeder anderen Wissenschaft behauptete.

Cornelius Agrippa starb auf einer neuen Wanderschaft begriffen, arm und als Hypochonder im Jahre 1535 zu Grenoble.

Auch an seine Person hefteten sich nicht wenig wunderbare Legenden.

So erzählt man sich, daß er seine Wirtsleute mit anscheinend gutem und klingenden Gelde zu bezahlen pflegte, das sich in einigen Tagen jedoch in Spielmarken von Horn und Leder verwandelte. Delrio, der Jesuit, welcher ihn haßte, besonders auch weil sich Agrippa zur Reformation Luthers bekannt hatte, berichtet uns die spaßige Geschichte, wonach der Philosoph einmal einen Schüler hatte, den der Teufel in seiner Gegenwart erwürgte. Er zwang nun den bösen Geist, sich in den Körper des unglücklichen Schülers hinein zu begeben und so in demselben draußen herum zu spazieren. Auf einem großen Platz, wo viele Leute seien, möchte er dann den toten Körper wieder verlassen, damit er wenigstens dem Publikum Glauben mache, der Schüler sei eines natürlichen Todes gestorben.**)

Der berühmte Jovius behauptet, daß Agrippa, im Augenblick seines Todes ermahnt, doch wegen seiner Fehler Buße zu thun, seinem schwarzen Hunde, der sein Hausgeist war, das mit allerhand nekromantischen Formeln versehene Halsband abnahm und ihm zurief: „Fort mit dir, du verfluchte Bestie, du hast meine Seele verloren gehen lassen!“ Darauf ergriff der Hund die Flucht und lief der Saône zu; dort stürzte er sich kopfüber in die Fluten und ward nicht mehr gesehen.

*) erschien 1527 in latein. Sprache zu Köln a. Rh. D. Übers.

**) Delrio, Disquisit. mag., Buch II, 39.

Wierus, ein Schüler Agrippa's, giebt zu, daß sein Lehrer ein großer Hunde-Liebhaber gewesen sei. Stets habe man in seinem Studierzimmer zwei schwarze Hunde angetroffen, von denen der eine „Monsieur" und der andere „Mademoiselle" geheißen und die das Volk für verkappte Teufel gehalten habe, was letzteres Wierus natürlich für unwahr erklärt.

Bekannt ist Agrippa auch als großmütiger und kühner Verteidiger der von seinen Zeitgenossen als Hexen angeklagten Frauen, von denen er manche durch sein unerschrockenes, mutiges Eingreifen dem Feuertode entriß. In diesen edlen Bestrebungen unterstützte ihn der schon erwähnte ebenso gelehrte wie unerschrockene Johannes Wierus.

§ 8. — Es ist zu bemerken, daß trotz seiner durcheinandergemengten Lehren und Fabeln vom Teufel, welche Agrippa in die Schuhe geschoben werden, es doch den Anschein hat, als ob er die Phänomene der Magie einer natürlichen Ursache zuschreibe. So äußert er sich in einem Schreiben unterm 24. September 1827, nachdem er die Behauptung aufgestellt hat, daß das, was man über die Macht der Magie sage, nicht wörtlich aufzunehmen sei, obschon es wahr wäre, unerwartet in folgenden Worten: „Ich halte daher aufrecht, „daß man die Ursache so großer Wirkungen nicht außerhalb „uns selbst suchen darf. In uns selbst besteht ein wirkendes „Wesen (Operator), welches — ohne damit Gott und der „Religion zu nahe zu treten — alles das kennt und aus„zuführen vermag, wozu die Astrologen, die Magier, die „Alchimisten und Nekromanten befähigt sind. Daher sage „ich, daß der Urheber solcher Wunder in uns selbst ist:

„Nos habitat, non tartara, sed nec sidera coeli,
„Spiritus in nobis, qui viget, illa facit"

Der berühmte Vertreter der katholischen Theologie, der hl. Thomas von Aquino, wandte dieselbe Theorie auch auf die verderbliche Kunst der Hexen an. Er sagt: „Ueber„einstimmend mit Avicenna erachte ich, daß . . . . solche böse

„Zauberer über eine sehr bedeutende und gleichsam ansteckende „Seelen- und Körperkraft verfügen, welche sie behende in die „Einbildungskraft umsetzen können. Solche Kraft ist so groß, „daß sie bei ihrer Gewalt auch zu töten vermag.“ Damit wirft der Fürst der katholischen Theologie die Theorie von dem Teufel über den Haufen, worauf sich ja stets zur damaligen Zeit die Inquisitionsgerichte bei Verurtheilung der Hexen beriefen.

Derjenige jedoch, welcher zu jener Zeit schon eine Hypothese aufstellte, die der heutigen Theorie von der psychischen Kraft entspricht, ist Pietro Pomponaccio oder Pomponazzi, dessen philosophischer Ruhm durchaus nicht im Verhältnis zu seinem Verdienste steht. Dieser sonderbare Mann, der stärkste Gegner, den in früheren Jahrhunderten der Spiritismus gehabt hat, entstammt einer angesehenen Familie zu Mantua und wurde gegen Schluß des Jahres 1462 geboren. Er widmete sich auf der Universität Padua gründlichst dem Studium der Medizin und der Philosophie. Von diesem Athenäum und von jenem Bologneser sollte dann ein Licht ausgehen, das ganz Europa mit Bewunderung erfüllte.

Man kann es heute wohl als ganz sicher betrachten, daß Pomponazzi Atheist und Materialist war. Zwar schrieb er: „Ich unterwerfe meine Ansicht dem Urteile des heiligen Stuhls zu Rom“, und protestierte wohl hundertmal dagegen, daß er in irgend einer Weise die Religion verletzen wolle. Doch fühlt man nur zu leicht heraus, daß solche Beteuerungen seinerseits ihm nicht von Herzen kamen und wohl nur von der Vorsicht und Klugheit eingegeben waren. Um gleich von vornherein die Verfolgungen des Sanctum Officium zu umgehen, versuchte er zu beweisen, daß man die philosophischen Fragen von den religiösen zu trennen habe. Dadurch gewann er den Vorwand für seine Behauptung, daß man streng an die Lehren der Kirche glauben müsse, um

der Gnade Gottes teilhaftig zu werden, der uns selbst den Glauben hierzu ins Herz einpflanze, allein daß es stets unmöglich sei, positiv die Unsterblichkeit der Seele und die anderen religiösen Dogmen zu beweisen. Philosophisch gesprochen, stellte er damit schon die Lehre vom Unerkennbaren auf, wie es Spencer nach ihm nannte. Nach Aufstellung dieser schlauen Prämisse, daß er nämlich die Unsterblichkeit bloß von dem philosophischen Standpunkte aus bekämpfe und nicht als Gegenstand der Religion, mußte Pomponazzi natürlich auch den Beweis zu erbringen suchen, daß alle Thatsachen, die man zur Stütze der spiritistischen Theorie anführen kann, sich auch gerade so gut durch den Materialismus erklären ließen. So sagte er zum Beispiel an einer Stelle: „Vergebens nimmt man die Hypothese von guten und bösen Geistern an, um dadurch eine genügende Erklärung zu finden für jene Phänomene von wunderbaren Heilungen, Beschwörungen, Geistererscheinungen, Verzauberungen, Vorhersagungen, Verwandlungen und dergleichen Wunder. Es ist die Gewohnheit des Thoren, das bekannte und natürliche zu verlassen, um sich dem unbekannten und unwahrscheinlichen in die Arme zu werfen. Auch alle die größten Wunder lassen sich hinreichend erklären nach den Grundsätzen des Aristoteles und seiner wahren Nachfolger durch die verborgenen Eigenschaften der Dinge, zumal durch die im Menschen enthaltenen latenten Kräfte und durch den Einfluß der Gestirne. Auch läßt sich nicht schwer ein Beweis dafür erbringen, daß viele Menschen als Zauberer und Heilige betrachtet wurden, die es in Wirklichkeit nicht waren .... Ich halte es nicht für unmöglich, daß solche durch einen unmerkbaren Hauch oder auch durch unsichtbare Ausströmungen ohne jegliche andere Berührung ein Tischchen sich bewegen lassen können. Und ich finde dies durchaus nicht wunderbarer als die Thatsache, daß der Magnet das Eisen anzieht oder abstößt. Auch halte ich es

für ebenso wahrscheinlich, daß die Seelen gewisser Menschen einen Eindruck auf Bilder auszuüben vermögen, woran sie scharf denken, und zwar mit ihrem eigenen Lebensgeist und ihren Ausströmungen, und daß jene dunstigen Gestalten in der Luft oder in den sogenannten Zauberspiegeln, oder wo immer hin der Nekromant sie erscheinen lassen will, gesehen werden können . . . Wenn ich auch keineswegs behaupten möchte, daß diese Hypothese von mir absolut richtig sein müsse, so bin ich so frei, sie wenigstens nicht für falsch anzusehen, da ja zweifelsohne viele Dinge möglich sind, die wir lediglich aus dem Grunde bestreiten, weil wir eben nicht klar zu sehen vermögen, in welcher Weise sie sich zutragen"*).

§ 9. — Philippus Aurelius Theophrastus Bombastus, welcher sich später den Namen Paracelsus beilegte, wurde im Jahre 1493 geboren. Sein Vater übte die medizinische Kunst in Kärnthen aus. Paracelsus brachte es nicht über sich, einem regelmäßigen Studium auf den Hochschulen obzuliegen, und begab sich daher, noch sehr jung an Jahren, auf Reisen. Er durchstreifte Europa und Asien und eignete sich, stets auf der Suche nach dem Stein des Weisen begriffen, ein ungeheueres empirisches Wissen an. Als er nach Deutschland zurückkehrte, gab er vor, ihn gefunden zu haben, und rühmte sich dessen nicht wenig. Bereits im Alter von 33 Jahren hatte er in Folge einiger marktschreierischen Kuren, die er an hervorragenden Persönlichkeiten ausgeführt hatte, einen solchen Ruf erlangt, daß ihn die Universität Basel auf einen Lehrstuhl für Physik und Medizin berief. Dort soll er dann öffentlich die Bücher von Avicenna und Galenus verbrannt haben, indem er bemerkt hätte, daß alle berühmten Gelehrten nicht einmal soviel von der Wissenschaft verständen, wie ein Härlein von seinem Barte — eine Äußerung, die

*) De naturalium effectum admirandorum causis, seu de incantationibus, Kap. I, S. 22. ff.

mich übrigens verwundert und mir durchaus nicht glaubwürdig erscheinen will, da Paracelsus Eunuch war, die Frauenwelt floh und als vollkommen bartlos geschildert wird*).

Es kam bald soweit, daß er in Basel jegliches Ansehen verlor und von dort fliehen mußte, weil er eine Magistratsperson angegriffen hatte. Er nahm daher sein unstetes Wanderleben wieder auf und starb zu Salzburg im Alter von 48 Jahren, obwohl er sich immer gerühmt hatte, mit seinen Heilmitteln sein Leben um eine beliebige Anzahl von Jahren verlängern zu können.

Wetternus, der mit ihm in sehr naher Beziehung stand, erzählt, daß Paracelsus, als er einmal betrunken gewesen sei, ihm gedroht habe, eine Million Teufel, oder besser Elementargeister, erscheinen zu lassen, um ihm das Reich der Hölle und die Macht zu zeigen, die er über sie habe. Einige seiner zeitgenössischen Dämonographen berichten, daß er einmal geschrieben habe, er besitze einen vertrauten Geist, den er in einer Schwertscheide eingeschlossen halte. Doch hat er nie so große Ungeheuerlichkeiten behauptet, wenn er nüchtern war; aber das kam nur allzu selten vor. Sein Sekretär Oporinus bekennt, daß Paracelsus wohl nie den Lehrstuhl bestiegen oder etwas diktiert oder sich an das Bett eines Kranken begeben hätte, ohne erst vorher seinen Verstand durch ungeheures Trinken eingebüßt zu haben.

Unleugbar steht ihm das Verdienst zu, den Gebrauch des Opiats, dem er die Bezeichnung Laudanum beilegte, die Antimon-Quecksilber-Salze und ferner die eisenhaltigen Präparate in die Medizin eingeführt zu haben, während andererseits seine Lehre und Auffassung der Medizin absurd zu nennen ist.

Allein hauptsächlich wird Paracelsus dadurch stets berühmt bleiben, weil er vielleicht der erste war, der im Magneten (magnetes) jene geheimnisvolle, fluidöse Kraft erkannt zu

*) Erasto, Disput. de medic. nova Paracelsi, I. Teil, S. 237.

haben glaubte, die sich vermutlich von einer Person auf eine andere erstreckt und daher den Namen Magnetismus führt. In der That schreibt Paracelsus in seinem 10. Satz:

„Eine solche Eigenschaft des Körpers, die ihn für den „Einfluß des Himmelskörpers empfänglich macht,*) sowie auch „für die rückbezügliche Einwirkung der ihn umgebenden Körper, „hat mich veranlaßt, dieselbe wegen ihrer offenbaren Ähnlichkeit „mit dem Magneten tierischen Magnetismus zu „nennen .... Diese tierischen Geister können sich unter ein„ander verstehen, einen gegenseitigen Einfluß auf sich aus„üben und ohne Zuhülfenahme unserer Sprachen auf Ent„fernungen mit einander reden**) .... Der Wille einer „Person vermag durch die Kraft seiner Anstrengungen auf „das geistige Wesen einer anderen Person einzuwirken und „sich mit ihm in einen Kampf einzulassen, um es unter seine „Macht zu bringen. Diese Herrschaft kann sich soweit er„strecken, daß man den Körper schlagen und dahin siechen „lassen kann .... Ihr werdet dasselbe erleiden, was man „mit einem Wachsfigürchen anstellt, das Euch nachgebildet „wurde." Hier haben wir das Envoûtement und die heutigen Theorien des Obersten de Rochas über die Exteriorisation der Sensibilität.

Allein, wenn das magnetische Fluidum einer Person dadurch, daß es sich auf eine andere erstreckt, schlimmes zu verursachen vermag, wie viel mehr muß es dann gutes hervorzurufen im Stande sein, da es doch dabei nicht auf ein Hindernis und den in dem Gegenwillen des Subjektes begründeten Widerstand stößt! Und das ist eben die magnetische Heilung von Krankheiten.

---

*) Paracelsus betrachtete das magnetische Fluidum, das in jedem Dinge enthalten ist, als ein Teilchen des Weltgeistes, Magnale magnum; das ganze löst sich dann in einem ungeheuren Pantheismus auf.

**) Man beachte, daß er hier die Telepathie anzuführen scheint.

Wie sich nun das magnetische Fluidum einer Person auf ein Wachsfigürchen übertragen läßt, so behauptet Paracelsus, daß man es auch auf andere Gegenstände übertragen und gleichsam dort einverleiben könne. Daraus ergiebt sich dann die Kraft der Talismane, der Wundsalbe und des magnetisierten Wassers u. s. w.

Allein, obgleich Paracelsus an das Vorhandensein und den Einfluß jenes tierischen Magnetismus glaubt, so leugnet er dennoch nicht die Phänomene der Autosuggestion. Er sagt: „Ich bestreite nicht, daß die Einbildungskraft und „der Glauben eine solche Macht besitzen, daß sie gesund oder „krank machen können."

Schließlich sei bemerkt, daß Paracelsus durch diese magnetische Verbindung der Menschen untereinander und der Menschen mit Dingen sogar die Wahrsagung erklären wollte.

§ 10. — Paracelsus hatte indes Vorläufer seiner Ideen. Wir begegnen denselben schon bei den Alexandrinischen Platonikern und bei dem Araber Avicenna.*) Sie entstammen bereits dem früheſten Altertum und waren schon den Eingeweihten der orientalischen Völker bekannt.

Pomponazzi wendet seine Theorien auch auf die übernormalen Heilungen an: „Es giebt Personen, welche mit einer heilwirkenden Kraft begabt sind, und diese Eigenschaft wird durch die Einbildungskraft und durch den Willen unterstützt. Die Kraft tritt durch eine Art Verdampfung aus dem Körper heraus und ruft in dem anderen Körper, der sie aufnimmt, beträchtliche Wirkungen hervor. Es ist wahrlich nicht schwieriger an die Heilkraft der menschlichen Seele zu glauben, als an die der Kräuter und Pfläſterchen ..... Die menschliche Seele wirkt verändernd auf die Körper vermittelst fluidischer Ausstrahlungen

*) De Anima, Buch VIII, Kap. 7.

(per vapores transmissos) ein, die von ihren guten und schlechten Eigenschaften geschwängert sind .... In allen mir bekannten Fällen, wobei jemand (z. B. ein Kind von einer Hautkrankheit, ein anderes von einer starken Verbrennung und ein drittes von einer tiefen Wunde) lediglich durch Zauberformeln geheilt wurde, in allen diesen Fällen sage ich, dürften keine Geister die Gesundung bewirkt haben außer der Anwendung von ‚activa passivis', und daher sehe ich nicht ein, warum denn der Mensch nicht dasselbe zu Stande zu bringen vermag, was ein Dämon kann." *)

Roger Baco, der durch eine zehnjährige Kerkerstrafe den Verdacht der Zauberei büßen mußte, nimmt bei Gesundung von Krankheiten die Theorie der Suggestion an, thut indes nicht der Fluidums-Hypothese Erwähnung, ja scheint sie sogar nicht einmal zu kennen:

„Ein geschickter Arzt vermag auf den Geist einzuwirken; er kann nämlich seinen Heilmitteln Vorschriften und Eigenschaften hinzufügen, denen selbst nicht die Heilkraft innewohnt, sondern die den Geist des Kranken heben und seinen Glauben stärken, wodurch dann seine in Erregung gesetzte Seele in die Lage gebracht wird, jene Dinge in seinem Körper zu bewirken ... Wenn wir uns gewisser Gebete und Formeln bedienen, so geschieht dies nicht in dem Glauben, Gott und die Engel mit solchen geeigneten Silben und Wörtern zu bewegen, uns Menschen dienlich zu sein, sondern lediglich deshalb, um dadurch unsere eigenen Kräfte zu einer göttlichen Begeisterung anzuregen. Ähnlich dürfte die unsichtbare Gottheit durch Zeichen, welche für uns sichtbar sind und zu einem bestimmten und gewünschten Zwecke gemacht wurden, angezogen werden; während im Gegensatz hierzu wir, die wir veränderlich sind, zur unveränderlichen Gottheit herangezogen werden." **)

*) De naturalium effectum admirandorum causis, seu de incantationibus, S. 44 u. ff.

**) De Verbo Mirifico, S. 57 u. ff.

Diesem letzten System scheint sich Picus von Mirandola (1463—1494) in seinem Werke: De imaginatione anzuschließen.

Nach Marsilius Ficinus kann die Seele nicht nur auf den eignen Körper eine Wirkung ausüben, sondern auch auf den eines anderen, besonders wenn dieser schwächer ist *)

Und Thomas von Aquino sagt: „Jede in der Seele gefaßte Idee ist wie ein Befehl, dem der ganze Organismus gehorcht: so bringt die Vorstellung des Geistes im Körper entweder ein großes Hitze- oder Kältegefühl hervor, vermag eine Krankheit zu beseitigen oder zu heilen. Dies darf uns durchaus nicht in Erstaunen setzen, da ja die Seele, die Gestalt des Körpers, auch gleicher Wesenheit mit demselben ist.“ **)

§ 11. Wenn jedoch auch Paracelsus' Lehre durchaus nicht neu war, so ist es doch diesem genialen Manne zu danken, daß er ihr weitere Ausdehnung und Bekanntgabe verliehen und sie in eine feste Form gekleidet hat. Heftige wissenschaftliche Polemiken sollten die Folge der Ausbreitung der Paracelsischen Lehre werden, und vor allem war es Goclen oder Goclenus, ein Professor der Medizin zu Marburg, der damals großen Lärm hervorrief und viel Staub aufwirbelte. Er verfaßte eine Abhandlung über die magnetische Heilung der Wunden***), worin er dem französischen Jesuiten Roberti mit solcher Galle und solchem Spott, aber auch mit ebenso großer Geschicklichkeit erwidert, daß er nach einem weiteren Austausch von Schmähschriften bereits siegreich hervorging.

Allein zu jener Zeit sollte die Lehre des Paracelsus eine gewichtige Stütze erhalten in dem kühnen belgischen

*) Ficinus, De vita caelitus comparanda, Kap. XX.

**) Apud Rouxel, Histoire et Philosophie du Magnétisme, t. I, VI leçon.

***) Tractatus de magnetica curatione vulneris, citra ullam superstitionem et dolorem, u. s. w. Marburg 1608.

Wissenschaftler Johann Baptista van Helmont (1577 bis 1644), dem Verfasser des Werkes: „Die magnetische Heilung der Wunden.“*)

Er betrachtete auch das menschliche Lebensfluidum als ein Teilchen des magnale magnum, der Weltseele, welche Van Helmont auch Archeus nannte. Über die Kraft des Magnetismus äußerte er sich folgendermaßen: „Es wohnt im „Menschen eine Energie, welche bloß durch seinen Willen und „durch die Einbildungskraft außerhalb seiner selbst wirkend „aufzutreten und eine Kraft auszulösen vermag, die einen „dauerhaften Einfluß auf einen noch so entfernten Gegenstand „auszuüben imstande ist. Die Seele ist mit einer plastischen „Kraft ausgestattet .... Die Ideen, welche so mit einer „Substanz bekleidet sind, üben vermittelst des Lebensprinzips „einen physischen Einfluß auf lebende Wesen aus. Der Ein„fluß ist größer oder geringer, je nach der Stärke der Kraft „des sie aussendenden Willens, und ihre Wirkung kann durch „den Widerstand des Empfängers abgewandt werden .... „Der Magnetismus hat nichts neues an sich außer dem „Namen, und er ist nicht paradox außer für jene, die eben „über alles lachen oder der Macht des Satans zuschreiben, „was sie eben nicht verstehen, noch weniger erklären können.“

Diese letzten Worte beziehen sich, wie man leicht einsehen mag, auf den Pater Roberti, der in den magnetischen Kuren nur das Werk des Satans erblickte.

Ein anderer ähnlicher Kampf wurde unterdessen mit gleicher Heftigkeit zwischen dem Schotten Robert Fludd, Anhänger des Magnetismus, und dem Pater Kircher, gleichfalls Jesuit wie Roberti, ausgefochten. Auch der gute Pater Kircher war geneigt, in den magnetischen Heilungen eitel Teufelsspuk zu ersehen. Seine Hauptwerke sind: Kircheri magnes, sive De arte magnetica, sowie Magneticum naturae regnum ꝛc.

*) De magnetica vulnerum naturali et legitima curatione, contra Johan. Roberti, Societ. Jesus. 1621.

§ 12. — Der Kürze halber übergehe ich hier Wirdig, Maxwell und andere Theoretiker des tierischen Magnetismus. Das jedoch muß ich noch unbedingt erwähnen, daß in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts vielen Gelehrten der Glauben an ein Fluidum, womit die Körper der Tiere geschwängert würden, nicht ganz fremd war, so daß Santanelli, Campanella, Van Helmont und Wirdig um die Wette jene bekannte Anekdote eines Brüsselers wiederholen, dem vermittelst einer Operation des Taliacot eine künstliche Nase angesetzt worden war. Nach einigen Jahren verkümmerte jedoch diese Nase, bekam eine Erkältung und fiel schließlich ab. Man findet den Schlüssel zu diesem Geheimnis, wenn man hört, daß an demselben Tage, als die künstliche Nase zu Brüssel abfiel, der Bologneser Eckensteher gestorben war, dessen Arm man das notwendige Stück Haut entnommen hatte, um die Nase zu bilden! . . . . .

Übrigens führt man viele zeitgenössische Beispiele dieses Phänomens an, was dennoch sehr des Beweises bedarf.

Auf dieser Theorie beruht dann auch das Heilmittel, welches gemeiniglich unter dem Namen: Sympathisches Pulver bekannt ist und das besonders warm von dem englischen Ritter Kenelm Digby (geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts) empfohlen wird. Darnach wurden die Heilmittel anstatt auf die Wunde auf die mit Blut getränkte Binde aufgelegt, indem man annahm, daß wegen der fluidischen Knüpfung, die noch zwischen dem betreffenden Blute und der Person, der es entnommen war, existiere, das Heilmittel gleichfalls auf den Kranken einen Einfluß ausüben könne. Digby legt seine Theorie in dem umfangreichen Werke: Traité de la nature des corps klar, das im Jahre 1644 zu Paris erschien.*)

*) De Rochas behandelt diese Theorien umständlich in seinem Werke: L'extériorisation de la sensibilité, Kap. 4.

§ 13. — Darauf geht auch in kurzen Zügen das wissenschaftliche Werk Friedrich Anton Mesmer's ein. Diese berühmte Persönlichkeit wurde zu Itzmang in Schwaben am 23. Mai 1734*) als der Sohn eines beim Bischof von Constanz im Dienst stehenden Försters geboren. Er widmete sich zu Wien dem Studium der Medizin. Im Jahre 1772 lernte er den Pater Hell kennen, welcher die Kranken vermittelst eines Magneten kurierte, und kam auf den Gedanken, gleichfalls dasselbe anzustellen. Doch bald erkannte er, daß aus seinen Händen ein magnetisches Fluidum ausströme, welches wohl ebenso wirksam sei. Nach einem dreijährigen Studium, während welcher Zeit er zahlreiche und zum Teil sehr erfolgreiche Versuche angestellt hatte, gab Mesmer seinen Brief an einen fremden Arzt über die magnetische Heilkraft heraus. Im Jahre 1775 richtete er dann an alle bedeutenden Akademien ein seine Grundsätze wie seine Heilerfolge darlegendes Schreiben, das jedoch in schnöder Weise von diesen unberücksichtigt gelassen wurde.

Unterdessen nun wirbelten seine Kuren großen Staub auf und zogen heftige Polemiken nach sich, so daß die Kaiserin von Österreich, Maria Theresia, denselben schließlich dadurch ein Ende zu machen suchte, daß sie Mesmer durch ihren Leibarzt mitteilen ließ, sie wünsche, daß er mit solchen Alfanzereien fürderhin Wien verschonen möge.

Anton Mesmer begab sich sodann nach Paris, das gelobte Land für alle diejenigen, welche einer Idee Ausdehnung und Bekanntgabe verschaffen wollen. Dort hatte er bald einen Bombenerfolg zu verzeichnen, wie man heute sagen würde. Er regte die Neugier der Wissenschaftler im höchsten Maße an und die Bewunderung der ganzen eleganten Welt.

*) Nach anderer Angabe wurde er zu Weil bei Stein am Rhein, laut seines Doktordiploms zu Mesburg in Schwaben geboren.
Der Übers.

Von allen Seiten strömten ihm Kranke zu. Mesmer nahm dann dem Patienten gegenüber Platz, um sich so mit demselben in Rapport zu setzen, sah ihn scharf an und, indem er seine beiden Daumen auf dessen Sonnengeflecht legte, das sich in der Magenhöhle befindet, ließ er die anderen Finger auf der Seitengegend agieren. Der Klang einer lieblichen Musik sollte die Patienten für die Aufnahme des Einflusses der magnetischen Striche empfänglicher machen. Sehr bald ließen sich schon die ersten Wirkungen wahrnehmen; diese waren geradezu unendlich verschieden. Die einen nahmen ein Kältegefühl wahr, die anderen empfanden Wärme; in den meisten Fällen jedoch eine Nervenzusammenziehung, die bis zu gewissen Anfällen sich steigerte, so daß alsdann die Kranken in einen besonderen Saal mit gepolsterten Wänden verbracht werden mußten, den sogenannten Krisissaal. Die Striche, welche Mesmer und seine Schüler über sie machten, waren je nach der Art der Krankheit entsprechend verschieden.

Doch war Mesmer auch der Ansicht, das tierische magnetische Fludium auf jeden beliebigen Gegenstand übertragen zu können, was mehr oder weniger auch Paracelsus glaubte und heutzutage de Rochas bewiesen hat. Deshalb konstruierte er jenes berühmte Baquet, mit welchem Apparate wohl ein halbes Jahrzehnt hindurch ganz Paris sozusagen überschwemmt wurde. Dieses Baquet war ein Kasten von Holz, der gewöhnlich mit Wasser angefüllt wurde und worin Glassplitterchen mit Eisenfeilspähnen in Menge vorhanden waren. Über dem Wasser befanden sich einander entgegengestellte und gleichfalls mit Wasser gefüllte Flaschen, von denen Eisenstangen ausgingen, welche von den um den Apparat herumsitzenden Kranken in die Hand genommen wurden. Das Baquet sollte nach Ansicht der Mesmeristen ein Bassin sein, in welchem sich das magnetische Fluidum kondensiere zu dem Zweck, einen heilenden Einfluß auf den Körper der Kranken auszuüben.

Sicherlich waren die Heilungen, welche man dem Mesmerismus verdankt, in keiner Beziehung geringer anzuschlagen, als die, welche späterhin durch den Hypnotismus bewirkt wurden und zuweilen auch durch die mutmaßliche „Heilmediumschaft". So wären unter anderem Heilungen von schwarzem Staar, dem Schlagfluß, den Polypen ꝛc. zu verzeichnen. Ich werde bloß das anführen, was der alte Wissenschaftler Curt de Gébelin, Verfasser der „Urwelt", darüber spricht. Er litt an Wassersucht, das eine Bein war bereits geschwollen und hatte einen ungeheueren Umfang angenommen, während das andere immer mehr abzehrte. Der Zustand des Patienten war derartig, daß er fünf Jahre lang nicht das Bett verlassen konnte. „Ein Freund", erzählt er selbst, „zwang mich, aufzustehen, mich anzuziehen und unter seiner Führung in einem Fahrstuhl, da ich nicht einen Wagen zu besteigen vermochte, auf Reisen zu begeben.

„Ich trat vor Mesmer hin in Pantoffeln und in Hosen, welche an den Knieen offen waren; meine Gesichtsfarbe war gelb wie eine Quitte. Alle erstaunten und erschraken vor mir, als sie mich in einem solchen bedauernswürdigen Aufzug antrafen. Mesmer indes beglückwünschte mich wegen des Mutes, den ich gezeigt hatte. Da ich während der Sitzung weder Kälte, noch Wärme, **noch irgend eine Gemütserregung oder sonstige Aufregung verspürte, sagte ich lachend: ‚Aber wozu soll mir dies alles nützen?'**)

„Am andern Morgen jedoch war ich bereits wieder imstande, die Schuhe anzuziehen und zwei Knöpfe der Hose am Knie**) zuzumachen; nach zwei bis drei Tagen dann empfand ich schon keinen Schmerz mehr; auch der Durst hatte nachgelassen. . . .

---

*) Kann in diesem Falle auch noch von Suggestion die Rede sein? Auf diese Weise soll die „Einbildungskraft" heilen?! . . .

**) Man bedenke die damalige Mode, daß man Beinkleider trug, „mit vierundzwanzig Knöpfen dran". Der Übers.

Sehr bald sollten meine Füße, die bereits seit 25 Jahren steif und gefühllos waren, feucht und warm werden und alle Schwielen und Verhärtungen verschwinden. Die Haut wurde wieder verjüngt, und meine Füße waren wie die eines Jünglings. Und ich bin umsomehr erfreut ob dieses günstigen Resultates, als ich ein solches nicht im mindesten erwartet hatte. Dies sind meines Erachtens die Wirkungen des tierischen Magnetismus, worüber ich natürlich nicht am wenigsten erstaunt bin . . . Was die Theorie Mesmer's anbetrifft, so ist dieselbe sehr ausgedehnt und erhaben, indem sie das ganze Weltall umfaßt!*) . . . ."

§ 14. — Allein diese Mesmer'sche Theorie ist aller Wahrscheinlichkeit nach die schwache Seite seines großen, wissenschaftlichen Werkes. In seinen verschiedenen Broschüren und Büchern, besonders aber in den berühmten 27 Sätzen, welche er in seinem Werke: Mémoire sur la découverte du magnétisme animal aufstellt, hat Mesmer seine Theorie ausführlich dargelegt. Lassen wir hier die wesentlichsten folgen:

1) Es besteht ein gegenseitiger Einfluß zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den Lebewesen.

2) Ein allgemein verbreitetes und derartig ausgedehntes Fluidum, daß es keine Stelle giebt, die nicht von ihm erfüllt sei, dessen Feinheit keinen Vergleich zuläßt und das infolge seiner Natur empfänglich ist, alle Bewegungseindrücke aufzunehmen, zu verbreiten und mitzuteilen — ist das Mittel jenes Einflusses.

3) Diese gegenseitige Wirkung beruht auf bisher noch unbekannten Gesetzen.

8) Der tierische Körper beweist die wechselseitigen Wirkungen dieses Agens; indem er es in die Nervensubstanz einführt, vermag er direkt einzuwirken.

*) S. den Brief des Herrn Court de Gébelin an Herrn Maret, den damaligen Sekretär der Akademie von Dijon, unterm 28. Mai 1783 geschrieben.

9) Es treten besonders in dem menschlichen Körper Eigenschaften zu Tage, ähnlich wie diejenigen des Magneten. Auch hier lassen sich gleichfalls verschiedene und entgegengesetzte Pole unterscheiden . . .

10) Die Eigenschaft des tierischen Körpers, welche ihn für die gegenseitige Einwirkung der ihn umgebenden Körper empfänglich macht und sich durch ihre Ähnlichkeit mit dem Magneten offenbart, hat mich veranlaßt, ihr den Namen „tierischer Magnetismus" beizulegen.

11) Die Wirkung und die Kraft des tierischen Magnetismus, welche wir derart charakterisiert haben, können auch auf andere belebte wie unbelebte Körper übertragen werden. Manche sind übrigens mehr, manche weniger empfänglich dafür.

17) Diese magnetische Kraft kann angehäuft, verdichtet und übertragen werden.

18) Es giebt Körper, die, obwohl sie sehr selten sind, eine so entgegengesetzte Eigenschaft besitzen, daß bloß ihre Gegenwart schon genügt, um jede Wirkung dieses Magnetismus in anderen Körpern zu zerstören.

23) Aus den Thatsachen wird man nach den von mir aufgestellten praktischen Regeln erkennen, daß das magnetische Prinzip unmittelbar die nervösen Krankheiten und die anderen mittelbar heilen kann.

Außer den in diesen Sätzen enthaltenen Wahrheiten behauptet Mesmer indes noch eine andere gefunden zu haben, die er als tiefstes Geheimnis bewahrte und welche die Grundlage seines ganzen Systems zu sein schien. Niemand jedoch hat dieses Geheimnis je erfahren. Wie konnte es auch anders sein!? . . .

Jedermann wird einsehen, daß Mesmer, wenn er auch so that, als ob ihm die Werke von Paracelsus, Van Helmont und anderen Wissenschaftlern, die sich vor ihm mit dem allgemeinen Prinzip der Natur beschäftigt hatten und

es ebenfalls sogar „tierischen Magnetismus" nannten (s. S. 453), unbekannt gewesen wären, doch nichts neues vorgebracht hat. Sogar die Anwendung des Magnetismus zur Heilung von Krankheiten, welche bereits als eine esoterische Lehre den Priestern der alten orientalischen Völkerschaften bekannt war, wurde bereits von den oben erwähnten Schriftstellern in ihren Werken über die magnetische Heilung der Wunden angezogen. Das große Unrecht Mesmer's beruhte sogar darin, daß er zu genau den Ideen seiner Vorgänger folgen wollte; es bestand in der ewigen Manie, Theorien aufstellen zu wollen, die, auf kaum oder nur unbestimmt bekannten Erscheinungen aufgebaut, gleich Himmel und Erde mit hineinziehen sollten. Das einzige wesentliche, das sich bei Mesmer als eine eigne neue Entdeckung vorfindet, wäre vielleicht in dem Umstand zu finden, daß bei ihm auch nicht die geringste Spur einer Andeutung von Spiritualismus anzutreffen ist. Doch scheint dies nicht gerade zum Vorteile seines Charakters als Mensch zu gereichen. Und in der That kann man sich wohl nur schwierig einen unverschämteren und schmutzigeren geldgierigen Scharlatan vorstellen, als jener Mesmer gewesen ist.*)

Kaum war er nach Paris gekommen, so fing er auch schon an, mit seinen Baquets auf die Geldmacherei auszugehen. „Es ist eine wahre Goldmine", bekannte er selbst offen, „das Geld fließt nur so von allen Seiten zu . . ." **)

Darauf trat er dann mit der französischen Regierung in Unterhandlungen ein und erhielt von derselben das Anerbieten einer jährlichen Rente von 20000 Livres, sowie noch

*) Dieser Ansicht des verehrten Herrn Verfassers schließen wir uns nicht ganz an: man bedenke, daß Mesmer sowohl zu Wien als auch zu Paris und Mörsburg den Armen stets unentgeltlich seine Hülfe in ausgedehntester Weise zu teil werden ließ, und urteile nicht über eine Persönlichkeit so scharf, deren Motive heutzutage selbst von vielen ihrer erbittertsten Gegner als die reinsten hingestellt werden. D. Übers.

**) Précis historique des faits relatifs au magnétisme etc., London, 1781.

eine jährliche Vergütung von 10000 Livres, um eine magnetische Klinik zu begründen, unter der Bedingung, daß er drei von der Regierung erwählte Gelehrten an der Praxis teilnehmen lasse, um ihnen jenes große Geheimnis zu enthüllen. Mesmer ging darauf nicht ein und verlangte dagegen ein Landgut sowie ein von ihm bezeichnetes Schloß zu seiner Verfügung.*) König Ludwig XVI wollte jedoch dieser unverschämten Forderung und Verschrobenheit kein Gehör schenken und wurde hart. Mesmer kehrte Frankreich den Rücken. Dort hinterließ er jedoch einen seiner bedeutendsten Schüler, den Dr. Deslon, welcher die Kunst seines Lehrmeisters fortsetzte. Als sich Mesmer in seinen Hoffnungen getäuscht sah, begann er ein lautes Klagegeschrei loszulassen, so daß seine Freunde auf den Gedanken kamen, eine Gesellschaft von 100 Personen zu begründen, von welcher ihm jede ein jährliches Honorar von 100 Louisd'or zu zahlen habe, damit Mesmer ihnen sein berühmtes Geheimnis offenbare. Die Gesellschaft kam auch wirklich zustande, und Mesmer hatte seine 240000 Livres in der Tasche; allein das große Geheimnis kam niemals über seine Lippen, wie man sich dies ja leicht denken kann. Ja, Mesmer wollte sogar, daß die sogenannte harmonische Gesellschaft den Namen einer Loge annehme, um wie alle anderen Logen der Vergangenheit wie der Jetztzeit und der Zukunft Geheimnisse vorzugeben und strengstens zu bewahren, — Geheimnisse, die in Wirklichkeit gar nicht existieren.

§ 15. — Die Wirkung eines solchen Freimaurertums welches sehr an das der heutigen Okkultisten erinnert, konnte nicht lange verborgen bleiben. Die französische Regierung hatte mit der Prüfung des Mesmerismus zwei wissen-

*) Man vergl. diesen Punkt indes bei Prof. Dr. Ochorowicz: Magnetismus und Hypnotismus, aus dem Polnischen von Feilgenhauer, worin diese Forderung Mesmer's in einem ganz anderen Lichte erscheint. Der Übersetzer.

schaftliche Kommissionen betraut. Die eine bestand aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und der medizinischen Fakultät, die andere wurde von der königlichen medizinischen Gesellschaft gebildet. Die Untersuchungen dieser beiden Korporationen wurden natürlich nicht wenig durch den Charakter einer Loge gehemmt, welchen die Gesellschaft trug, in der Mesmer seine Lehre vorgeblich darlegte und sein großes Geheimnis offenbaren wollte. Doch versuchte man immerhin das, was man nicht bei Mesmer erreichen konnte, bei Deslon in Erfahrung zu bringen.

Die medizinische Fakultät, oder besser die offizielle Wissenschaft — die sich stets gleich geblieben ist — war damals gerade aus dem langen Kampfe gegen die von Jenner verkündete Pockenimpfung ruhmreich hervorgegangen. Als schließlich Ludwig XV, wie auch bereits sein Vater und ebenso sein Großvater, an der gefürchteten Blatternkrankheit gestorben war, da ließ sich Ludwig XVI, weil er eben nicht zu den Wissenschaftlern gehörte, noch ein Mitglied irgend welcher medizinischen Fakultät war, nach der Jenner'schen Entdeckung mit Pockengift impfen und konnte so sein Haupt dem Henkerbeile der Revolution erhalten.

Allein dieses Schachspiel hatte weder in der Vergangenheit genügt, noch wird es in der Zukunft genügen, um den Codinismus einer hochwohllöblichen Ratsversammung zu ersticken. Jedermann kann sich leicht vorstellen, mit welch großem Eifer sich nun die gesamte Fakultät auf die vermeintliche Mesmer'sche Entdeckung warf. Bereits drei Jahre vorher, nämlich 1780, hatte sie die Blitze ihres Bannspruchs gegen den armen Deslon geschleudert, der auf ein Jahr der venia legendi verlustig gegangen war, bei Androhung, ihn überhaupt aus der Fakultät auszulöschen, wenn er binnen Jahresfrist nicht seine Beobachtungen über den tierischen Magnetismus widerrufen habe. Die Akademie hatte ferner dekretiert:

„Ein Doktor der Medizin, welcher sich als Anhänger

„des tierischen Magnetismus bekennt, sei es nun durch seine „Schriften, oder sei es in der Praxis, wird ohne weiteres aus „der Liste der Fakultät und der Doktoren gestrichen."

Die Kommission der Akademie der Wissenschaften und der medizinischen Fakultät war zusammengesetzt aus folgenden berühmten Gelehrten: Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, Majault, Le Roy, Sallin, Bailly (den man zum Berichterstatter ausgewählt hatte), d'Arcet, de Bory, Guillotin (an dessen Namen sich die Erfindung der berüchtigten Guillotine knüpft) und Lavoisier, der bekannte Reformator in der Chemie. Der Bericht schließt mit den Worten:

„Die Kommissionsmitglieder haben also nach eingehender Untersuchung und diesbezüglich angestellten, schlagenden Experimenten den Beweis erbracht, daß die Einbildungskraft ohne Magnetismus die nämlichen Konvulsionen hervorbringt und daß der Magnetismus ohne Mithülfe derselben durchaus keine Wirkungen hervorzurufen imstande ist, so daß sie einstimmig zu dem Schlusse gekommen sind, daß das Dasein des tierischen magnetischen Fluids durch nichts erwiesen, ja, daß dieses Fluidum überhaupt nicht vorhanden ist und mithin auch keinerlei Nutzen haben kann. Die heftigen Folgen, welche bei den öffentlichen Heilungen vorkommen, sind auf die Berührung und auf die Einbildungskraft zurückzuführen, welche in Wirkung treten, sowie auf jenen maschinenmäßigen Nachahmungstrieb, der uns zwingt, uns zuwider, das wiederholt auszuführen, was unsere Sinne bedrängt . . ."

Die Schlußfolgerungen der Kommission der Königlichen medizinischen Gesellschaft waren nicht viel anders: eines jedoch von den fünf Kommissionsmitgliedern zeigte sich dem Mesmerismus geneigt.

§ 16. — Wenn die Drohungen der medizinischen Fakultät gegen diejenigen, welche sich erkühnten, der Theorie des Magnetismus zu folgen, auch unliberal und thöricht waren, so verdienen doch die Beschlüsse der erwähnten Kommissionen

dagegen die größte Beachtung, wie sie jede ehrliche Ansicht verdient. Es steht noch sub judice, ob jene magnetischen Erscheinungen von der Einbildungskraft, d. h. also durch die Suggestion oder durch ein besonderes Fluidum hervorgebracht werden. Eine Bemerkung sei mir jedoch erlaubt. Im Verfolge der magnetischen Experimente entdeckten wenige Jahre nachher die Gebrüder De Puységur den künstlichen Somnambulismus, und einige Zeit später machte Braid die Entdeckung des Hypnotismus. Schließlich kamen die Studien Charcot's und anderer Gelehrten.

Es ist also unleugbar, **daß das Werk Mesmer's an wissenschaftlichen Resultaten reich zu nennen war und daß man eben diese offenbar nicht erlangt haben würde, wenn man den Vorschriften der Pariser medizinischen Akademie Folge geleistet hätte.** Dieselbe verbot im Jahre 1780 den Ärzten, sich überhaupt mit dem Magnetismus zu beschäftigen, und beschloß, sich selbst niemals in Zukunft damit abzugeben. Hatte doch die Akademie gesagt: »Dieses Fluidum ist überhaupt nicht vorhanden und kann mithin auch keinerlei Nutzen haben,« — folglich mußte es wohl so sein! Allein die Erscheinungen, wenn sie auch auf der Einbildungskraft beruhten, waren dennoch vorhanden; ebenso wird heutigen Tages niemand mehr die Heilungen bestreiten wollen, die durch Zuhülfenahme der Suggestion bewirkt werden.

Daher hätte man jene Phänomene studieren, darüber diskutieren und sich dieselben zu Nutze machen sollen. Allein dies war nicht der Fall. Der Irrtum der offiziellen Wissenschaft gegenüber den hypnotischen, telepathischen und spiritistischen Erscheinungen beruht nicht darin, daß sie dieselben vielleicht auf eine andere Art erklärt, sondern gerade darin, daß sie sich weigert, dieselben zu studieren, wodurch sie den wissenschaftlichen Fortschritt so ungeheuer hemmt.

Jedenfalls verließ Anton Mesmer nach diesen Beschlüssen der beiden Kommissionen Frankreich, jedoch nicht ohne vorher erst von seinen Anhängern noch weitere zwanzigtausend Thaler zu erpressen, um den Versuch zu machen, die bereits in der Hauptstadt betriebene Ausbeutung auch auf das ganze Reich auszudehnen. Nach einigen Reisen ließ er sich in Mesburg am Bodensee nieder, woselbst er auch sein Leben in Ruhe als reicher Mann am 15. März 1815 im Alter von 81 Jahren beschloß, wie aus den Worten auf seinem übrigens höchst merkwürdigen Grabe, das mit allerhand freimaurerischen Emblemen verziert ist, hervorgeht.

Die Theorie Mesmer's war übrigens nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Bereits sein bedeutendster Schüler — Puységur — fing an, den gegenseitigen Einfluß der Himmelskörper und ähnliche verfrühte Hypothesen bei Seite zu werfen, um sich nur darauf zu beschränken, das Vorhandensein eines elektrischen Fluidums im menschlichen Körper zuzulassen, das indes noch nicht ganz genau festgestellt sei. Seine Nachfolger gingen noch weiter, bis von der ganzen Mesmer'schen Theorie nichts mehr übrig blieb. Wir müssen uns indes vorbehalten, auf die magnetischen und hypnotisischen Erscheinungen, welche so eng mit der spiritistischen Phänomenologie verbunden sind, erst im zweiten Teile dieser Geschichte einzugehen.

§ 17. — Als Franz Anton Mesmer sich noch in Paris aufhielt, bildete sich in Lyon eine Gruppe von mystischen oder wenigstens spiritistischen Magnetiseuren, an deren Spitze der Kavalier Barbarin stand. Infolge einer Verknüpfung von Umständen, welche hier zu erörtern zu weit führen würde, machten sie nicht sofort Schule.

Über die Mystiker werde ich nur wenige Worte verlieren, da sie eigentlich der Geschichte der Theologie angehören. Zu jeder Zeit haben die vielen Abgeschmacktheiten und die schmutzigen Stellen, welche die Bibel in so großer Menge enthält, viele edeldenkende Gemüter verletzt. Bei einigen kam es dahin, daß sie

ganz von dem Glauben abfielen, während andere glaubten, ihrer Vernunft betreffs der christlichen Offenbarung Spielraum gewähren zu können, indem sie in einer mehr oder weniger bildlichen Art und Weise die heilige Schrift auslegten; so verloren sie sich in der Liebe und der Anschauung Gottes ohne sich um theologischen Quark zu kümmern. Dadurch entstanden die Gnostiker in der ersten Zeit der christlichen Kirche, und ebendaher finden wir später die Mystiker wieder. Da viele von ihnen die geheime Auslegung der Evangelien aus der unsichtbaren Welt erlangten oder wenigstens zu erlangen glaubten, so wurden sie Gottbegeisterte*) genannt.

Von den neueren Mystikern ragt vor allem Jacob Boehme hervor, der in der Nähe von Görlitz in Schlesien geboren wurde, woselbst er bis zu seinem Tode im Jahre 1624 dem Gewerbe eines Schuhmachers oblag. Er hatte drei Gesichte, die dazu dienten, ihm die spezielle Deutung der Bibel klar zu legen, weshalb er sich indes mannigfachen Verfolgungen aussetzte.

Er hinterließ zahlreiche Anhänger in Deutschland, Holland und England, worunter sich eine gewichtige Gruppe zu London um den englischen Arzt Johann Pordage (1625—1698) zusammenscharte. Pordage verfaßte eine „Mystische Theosophie“ und manche andere Werke. An dessen Seite zeichnete sich Johanna Leade (1623—1704) aus, welche den neuen Kultus der Sophia begründete. Pordage vermochte die Geister ebenso wie seine Schüler zu sehen. „Wenn wir die Augen schließen, so sehen wir sie gerade so gut, als wenn wir die Augen offen haben. Und zwar nehmen wir sie auf eine zwiefache Weise wahr: innerlich mit den Augen des Geistes und äußerlich mit dem körperlichen Auge. Die allein

*) Man reime ja nicht diese alte Bestimmung der Theosophie mit der heutigen Theosophie, d. h. dem esoterischen Buddhismus zusammen, welcher von Frau Blawatski, auf die wir noch bei Gelegenheit zu sprechen kommen werden, begründet wurde.

richtige und ursprüngliche Ursache dieser Wahrnehmung ist darin zu suchen, daß eben unser inneres Auge geöffnet ist." Auch Johanna Leade hatte Gesichte und Offenbarungen, zumal jene „wunderbare Erscheinung, womit Gott im Jahre 1668 zu ihr kam."

In Frankreich war inzwischen Johanna Maria Bouvier de la Motte, die Witwe Guyon (1648—1717), zu großer Berühmtheit gelangt. Auch sie hatte Gesichte und Geistererscheinungen zu verzeichnen. Sie stand mit Gott, der Jungfrau Maria und den heiligen Engeln in innigstem Verkehr: sie war eben Schreibmedium. „Gott ließ mich Briefe schreiben, wobei ich ihm nur die Hand zur Verfügung stellte," äußerte sie sich. „Damals wurde es mir gegeben, vermittelst des inneren Geistes und nicht vermittelst meines eignen Geistes zu schreiben." Vermittelst dieser automatischen Schrift wurde ihr ein mystischer Kommentar zu dem hohen Liede und anderen Teilen der heiligen Schrift diktiert. Von dem Klerus verfolgt, an dessen Spitze Bossuet stand, und von Fénelon verteidigt, hatte sie doch viele Widerwärtigkeiten auszustehen und wurde sogar zehn Monate lang in einem Kloster zu Paris festgehalten.

Ich werde mich darauf beschränken, Antoinette Bourignon, den Abbé Fournié, den Grafen d'Hauterive und andere ähnliche Mystiker von geringerem Rufe anzuführen. Nicht nur Schwachköpfe wie Pascal, sondern auch solche Leute, welche als geistig völlig normal zu nennen sind, wie Cartesius (Descartes), wissen von Gesichten, Geistererscheinungen und inneren Stimmen zu reden.

Auf den berühmten Orden der Rosen-Kreuzer, auf Paschalius Martinez, den Heiligen Martin (den unbekannten Philosoph) und auf die heutigen Martinisten werde ich bei Gelegenheit des modernen Okkultismus noch zu sprechen kommen.

§ 18. — Nunmehr gelangen wir zu einem der bedeutendsten Seher, welche jemals diese Daseinsebene betreten haben.

Emanuel Swedenborg wurde am 29. Januar 1688 zu Stockholm geboren, woselbst sein Vater dem höheren geistlichen Stande angehörte. Im Jahre 1719 wurde die Familie Swedenborg durch die Königin Ulrika-Eleonore in den Adelstand erhoben. Der junge Emanuel zeichnete sich in der Philosophie und in den mathematischen Wissenschaften, welche er auf der alten Universität Upsála studierte, ganz besonders aus, unternahm vier Jahre lang ausgedehnte Reisen in Europa und gab nach seiner Rückkehr die beiden Werke: „Die Spiele des Helikons“ und die „Nördliche Muse“ heraus. Von dem damaligen Könige Karl XII auf Grund eines mathematisch-physikalischen Werkes: Daedalus hyperboraeus zum Assessor beim Bergwerkskollegium ernannt, zeichnete er sich durch die Erfindung einer Rollenmaschine aus, die sich bei der Belagerung von Friedrichshall zum Transport von Schiffen als äußerst nützlich erwies. Er veröffentlichte später einige Bücher über Algebra, über die Art und Weise, die Entfernung der Orte durch die Beobachtung des Mondes zu bestimmen, über die Dezimaleinteilung des Geldes und der Maße, über die Bewegung der Planeten, über Ebbe und Flut, über die menschliche Physiologie, die Brustorgane, die Kunst Docks und Deiche zu erbauen, sowie über die Kunst, die Kraft der Schiffe abzuschätzen u. s. w. Mehrere dieser Werke wurden sofort ins Englische und Französische übersetzt. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften ernannte den Verfasser dieser hervorragenden Arbeiten zum Ehrenmitgliede, und als Celsus, der Professor der Mathematik an der Universität Upsála starb, da wurde Swedenborg dieser Lehrstuhl angeboten, welches Anerbieten er indes ausschlug.

Dies alles erwähne ich, um gleich von vornherein den Verdacht zu benehmen, daß man es bei ihm mit einem Schwachkopfe und überspannten Träumer zu thun habe: seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der offiziellen Wissenschaft sprechen nur zu sehr gegen eine solche Annahme,

ebenso wie das einstimmige Urteil aller seiner Zeitgenossen bekundet, daß Swedenborg durchaus nichts von einem Schwärmer oder unlauteren Charakter an sich gehabt habe. Er war von kräftigem und wohlgestalteten Körperbau mit einem äußerst sympathischen Gesichtszuge, wie dies auch sein Bild zeigt, das heutigen Tages noch bekannt ist.*)

Vollkommen frei von jedem Laster war er ein Freund des geselligen Lebens; wohlwollend und einfach im Umgange, vermochte man ihn niemals aus seiner Ruhe zu bringen.

Um das Jahr 1744, als Swedenborg bald das 58. Lebensjahr erreicht hatte, sollte er eines Tages ein Gesicht haben, worin der Anfang seines Verkehrs mit der unsichtbaren Welt zu suchen ist. Tafel, einer der ehrenwerten Direktoren der Schwedischen Bank, erhielt von Swedenborg selbst hierüber folgenden Bericht**):

„Ich befand mich zu London, und zwar war ich in jenem Gasthofe abgestiegen, in welchem ich immer einzukehren pflegte und wo mir auch ein besonderes Zimmerchen, um ruhig meinem gewohnten Nachdenken über geistige Dinge nachgehen zu können, eingeräumt worden war. Da mein Appetit an jenem Abend besonders angeregt wurde, so aß ich mit vollem Genuß. Am Schlusse meiner Mahlzeit kam es mir vor, als ob eine Art Nebel plötzlich meine Augen befalle, und ich sah auf dem Boden allerhand Gewürm, Frösche, garstige Kröten und dergleichen herumkriechen . . . . ."

Bei diesem Punkte wäre auf die Stelle hinzuweisen, welche sich in der Apostelgeschichte findet: »Petrus stieg hinauf auf den Söller, und da er hungrig war, wollte er etwas zu sich nehmen. Als man ihm aber die Speisen zubereitete,

*) S. dasselbe in Nr. 18 der „Zeitschrift für Spiritismus," 1897, zu dem trefflichen Aufsatze des Herrn H. Milbrot über Emanuel von Swedenborg. Der Übersetzer.

**) Tafel, Sammlung von Urkunden, betreffend das Leben und den Charakter von Emanuel von Swedenborg, Band 1, S. 87 ff.

ward er entzückt und sah den Himmel aufgethan und ein Gefäß vor ihm herniederfahren, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, welches auf die Erde herniedergelassen wurde. In demselben waren allerlei vierfüßige Tiere und Gewürm und Vögel des Himmels. Und eine Stimme ertönte und sprach: „Petrus, stehe auf, schlachte und iß!“« Wie man sieht, stimmen die beiden Erzählungen so ziemlich überein, so daß sich vermuten läßt, daß die eine nur eine Nachbildung der andern sei.

„Dies bestürzte mich aber umso mehr,“ fährt Swedenborg fort, „als die Dunkelheit immer dichter wurde. Dieselbe sollte indes bald verschwinden und dem klaren Anblick einer Gestalt weichen, die sich mir deutlich als einen in der Ecke des kleinen Zimmers sitzenden Mann zu erkennen gab und von dem hellsten Lichtmeere umstrahlt wurde. Da ich allein war, so kann man sich meinen Schreck vorstellen, als ich vernahm, daß sich jener Mann mit den Worten an mich wandte: ‚Iß nicht soviel!‘ Als mich der unheimliche Fremde so anredete, da wurde es wieder um mich her dunkel; nach und nach kehrte ich jedoch zu meinem normalen Zustande zurück und ich sah mich wieder allein im Zimmer .... Sofort begab ich mich nach Hause und begann über das seltsame Vorkommnis nachzudenken; doch vermochte ich es nimmer zu fassen, daß dies alles lediglich auf bloßem Zufall beruhen sollte oder sonst irgend einer natürlichen Ursache zuzuschreiben wäre ....

„In der folgenden Nacht bot sich mir derselbe Mann, von Licht überstrahlt, von neuem wieder dar und sagte die inhaltsschweren Worte: — ‚Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Erlöser, und habe dich auserwählt, um den Menschen den inneren und geistigen Sinn der heiligen Schrift auszulegen. Ich werde dir diktieren, was du schreiben sollst.‘ — Diesmal hatte ich keine Furcht, und obgleich das Licht, wovon jene erhabene Mannesgestalt umstrahlt war, sehr hell und blendend war, so übte es doch auf meine Augen durchaus

keinen unangenehmen Einfluß noch irgend welchen Schmerz aus. Die Gestalt war in Purpur gekleidet und mochte wohl eine Viertelstunde sich meinem Anblicke darbieten.

„Von jener Stunde ab legte ich alle irdischen Beschäftigungen nieder und widmete mich fürderhin nur noch den geistigen Dingen, streng gehorsam dem Befehle, welchen der Herr mir aufgetragen hatte."

Und in der That warf er sich fortan auf das Studium der Theologie und eignete sich mit Eifer die Kenntnis der hebräischen Sprache an, um sich besser in den Bibeltext vertiefen zu können. Nach und nach erschienen dann als Sammlung seiner Offenbarungen eine große Anzahl von Werken, die sämtlich in Latein verfaßt waren, welche Sprache indes Swedenborg bereits von seiner Jugend an vollkommen beherrschte. Die Titel seiner sieben hauptsächlichsten Werke lauten:

1) Die Geheimnisse des Himmels, die in der heiligen Schrift enthalten sind, mit den Wundern, welche in der Geisterwelt und im Himmel der Engel gesehen wurden. 16 Bände.

2) Von den Erden unseres Sonnensystems, welche Planeten genannt werden, und von den Erden im astralen Himmel, ihren Bewohnern, Geistern und Engeln, nach dem, was der Verfasser gesehen und gehört hat. 1 Band.

3) Vom Himmel und seinen Wundern, sowie von der Hölle. 1 Band.

4) Von dem neuen Jerusalem und seiner himmlischen Lehre. 1 Band.

5) Von dem Verkehr der Seele mit dem Körper. 1 Band.

6) Die wahre christliche Religion. 3 Bände.

7) Die enthüllte Offenbarung Johannes'. 1 Band.

Als Titel einiger ſeiner Werke iſt „Das neue Jeruſalem“ bekannt, worin Swedenborg ſein neues Glaubensbekenntnis darlegte und begründete. In der Offenbarung Johannes' finden wir die Stelle: „Und ich ſahe einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erſte Himmel und die erſte Erde verging, und das Meer iſt nicht mehr Und ich Johannes ſahe die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geſchmückte Braut ihrem Mann.“ Und Racine ſagt in ſeiner Athalie:

. . . . . Quelle Jérusalem nouvelle
Sort du fond du désert, brillante de clartés?

Laſſen wir nun Swedenborg's Anſicht folgen, die der große Seher über den Spiritualismus hatte:

„Der Menſch iſt derartig geſchaffen, daß er zu gleicher Zeit in der geiſtigen Welt, wie in der natürlichen lebt.

„Die geiſtige Welt iſt jene, worin ſich die Engel befinden; die natürliche Welt iſt die, worauf die Menſchen leben. Und da der Menſch für die beiden Welten geſchaffen worden iſt, ſo wurde ihm ein inneres und ein äußeres Weſen verliehen.

„Der innere und geiſtige Menſch an, und für ſich betrachtet, iſt ein Engel des Himmels. Nun hält dieſer ſich auch ſchon zu Lebzeiten im irdiſchen Körper in der Geſellſchaft der Engel auf, wenn es ihm auch nicht bekannt iſt. Nachdem er dann von ſeiner irdiſchen Hülle befreit iſt, gelangt er ſofort unter die Zahl der Engel.

„Der innere Menſch, welcher nur natürlich und nicht geiſtig iſt, iſt ein Geiſt, indes kein Engel. Daher hält er ſich auch, ſolange er noch im Körper lebt, in der Geſellſchaft der Geiſter auf, welche in der Hölle ſind, und gelangt auch dorthin, ſobald ſich ſein Körper aufgelöſt hat.“*)

*) Vergl. Matter, Emanuel von Swedenborg, Kap. IX.

Dabei ist zu erwähnen, daß nach Swedenborg die menschliche Gestalt gleichzeitig auch die der Engel ist.

Was nun die Theologie des großen schwedischen Geisterssehers anbetrifft, so bezog sich sein Hauptsatz auf das Dogma von der Dreieinigkeit, das er folgendermaßen faßt: „Es giebt eine göttliche Dreieinigkeit, welche indes in Jesu Christo ist, der eine Seele hat (Gott Vater), einen gottmenschlichen Körper (Gott Sohn) und eine wirkende, erwärmende und erleuchtende Kraft (Gott hl. Geist). Um das Gerippe seiner Lehren zu bilden, ist Swedenborg gezwungen, aus dem Kanon die Briefe des Apostels Paulus, Petrus und Jacobus zu streichen. Es war klar, daß er dadurch sowohl bei dem orthodoxen Lutheranertum, als auch bei allen anderen christlichen Kirchen als Erzketzer verschrieen werden mußte, und Swedenborg war sogar angesichts der Angriffe der schwedischen Geistlichen genötigt, in den letzten Lebensjahren sein Vaterland zu verlassen.

§ 19. — Was uns jedoch bei Emanuel Swedenborg als etwas ganz besonderes ins Auge fällt, das sind seine mehr oder weniger heterodoxen Ideen über das Evangelium.

„In jener Nacht, in welcher ich das erste Gesicht hatte," berichtet er selbst von sich, „*da wurden meine inneren Augen erschlossen und gewannen die Fähigkeit, in den Himmel, in die Welt der Geister und in die Hölle zu sehen*, und überall fand ich viele mir bekannte Personen, welche seit langer oder auch erst seit kurzer Zeit tot waren. In der Folgezeit wurden mir dann oft auf einmal die Augen meines Geistes geöffnet, und ich *vermochte am hellen Tage klar das zu sehen, was in der anderen Welt vorging*." Im Jahre 1771 wiederholt er, daß er bereits seit 27 Jahren in der geistigen Welt wie in der natürlichen zu gleicher Zeit lebe, mit den Engeln wie mit den Menschen rede und den Zustand der erlauchtesten Verstorbenen jeder Zeit kenne.

Und nicht nur vermochte er die Geister derjenigen zu sehen, die auf unserem kleinen Weltenkörper lebten, sondern auch noch andere wirkliche oder nur vermeintliche. In seinem Werke über die Erden des Sonnensystems berichtet Swedenborg von sich, daß er mehrere Wochen hindurch mit den Geistern Merkur's verkehrt habe und daß er besonders von den Geistern auf dem Planeten Jupiter sehr erbaut sei, die bedeutend rechtschaffener und auch schöner als die Geister auf unserem Planeten seien. Die Geister auf dem Mars führen eine sehr feine Sprache, „noch süßer wie ein murmelndes Lüftchen, sie klingt nicht, sondern giebt sich auf dem kürzesten Wege dem Gehörs- und sogar dem inneren Gesichtssinne kund . . . .“

Die Bewohner des Saturns sind Anhänger der Einigkeit Gottes und Gegner der Dreieinigkeit, wie die auf dem Mars; während die Bewohner auf unserem Nachbarplaneten der Venus beschränkte und thörichte Riesen sind, die sich weder um den Himmel, noch um ein zukünftiges Leben kümmern.“ Es erinnern diese Mitteilungen wahrlich sehr an die Albernheiten, welche auch die Somnambulen der Neuzeit und unsere heutigen Schreibmedien zu Tage fördern.

Nach dem Tode des Grafen Brahe und des Barons Horn, welche nach der historischen Verschwörung im Jahre 1756 zu Stockholm hingerichtet wurden, schrieb Swedenborg in sein Tagebuch:

„Brahe wurde um 10 Uhr morgens hingerichtet und sprach zwölf Stunden nach seinem Tode mit mir: er blieb fast ununterbrochen mehrere Tage bei mir. Nach zwei Tagen kehrte er — bei seiner Liebe zu den weltlichen Dingen — zu seiner gewohnten Lebensweise zurück und nach drei Tagen dann war er wieder das, was er auf der Welt vorher gewesen war, und wandte sich wieder seinen alten Leidenschaften zu, die das große Mißgeschick von seinem Tode zur Folge hatten.

Als er eines Tages bei Cuno zu Tische geladen war,

berichtet Swedenborg, daß er zum ersten Mal den König Stanislaus in dem Reich der Geister sähe. Er habe ihn nach seinem Namen gefragt, und der polnische Herrscher hätte sich ihm gerne vorgestellt, sowie auch seine Tochter, die ehemalige Königin von Frankreich.

Wie aus einem Schreiben des Geistlichen Hindmarsh hervorgeht, sollte sich Swedenborg in seinen letzten Lebensjahren häufig bei seiner Umgebung darüber beklagt haben, daß er eine Zeit lang die Fähigkeit, Geister zu sehen und mit ihnen in Verkehr zu treten, verloren habe, doch daß er sie indes baldigst wiedererhalten hätte.

§ 20. — Was soll man von solch außerordentlichen Berichten halten? Die Anklage des groben Betrugs wurde ihm zwar von einem seiner Zeitgenossen entgegengeschleudert, ist jedoch in Anbetracht der sozialen und finanziellen Stellung Swedenborg's durchaus nicht stichhaltig. Selbst zu seinen Lebzeiten hielten ihn daher zahlreiche Personen schon für einen einfachen Halluzinär. Anders kann man ihn wohl auch schwerlich beurteilen, *ohne Beweise des Gegenteils!* Sollten aber wirklich solche Beweise vorliegen?

Hier werde ich mich nur darauf beschränken, einige jener Anekdoten anzuführen, die man aus seinem Leben berichtet.

Cuno, welche sehr vertraut mit ihm war und den hohen Grad von Intelligenz und Aufrichtigkeit bei ihm besonders hervorhebt, *wennschon er seine Lehren bekämpfte*, berichtet uns, daß sich einst in Skandinavien das Gerücht verbreitet habe, der König von Portugal hätte den Bischof von Coimbra hinrichten lassen. Darauf habe dann Swedenborg erklärt, daß er sich noch vor wenigen Tagen an den erst kurz vorher verstorbenen Papst gewandt hätte, welcher das ganze Gerücht als eine Finte bezeichnet habe. Später sollte man dann wirklich erfahren, daß jene Nachricht falsch war.

In einem Schreiben des Geistlichen Ferelius, datiert

vom 31. März 1780, findet man die Stelle: »Als einmal ein Freund Swedenborg gegenüber von dem Tod eines schwedischen Herrn sprach, da erwiderte diesem Swedenborg: „Ich weiß, daß Hoepken gestorben ist; ich habe bereits mit ihm gesprochen. Er hat mir auch erzählt, daß ihr beide in Upsála zusammen die Schule besucht hättet und daß ihr dann später in Angelegenheit der ‚Diet' in diesem und jenem Punkte einig gewesen wäret, wohingegen in dem und dem Punkte eure Ansichten auseinander gegangen seien." Er erzählte außerdem mehrere Anedokten, welche Springer, der schwedische Consul in Amsterdam, für richtig und zutreffend bezeichnete und worüber nach dessen Überzeugung Swedenborg nicht anders unterrichtet sein konnte, als durch eine Eingabe von oben. Daher trat auch dieser Consul zur Lehre Swedenborg's über.«

§ 21. — Diese Beweise sind allerdings wohl zu schwach, um an übersinnliche Dinge glauben zu können. Doch giebt es deren noch bessere.

Im Jahre 1766 veröffentlichte Immanuel Kant die Broschüre: »Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik«, womit wir uns noch später beschäftigen werden, indem ich nicht umhin kann, bei der diesbezüglichen Prüfung seiner Zeit auch die Ideen Schopenhauer's, Hartmann's und Aksakoff's zu beleuchten.

Hier werde ich nur sagen, daß die Träume eines Geistersehers heutigen Tages als etwas sehr klägliches erscheinen; allein in der Zeit, in der sie geschrieben wurden, waren sie ein wirklich ernst zu nehmendes Werk von tiefer Kritik.

In dem erwähnten Schriftchen nun berichtet der Königsberger Philosoph drei merkwürdige Fälle, die sich Swedenborg zugetragen haben.

Der erste ist nicht eigentlich spiritistisch, oder braucht wenigstens nicht als ein solcher aufgefaßt zu werden.

Emanuel Swedenborg befand sich zu Gothenburg, das

infolge seiner Einwohnerzahl und der gewichtigen Stelle, die es in Handelsbeziehungen u. s. w. einnimmt, als die zweite Stadt Schwedens zu bezeichnen ist. Gothenburg liegt an dem westlichen Abhang der großen skandinavischen Halbinsel, während Stockholm an der östlichen Küste liegt. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt mehr als 200 Kilometer in der Luftlinie, also etwa fast soweit wie Rom von Venedig entfernt ist (oder Leipzig von Köln — Der Übersetzer).

Die Erzählung, welche uns nun Kant in seinem bereits angezogenen Werke: „Träume eines Geistersehers" giebt, stimmt zwar genau mit den Thatsachen überein, ist jedoch sehr kurz und bündig. Deshalb ziehen wir es vor, hier den Bericht anzuführen, welchen uns Kant in einem seiner Briefe giebt, den er am 10. August 1768 an das Fräulein Charlotte von Knobloch schrieb und der als Anhang den „Träumen eines Geistersehers" beigegeben ist. Es schreibt nun Kant:

». . . . Die folgende Begebenheit aber scheint mir unter allen die größte Beweiskraft zu haben und **benimmt wirklich allem erdenklichen Zweifel die Ausflucht.** Es war im Jahre 1756, als Herr von Swedenborg gegen Ende des Monats September am Sonnabend um 4 Uhr nachmittags, aus England ankommend, zu Gothenburg ans Land stieg. Herr William Castel bat ihn zu sich und zugleich eine Gesellschaft von 15 Personen. Des Abends um 6 Uhr war Herr von Swedenborg herausgegangen und kam entfärbt und bestürzt ins Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sei eben jetzt ein sehr gefährlicher Brand in Stockholm am Södermalm (Gothenburg liegt von Stockholm über 50 Meilen entfernt) ausgebrochen und das Feuer greife sehr um sich.

Er war unruhig und ging oft heraus. Er sagte, daß das Haus eines seiner Freunde, den er nannte, schon in der Asche läge und sein eigenes Haus in Gefahr sei.

Um 8 Uhr, nachdem er wieder herausgegangen war, sagte er freudig: „Gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Thür von meinem Hause!“ — Diese Nachricht brachte die ganze Stadt und besonders die Gesellschaft in starke Bewegung, und man gab noch denselben Abend dem Gouverneur davon Nachricht. Sonntags, des Morgens, ward Swedenborg zum Gouverneur gerufen.

Dieser befragte ihn um die Sache. Swedenborg beschrieb den Brand genau, wie er angefangen, wie er aufgehört hätte und die Zeit seiner Dauer. Desselben Tages lief die Nachricht durch die ganze Stadt, wo es nun, weil der Gouverneur darauf geachtet hatte, eine noch stärkere Bewegung verursachte, da viele wegen ihrer Freunde oder wegen ihrer Güter in Besorgnis waren. Am Montag abends kam eine Estafette, die von der Kaufmannschaft in Stockholm während des Brandes abgeschickt war, in Gothenburg an. In den Briefen war der Brand ganz auf die erzählte Art beschrieben. Dienstag morgens kam ein Königl. Courier an den Gouverneur mit dem Bericht von dem Brande, vom Verlust, den er verursacht, und den Häusern, die er betroffen, an; nicht im mindesten von der Nachricht unterschieden, die Swedenborg zur selbigen Zeit gegeben hatte, denn der Brand war um 8 Uhr gelöscht worden.

Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen? Der Freund, der mir dieses schreibt, hat alles das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr zwei Monaten in Gothenburg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der seit der kurzen Zeit von 1756 (nicht ganz zwei Jahre) die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig belehren können.«

Jung-Stilling*) behauptet auch, daß Swedenborg von

*) Taschenbuch von 1809.

Amsterdam aus der Ermordung des Zaren Peter III von Rußland zugesehen habe. Der unglückliche Kaiser wurde am 15. (3. alten Stils) Juli 1762 auf dem Landhause Robkak von Alexéj Orloff und einigen Offizieren erdrosselt. Dieser Fall jedoch dürfte nur eine Anlehnung an jene bekannte Begebenheit aus dem Leben des Apollonius von Tyana sein, der von Ephesus aus den Tod des Kaisers Domitian sah, und ist daher ziemlich zweifelhafter Natur.

§ 22. — Der zweite Fall, den Kant anführt, bezieht sich auf eine infolge eines Traumes wiedergefundene Quittung. Da der Königsberger Philosoph denselben indes etwas unvollständig anführt, so nehmen wir unsere Zuflucht zu einer ganz ausgezeichneten Lesart, nämlich zu der, welche sich in einem Brief des Generals von E., des zweiten Gemahls der Frau von Marteville (welcher selbst sich der Fall zugetragen hat), vorfindet.

Frau von Marteville, die Witwe des holländischen Ministers zu Stockholm, war gemahnt worden, eine erhebliche Schuld ihres verstorbenen Gemahls zu bezahlen, während sie sich vollkommen erinnerte, daß dieselbe schon bezahlt war. Natürlich befand sie sich in großer Unruhe und wünschte sehnlichst, endlich ein für alle Mal von diesen beständigen Ärgernissen befreit zu sein, welche ihr jener Zudringliche bereitete, der aus irgend welchem Grunde behauptete, noch ihr Gläubiger zu sein. Was sie jedoch auch anstellen mochte, die Quittung über jene bereits bezahlte Summe war nicht aufzufinden: das einzigste Mittel, das sie ihrer Angst entrissen hätte.

Zu jener Zeit beherrschte nur ein Wunsch diese Dame: nämlich mit Herrn von Swedenborg bekannt zu werden, der wegen seines Verkehrs mit der unsichtbaren Welt schon weit und breit berühmt geworden war. Sie begab sich daher in Begleitung verschiedener Freundinnen zu Herrn von Swedenborg, der ihr auf die Frage, ob er ihren verstorbenen Gemahl gekannt habe, die Antwort erteilte, daß ihm niemals die Ehre

zuteil geworden sei, mit ihm zusammen zu kommen. Er habe die ganze Zeit, als der Verstorbene sich in Stockholm aufgehalten habe, zu London verbracht u. s. w.

Acht Tage später erschien der Geist des verstorbenen holländischen Ministers seiner Frau im Traum und bezeichnete ihr eine wertvoll gearbeitete kleine Kassette, worin sich nicht nur die Quittung finden sollte, nach der sie so lange vergebens gesucht hatte, sondern auch noch eine höchst kostbare Nadel, welche, mit zwanzig Brillanten versehen, einen ungeheueren Wert darbot und deren sie ebenfalls glaubte bereits verlustig gegangen zu sein.

Die Freude der Frau v. Marteville war ungeheuer groß, wie man sich dies leicht vorstellen kann. Sie erwachte und konnte nicht erwarten, bis es Tag wurde. Die Uhr verkündete die zweite Stunde am Morgen. Schließlich erhob sie sich, zündete ein Licht an und begann sofort, an der ihr von der Erscheinung angegebenen Stelle Nachforschung zu halten, woselbst sie dann zu ihrer unbeschreiblichen Freude wirklich die Kassette finden sollte. Als sie dieselbe öffnete, fiel ihr sogleich die heißersehnte Quittung in die Hände, ebenso auch die Schmucknadel. Innigst gerührt durch dieses so glückliche Ereignis, begab sie sich zu Bett, um bald wieder in einen gesunden Schlaf zu verfallen, aus dem sie erst gegen 9 Uhr morgens erwachte.

Kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, als auch schon ihr Kammerfräulein eilenden Fußes in das Zimmer trat, um den Besuch des Herrn von Swedenborg anzumelden. Frau von Marteville, hochüberrascht wegen eines so unerwarteten Besuches und ungeduldig, den Grund hiervon zu erfahren, erteilte den Befehl, den Besuch in ihr Schlafgemach eintreten zu lassen, wenngleich sie noch im Bette lag. Kaum war Swedenborg eingetreten, so wandte er sich an Frau v. Marteville und erzählte ihr, ohne daß diese ihm auch nur etwas von ihrem seltsamen Traume berichtet hatte, er habe in vergangener Nacht

wieder mit vielen Geistern verkehrt, unter anderem auch mit dem ihres verstorbenen Gemahls. Er hätte den Wunsch gehegt, sich länger mit demselben in ein Gespräch einzulassen; doch habe er leider nicht einer solchen Gunst teilhaftig werden können, da dieser ihm gesagt hätte, daß er sich sofort zu seiner Frau begeben wolle, um ihr den Ort des so sehnlichst vermißten wertvollen Papiers anzugeben. Dasselbe befände sich nämlich in Gemeinschaft mit einer kostbaren Brillantnadel, die seine Frau ebenfalls als abhanden gekommen betrachte, in einer seiner Arbeitskassetten. Der große Seher sagte nun, daß er sich lediglich in aller Frühe schon aus dem Grunde zu Frau von Marteville begeben habe, um in Erfahrung zu bringen, ob auch wirklich in der verflossenen Nacht ihr verstorbener Gemahl erschienen sei und ihr die betreffenden Angaben gemacht habe, von denen der Geist in seiner Unterhaltung mit ihm geredet hätte. —

Man mag sich wohl sehr leicht das große Erstaunen der Frau von Marteville vorstellen, das sich ihrer bei dieser Erzählung Swedenborg's bemächtigte, umsomehr als sie doch noch mit niemand über das glückliche Vorkommnis der vergangenen Nacht gesprochen hatte. Und wie mußte sie jetzt von der übermenschlichen Fähigkeit des großen Geisterssehers überzeugt sein! —

Dies ist eine Begebenheit, deren Erklärung wohl jedermann wahrlich für nicht allzu leicht ansehen dürfte.

Die Art, auf welche hier die verlorene Quittung wieder gefunden wird, ist die nämliche, wie sie sich auch in dem von St. Augustin erzählten Falle vorfindet und wovon bereits im ersten Bande vorliegenden Werkes die Rede war.*) Auch finden sich zahlreiche derartige Fälle der Neuzeit.

Nehmen wir nun auch an, daß man es hier mit einem Zustande von hellsehendem Somnambulismus zu thun hätte

*) s. 5. Buch, 1. Hauptstück, § 6, S. 496.

oder daß das „Unbewußte“ der Frau von Marteville genau den Ort gekannt habe, an dem die beiden vermißten Gegenstände sich befanden, so wäre allerdings dann hierbei nicht das Eingreifen des verstorbenen Gemahls und das Erscheinen desselben im Traume seiner Gattin erforderlich. Allein wie wird man alsdann die sonderbare Vision Swedenborg's erklären? Zwar ließe sich auch hier einwerfen, daß infolge eines eigenartigen Zufalles Swedenborg in dem Geiste der Frau von Marteville (selbst auf Entfernung) gelesen habe, was sich bei dieser während der Nacht zugetragen oder daß diese den Vorfall dem Seher Swedenborg telepathisch übertragen hätte. Doch ist dies eine unwahrscheinlichere und noch seltsamere Hypothese als die, daß eben unter gewissen Bedingungen ein Verkehr der Lebenden mit den Toten möglich ist, und umsomehr, wenn wir die beiden wunderbaren Thatsachen in Betracht ziehen: den Wahrtraum der Frau von Marteville und die Kenntnis desselben, welche Swedenborg davon auf übersinnliche Weise erhalten hatte.

Bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet, auf jenes ebenfalls höchst sonderbare Vorkommnis zu verweisen, womit ich den geneigten Leser bereits in der Einleitung dieses Werkes bekannt machte und welches dann später die Veranlassung werden sollte, daß auch ich der Frage des Spiritismus näher trat und mich eingehend dieser Wissenschaft widmete. Die beiden Fälle sind ihrem Wesen nach identisch, und ihre Ähnlichkeit läßt auch jene Begebenheit des Kupferstechers Albert de N. als nicht mehr allzu sonderbar erscheinen.

§ 23. — Gehen wir nun endlich zu dem dritten Fall über:

Die Königin Louise Ulrike von Schweden erhielt eines Tages von ihrer Schwester, der Herzogin von Braunschweig, einen Brief, worin sich diese beklagte, daß man ihr niemals etwas von jenem seltsamen Manne zu Stockholm mitgeteilt habe, der beständigen Umgang mit Geistern pflegen sollte

und dessen sonderbare Erscheinungen der Gesprächsstoff der ganzen Welt wie nicht minder das beständige Thema der Tageszeitungen wären. Als die Königin dieses Schreiben gelesen hatte, wandte sie sich sogleich an ihren Ratsherrn, Grafen Scheffer, der in Begleitung von anderen Personen gerade zugegen war, und fragte ihn, ob sich denn wirklich in der Hauptstadt eine solche Persönlichkeit aufhalte. Dabei sprach sie ihre Ansicht dahin aus, daß man wohl, in Anbetracht alles dessen, was von jenem Geisterseher berichtet werde, es höchst wahrscheinlich doch nur mit einem armen Geisteskranken zu thun habe.

Graf Scheffer gab jedoch der Königin zur Antwort, daß es in Stockholm allerdings einen solchen Mann gäbe, daß derselbe jedoch alles andere als irrsinnig und im Gegenteil bei vollem und klarem Verstande und sogar ein ganz außerordentlicher Gelehrter wäre. Die Königin drückte darob nun den Wunsch aus, diese so seltsame Persönlichkeit kennen zu lernen, und der Graf versprach, bei der nächsten passenden Gelegenheit den Geisterseher am Hofe einzuführen.

Da Scheffer sehr gut mit Swedenborg bekannt war, so bedurfte es keiner weiteren Anstrengungen seinerseits, sein Vorhaben auszuführen und dem Wunsche der Königin zu entsprechen. Er stellte den großen Seher dem Hofe vor, und der König und die Königin baten sodann Scheffer, nachdem sie mit den Gesandten und den hauptsächlichsten Würdenträgern des Reiches einige Worte gewechselt hatten, ihnen auch Herrn von Swedenborg vorzuführen. Die Königin geruhte, sich äußerst wohlwollend mit dem Seher zu unterhalten, und fragte schließlich, ob er es übernehmen wolle, einen kleinen Auftrag für sie auszuführen, der ihren erst kürzlich verstorbenen Bruder anbeträfe.

Da von Swedenborg sehr gerne darin einwilligte, so forderte sie ihn auf, in Begleitung ihres königlichen Gemahls und des Grafen Scheffer sich mit ihr in eine Fensternische zurück-

zuziehen, wo sie ihm alsdann den betreffenden Auftrag übergab. Swedenborg versprach pünktlich, der Aufforderung nachzukommen und ihren Bruder von dem soeben mitgeteilten in Kenntnis setzen zu wollen.

Kurze Zeit darnach kehrte Herr von Swedenborg an den Hof zurück. Und die Königin, von brennender Neugierde erfüllt, ob der Seher schon seinem Versprechen nachgekommen wäre, wandte sich sofort an ihn mit den Worten: „Nun, haben Sie auch an meinen Auftrag gedacht?" „„Gewiß,"" gab Swedenborg ebenso gemessen wie bestimmt zurück, „„er ist bereits ausgeführt."" Als er der Königin dann das Ergebnis mitteilte, war diese derart davon betroffen, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Als die hohe Frau wieder zu sich gekommen war und man sie mit Fragen bestürmte, da hatte sie darauf nur folgende Worte zur Erwiderung: „Ach, es betrifft eine Sache, welche kein Sterblicher wußte, noch mir hätte sagen können."

Dies ist der Bericht, welchen Swedenborg dem Generale Tuxen selbst gegeben hat und den uns dieser in einem seiner Briefe aufbewahrt. Natürlich dürfte das Zeugnis des Sehers allein für unseren Fall nicht für genügend erachtet werden. Auch berichtet dasselbe Vorkommnis Immanuel Kant in seinen „Träumen eines Geistersehers", wenn auch in sehr unvollständiger Weise. Doch knüpft er daran später eine kleine diesbezügliche Untersuchung an und widmet in jenem bereits angezogenen Briefe an das Fräulein von Knobloch nach zwei Jahren der oben erwähnten Episode folgende erläuternden Worte:

„Diese Nachricht hatte ich von einem dänischen Offizier erhalten, welcher mein Freund und ehemaliger Zuhörer war und an der Tafel des österreichischen Gesandten v. Dietrichstein in Kopenhagen den Brief, den dieser Herr zu derselben Zeit von dem Baron von Lützow, mecklenburgischem Gesandten in Stockholm, bekam, selbst nebst anderen Gästen gelesen hatte,

wo gedachter von Lützow ihm meldet, daß er in Gesellschaft des holländischen Gesandten bei der Königin von Schweden der sonderbaren Geschichte, die Ihnen, gnädiges Fräulein, von Herrn von Swedenborg schon bekannt sein wird, selbst beigewohnt habe. Die Glaubwürdigkeit einer solchen Nachricht machte mich stutzig. Denn man kann es schwerlich annehmen, daß ein Gesandter einem anderen Gesandten eine Nachricht zum öffentlichen Gebrauch überschreiben sollte, welche von der Königin des Hofes, wo er sich befindet, etwas melden sollte, welches unwahr wäre und wobei er doch nebst einer ansehnlichen Gesellschaft zugegen gewesen sein wollte.

. . . Ich schrieb an gedachten Offizier nach Kopenhagen und gab ihm allerlei Erkundigungen auf. Er antwortete, daß er nochmals desfalls den Grafen von Dietrichstein gesprochen hätte, daß die Sache sich wirklich so verhielte, daß der Professor Schlegel ihm bezeugt habe, es wäre garnicht daran zu zweifeln . . ."

Späterhin hat dann Kant, wie aus der Folge dieses seines Schreibens hervorgeht, sich nochmals an eine hervorragende Persönlichkeit aus England gewandt, die ihm sehr befreundet war, und diesen Herrn beauftragt, genauere Erkundigungen betreffs der Wundergabe des Herrn v. Swedenborg einzuziehen. Der Engländer kam denn auch der Aufforderung nach, und der geistreiche Verfasser der Kritik der reinen Vernunft fährt sodann fort: „Er hat den Herrn von Swedenborg nicht allein gesprochen, sondern auch in seinem Hause besucht und ist in der äußersten Verwunderung über die ganze so seltsame Sache. Swedenborg ist ein vernünftiger, gefälliger und offenherziger Mann: er ist ein Gelehrter, und mein mehrfach erwähnter Freund hat mir versprochen, einige von seinen Schriften mir in kurzem zu überschicken. Er sagte meinem Freunde ohne Zurückhaltung, daß Gott ihm die sonderbare Eigenschaft gegeben habe, mit den

abgeschiedenen Seelen nach seinem Belieben umzugehen. Er berief sich auf ganz notorische Beweistümer . . ."

Doch ist dies noch nicht alles. Denn genau so wie Swedenborg den Fall dem General von Tuxen und noch anderen berichtete, so hat ihn auch die Königin dem Grafen Hoepken, erstem Minister des Königs von Schweden, erzählt. Derselbe gab diesen Bericht dann in einer Aufzeichnung wieder, welche der exegetischen Gesellschaft von Stockholm eingehändigt wurde.

Ebenso wurde dieses Vorkommnis Thiébault, einem Mitgliede der königlichen Akademie zu Berlin erzählt, der dann den Bericht in dem zweiten Bande seiner Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin (Paris, 1804) wiedergiebt (s. das. S. 254).

Die Erzählung Hoepken's ist wegen der hohen Stellung dieses Zeugen von besonderer Wichtigkeit, indes ist sie ziemlich zusammengedrängt, so daß sie uns nur wenig neues bietet. Dagegen sei dem Thiébault'schen Bericht hier auszugsweise Wiedergabe verliehen:

Als die Königin Friedrich Adolph's Witwe geworden war, lebte sie in Berlin bei ihrem Bruder Friedrich dem Großen. Einstmals unterhielten sich mit ihr Thiébault, Mérian und der Senator Graf von Schwerin. Das Gespräch kam auch endlich auf Swedenborg, und einer der Anwesenden drückte den Wunsch aus, gern einmal in Erfahrung zu bringen, welche Meinung denn eigentlich über den berühmten Seher in seinem Vaterlande herrsche. Thiébault berichtete sodann, was ihm betreffs jener Quittung der Frau von Marteville bekannt war. Sodann ergriff die Königin das Wort: „Sehr wenig", sagte sie, „bin ich geneigt, an dergleichen Wunder zu glauben, weshalb ich denn auch Swedenborg auf die Probe stellen wollte". Sie nahm nämlich den Geisterseher bei Seite, als er eines Abends zu Hofe gekommen war, und bat denselben, ihren Bruder (Prinz Wilhelm, welcher am 12. Juni

1758 gestorben war) zu fragen, was dieser ihr im Augenblick der Trennung vor der Abreise nach Potsdam (als sie sich 1744 nach Stockholm zur Heirat begeben habe) gesagt hätte. Sie fügte sodann hinzu, daß es sich dabei um eine Sache gehandelt habe, welche sie weder selbst, noch ihr Bruder ihr hätte sagen können.

Als nach einigen Tagen die Königin beim Spiele saß, da ließ Swedenborg sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten. Auf die Bemerkung der Königin, daß das, was er zu sagen habe, wohl auch sämtliche Anwesenden hören könnten, gab er zurück, daß er der Herrscherin etwas zu vermelden habe, was auch nicht einer außer ihr hören dürfte. Darauf betrat nun Louise Ulrike mit Swedenborg ein Nachbarzimmer, und zwar in Begleitung des Ratsherrn Schwerin, den sie jedoch an der Thür zurückließ, während dem sie sich mit dem großen Seher nach dem Hintergrunde des Zimmers begab. Dort nannte nun Swedenborg ihr den Tag und die Stunde, an dem sie Abschied von ihrem Bruder genommen hatte, und fügte hinzu, daß sie ihm noch einmal, nachdem sie sich schon gegenseitig Lebewohl gesagt hätten, begegnet wäre, als sie die lange Gallerie von Charlottenburg einhergeschritten sei, dort habe sie ihn an die Hand genommen und ihn in eine Fensternische geführt, wo niemand ihr Gespräch belauschen konnte. Alsdann habe sich ihr Bruder in folgendes Gespräch mit ihr eingelassen, das Swedenborg der Königin wieder fast mit denselben Worten anführte. Die Königin sagte natürlich nicht, welche Worte dies gewesen wären, berief sich jedoch diesbezüglich auf das Zeugnis des Senators Schwerin, der die Sache, soweit sie ihn betraf, nur vollauf bestätigen konnte.

Es ist dies übrigens eine Thatsache, welche durch die gewichtigsten und zuverlässigsten Zeugnisse Bestätigung findet, wie sie eben nur je ein historisches Ereignis aufweisen konnte. Und es ist dies ebenfalls eine Thatsache, welche die heutigen

auf das Unterschwellen-Bewußtsein und die Telepathie gegründeten Theorien nicht zu erklären vermögen, da ja eben Swedenborg sich verpflichtet hatte, die Antwort des verstorbenen Bruders der Louise Ulrike mitzuteilen, ohne doch annehmen zu können, daß er aus dem ‚Unbewußten' der Königin telepathisch die Antwort zu schöpfen vermöchte. Wir besitzen in diesem Ereignis eben einen jener sozusagen ganz bestimmten Beweise.

§ 24. — Als ein Schöngeist des vorigen Jahrhunderts — der Baron Grimm — die Echtheit von einigen der wunderbarsten Fälle aus dem Leben Swedenborg's hervorhob, that er den gewichtigen Ausspruch: Mais le moyen d'y croire! Matter*) pflichtete ihm bei und antwortete: „Die Welt„geschichte darf nicht darüber in Unruhe geraten. **„Ihre Aufgabe ist es nur, sie festzustellen, und der Philosophie „verbleibt es sodann, sie begreifen zu lassen.** Und was „nicht die Intelligenz des einen Jahrhunderts „zu erklären vermag, das ist vielleicht einem „anderen aufbewahrt. Jedes Zeitalter hat zwar „das Recht, die Dinge zu beurteilen und abzu„schätzen, wie weit dazu sein Verständnis reicht; **„keinem jedoch steht das Recht zu, verbürgte Thatsachen hin„weg leugnen zu wollen**, auch wenn sie im Laufe der „Zeiten selbst noch unerklärlich und widernatür„lich sein sollten."

Betrachten wir nun die oben erwähnten Fälle von dem spiritistischen Gesichtspunkte aus und ziehen sie in Vergleich mit der übrigen spiritistischen Phänomenologie, soweit sie uns bekannt ist, so finden wir, daß in der That alle jene sonderbaren Fälle hinreichend beweisen, daß Swedenborg, bei Gott, nicht so ganz von der Wahrheit abwich, wenn er mit Geistern in Verkehr zu stehen behauptete. Nahm er dieselben doch mit seinen Augen wahr, wie es bei unseren heutigen Seh-

*) Emanuel de Swedenborg, Préface (Paris 1864).

medien der Fall ist, pflegte er doch einen Umgang mit ihnen nach Art der heutigen Intuitions- oder Hörmedien ꝛc. und empfing schließlich Offenbarungen von ihnen, genau wie unsere Schreibmedien. Er war eben ein außerordentliches Medium wie Apollonius von Thana, Julian der Abtrünnige, St. Franciskus Xaverius, St. Alphons de Liguori ꝛc.

Enthalten nun seine Werke mit den Offenbarungen von Engeln wirklich die Wahrheit? Nein, und tausendmal nein. Ich habe es bereits gesagt und werde noch Gelegenheit nehmen, im Verlaufe meines Werkes mich gerade über diesen Punkt eingehender zu verbreiten — **daß man nicht den theologischen Auslassungen der Geister mehr Gehör leihen und Gewicht beilegen darf, als denen der lebenden Menschen.** Der hervorragende Wert des Verkehrs mit der unsichtbaren Welt besteht eben in etwas ganz anderem. Wenn wir alles das glauben sollten, was die Geister uns sagen, so müßten wir an Dinge glauben, die im größten Widerspruch unter sich stehen, was eben abgeschmackt ist.

§ 25. — Emanuel Swedenborg starb als Landesverwiesener zu London und zwar an dem Tage, welchen er vorhergesagt hatte, nämlich am 29. März 1772. Er hatte das hohe Alter von 84 Jahren erreicht und bis zu seinem letzten Atemzuge jene Geistesfrische und Erleuchtung bewahrt, deren er sich während seines Lebens erfreute. Fortgesetzt war er bemüht, die Wahrheit zu verbreiten, die ihm von den Engeln offenbart worden sein sollte.*)

Seine Lehren hatten anfangs nur wenige Anhänger. Im Jahre 1788 traten diese zu einer religiösen Versammlung in einem Tempel zu London zusammen und von jenem Tage an entstanden nach dem Vorbilde dieser Gesellschaft eine ganze Reihe von Vereinigungen. Bereits seit dem Jahre 1781 ent-

*) Matter, angeführtes Werk, Kap. XXIII.

faltete die von Clowes zu Manchester gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung der Werke Swedenborg's eine außerordentliche Thätigkeit. In kurzem stieg die Zahl der Swedenborgianer auf etwa 20 000, worunter allein etwa 7000 auf Manchester und etwa 6000 auf London entfielen. Eine weitere Gesellschaft zur Verbreitung der Swedenborg'schen Schriften trat 1810 zu London zusammen. In ganz Europa und hauptsächlich in England, den Niederlanden, sowie in der Schweiz beziffern sich die Anhänger dieser von Swedenborg selbst „die Kirche des neuen Jerusalems" bezeichneten „neuen Kirche" auf mehr als 100 000. In den Vereinigen Staaten leben gegenwärtig 7100 Swedenborgianer und die große Kirchenversammlung, welche im Jahre 1851 in London zusammentrat, stellte ihr Glaubensbekenntnis fest. Dieses umfaßt vorzugsweise die Grundlehren dieses besonderen Zweiges des spiritistischen Christentums.

§ 26. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als bereits der Glaube an Gott und seine Wunder zu schwinden begann, da nahm die Thätigkeit des menschlichen Verstandes, der natürlicherweise nach dem Wunderbaren haschte, eine ganz neue Richtung an, und man sah Männer sich mit großem Ruhm umgeben, welche, außerhalb jeder Religion stehend, die unerklärlichsten Wunder vollführten.

Zu diesen außerordentlichen Leuten gehört vor allem, wenn wir der Reihe nachgehen, wohl der Graf de Saint-Germain. Von ihm liefern uns Geschichte und Sagen nur unvollständige Angaben. Jener Graf von Saint-Germain war nur ein Pseudonym, das unser Held in Frankreich annahm. In Venedig legte er sich den Namen „Graf von Bellamye" bei und anderwärts hieß er der „Graf von Monferrat" u. s. w. Sein Geburtsort war von jeher ein Geheimnis und ist es auch immer geblieben, da er mit vollendeter Reinheit in gleicher Weise deutsch, englisch, französisch, italienisch und spanisch sprach. Ebenso unerklärlich und un-

bekannt war aber auch der Ursprung seiner ungeheueren und unerschöpflichen Reichtümer. Niemand kannte seinen Familiennamen, da man nicht die unbegründeten und in Widerspruch stehenden Redereien, welche in Betreff seiner Person im Umlauf waren, zu sammeln vermochte. Die heutige Kritik scheint übrigens dennoch festgestellt zu haben, daß er der wirkliche Sohn eines jüdischen Bankiers war und zur Mutter Maria Anna, die Witwe des Königs Karl II von Spanien hatte, welche nach dem Tode ihres Gemahls zu Bayonne in Zurückgezogenheit lebte.

Seine Offenkundigkeit datiert wirklich von dem Jahre 1750 an, als er in Paris erschien und am Hofe zugelassen wurde, woselbst damals die Madame de Pompadour regierte. Anfangs ragte er nur wegen seines Genies und der großen Beweglichkeit seines Geistes hervor. Als jedoch eines Tages die alte Gräfin von Gergy, deren Gemahl vor einem halben Jahrhundert Gesandter zu Venedig gewesen war, mit ihm bei Hofe zusammentraf, geriet sie fast bei seinem Anblick vor Erstaunen außer sich.

— Würden Sie die Güte haben, mir zu sagen — wandte sie sich an ihn — ob vielleicht Ihr Herr Vater um das Jahr 1770 sich zu Venedig aufgehalten hat?

— Nein, gnädige Frau, — war die bestimmte und ruhige Antwort des Grafen — es ist schon sehr lange her, daß ich meinen Vater verloren habe; ich war es selbst, der am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Venedig lebte. Zu jener Zeit war es für mich eine Ehre, Ihnen den Hof zu machen, und Sie waren so liebenswürdig, einige Barcarolen meiner eigenen Komposition für anmutig und graziös zu finden, welche wir dann öfters zusammen gesungen haben. — Und sodann begann er mehrere vertrauliche Einzelheiten ihres gemeinsamen Aufenthaltes in den venetianischen Staaten anzudeuten.

— Aber wie? — rief Frau de Gergy aus — der Graf von Saint-Germain, den ich zu Venedig kennen lernte, zählte

damals volle 45 Jahre: etwa wohl dasselbe Alter, in welchem Sie, mein Herr, stehen!

— Gnädige Frau — fügte der Graf lächelnd hinzu — ich bin sehr alt.

— Aber dann müßten Sie doch schon an die hundert Jahre alt sein.

— Höchst wahrscheinlich! —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das seltsame Ereignis in ganz Paris und wurde zum ständigen Tagesgespräch.

Der Graf von Saint-Germain war nach einer Beschreibung, welche uns von ihm die Chronique de l'Oeil de Boeuf aus dem Jahre 1750 giebt, von mittlerer Statur und eleganten Manieren, mit regelmäßigen Gesichtszügen, etwas gebräunter Hautfarbe und tief dunklen Haaren. Vorzüglich lag er der Oelmalerei ob und besaß die Kunst, seinen Gemälden einen eigentümlichen Glanz zu verleihen, was auf einem besonderen chemischen Geheimnisse beruhen sollte. Er begleitete auf dem Klavier aus dem Stegreif jedes beliebige Stück und man erzählte sogar, daß Rameau von seinen diesbezüglichen Leistungen ganz hingerissen sei.

Kam das Gespräch auf die alten Zeiten, so wußte der Graf von Saint-Germain von den verschiedenen Vorkommnissen mit einer solchen historischen Vollendetheit und selbst die geringsten Einzelheiten zu berichten, als ob er schon bei jenen von ihm erwähnten Ereignissen aus frühester Zeit gegenwärtig gewesen wäre.

— Ist es wahr? — fragte ihn einstmals Ludwig XV — daß sich Euer Alter auf mehrere Jahrhunderte beläuft?

Sire — antwortete ihm dieser — manchmal möchte ich es nicht jemanden glauben lassen, sondern nur glauben lassen, daß ich schon in den ältesten Zeiten gelebt habe.

— Und was ist die Wahrheit, Herr Graf? Verschiedene Personen, welche Sie bereits unter der Regierung meines

Großvaters gekannt haben, versichern, daß Sie schon weit mehr als 100 Jahre zählen. —

— Das dürfte noch nicht einmal ein außerordentliches Alter heißen. Im nördlichen Europa kannte ich Leute im Alter von 160 Jahren.

— Allein, was am meisten unerklärlich ist, das ist das jugendliche Aussehen, dessen Sie sich erfreuen, Herr Graf. —

Es bat Ludwig XV alsdann den Grafen, ihm von Franz I und seinem Hofe zu erzählen. Und der Graf kam dieser Aufforderung nach und berichtete alles mit solcher Genauigkeit, daß der König ein über das andere Mal erstaunt ausrief: — Meiner Treu, es scheint, als ob er selbst zugegen gewesen sei!! —

In ungebundener heiterer Tischgesellschaft, von welcher der Graf sich nicht zurückzog, bekannte er denn gerne seinen Freunden, daß er weit mehr denn zweitausend Jahre alt sei, und auch selbst in weniger vertrauten Kreisen spielte er zeitweise auf dieses Alter an. Der Chronist des Oeil de Boeuf berichtet uns, daß er eines Tages, als er bei dem Herzog von Richelieu zu Tische geladen war, sich an seinen Diener wandte und ihn betreffs eines sehr alten Ereignisses befragte.

— Ich kann mich nicht mehr entsinnen, antwortete dieser. Sie vergessen, Herr Graf, daß ich bei Ew. Gnaden doch nur seit erst 500 Jahren in Diensten stehe.

Es verdient erwähnt zu werden, daß der Diener nicht weniger geistreich war als sein Herr.

In der bereits erwähnten Chronik heißt es ferner: „In dem Hause, welches von dem Grafen Saint-Germain bewohnt wird, tragen sich seltsame Dinge zu, welche bei dem Publikum in gleicher Weise Entsetzen wie Neugier hervorrufen. Selbst starke Geister, welche ihn in seiner Behausung aufgesucht hatten, haben ihn Dinge ausführen sehen, die jegliche menschliche Kraft übersteigen. Für diejenigen, welche so kühn

sind, dergleichen schauerliche Erscheinungen zu begehren, ist er gern bereit, Geister zu beschwören. Bisweilen läßt er auf gewisse Fragen über die Zukunft von unterirdischen Stimmen Antwort erteilen, die man laut und sehr vernehmlich hören kann, wenn man das Ohr auf den Fußboden eines geheimnisvollen Zimmers legt, das nur zu dem Zweck betreten wird, um die Antworten des Orakels in Empfang zu nehmen. Viele von diesen Voraussagungen sind, wie man behauptet auch wirklich ganz genau eingetroffen, und der Verkehr des Grafen Saint-Germain mit jener anderen Welt ist infolgedessen für viele eine unerschütterliche Wahrheit geworden."

In einer Studie über den Grafen Saint-Germain stellt Dr. Boehnke-Reich*) es als ganz feststehend hin und gründet sich dabei auf das Zeugnis von zeitgenössischen Schriftstellern daß unser Held dem Könige Ludwig XV einen Zauberspiegel vorgehalten habe, worin dann dieser das Geschick seiner Kinder erblickt hätte. Der König soll aber entsetzt zurückgeprallt sein, als er in dem Spiegel die Gestalt des Dauphins gewahrte, das Haupt vom Rumpfe getrennt.

Obschon niemand die Besitztümer des Grafen kannte, noch seine Einkünfte oder seine Bankiers, so waren doch, wie bereits erwähnt, die Geldeinkünfte des Grafen unerschöpflich. Vor allem besaß er eine Unmenge der kostbarsten Diamanten und andere Edelsteine, die er sowohl zum eigenen Schmuck verwandte, als auch reichlich mit großer Freigebigkeit an andere verschenkte.

Eines Tages verschwand der Graf von Paris. Im Jahre 1769 tauchte er jedoch wieder in dem kleinen Staate Anspach als ein ungarischer Graf unter dem Namen Zaresti auf. Er reiste dann in Italien und später in Dänemark umher, kam 1782 nach Hessen-Kassel. Französische Reisende, welche ihn damals sahen, erkannten ihn wieder und fanden ihn genau

*) „Das neue Blatt", Nr. 52, 1894.

so unverändert wieder, wie er vor 32 Jahren zu Versailles erschienen war. Im Jahre 1784 starb dann schließlich der Zweitausendjährige zu Schleswig.

Ein außerordentlicher Mann war gewißlich de Saint-Germain. Dagegen ist wohl zweifelsohne der größte Teil jener Wunder, welche man ihm nachrühmt, nicht auf übernatürliche Ursache zurückzuführen. Eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, großes positives Wissen, Scharfsinn und ein starker unbeugsamer Wille genügen hinreichend, eine Erklärung für jene seltsamen Vorkommnisse in dem Leben des Grafen zu bieten. Allenfalls mischte sich in sein Wesen noch eine harmlose fixe Idee, andere glauben zu lassen, daß er ein überirdisches Wesen sei, wofür der Grund vielleicht lediglich in dem ängstlichen Geheimhalten seines unehelichen Ursprunges zu suchen ist.

§ 27. — Weit mehr verbürgt sind die seltsamen Berichte über Cagliostro.

Obschon im zweiten Teil seines Lebens es an echten und unparteiischen Zeugnissen wahrlich nicht gebricht, so müssen wir uns doch, was die andere Hälfte anbetrifft, als nämlich unser Wunderthäter noch nicht zu einer großen Berühmtheit geworden war, fast ausschließlich an die Akten des Prozesses halten, welchen das Sanctum officium zu Rom gegen ihn angestrengt hatte. Es ist jenes Aktenmaterial von Priestern zusammengestellt worden, welche darin einen entsetzlichen Haß gegen die Freimaurerei an den Tag legten und augenscheinlich geneigt waren, zu jedem Mittel ihre Zuflucht zu nehmen, um das arme Opfer ihres Hasses in ganz Europa in jeglicher Beziehung in den Staub herabzuziehen. Eine vollkommen unparteiische Lebensgeschichte Cagliostro's, die weder von dem Gift und der Galle seiner zahlreichen Feinde durchtränkt ist, noch die wohlwollende Feder seiner Anhänger verrät, ist meines Wissens noch nicht im Drucke erschienen und wird wohl auch schwerlich veröffentlicht werden.

Sollte eine solche jedoch einmal erscheinen, so dürfte sie der Menschheit vielleicht noch manche Überraschungen bereiten.

Sehr wenig Glauben verdienen übrigens die Aufzeichnungen über sein erstes Auftreten, wie man sie in einem bei der Apostolischen Kammer gedruckten Werke vorfindet, das den Titel führt: „Die Lebensbeschreibung des Joseph Balsamo, bekannt unter dem Namen Graf von Cagliostro, nach einem Auszug aus dem gegen ihn zu Rom im Jahre 1790 eingeleiteten Prozeß.“*)

Wenn wir uns nun an diese Lesart halten, so wäre der große Wundermann am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren worden. Seine Eltern, Pietro Balsamo und Felicita Braconieri, waren ehrenhafte Kaufleute, die nicht wenig Zeit auf die Erziehung ihres Josephs verwandten. Dieser sollte jedoch sehr bald einen Beweis von seinem schlechten Charakter an den Tag legen, indem er einen jüdischen Juwelenhändler, namens Marano, in schändlicher Weise prellte. Von demselben ließ er sich 60 Unzen Gold geben, um damit eine Beschwörung vorzunehmen, wodurch er seitens der Geister in Besitz von ungeheueren Schätzen gelangen wollte. Als der geprellte Juwelenhändler nun in die Höhle eindrang, woselbst er große Reichtümer angehäuft finden sollte, da empfingen ihn drei Gauner mit großen Knütteln und schlugen derart auf ihn ein, daß er schwer verletzt zu Boden stürzte. Wie die Sache ruchbar wurde, floh Joseph Balsamo von Palermo nach Messina; doch ist es immerhin bemerkenswert, daß, als Cagliostro im Jahre 1773 nach Palermo zurückkehrte, Marano ihn verhaften ließ. Indes sollte Balsamo sonderbarer Weise freigesprochen werden. Das Sanctum officium fügte auch hier, wie in so vielen Fällen die Bemerkung hinzu: »infolge Einmischung einer hohen Persönlichkeit.« Wer dieselbe jedoch gewesen ist, blieb immer unbekannt.

*) Von diesem Werk erschien eine französische Übersetzung zu Paris und Straßburg im Jahre 1791.

Zu Messina legte sich Balsamo den Namen Cagliostro bei, welcher eigentlich der seiner Tante war, die daselbst vor nicht allzu langer Zeit ihr Leben beschlossen hatte. Auch gab er sich fortan für einen Grafen aus. Hierauf sollte er denn mit einem Orientalen, namens Altotas, bekannt werden, der Magier, Chemiker, Arzt und Kaufmann alles zusammen war. Dieser wurde nun in gewisser Beziehung sein Lehrer in den Zauberkünsten. Als er eines Tages mit Altotas in ein Gespräch vertieft war, hielt dieser, der anscheinend das ‚zweite Gesicht' hatte, plötzlich in seiner Rede inne und wandte sich an seinen jugendlichen Genossen: „Eile, was du kannst, nach deinem Gasthaus; ein Mann ist dort in dein Zimmer eingebrochen und will dir die 37 Unzen Gold stehlen, welche du in deinem Felleisen aufbewahrst." Balsamo ließ sich das nicht zweimal sagen; spornstreichs eilte er dem Gasthofe zu, woselbst er einen Mann aus Piemont noch auf frischer That ertappte, wie er den Wandschrank erbrach und im Begriff war, das wertvolle Felleisen mit sich zu führen. Es gelang ihm, dem frechen Einbrecher das geraubte Gut zu entreißen und ihn der Polizei zu übergeben.

Cagliostro begleitete auch Altotas nach Egypten, woselbst er einige glückliche Unternehmungen ausführte. Obgleich er dort der Sorgen um das materielle Wohl nicht ganz enthoben war, so ließ sich der Jüngling dennoch in die Geheimnisse der orientalischen Magie einweihen.

Auf ihrer Rückreise legten sie in Malta an, woselbst sie den Wahn des Wunderbaren ausgebeutet haben sollten, sodaß Pintus, der Großmeister des Malteser Ordens, davon ganz eingenommen war. Hier trennte sich Altotas von Cagliostro, der verschiedene Städte Süditaliens durchwanderte und schließlich auch nach Rom kam. In Rom lernte er ein reizendes junges Fräulein kennen, Lorenza Feliciani, die Tochter eines Kupferschmiedes; er verliebte sich in dieselbe,

erkor sie zu seiner Lebensgefährtin und führte sie auch als Gattin heim.

Aus der ewigen Stadt der sieben Hügel mußte nun Cagliostro mit seinem geliebten Weibe fliehen, da er nach einem Befehle des Inquisitionsgerichtes mit Gefängnis bedroht wurde. So nach Bergamo gelangt, begab er sich von dort nach Spanien, Portugal und London, indem er stets von Betrügereien lebte und Handel mit seiner Frau trieb. Als er darauf nochmals nach Frankreich und Italien gereist war und sich durch mannigfache neue Betrügereien berühmt gemacht hatte, kehrte Cagliostro schließlich nach London zurück.

§ 28. — Bei diesem Punkte tritt sein Leben aus der fabelhaften Periode heraus und beginnt historisch zu werden, da ja seine Unternehmungen als Zauberer und Freimaurer derart die Blicke der ganzen Welt auf ihn lenkten, daß über ihn noch vorhandene Berichte auf einer mehr historischen Grundlage entstanden, als jene ungenauen und gefärbten des hl. Offiziums.

Daß sein Vorleben nicht derartig gewesen war, wie man behauptete, scheint mir dennoch mehr als wahrscheinlich. Und das schwerste Dokument, welches gegen Cagliostro ins Feld zu führen ist, liegt in seiner eigenen Selbstverteidigung, die er schrieb, als er sich wegen der berüchtigten Halsbandgeschichte im Gefängnis befand.

In dieser seiner Apologie erkennt er selbst zu, daß er sich abwechselnd als einen „Grafen von Harat, Grafen Phönix und Marquis von Anna" ausgegeben habe, und berichtet verschiedene Vorfälle aus seinem Leben. Seinen Ursprung jedoch suchte er zu verbergen und brachte eine außerordentliche Geschichte vor, welche würdig wäre, in ‚Tausend und eine Nacht' eingereiht zu werden und nach der ihm niemals bekannt geworden wäre, wer die Seinigen waren. Seine Kindheit hätte er zu Medina in Arabien und zwar in einem Palaste des Mufti verbracht. Er habe hier einen Hofmeister namens Altotas und drei Diener um sich gehabt, einen

weißen und zwei schwarze u. s. w. Aber wozu alle diese Fabeln, wenn sie nicht seine zahlreichen Gaunereien verdecken sollten?

Auf jeden Fall muß zugegeben werden, daß, sobald wir glaubwürdige Urkunden über Cagliostro in Händen haben, wir fast ganz den Abenteurer in ihm verschwinden sehen, an dessen Stelle dann ein wahrhaft außerordentlicher Mann tritt. Zu London wollte unser Held eine geheime Wissenschaft am Fuße der Pyramiden kennen gelernt haben; er begann einen neuen Freimaurer-Orden zu begründen „nach egyptischem Ritus" und nannte sich den Groß-Kophta*) derselben.

So trat denn der Graf von Cagliostro unter die Zahl der Wunderthäter. In Kurland, wohin er sich von England aus begeben hatte, war er der Anziehungspunkt der ganzen Einwohnerschaft. Der Adel war so begeistert von ihm, daß, wenn man dem Inquisitionsbericht Glauben schenken darf, die glühendsten Anhänger ihm angeboten hatten, den regierenden Herzog vom Throne zu stoßen und sich an seiner Statt zu setzen.

Er begab sich darauf nach Petersburg, und zwar unter dem Namen eines „Grafen von Phönix", woselbst er auch die wunderbarsten Heilungen vollzog. Man sagt, daß er später von der Kaiserin Katharina vertrieben worden sei, deren Liebhaber, Fürst Potjómkin, sich sterblich in seine hübsche Lorenza verliebt hatte.

Cagliostro kam am 13. September 1780 nach Straßburg, und da er es verstanden hatte, vorher großen Lärm und besetzt von einer zu machen, so konnte er dort eines enthusiastischen Empfanges gewiß sein. Die Straßen waren dicht Geschrei von sich zahllosen Menschenmenge, welche sich in Begeisterung, den großen Wundermann nun endlich von

*) Man vergl. das gleichnamige Lustspiel Goethe's, eine Geißelung Cagliostro's. — Der Übersetzer.

Angesicht kennen zu lernen, dicht an seinen Wagen herandrängte, so daß es nur mit vieler Mühe gelang, den Wagen Cagliostro's durch den nach vielen tausend Köpfen zählenden Volksauflauf hindurch gelangen zu lassen. An dem Abend desselben Tages dann hatte Cagliostro die angesehensten Männer der Stadt mit ihren Damen zu einem üppigen Festgelage zu sich gebeten. Es wurde hier eine „spiritistische Sitzung," wie wir es heute nennen würden, arrangiert, und zwar legte hierbei Cagliostro einen glänzenden Beweis seiner Mediumschaft des Schauens im Wasserglase ab, worin er sich nämlich ganz besonders auszeichnete. An jenem Tage feierte unser Held einen wahren Triumph.

Cagliostro lebte drei Jahre in der elsässischen Hauptstadt, als eine gesuchte und gefeierte Persönlichkeit der ersten Spitzen der Behörde und der Aristokratie, der Wissenschaft wie der Kirche.

Gegen Mitte des Jahres 1783 unternahm er eine kleine Reise nach Italien, später wohnte er eine zeitlang in Bordeaux, um sich schließlich nach Paris zu begeben. Paris sollte dann der Hauptpunkt seiner Thätigkeit werden. Wunderbare Kuren wechselten mit spiritistischen Sitzungen ab, und stets war er darauf bedacht, die richtige Propaganda für seine egyptische Freimaurerloge zu machen. Der Ruhm Cagliostro's reichte nun bis zu den Sternen.

Bei diesem Punkte sollte ihn die unglückliche Intrigue mit dem Halsband der Königin treffen. Ich vermag hier nicht der glänzenden Feder eines Dumas die Sorgfalt abzusprechen, womit er diesen Punkt in seiner Erzählung behandelt.

Erinnert sei hier nur daran, daß es einer Bande von Spitzbuben gelungen war, bei dem Goldschmied Bohemer einzudringen und dort ein Halsband, mit zahlreichen Diamanten besetzt, im Werte von etwa einer halben Million Franken zu entwenden, und zwar unter dem Vorwande, daß Marie

Antoinette, welche dasselbe leidenschaftlich zu besitzen wünschte und es nicht wagte, zu jener Zeit der Teurung und des Elendes, das Kollier offen zu erwerben, den Cardinal von Rohan damit beauftragt hätte, es ihr auf diese Weise zu verschaffen. Der Cardinal fiel auch, gutmütig wie er war, in die Schlinge, und besonders durch den Umstand, daß ihm die Geister, welche er darüber vermittelst Cagliostro befragt hatte, gesagt hatten, daß alles gut abgehen würde. Als die Herrscherin und der jüdische Juwelier schließlich dahinter kamen, wurde der Schurkenstreich offenbar. Es entstand ein fürchterlicher Skandal, und es gelang, fast sämtlicher Schuldigen habhaft zu werden. Allein mit diesen wurden Männer, die obwohl sie Zauberei getrieben hatten, indes sonst ganz unschuldig dabei waren, wie der Cardinal Rohan und Cagliostro, von den Häschern ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Der Kardinal und der Wunderthäter wurden übrigens in dem berühmten Prozesse vom 30. August 1786 freigesprochen. Das Volk begleitete den Grafen von Cagliostro nach seiner Wohnung unter enthusiastischen Zurufen; doch verbot ihm die königliche Regierung, fernerhin in der Hauptstadt zu leben.

Der Graf ging nach Passy bei Paris und von dort nach London, woselbst er seinen „Offenen Brief an das französische Volk" veröffentlichte, der großen Staub aufwirbelte. Derselbe enthielt folgende Stelle: „Il régnera en France un prince qui abolira les lettres de cachet, convoquera les États généraux et rétablira la vraie religion . . . La Bastille sera détruite de fond en comble et le sol sur lequel elle s'élève deviendra un lieu de promenade." Als solche Dinge sich nun wirklich in Frankreich zutrugen, da sollten sich die Franzosen mit Erstaunen dieser Worte erinnern. Man wollte eine Vorhersagung darin ersehen, obschon es nur ein einfaches Vorgesicht war.

§ 29. — Im Jahre 1789 hatte der Graf Cagliostro die Kühnheit, sich nach Rom zu begeben, um in der feindlichen

Stadtveste eine Sitzung seiner egyptischen Freimaurerloge abzuhalten. Ein Spion verriet ihn indes, und er wurde festgenommen. Dies geschah am 27. September. Es war nicht angängig ihm wegen der verschiedenen Gaunereien, die er in der ersten Hälfte seiner abenteuerlichen Laufbahn begangen haben sollte, den Prozeß zu machen, da er alle diese Verbrechen in anderen Staaten begangen hatte und auch weil dieselben schon längst der Verjährung anheimgefallen waren. Wenn daher das Sanctum Officium dieselben dennoch sammelte, sie erweiterte und mit großem Fleiß noch mehr hinzufügte, so geschah dies nur aus dem Grunde, weil den Jesuiten immer sehr wohl das Sprichwort bekannt war: „Wenn man seinen Hund umbringen will, so läßt sich sehr leicht sagen, er sei wasserscheu." Daher machte man Cagliostro als Freimaurer und Zauberer den Prozeß. Die Bulle Papst Clemens' XII unterm 14. Januar 1739 sagte deutlich genug: „Es ist bei Todesstrafe verboten, ohne Hoffnung auf irgend welche Verzeihung, Vereinigungen von Freimaurern beizuwohnen oder an dergleichen gemeingefährlichen und der Ketzerei so sehr verdächtigen Versammlungen und Sitzungen teilzunehmen." Benedikt XIV hatte dann auch im Jahre 1751 die Wirkungen dieser Bulle noch weiter ausgedehnt. Dieser traurige Beschluß ließ die größten fortwährenden Klagen unter den Freimaurern laut werden, da man es wagte, die Freiheit ihrer Versammlung, ihrer Organisation, ihrer Propaganda anzugreifen.

Nachdem endlich im März 1791 die lange Voruntersuchung — also nach anderthalb Jahren — beendet war, wurde der Groß-Kophta zu lebenslänglichem Kerker verurteilt und von der Citadelle von St. Leo, in welcher er bisher eingeschlossen war, in jene von Urbino verbracht. Seine Zelle führt auch heute noch den Namen die Cagliostro'sche; diese befindet sich im Mittelpunkte des Turmes im zweiten Stock nach Süden hin. Heutigen Tages gelangt man dorthin durch ein kleines Seiten-

pförtchen, das zu jener Zeit, wovon die Rede ist, indes noch nicht vorhanden war. Der Gefangene wurde dorthin durch eine Fallthür heruntergelassen, deren Spuren heute noch zu finden sind. Von dort aus wurde ihm auch die Nahrung gereicht, sowie für die Reinlichkeit seiner Zelle gesorgt. Der ganze Umfang der viereckigen Zelle maß gerade 3,27 m in der Breite und 3 m in der Länge. Die Höhe derselben betrug ebenfalls 3 m. Das Licht fiel durch ein rechtwinkeliges Fensterchen, das nur 0,63 m hoch und 0,42 m breit war und vor welchem sich drei schwere Eisenstäbe befanden.

Es irrt demnach Figuier, wenn er Cagliostro in dem Schlosse Saint Angelo sterben läßt und hinzufügt: „De quelle mort et à quel moment? C'est ce que nul n'a jamais pu dire.*) Vollkommen klar berichtet uns dies ein Auszug aus dem Register des erzpriesterlichen Archivs von St. Leo:

„So geschehen im Jahre des Herrn 1795, am 20. Tage des Monats August:

„Joseph Balsamus, der unter dem Namen Graf von Cagliostro bekannt ist, aus Palermo gebürtig und Christ nach der hl. Taufe, nach seinen Lehren aber ein Ungläubiger und großer Ketzer, berüchtigt wegen seines schlechten Rufes und da er in den verschiedensten Teilen von Europa seine gottlosen Grundsätze der egyptischen Sekte ausgebreitet hat, zu deren Marktschreier er sich gemacht hatte und durch die er sich eine ungeheuere und fast zahllose Menge von Anhängern zu verschaffen wußte, wobei er sich dann stets vermittelst seiner betrügerischen Kunst selbst aus den gefährlichsten Lebenslagen herauszuwinden und unbeschadet seiner Person durchzuhelfen wußte, ist schließlich durch den Urteilsspruch des hl. Inquisitions-Gerichtes (in Erwartung seiner Reue und Besserung) zu lebenslänglichem Gefängnis in der Citadelle dieser Stadt begnadigt worden. Nachdem er mit steter Hartnäckigkeit

*) Histoire du merveilleux, Band IV, Kap. 6.

alle Beschwerlichkeiten der Kerkerhaft vier lange Jahre, vier Monate und fünf Tage lang ertragen hatte, wurde er am letzten Tage von einem heftigen Schlaganfall betroffen; ohne irgend wie ein Zeichen von Reue zu äußern, halsstarrig und ohne zu bereuen, starb er unbeweint außerhalb des Schooßes der hl. katholischen Kirche im Alter von 52 Jahren, 2 Monaten und 18 Tagen.

„Unglücklich war seine Geburt, noch unglücklicher sein ganzes Leben, und am unglücklichsten sein Übergang in die andere Welt, welcher am 20. Tage im Monat August erwähnten Jahres eintrat, um drei Uhr nach Mitternacht. An demselben Tage wurden öffentliche Gebete angeordnet, damit sich der mitleidsvolle Gott gnädiglich des Werkes seiner Hände annähme.

„Ihm als dem aus der Kirche exkommunizierten, reuelosen Erzketzer wurde natürlich eine christliche Beerdigung versagt.

„Der Leichnam wurde auf dem Rande des Felsabhanges verscharrt, und zwar mit dem Gesichte nach Westen hin und fast in gleicher Entfernung von den beiden für die Schildwache bestimmten kleinen Citadellen, welche gemeiniglich unter dem Namen: „das Palazzetto" und „das Casino" bekannt sind, auf dem der würdigen apostolischen Kammer gehörigen Terrain.

„Für die Richtigkeit bürgt
Ludwig Marini, Erzpriester,
eigenhändig."

Figuier giebt ferner zu verstehen, daß man Cagliostro an einem sehr gelegen eingetretenen Schlaganfall habe sterben lassen, da ja kurze Zeit nach seinem Tode in den Kirchenstaat die ersten französischen Bataillone eingedrungen seien, deren Offiziere sich bald besorgt nach dem Gefangenen erkundigten, um ihm vielleicht eine ähnliche Huldigung zuteil werden zu lassen, wie sie ihm schon einmal die Bewohner von Paris

nach jenem Prozeß mit dem Halsband bereiteten. Man erwiderte ihnen, daß der Graf soeben den letzten Atemzug gethan hätte. Doch hätte man wohl schwerlich jenen schrecklichen Verdacht erheben können, ohne einen unerschütterlichen Grund dafür zu haben, umsomehr einem Beschlusse gegenüber, der schon mit vielen anderen schweren Verbrechen das Gewissen belastet hatte.

Jedenfalls ist es ein nicht zu unterschätzender Umstand (der meiner Ansicht nach bisher noch nicht genügend hervorgehoben und beachtet worden ist), womit uns der obige Bericht von seinem Tode an die Hand geht. Die Worte: „in Erwartung seiner Reue und Besserung zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt", sowohl als auch der Satz: „nachdem er mit steter Hartnäckigkeit alle Beschwerlichkeiten der Kerkerhaft ertragen hatte," sind nur zu verstehen, wenn man annimmt, daß die Inquisition Cagliostro im geheimen wenigstens die Freiheit zugesichert hatte, sobald er öffentlich sich von seinen Ideen losgesagt habe. Dies würde natürlich der allein seligmachenden Kirche lieber gewesen sein, als die Gefangenschaft des „Großkophta's." Dieser jedoch wies heldenhaft das Anerbieten zurück und zog selbst die harte Kerkerhaft und den Tod einer Gnade vor, die er um diesen Preis erlangen sollte.

Ein schöner Tod heiligt das ganze Leben.

§ 30. — Was wir bisher von diesem seltsamen Manne erwähnt haben, ist sozusagen nur seine Chronik, der wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwandten. Allein er verdient auch noch andererseits einer eingehenderen Beschäftigung.

Lassen wird daher das folgen, was von ihm ein Geschichtsschreiber seiner Zeit sagt:

„Er ist ein Doktor, in der kabbalistischen Kunst eingeweiht, und zwar in jenen Teil derselben, welche den Verkehr mit den Elementargeistern, sowie ferner mit den Verstorbenen und den abwesenden Personen ermöglicht. Er ist

ein Rosen-Kreuzer, dem alle menschliche Wissenschaft zu eigen und auch das Geheimnis der Umwandlung der Metalle und hauptsächlich der Goldmacherei bekannt ist. Er ist ein äußerst wohlthätiger Sylphe, welcher die Armen umsonst heilt und für nur wenig Entgelt die Unsterblichkeit den Reichen verkauft und auf seinen weiten Reisen die ungeheuersten Entfernungen in denkbar kürzestem Zeitraum durcheilt." *)

Und der Verfasser der Lettres sur la Suisse, welcher ihn in seinem Werke einiger Worte würdigt, schreibt: „Man weiß nicht woher er kommt, noch wer er ist, noch wohin er geht. Geliebt und geachtet . . . . . erblickte er seine Lebensaufgabe darin, die Kranken zu besuchen und hauptsächlich die Armen, indem er ihnen durch seine Mittel Hülfe zu teil werden ließ, die er stets unentgeltlich abgab, nicht minder aber auch mit seiner Geldbörse, um ihnen Lebensunterhalt zu gewähren. Er selbst aß sehr wenig und nährte sich fast ausschließlich von Suppenbrei. Niemals legte er sich zu Bett und ruhte nur höchstens zwei bis drei Stunden auf einem Sopha."

Wie dem Grafen von St. Germain, so rühmte man auch Cagliostro ein Mittel nach, ein Lebens-Elixir, womit man auf unbestimmte Zeit sein Dasein verlängern könne. Übrigens sollte Cagliostro, wenn wir einigen seiner Historiker glauben sollen, auch behauptet haben, und zwar wohl weit ernsthafter, als es St. Germain that, — daß er Gott weiß wie viele Jahrhunderte seines Lebens zähle. So brach er einmal vor der „Kreuzabnahme" Jouvenet's in heftige Thränen aus. Als ihn dann der Cardinal Richelieu fragte, was ihn dabei so heftig ergreife, antwortete er, daß er sehr gut Christus gekannt habe und sogar in Palästina ein Freund von ihm gewesen wäre! . . .

Wo Cagliostro in die Geheimwissenschaften eingeweiht

*) Tableau mouvant de Paris Bd. II, S. 307.

worden ist, läßt sich nur sehr schwer feststellen. Ein sehr unglaubwürdiger Geschichtsschreiber*) behauptete, daß Cagliostro und Lorenza vom Grafen St. Germain in Holstein mit den Geheimwissenschaften bekannt geworden wären, und erzählt uns langes und breites über die Einweihungen, die romantische Narreteien seien, „à faire dormir debout.“ Eine englische Korrespondenz, welche der Verleger Treutel zu Straßburg im Jahre 1788 herausgab, liefert uns eine, wenn auch nichts weniger als poetische, so doch höchst wahrscheinliche Erklärung, wie Cagliostro auf den Gedanken verfiel, eine egyptische Freimaurerloge zu begründen:

„Vertraut mit den Geheimnissen der Freimaurerei, ließ er nicht nach während seines ganzen Aufenthaltes in London die verschiedenen Logen häufig zu besuchen. Als er kurze Zeit darnach dieser Stadt den Rücken wenden wollte, erwarb er bei einem Buchhändler ein Manuskript, das einem gewissen George Goston gehört zu haben scheint, der ihm jedoch völlig unbekannt war. Dasselbe behandelt die egyptische Freimaurerei, jedoch nach einem System, welches zu sehr der Zauberei und dem Aberglauben huldigte. Er nahm sich daher vor, auf dieser Grundlage einen neuen Ritus zu begründen, indem er seinen Worten zufolge alles das ausmerzte, was irgendwie als gottlos hätte aufgefaßt werden können: nämlich die Zauberei und den Aberglauben. Dieses System wurde in der That begründet, und zwar hat sich der Ritus, dessen Gründer er ist, in allen Weltteilen ausgebreitet und seinem Stifter die erstaunlichste Berühmtheit verschafft.“

Gewiß war die Freimaurerei eines Cagliostro nicht dieselbe wie heute, sondern eine ganz transzendentale, deren Gebräuche etwas übernatürlich waren, wie in dem Speisesaal von St. Graal, „woselbst man Geister und Dämonen sah und

*) Mémoires authentiques pour servir à l'histoire du comte de Cagliostro, 1785.

wo auch der Geist der Adepten auf magische Weise von dem Planeten des Elends, auf dem wir leben, hinweggerissen wurde"*). Die Sache scheint sogar aus den Zeremonien der Einweihung bei den egyptischen Logen hervorzugehen, welche uns von dem zeitgenössischen Verfasser der Vie de Cagliostro (Kap. 3, S. 134—135) überliefert werden.

Die ärztlichen Heilungen Cagliostro's gehörten gewöhnlich zu jenen, die man heute als magnetische bezeichnet und welche die Gelehrten ohne Unterschied der Suggestion zuschreiben. Er entfernte sich von dem Systeme Mesmer's, seines Zeitgenossen, indem er nicht seine Zuflucht zu Manipulationen, zu eisernen Ruthen und Kästen u. s. w. nahm. Er heilte einfach durch Berührung wie Fox, Greatrakes, Gassner und viele Heiligen. Manchmal wandte er auch verschiedene Elixire an, als er z. B. die Heilung des Fürsten von Soubise vornahm, die so großen Staub aufwirbelte, da derselbe von allen Ärzten aufgegeben war. Seine wunderbaren Heilungen wurden auch nicht von einem seiner Zeitgenossen bestritten. So schrieb einer derselben**): „Weit mehr als 15000 Krankheiten wurden von ihm kuriert. Selbst seine größten und gehässigsten Verläumder werfen ihm nur drei Kuren vor, wobei der Patient gestorben sei." Ebenso unleugbar jedoch ist auch die absolute Selbstlosigkeit, womit er seine Kuren ausführte. Wenigstens nahm er in Frankreich niemals weder von den Armen noch von den Reichen Geld für seine Kuren. Geld schien er überhaupt — und nicht wenig — von den Freimaurerlogen erhalten zu haben, ohne daß dies jedoch auch nur im mindesten als hinreichend erachtet werden könnte, um seinen großartigen Pomp und seine weitgehende Freigebigkeit zu erklären.

§ 31. — Die hervorragendste Besonderheit des Grafen von Cagliostro war in Betreff der psychischen Phänomene

*) Gouret, Personnages célèbres dans les rues de Paris, 1811, Band I, S. 260.

**) Lettres sur la Suisse.

seine „Mediumschaft des Schauens im Wasserglase", wovon bereits die Rede war.*) Diese Manifestationen vermochte er nur vermittelst eines Knabens oder eines Mädchens zu bewerkstelligen, denen er dann die Namen beilegte: „Täubchen oder Pflegekinder." Nach einigen Worten, die Cagliostro an sie richtete, um sie gleichsam erst für ihre Aufgabe zu weihen, mußten die Kinder vor einer Flasche aus Krystall, die mit Wasser angefüllt war, die Anrufungsformel nachsprechen. Darauf offenbarten sich die himmlischen Geister unverzüglich dem Blick der kleinen Medien, und diese konnten sodann in dem Krystall die Antworten auf die Fragen lesen, welche man den Engeln zuschrieb, wenngleich die Antwort nicht von einer geheimnisvollen intelligiblen Sprache verkündet wurde.

So erzählt ein Zeitgenosse Cagliostro's von einer Sitzung, welche der Magier am selben Abend seiner Ankunft in Straßburg abhielt.**)

„Es wurden in den Saal .... mehrere Knaben geführt und ebenso verschiedene Mädchen im Alter von 7—8 Jahren. Der Groß-Kophta wählte sich von jedem Geschlecht ein „Täubchen" aus, das ihm am intelligentesten erschien .. ... Auf einen runden Ebenholztisch stellte man sodann die Krystallflasche ... Hierauf legte der Groß-Kophta seine Hände den beiden Kindern auf die Augen und auf die Brust, indem er unter allgemeinem Stillschweigen sonderbare Zeichen vornahm ....

„Cagliostro forderte nun die Anwesenden auf, an die Kinder irgendwelche Fragen zu richten. Natürlich ließ sich diese Aufforderung gar mancher Zuschauer nicht zweimal sagen. So fragte denn eine Dame, was in diesem Augenblick ihre Mutter in Paris thäte. Die Antwort lautete, daß sie im Theater

*) Hauptsächlich Buch 6, Hauptst. 3, §§ 8–12.

**) Figuier, Histoire du Merveilleux, Band IV, Kap. 1.

sitze neben zwei alten Leutchen. — Eine andere wollte das Alter ihres Gemahls wissen. Da sie keine Antwort erhielt, so erscholl ein lautes, begeistertes Beifallsgeschrei, da nämlich jene Dame überhaupt nicht verheiratet war. Dadurch, daß dieser Versuch, einen Fallstrick zu legen, glänzend mißlungen war, unterblieb auch alles weitere derartige auf die Probe stellen. — Eine dritte Dame schließlich bot ein verschlossenes Briefchen dar. Das Kind las bald in der Flasche die Worte: „Ihr werdet es nicht erlangen.“ Man öffnete das Briefchen und fand darin die Frage gestellt, ob das, was die Frau für ihren Sohn erbeten hatte, ihr bewilligt werden würde. Auch diese wiederum richtige Antwort rief großes Erstaunen hervor.

„Ein Richter, welcher daran zweifelte, sandte im Geheimen sofort seinen Sohn nach Hause, um zu erfahren, womit sich in jenem Augenblicke seine Frau beschäftige. Bald darnach stellte er diese Frage an den Groß-Kophta. Die Krystallflasche ließ seltsamer Weise diesmal nichts ersehen; aber eine geheimnisvolle Stimme verkündete, daß die Dame mit zwei Nachbarinnen beim Kartenspiel säße. Diese sonderbare, aus der Luft kommende Stimme, die von keinem sichtbaren Organe herrühren konnte, hinterließ einen bedeutenden Eindruck auf einen großen Teil der Gesellschaft und versetzte sie gewaltig in Schrecken. Als nun der Sohn in das Zimmer trat, um die Echtheit des Orakels zu bestätigen, da verließen mehrere Damen, aufs tiefste bewegt und überrascht, ohne weiteres die Sitzung.“

Lassen wir nun die Berichterstattung einer anderen Sitzung folgen, welche Cagliostro in Kurland abhielt und einem ihm höchst feindlich gesinnten Historiker zu verdanken ist*):

„. . . er ließ in die Loge einen Knaben eintreten, das Söhnchen eines großen Herrn, und forderte dasselbe auf, vor

*) Lebensbeschreibung des Joseph Balsamus . . . Auszug aus den Akten des gegen ihn in Rom angestrengten Prozesses, Kap. 3.

einem Tisch niederzuknieen, auf dem sich eine Flasche mit reinem Wasser befand: alsdann nahm er mit demselben eine Beschwörung vor und legte ihm die Hände auf den Kopf. Beide wandten sich nun in dieser Stellung mit einem Gebete an Gott, daß er das Gelingen ihres Werkes segnen möge. Sodann befahl er dem Knaben, in die Flasche hinein zu sehen, und dieser rief sofort aus, daß er in dem Wasser einen Garten erblicke. Hieraus erkannte Cagliostro, daß der Himmel ihm beistände, und ermutigt befahl er nun dem Knaben, daß er Gott um die Gnade bitten möge, ihn den Erzengel Michael in der Flasche schauen zu lassen. Zuerst sagte nun der Knabe: — Ich sehe etwas weißes, ohne jedoch zu unterscheiden, was es ist. — Dann aber fing er an zu hüpfen und hin und her zu springen, wie ein Besessener, indem er dabei ausrief: — Ich sehe ein Kind gleich wie ich, das mir etwas engelhaft zu sein scheint. Und er gab eine Beschreibung davon gemäß jener Vorstellung, welche wir uns von den Engeln machen . . .

„Der Vater des Kindes drückte sodann den Wunsch aus, daß sein Sohn vermittelst der Flasche erfahren möchte, was in diesem Augenblick seine älteste Schwester mache. Dieselbe befand sich nämlich auf einem Landhause, etwa 15 Meilen von Mitau entfernt. Der Knabe antwortete, daß seine Schwester in jenem Augenblicke die Treppe hinaufsteige und einen anderen seiner Brüder umarme. Dieses schien den Anwesenden unmöglich zu sein, da dieser Bruder mehrere Hunderte von Meilen vom Aufenthaltsorte der Schwester entfernt wohnte. Cagliostro geriet nicht außer Fassung und verlangte, man möge doch einen Boten auf das Land schicken, um sich über diese Sache zu vergewissern. Nachdem ihm dann sämtliche Besucher die Hand geküßt hatten, schloß er die Loge unter den üblichen Ceremonien.

„Man sandte sogleich einen Boten aufs Land und mußte alsdann einsehen lernen, daß alles das, was der Knabe berichtet hatte, vollkommen auf Wahrheit beruhe. Der Jüngling war von

seiner Schwester umarmt worden, da er aus fremden Ländern zurückgekehrt war. Alle möglichen Huldigungen und die größte Bewunderung wurde daher Cagliostro und seiner Frau zuteil. Der Groß-Kophta hielt noch weitere Sitzungen nach seinem System ab und fuhr auch fort, mit der Wasserflasche und dem Knaben zu experimentieren. Eine Dame wünschte, daß das ‚Täubchen oder Pflegekind' einen Bruder von ihr sehen möge, der noch jung an Jahren bereits verstorben war, und der Knabe sah ihn thatsächlich . . . ."

Sogleich nach jener Geschichte mit dem Halsbande verließ Cagliostro Frankreich, und seine Anhänger, welche in diesem Lande zurückgeblieben waren, ließen ihn unter sich vermittelst der Wasserflasche erscheinen und unterhielten sich mit ihm (oder glaubten wenigstens sich mit ihm zu unterhalten), wie es aus den Briefen hervorgeht, die ihm von F . . . aus Lyon gesandt wurden und in die Hände der Inquisition fielen.

§ 32. — Es ist hier nicht der Ort, darüber zu diskutieren, welchen Anteil an diesen Phänomenen das Hellsehen des Mediums nimmt und in welcher Weise die Geister der Verstorbenen damit in Beziehung stehen.

Wir werden noch später uns damit zu befassen haben. Hier beschränke ich mich indes nur darauf, John Dee, jenen berühmten englischen Mathematiker, anzuführen, der um das Jahr 1600 lebte und einen lapis manifestationis, nämlich einen Krystall, als ein Heiligtum aufbewahrte. Mit seinem Medium Eduard Kelly lebte er dann eine Zeit lang am Hofe des deutschen Kaisers Rudolf II, jenes Günstlings jeglicher Art von Magie.*)

Auch werde ich zwei historische Anekdoten anführen, welche mit den oben erwähnten Erscheinungen im engsten Zusammenhange stehen.

Die erste entnehme ich einem Briefe, welchen die Herzogin

*) Karl Kiesewetter, John Dee, ein Spiritist des XVI. Jahrhunderts, Leipzig, 1893.

von Orleans in Marly unterm 16. Juni 1705*) geschrieben hatte:

„Herr de Louvois ist ein eifriger Gläubiger an Geisteroffenbarungen geworden, und zwar infolge nachstehenden Falles. Als er davon sprechen gehört hatte, daß ein gewisser Major die Fähigkeit besitze, mit Geistern vermittelst eines Wasserglases in Verbindung zu treten, hatte er zwar anfangs weidlich darüber gelacht, dann aber schließlich doch eingewilligt, wenigstens einem Versuche beizuwohnen. Er machte damals der Frau Dufrénoy den Hof und an demselben Morgen hatte er ihr, um einen Scherz zu machen, von dem Wandspiegel ein Armband von Smaragden hinweggenommen. Niemand hatte dies bemerkt, weshalb auch niemand etwas hiervon wußte.

„Sobald er seinen Possen ausgeführt hatte, begab er sich sofort zu dem mit dem Major verabredeten Stelldichein und richtete an das Kind, welches als Medium fungierte, die Frage, woran er in jenem Augenblicke gerade dächte. Nachdem nun dasselbe in das Wasserglas geschaut hatte, antwortete es, daß er an eine schöne Frau dächte, die so und so gekleidet wäre und in allen Ecken ihres Zimmers nach einem abhanden gekommenen Schmuckgegenstande suche.

„Herr Louvois wandte sich darauf an das Kind und sagte:

„— Frag doch, was sie sucht. —

„— Ein Armband mit Smaragden — war die Antwort.

„— In diesem Falle laß den Geist angeben, wer es denn genommen hat und wo sich dasselbe augenblicklich befindet. —

„Das Kind sah in das Wasserglas und begann zu lachen. Dann sagte es auf einmal:

„— Ich sehe einen Mann, der gerade so gekleidet ist wie Sie und der auch sonst im übrigen genau so aussieht wie

*) Gentleman's Magazine, London, Dezember 1888.

Sie. Er hat das Armband vom Toilettentisch weggenommen und hat es jetzt noch in der Tasche. —

„Bei diesen Worten wurde Herr de Louvois blaß wie eine Leiche, und seit jenem Tage an glaubte er während seines ganzen Lebens fest an einen Verkehr mit den Geistern, bis sich ihm selbst die schimmernden Pforten des Geisterreichs aufthaten."

Das nun nachfolgende wunderbare Ereignis findet sich in den Memoiren des berühmten Herzogs von Saint-Simon:

„Ich erinnere mich auch noch einer Sache, die er (der Herzog von Orleans) mir in dem Salon von Marly erzählte.

„Die Sery hatte in ihrem Haus ein Kind von acht bis zehn Jahren, das daselbst geboren und niemals herausgekommen war. Daher war dasselbe auch noch so einfältig und so unwissend, wie Kinder in jenem Alter bei derartiger Erziehung sind. Von den vielen Gaunerstückchen mit ihren sonderbaren Tricks, welche der Herzog von Orleans in seinem Leben angetroffen hatte, wurde ihm auch ein solches dargeboten, welches darin bestände, daß jemand in einem mit Wasser angefüllten Glase alles zu erschauen vermöchte, was er gerade gerne wissen wollte. Diese Person forderte irgend ein junges und unschuldiges Menschenkind auf, in das Glas hineinzuschauen. Es zeigte sich nun, daß das erwähnte Kind hierzu sehr geeignet erschien.

„Man amüsierte sich damit, in Erfahrung zu bringen, was zu jener Zeit an entfernten Orten geschähe, und das Kind sah in das Glas und berichtete sodann nach und nach, was es gesehen hatte. Jener Mann sprach mit leiser Stimme einige Worte in das Glas Wasser, und bald darauf sah das Kind hinein, und zwar stets mit großem Erfolg.

„Die Betrügereien, denen der Herzog von Orleans so oft zum Opfer gefallen war, ließen in ihm den Wunsch aufkommen, selbst eine Probe zu veranstalten, um sich der Richtigkeit des Experimentes zu versichern.

„Er gab daher jemandem seiner Hausbewohner einen geheimen Befehl, sich unverzüglich zu der Frau von Nancré zu begeben und zuzusehen, womit dieselbe im Augenblicke beschäftigt sei, wer zu Besuch bei ihr weile, wie das Zimmer beschaffen wäre, worin sie sich aufhalte u. s. w. — jedoch niemandem davon etwas mitzuteilen und ihm von alledem sogleich Bericht abzustatten. In einem Augenblicke war der Auftrag ausgeführt, ohne daß jemand es gewahr geworden und ohne daß das Kind aus dem Zimmer gegangen war. Sobald nun der Herzog von Orleans das erfuhr, wonach er auskundschaften ließ, befahl er dem Kinde, es möchte in dem Hause der Frau von Nancré sich noch weiter umsehen und ihm sodann mitteilen, was sich dort zutrage. Dieses erzählte nun haarklein alles, was es dort gesehen hatte, beschrieb leicht erkennbar die vom Herzog abgesandte Person, sowie den Saal, die Leute, die sich darin befanden, welchen Platz sie im Zimmer einnahmen; es gab ferner genau an, wer an zwei verschiedenen Tischen spielte und wer herumstand und sich unterhielt, die Möbel — kurz und gut — alles bis ins kleinste.

„Der Herzog sprach mit mir nicht oft von solchen Dingen, da ich mir die Freiheit nahm, meine Mißbilligung darüber zum Ausdruck zu bringen, ja sogar mir erlaubte, als er wieder anfing, von dergleichen zu erzählen, darüber zu lachen und ihm zu sagen, daß nach meiner Ansicht er besser nicht solchen Dingen Glauben beimessen und von solchen Scherzen fast außer sich geraten solle, besonders zu einer Zeit, da sein Kopf an wichtigere Dinge zu denken habe.

„‚Dies ist noch lange nicht alles', sagte er mir, ‚und ich habe Ihnen nur unter der Bedingung davon erzählt, daß ich auch meine Erzählung zu Ende führen darf'. Und ohne Zeit zu verlieren, berichtete er mir, daß er, ermutigt durch die genaue Wiedergabe alles dessen, was das Kind in dem Saale der Frau Nancré gesehen hatte, noch etwas von mehr Belang habe erfahren wollen, nämlich das, was sich bei dem Tode des

Königs zutragen werde, ohne gerade die Angabe der Zeit zu verlangen. Sogleich fragte er dann auch das Kind darnach, das doch niemals etwas von Verſailles gehört, noch jemand vom Hofe außer ſeiner Perſon geſehen hatte. Jenes beobachtete und erklärte dann nach und nach das, was es ſah, und gab eine genaue Beſchreibung von dem Zimmer des Königs zu Verſailles, ſowie von den Möbeln, die ſich in der That bei dem Tode des Königs daſelbſt befanden. Es beſchrieb auch ganz richtig den König, wie er in ſeinem Bette lag, und diejenigen, welche am Fuße des Bettes um den König herumſtanden oder ſich im Nebenzimmer befanden, ferner ein kleines Kind, das mit den Inſignien von Frau de Vendatour gehalten wurde, und um die herum lebhaftes Beifallrufen erſcholl, als man ſie bei Fräulein De Sery geſehen hatte. Es ließ ſodann ferner die Frau von Maintenon, die einfache Geſtalt von Fayon, die Herzogin von Orleans, die Herzogin und Fürſtin von Conti erkennen und ſtieß einen Freudenſchrei aus, als es die Herzogin von Orleans erblickte. Kurz, es gab alles zum Ausdruck, was es von Fürſten, hohen Herren, Vaſallen und Dienern ſah. Als das Kind geendigt hatte, fragte der Herzog von Orleans — überraſcht, weil es nicht den Erzbiſchof, den Herzog und die Herzogin von Burgund, ſowie den Herzog von Berri erwähnt hatte — ob es nicht noch andere Perſonen geſehen hätte, die es nicht beſchrieben habe. Das Mädchen antwortete beſtändig nein und wiederholte, was es geſehen hatte. Der Herzog von Orleans konnte ſich nicht den Fall erklären, und ſo ſehr er ſich darüber verwunderte und nach einem Grund ſuchte, gelang es ihm doch nicht, einen ſolchen ausfindig zu machen.

„Die Thatſachen lieferten ſpäter die Erklärung. Es war im Jahre 1706: alle vier ſtrotzten damals noch vor Geſundheit und alle vier ſtarben dennoch vor dem König. Ebenſo ſah das Kind den Erzbiſchof, den Herzog und den Prinz von Conti nicht. Dagegen bemerkte es die Söhne der beiden

letzten, den Herrn von Maine, dessen Söhne und den Grafen von Toulose . . . .

„Alles das hatte sich zu Paris in dem Hause der Freundin des Herzogs von Orleans in Gegenwart ihrer vertrautesten Bekannten am Tage vorher, an dem er es mir erzählte, zugetragen. Und ich habe die Sache so außerordentlich gefunden, daß ich sie wiedergegeben habe, nicht um sie zu bestätigen, sondern um sie zur Kenntnis zu bringen."

§ 33. — Der anmutige Prosaiker und Dichter Cazotte (1720—1792) kann als der letzte der Illuminaten betrachtet werden, welche die große französische Revolution vorausgesagt haben. Auch erzählte man von ihm, daß er mit der übersinnlichen Welt in Verkehr stände, Vorgesichte, Warnungsträume und Erscheinungen habe.*) Sein Name ist besonders an jene Vorhersagung geknüpft, die man ihm betreffs der Unruhen vom Jahre 1792 zuschreibt. Lassen wir das wesentliche folgen, das hierüber La Harpe berichtet:

„Es scheint mir erst gestern gewesen zu sein, als wir zu Anfang des Jahres 1780 uns bei einem unserer Mitbrüder der Akademie, einem angesehenen Herrn von großem Geiste, zu Tische befanden.**) Die Gesellschaft war zahlreich und bestand aus Leuten jeden Standes. Alle lachten, alle klatschten den Lichtern ihren Beifall, welche die Philosophie für jede Klasse entzündet hatte und wodurch nun eine Umwälzung bevorstand, die Frankreich zu einem Reich der Freiheit gestalten sollte.

„Nur ein einziger Gast sollte nicht an dieser allgemeinen Freude teilnehmen . . . . Dies war Cazotte, ein liebenswürdiger und origineller Herr. Er ergriff das Wort und sagte in ganz ernstem Tone:

„— Meine Herrschaften, seien Sie zufrieden: Sie werden

*) Siehe Souvenirs de la marquise de Créquy.

**) Der Herzog von Nivernais.

alle dieſe großen und glänzenden Tage der Revolution erleben, die Sie, wie es ſcheint, nicht ſchnell genug herbeiwünſchen können. Sie wiſſen, daß ich etwas prophetiſch veranlagt bin, ich wiederhole, daß Sie es ſelbſt ſehen werden. —

„Man erwidert mit bekannter Bequemlichkeit: — Man braucht nicht gerade ein Magier zu ſein, um das vorausſagen zu können.*)

„— Ach, wenn auch; allein man muß doch immerhin etwas ſein, um das vorausſagen zu können, was mir noch erübrigt, zu ſagen. Wiſſen Sie auch, was bei jener Revolution ſich Ihnen allen, die Sie hier ſitzen, zutragen wird? . . . .

„— Nun, wir werden es ja ſehen! — ſagte Condorcet in ſpöttiſchem Tone, — einem Philoſophen kann es ja nicht unangenehm ſein, mit einem Propheten zuſammen zu kommen. —

„— Sie, Herr von Condorcet, werden in großem Elend im Gefängnis Ihre Seele aushauchen. Sie werden Gift nehmen, um der Hinrichtung zu entgehen, Gift, das jene traurige Zeit jeden zwingen wird, ſtets bei ſich zu führen. —

„Eine große Überraſchung brachte eine ſolche Äußerung natürlich bei allen hervor; darauf jedoch erinnerten ſich die Gäſte, daß Cazotte mit wachen Augen zu träumen vermöge, und man erging ſich darin, den armen Cazotte einfach auszulachen. Jemand fragte ſogar: — Was denn alles das mit der Philoſophie und dem Bereiche der Vernunft zu ſchaffen habe? . . .

„— Sie, Herr Champfort — fuhr Cazotte unbeirrt fort, — werden ſich mit zweiundzwanzig Schnitten vermittelſt eines ſcharfen Raſiermeſſers die Pulsadern durchzuſchneiden verſuchen und dennoch werden Sie erſt nach einigen Monaten ſterben. . . . . Sie, Herr Vicq d'Azyr, werden ſich nicht

*) Faut pas être grand sorcier pour cela.

selbst die Adern öffnen; allein nachdem man ihnen zehnmal an einem Tage zur Ader gelassen hat wegen eines heftigen Anfalles von Gicht, werden Sie auch in der darauf folgenden Nacht Ihr Leben beschließen .... Sie, Herr de Nicolai, und Sie, Herr Bailly, wie auch Sie, Herr Roucher, werden auf dem Blutgerüst ihr Leben enden ....

„— Aber werden wir denn von den Türken oder von den Tartaren überfallen und unterjocht? ...

„— Durchaus nicht .... Es wird die eigene Vernunft herrschen. Diejenigen, welche so handeln, werden Philosophen sein und beständig jene Phrasen auf den Lippen haben, welche ich hier seit einer Stunde fortwährend hören mußte.

„— Und wann wird sich dies alles zutragen?

„— Keine sechs Jahre werden verflossen sein, ohne daß alles, was ich heute Abend angekündigt habe, in Erfüllung gegangen sein wird.

„— Was für Wunder! — sagte ich — zum Glücke haben Sie mich noch nicht mit einer Prophezeiung bedacht.

„— Ein Wunder wird sich allerdings auch Ihnen zutragen, monsieur La Harpe — erwiderte Cazotte — Sie werden Christ werden. —

„Von allen Seiten ließen sich in der ganzen Gesellschaft Zurufe der Ungläubigkeit vernehmen.

„— Aber hoffentlich sind wir Frauen doch geschützt und nehmen nicht an den Revolutionsbestrebungen teil — warf Frau de Gramont ein — ... Unser zartes Geschlecht ...

„— Ihr Geschlecht, gnädige Frau, wird Ihnen dabei wenig zu Nutze kommen; Sie werden kein besseres Los haben, als die Männer. ....

„... Sie, Frau Herzogin, werden auf das Blutgerüst geschleift werden und zwar mit vielen anderen Damen der Gesellschaft in dem Schinderkarren, die Hände auf dem Rücken

zusammengebunden .... Und so wird es auch noch mit Damen weit höherer Gesellschaft der Fall sein.

„— Mit Damen weit höherer Gesellschaft? ... vielleicht mit Fürstinnen von königlichem Geblüte? ...

„— De plus grandes dames encore ...

„— Und wird man uns auch nicht einmal einen Beichtvater bewilligen?

„— Nein, gnädige Frau, ein Priester wird nicht in den letzten Stunden mit Ihnen beten. Dem letzten Hingerichteten wird man allerdings diese Gnade zuteil werden lassen: niemandem geringeren als dem ... König von Frankreich.

„— Aber, Herr Prophet — gab die Herzogin de Gramont zurück — und was wird Ihr Schicksal sein, das Sie so sorgsam verschweigen?

— „Cazotte saß da mit gesenktem Blicke; kein Wort entrang sich seinen Lippen ...

„— Gnädige Frau haben — hub er endlich an — ohne Zweifel die ‚Belagerung von Jerusalem' gelesen. Während dieser Belagerung streifte sieben Tage hinter einander ein Mann um die Bollwerke der Stadt herum und ließ mit lauter und unheilverkündender Stimme die Worte vernehmen: »Unglückliches Jerusalem! Unglücklicher ich!« Am siebenten Tage wurde ein ungeheuerer Stein von einem feindlichen Katapulte gegen die Mauer geschleudert, er sollte ihn treffen und ihn zerschmettern. —

„Bei diesen Worten erhob sich Cazotte, verneigte sich und verließ das Zimmer."

Soweit der La Harpe'sche Bericht. Cazotte mußte die Guiollotine besteigen und auch in allen seinen übrigen Prophezeiungen hatte Cazotte nur zu recht gesagt.

Man muß noch in Erwägung ziehen, daß diese Erzählung sich nur in den nachgelassenen Werken von La Harpe befindet. Indes versteht man nicht, warum er nicht früher dieses seltsame Vorkommnis veröffentlicht hat, da er dies doch

ganz ruhig während des Koſulats thun konnte; denn der berühmte Kritiker bekannte ſich ja ſchon damals offen als Chriſt und Antirevolutionär und ſtarb doch auch erſt im Jahre 1802. Dagegen aber wird die Erzählung La Harpe's von vielen gewichtigen Zeugniſſen, wie von dem Wiſſenſchaftler Deleuze, der Frau von Beauharnais und einigen Mitgliedern der Familie Vicq d'Azyr vollkommen beſtätigt.*) Es liegt alſo durchaus kein Grund zu glauben vor, wie es ſeitens gewiſſer Perſonen geſchehen iſt, daß ſich La Harpe dabei abſichtlich auf einige leere Vorgeſichte berufen habe, welche Cazotte einmal zum Ausdruck gebracht hätte. Das Vorherſehen einer Revolution habe damals ſozuſagen im Blute geſteckt und ſei etwas, das uns heutzutage ſo natürlich erſcheine, wie alle Dinge, welche da wären, weil die Erfahrung eben ſtets gelehrt habe, welches die Wirkungen der großen politiſchen und ſozialen Veränderungen ſeien, die nicht vermittelſt der Entwickelung zuſtande kämen.

Allein dies erſchien damals jedem als etwas ganz unmögliches, und zumal denjenigen, die ſich ſchon in ihrem ſchönen Traum wiegten: der erſehnten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. So kam es daher auch, daß, als Cazotte von Hinrichtungen ſprach, ſeine Tiſchgenoſſen verwundert ausriefen: „Aber was hat dies mit der Herrſchaft der Vernunft zu thun? . . . Sollen wir denn von den Türken unterjocht werden?" u. ſ. w. . . . .

Dieſe Prophezeiung Cazotte's ſcheint durchaus nicht unmöglicher als jene, die wir weiter oben von Saint-Simon berichtet haben und ſich auf den Herzog von Orleans bezieht. Nur iſt zu bedauern, daß es nicht gelang, volle und ganz verbürgte Beweiſe zu ſammeln.

*) L. Figuier, Histoire du Merveilleux, Band IV, Kap. 7.

## 2. Hauptſtück.

# Das Hellſehen.

§ 1. — Die Wahrſagung mit der Wündſchelrute*) iſt ein Wahrſageſyſtem, das heutigen Tages nur wenig ausgeübt wird und daher bis zu den letzten Jahren faſt gänzlich der Vergeſſenheit anheim gefallen war.

Doch blickt dasſelbe auf eine Vergangenheit zurück, die, wenn auch nicht gerade ruhmreich, ſo doch zum mindeſten intereſſant iſt. Man verwechſele jedoch nicht die Wündſchelrute mit jenem Zauberſtabe, den Moſes und die egyptiſchen Zauberer in eine Schlange verwandelten und den wir dann

*) In lateiniſcher Sprache führt ſie die Namen: virga aurifera metallica, virga metalloscopia, alſo die metallſpähende Rute, ferner virga mercurialis, divinatrix oder auch virgula divina (unter dieſer Bezeichnung bereits bei Cicero und Varro). Dem deutſchen Namen begegnen wir zuerſt wohl in dem zu Augsburg im Jahre 1482 erſchienenen Werke: „Buch der Natur“ von Konrad von Megenberg. Etymologiſch rührt er von dem alten Worte: „wündſcheln“ her, welches ſoviel wie ſchlagen, wackeln, ſich bewegen bedeutet. Bei den italieniſchen Bergleuten heißt ſie: verga battente, trepidante, saliente, caudente, lucente; bacchetta magica, divina ꝛc. ꝛc. Die franzöſiſche Bezeichnung lautet: baguette divine, divinatoire; bâton de Jacob; verge supérieure, ardente, divine, luisante. Engliſch: divinatory wand, magic wand.

Der Überſetzer.

bei den Römern unter der Bezeichnung lituus in der Hand des Priesters wiedertreffen, dem beständigen Begleiter der mittelalterlichen Zauberer.

Dieser Zauberstab läßt sich viel eher als ein Sinnbild auffassen, als das Mittel zur Macht. Die Wündschelrute gehört höchst wahrscheinlich dem grauen Altertume an; schon die Perser, Meder und Skythen scheinen sich derselben bedient zu haben. Nach Herodot wandten die letzteren dieselbe als eine Art Gottesurteil an, um einen Meineidigen zu entdecken. Und daß auch den Griechen die Wündschelrute bekannt war, davon dürfte ohne allen Zweifel das Wort Rhabdomantie*) Zeugnis ablegen, das eben gerade „Wahrsagung mit der Rute" bedeutet. Doch scheint es mir immerhin wenig bewiesen zu sein, daß das System, dessen sich die Alten bei ihrer Weissagung vermittelst der Rute bedienten, das nämliche war, mit welchem wir im folgenden zu thun haben werden.

Im Mittelalter stand die Wündschelrute hauptsächlich in Gebrauch, um die im Innern der Erde verborgenen Metalle zu entdecken und ausfindig zu machen. In dieser Hinsicht erwähnten sie vor allem der berühmte deutsche Alchimist Basilius Valentinus, ferner Paracelsus, Georg Agricola und Goclenus. Es folgen sodann Pater Kircher, welcher die Bewegungen der Rute einer übernatürlichen Ursache zuschreibt, der Pater Schott, welcher im Jahre 1659 behauptete, daß die Wündschelrute in ganz Deutschland allgemein angewandt werde und daß er seinerseits des öfteren Personen auf diese Weise nach unterirdischem Gold und Silber habe fahnden sehen.

In Frankreich wurde die Anwendung der Wündschelrute in den Bergwerken um das Jahr 1635 allgemein und gewann

*) Von ῥάβδος Rute, Gerte, Stock, Stab und μαντεία Weissagung. Der Übersetzer.

ungeheuer an Bedeutung, als das Ehepaar de Beaufoleil auf diese Weise kundgab, daß in ihrem Lande noch weitere 150 unbekannte Metallgänge existierten.*) In der Hoffnung, die Abneigung der Regierung zu erschüttern, die sich nur oberflächlich um solche Reichtümer kümmerte, schrieben und veröffentlichten sie ein kleines Buch, unter dem Titel: La Restitution de Pluton, welches das Ehepaar sodann dem Kardinal Richelieu widmete. Als Antwort darauf ließ der Kardinal und Minister, der mehr den Feinden Beaufoleil's und den bigotten Schmeichlern — die natürlich das Ehepaar der Zauberei anklagten — Glauben schenkte, Beaufoleil und Frau in den Kerker werfen, wo natürlich ein elender Tod ihrer wartete.

§ 2. — Desgleichen wird in einem anderen Buche Beaufoleil's: Véritable déclaration de la découverte des mines et des minières in Frankreich zum ersten Male die Anwendung der Wündschelrute zur Auffindung von Quellen angeführt. Der berühmte Pater Kircher behauptete ebenfalls, daß sich die Wündschelrute offenbar nach unterirdischen Gewässern hinneige — „was ich nicht zugestehen würde," fügt er dann hinzu, „wenn ich nicht dies aus eigener Erfahrung bestätigt gefunden hätte." — Pater Dechales, ebenfalls Jesuit, hebt in seinem Werke: Mundus mathematicus diese Auffindungsmethode von Quellen ganz besonders hervor und spricht von einem befreundeten Ehrenmann, der vermittelst einer Rute von der Haselstaude mit solch großer Leichtigkeit und Sicherheit die Quellen ausfindig machen konnte, daß er auf dem Erdboden den Lauf der unterirdischen Gewässer zu zeichnen verstand. Im Jahre 1674 erschien auch die Schrift eines Advokaten zu Rouen, Mr. le Royer, der darin zu beweisen sucht, daß die Wündschelrute zur Entdeckung aller möglichen verborgenen Dinge zu benutzen sei und welcher er die sonderbare Überschrift

*) Gobet, Les anciens minéralogistes de France.

„Abhandlung über den Allerweltsstab“ gegeben hatte. Was nun die Gewässer anbetrifft, so versicherte er, einen so wohl gelungenen Versuch darüber angestellt zu haben, daß er damit fünf oder sechs Gelehrte, darunter drei Jesuiten, bekehrt habe.

Kein Hydroskope, d. h. Quellenfinder, hat sich wohl eines solchen Rufes zu erfreuen gehabt, wie Bartholomäus Bleton, der im Jahre 1690 zu Rouvent in der Provinz Dauphiné in das Diesseits eintrat. Er wurde aus diesem Grunde stets von einer Gegend Frankreichs zur andern berufen. Zahlreiche eingehende und peinlich genaue Experimente führte er in Gegenwart von Gelehrten aller Art aus, welche sodann darüber wertvolle Bände schrieben. Andere berühmte Hydroskopen waren Jean Jacques Parangue, der im Jahre 1760 in der Provinz geboren wurde, der Trientiner Campetti, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in hohem Ansehen stand und dem die Chemiker Ritter, Schelling und Baader besondere Aufmerksamkeit schenkten, ferner der Franzose Bonnet, mit dem sich Spallanzani, Biot, Fortis, Amoretti*) beschäftigten, sodann der Graf von Tristan, eine über jeden Verdacht erhabene Person**), sowie schließlich der Abt Paramello, der in diesem Jahrhundert lebte und im Verlauf von nicht weniger als 25 Jahren 10275 Quellen entdeckte.

Auch heute giebt es noch Quellenfinder, die unsere Länder durchziehen: nach dem Volksglauben sind die sogenannten Siebenmonatskinder besonders hierzu veranlagt. In Frankreich werden die Hydroskopen sourciers genannt, von source, Quelle, herkommend, und dieses Wort ist im Volksmund nunmehr heutzutage fast gleichbedeutend mit sorciers***),

*) Letzterer schrieb eine Abhandlung über die Rhabdomantie, Mailand 1808.

**) Dieser gab im Jahre 1826 ein Buch heraus, welches den Titel führte: „Recherches sur quelques effluves terrestres.

***) Siehe die Etymologie dieses Wortes in der Anmerkung † auf S. 165 dieses Bandes. Der Übersetzer.

Zauberer, geworden. Abgesehen von ihrer Fähigkeit als Quellenfinder bediente man sich der Rhabdomanten auf dem Lande noch besonders zur Feststellung der Grenzsteine zwischen den verschiedenen Feldern, wenn man nämlich den Verdacht hegte, daß dieselben betrügerischer Weise verrückt worden seien.

§ 3. — Am meisten ragt aber unter den Rutengängern Jacques Aymar hervor. Es war dies ein einfacher Bauersmann aus der Provinz Dauphiné, der von Jugend an eine bekannte Persönlichkeit wurde, da er sich der besonderen Gabe erfreute, die Wündschelrute zu handhaben.

Dieser Mann, ein einfacher Quellenfinder, sollte durch einen Zufall dazu kommen, auch seine besondere Fähigkeit kennen zu lernen, Diebe und Mörder zu entdecken. Als er eines Tages auf der Suche nach unterirdischem Gewässer begriffen war, begann die Rute derart sich in seiner Hand zu bewegen, daß er keinen Zweifel darüber hegte, das flüssige Element gefunden zu haben. Er ließ daher an jener Stelle des Erdbodens Nachgrabungen anstellen, doch sollte man anstatt eines frisch sprudelnden Quells den Leichnam einer Frau finden. Um den Hals war ein Seil geschlungen, vermittelst dessen die Unglückliche erdrosselt worden war. Man erkannte nun, daß man es mit einer Frau aus der Nachbarschaft zu thun hatte, welche vor vier Monaten plötzlich spurlos verschwunden war. Aymar begab sich in die Wohnung des Opfers und wandte die Rute bei allen möglichen Leuten an: allein dieselbe zeigte keinerlei Bewegung, bis er die Wündschelrute endlich auch bei dem Manne jener Frau anwandte. Siehe, da schlug die Rute mit großer Heftigkeit aus. Dieser ergriff dann die Flucht, wodurch er sich in den Augen der Justiz als schuldig erwies. Allerdings sehr richtig sagte Montesquieu:

„Wenn man mich anklagen würde, ich hätte die Glocken der Notre Dame-Kirche gestohlen, so würde ich vor allen Dingen mich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen suchen."

Und viele haben die gleiche gute Meinung von dem Urteil der Behörde.

Im Jahre 1688 war zu Grenoble ein Diebstahl an verschiedenem Geräte begangen worden. Um nun den Platz ausfindig zu machen, wo die gestohlenen Sachen versteckt worden waren, nahm man seine Zuflucht zu einem Rutengänger und man wählte hierzu Aymar aus.

Dieser wurde sodann auf den Platz geführt, wo der Diebstahl begangen worden war. Die Wündschelrute schlug an, und zwar immerfort auf dem ganzen Wege von dort bis zu dem Gefängnisse, der also durch das Anschlagen der Rute angegeben wurde. Hier gelangte man nun vor eine verschlossene Thüre, die nur auf den ausdrücklichen Befehl des Richters geöffnet werden durfte. Man ging daher denselben um Gewährung dieses Vorhabens an, und dieser erteilte dann bereitwilligst hierzu seine Erlaubnis, indes begreiflicher Weise nur unter dem Vorbehalt, daß er selbst dabei zugegen sei. Als sich nun der Richter in das Gefängnis begeben hatte und die Thüre geöffnet war, da schritt Aymar sogleich auf vier erst jüngst verhaftete Diebe zu. Er stellte seinen Fuß auf den des ersten: doch gab die Wündschelrute kein Anzeichen von sich. Als er dies bei dem zweiten that, schlug die Rute an, und der Wahrsager behauptete, daß jener der Dieb sei, obschon dieser sich hartnäckig weigerte, ein diesbezügliches Geständnis zu machen. Bei dem dritten zeigte die Rute ebenfalls keine Bewegung, dagegen schlug sie bei dem vierten an, der zitternd und zagend schließlich ein Geständnis ablegte und den zweiten Gefangenen als seinen Mitschuldigen angab. Zuguterletzt bekannten sich dann beide als schuldig und nannten auch die Hehler. Daraufhin nahm man nun eine genaue und eingehende Haussuchung in der ganzen Umgegend vor. Die Haushalter leugneten zwar ihre Hehlerschaft, doch ergab die Nachsuchung vermittelst der Wündschelrute einen Schlupf-

winkel, wo dieſe den Raub in vollkommener Sicherheit wähnten.

§ 4. — In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1692 wurden zu Lyon ein Wirt und ſeine Frau in der Herberge beraubt und ermordet. Der Polizei gelang es nicht, auch nur im geringſten dem Schuldigen auf die Spur zu kommen. Daher machte denn ein Bürger aus der Umgegend der Obrigkeit den Vorſchlag, Jacques Aymar durch ſeine Kunſt die Thäter ermitteln zu laſſen. Man ſandte nun nach dem Rutengänger, der in einem Flecken bei Grenoble wohnte. Als Aymar dem Staatsanwalte wie dem Kriminal-Kommiſſar vorgeſtellt worden war, behauptete er, ohne Zweifel die Schuldigen vermittelſt der Rhabdomantie ausfindig machen zu können, wenn man ihn vorher erſt an den Ort des Verbrechens geführt hätte. Hierauf willigten die Herren ein und gingen nun mit Aymar, der in der Hand ſeine Rute hielt, zu der Wirtſchaft. Hier ſchlug die Rute mit furchtbarer Gewalt an der Stelle an, wo man die beiden Leichname gefunden hatte. Sodann begab ſich der Rutengänger, ſtets von ſeinem Inſtrumente geleitet, nach einem Laden, woſelbſt ein Diebſtahl verübt worden war, und zwar bald nach dem Morde. Als Aymar dieſes Haus verlaſſen hatte, folgte er immer weiter den Spuren der Verbrecher, obſchon er durchaus nicht in Lyon bekannt war. Er betrat den Hof des Erzbiſchofs und ſchritt durch das Rhonethor, ſeinen Weg am rechten Rhoneufer einſchlagend. Die Wündſchelrute gab ihm bald drei Mitſchuldige an, bald jedoch auch nur zwei. Der Zweifel ſollte jedoch ſogleich gelöſt werden. Als man zu dem Hauſe eines Gärtners gekommen war, da behauptete Aymar, daß die Mörder hier Wohnung genommen hätten und eine Flaſche geleert haben müßten, worauf die Wündſchelrute zeigte. Der Gärtner beſtritt dies natürlich hartnäckig, und der Rhabdomant ſah ſich genötigt, die Rute auf den Gärtner ſelbſt anzuwenden; doch blieb dieſelbe vollſtändig in Ruhe. Als man

die Rute jedoch auf seine beiden Söhne hielt, da begann sie zu schlagen, und vor Angst bekannten diese sodann, daß sie dem Verbote des Vaters zuwider dennoch Fremden Obdach gewährt hätten. Am Sonntag Morgen seien drei Männer gekommen, die sie auch näher beschrieben, und hätten sich im Hause zu einer Flasche Wein hingesetzt, zu jener nämlichen Flasche, worauf die Wündschelrute Aymar's gezeigt hatte.

Darauf kehrten die Richter mit Jacob Aymar nach Lyon zurück, da man dort den Rhabdomanten folgenden Experimenten unterwerfen wollte. In der Wirtschaft, in welcher man das Verbrechen begangen hatte, war das Beil mit Beschlag belegt worden, dessen sich die Mörder bedient hatten. Man ließ nun bei dem Kaufmann drei ähnliche Beile holen und vergrub dieselben in der Erde. Aymar wurde sodann in den Garten geführt und begab sich mit seinem Instrumente an die verschiedenen Stellen. Allein weder bei dem einen noch bei dem anderen Beile schlug die Rute an, sondern lediglich bei jener Axt, deren sich die Mörder bedient hatten und die an dem Ort der That vorgefunden worden war. Wiederum wurden die drei Beile im Grase verborgen, und Aymar sollte mit verbundenen Augen nun die Stelle ausfindig machen, wo sich das Beil der Mörder befinde. Während die Rute bei den anderen Beilen ebenfalls wieder nicht die geringste Bewegung zeigte, schlug sie bei dem mit Blut bespritzten heftig an.

Am anderen Tage nahm der Rutengänger seine Nachstellung nach den Mördern wieder auf, in Begleitung des Vorsitzenden des Gerichtshofes und einiger Armbrustschützen. Als er am Ufer der Rhone angekommen war, betrat er einen Kahn, da er sagte, daß dies auch die drei Schuldigen gethan hätten, und wie diese legte auch er an verschiedenen Stellen an und erkannte alle Orte, wo jene Mörder Halt gemacht hatten. So gelangte man endlich nach Beaucaire. Hier führte die Wündschelrute Aymar durch verschiedene Straßen bis an die

Thüre des Gefängnisses. Da hielt jetzt der Wundermann still und behauptete mit Bestimmtheit, daß einer der Verbrecher darin bereits in Nummer sicher sitze. Als er nun die Erlaubnis erhalten hatte, in das Gefängnis einzudringen, stellte man ihn sogleich fünfzehn Gefangenen gegenüber. Unter diesen befand sich auch ein Buckeliger, der vor einer Stunde wegen eines kleinen Marktdiebstahls festgenommen worden war. Aymar wandte nun bei sämtlichen Gefangenen der Reihe nach seine Wündschelrute an, die jedoch nur bei dem Buckeligen anschlug, und er erklärte ganz bestimmt, daß dieser einer der Mitschuldigen wäre, welche die beiden Wirtsleute ermordet hatten.

Der Buckelige leugnete anfangs hartnäckig, auch nur irgendwie an dem Morde beteiligt zu sein. Als man ihn jedoch denselben Weg zurücklegen ließ, den er mit seinen Genossen auf der Flucht aus Lyon eingeschlagen hatte, da traf ihn das Unglück, an fast allen Orten wiedererkannt zu werden, in welchen er sich vorher aufgehalten hatte. Die Übereinstimmung so vieler Zeugnisse wirkte derart verblüffend auf den armen Sünder, daß er schließlich seine Frevelthat beichtete. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, worauf der Buckelige zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, nachdem er noch vorher Gott und die Menschen um Verzeihung gebeten hatte.

Aymar machte sich nunmehr auf die Suche nach den beiden anderen Verbrechern. Er schlug seinen Weg nach Nîmes ein, kehrte sodann aber nach Beaucaire zurück, woselbst er sich in die Gefängnisse begab. Diesmal zeigte jedoch seine Wündschelrute keinerlei Bewegung bei den Gefangenen; indes erklärte der Gefängniswärter, daß allerdings ein solcher Kerl, dessen Äußeres genau mit dem Bilde übereinstimmte, welches man von dem Flüchtlinge entwarf, in das Gefängnis gekommen sei, um sich nach seinem Spießgesellen, dem Buckeligen, zu erkundigen. Man setzte zwar die Verfolgung dieses Individuums fort; allein man sah sich bald genötigt, davon

Abstand nehmen zu müssen, da der Mörder bereits die Grenze des Reiches überschritten hatte.

§ 5. — Wenn jemals eine übernatürliche Thatsache als gut verbürgt zu betrachten ist, so war es hier der Fall, da sich dies alles unter der Beobachtung und der strengsten Untersuchung der Justizbehörde zutrug. Dieses geht aus den übereinstimmenden zeitgenössischen Zeugnissen von drei Autoren hervor: aus dem Zeugnisse des Dr. Chauvin, der davon in einem seiner Briefe spricht, welche zu Lyon in dem nämlichen Jahre veröffentlicht wurden; aus dem Zeugnisse Vanini's, des königlichen Staatsanwalts zu Lyon, der den Fall in seinem Werke: „Okkulte Physik" behandelt, die ebenfalls im Jahre 1692 erschien, und schließlich geht Dr. Pierre Garnier von der Universität Montpellier auf diesen Fall ein und bespricht ihn in seiner gleichfalls im Jahre 1692 zu Lyon erschienenen physikalischen Dissertation. Der Fall Aymar wurde übrigens von keinem seiner Zeitgenossen in Zweifel gezogen.

Nachdem so der Gerechtigkeit Genüge geschehen war, versuchten auch andere Personen das Phänomen nachzumachen das so glücklich bei Aymar vorgekommen war: man nahm das Beil, dessen sich die Mörder zur Ausführung ihres Verbrechens bedient hatten, und brachte es mit mehreren anderen, die ihm vollständig ähnlich waren, zusammen. In der Hand gewisser Personen, worunter sich auch solche „de considération et de mérite" befanden, gab die Wündschelrute richtig das Mordinstrument an, während man bei anderen auch nicht die geringste Bewegung wahrnehmen konnte.

Auch stellte man zu Lyon, wie Dr. Garnier*) erzählt, noch andere Versuche mit Aymar an. So verbarg man unter anderem Silberthaler unter verschiedenen Hüten und legte

*) Bei Lebrun, Hist. des pratiques superstitieuses, Band III, S. 105.

noch eine Anzahl anderer Hüte hin, worunter man nichts verbarg. Da sollte nun die Rute stets diejenigen Hüte anzeigen, worunter Geldstücke lagen.

Bisher war von den Triumphen die Rede, welche Jacques Aymar mit seiner Wündschelrute feierte: sprechen wir auch nun einmal von seinen Mißerfolgen. Der berühmte Rutengänger wurde von dem Fürsten Condé nach Paris berufen, um Beweise seiner wunderbaren Fähigkeit zu geben. Er unterzog ihn den mannigfachsten Versuchen, die jedoch zum größten Teile mißglückten. Nur selten vermochte der wundersame Rutengänger geraubte Gegenstände zu finden oder Schuldige ausfindig zu machen. Aber auch die Experimente, welche besser gelangen, waren durchaus nicht überzeugend zu nennen und gaben Ursache zu schweren Verdachtsgründen. Dies ist wenigstens die hinreichend beglaubigte Behauptung des Paters Lebrun, die er im dritten Band seiner Histoire critique des pratiques superstitieuses aufstellt. Dagegen aber will der Abt Vallemont*) Gelegenheit gehabt haben, während seines Aufenthaltes in Paris jeden Tag wohl an zwei Stunden das Phänomen eingehend zu studieren, wodurch er vollständig von der Echtheit desselben und der Wahrsagefähigkeit Aymar's überzeugt worden wäre.

Welcher von diesen beiden Gewährsmännern, die wohl das gleiche Vertrauen verdienen, wird nun recht haben?

Wahrscheinlich alle beide.

Und dies werde ich folgendermaßen zu beweisen suchen.

§ 6. — Ziehen wir vor allem die Betrugshypothese an und unterwerfen wir sie einer eingehenden Prüfung.

Hinsichtlich des zu Lyon vorgekommenen Mordes läßt sich die Betrugshypothese folgendermaßen fassen. Jaques Aymar müßte das gethan haben, wozu die Justiz nicht fähig gewesen war, nämlich über die Delinquenten Auskunft einzuziehen, ehe er Lyon verließ. Vielleicht hatte er auch alles von jenem

*) Physique occulte (préface).

Nachbar der Ermordeten erfahren, der ihn aus Grenoble hatte kommen lassen. Dieser konnte auch beobachtet haben, daß unter den vermeintlichen Verbrechern ein Buckeliger war. Indem er dann jene Angaben befolgte, unterwegs noch Auskunft einzog und alle Spuren genau beobachtete, welche die Flüchtlinge hinterlassen haben konnten, gelangte Aymar endlich nach Beaucaire. Hier hörte er, daß ein Buckeliger kurz vorher verhaftet worden war, und er begab sich daher zu dem Gefängnisse, woselbst er imstande war, selbst auf die große Gefahr hin, sich zu täuschen, sofort den Buckligen, den er dort antraf, und nur diesen Buckeligen als den Thäter zu bezeichnen.

Es ist dies die Hypothese der Schlauköpfe, „welche alles „mit Hülfe der heutigen Wissenschaft zu erklären suchen." Den positiven Angaben und dem Lichte gerade jener Wissenschaft zu Danke finden sie es übrigens sehr natürlich, daß Aymar, als er den Schauplatz der That verlassen hatte, nunmehr auf den Straßen Lyon's den Spuren der Mörder folgen, in den Hof des Erzbischofs, woselbst auch in der That die Flüchtlinge jene Nacht zugebracht hatten, eintreten, durch das Rhonethor schreiten und sich unter einem Bogen der alten Dauphiné-Brücke, „worunter man sich sonst nie aufhielt," aufhalten konnte. Ja, sie finden es durchaus nicht als etwas besonderes, daß er genau alle Plätze anzugeben vermochte, woselbst sich die Räuber aufgehalten, wo sie eine Flasche Wein getrunken und was für eines Glases sie sich dabei bedient hatten; ebenso an welchem Tische sie saßen, in welchem Bett sie lagen, sowie die übrigen einzelnen Umstände, welche dann nach dem Geständnis des Buckeligen und nach Aussage der Zeugen **als richtig anerkannt** wurden.

Eine solche Genauigkeit bei Aymar könnte man übrigens nur dann zulassen, wenn man zu einer sehr sonderbaren Hypothese seine Zuflucht nimmt: „daß er nämlich von einem Mörder, der zum Verräter seiner Spießgesellen geworden

wäre, die allergenauesten Angaben über das Verbrechen wie die Flucht erhalten habe." Ja, man wäre sogar zu der Annahme gezwungen, daß aus dem Grunde, da Aymar auf seiner langen Reise nicht im mindesten vom Wege abkam und so genau Betten, Flaschen, Gläser wiedererkannte, er selbst der Mörder gewesen wäre, oder zum mindestens aber der Kammerherr oder einer der Bogenschützen, welche dem Rutengänger als Sicherheit mitgegeben wurden.

Dann bliebe doch immer noch zu erklären übrig, wie der Rhabdomant das Mordbeil unter den anderen gleichen Beilen herausgefunden habe und wie dies ebenfalls die Person „de considération et de mérite" vermochte, wovon weiter oben die Rede war. Vor allem möchte ich wissen, wie Aymar in Gegenwart des Staatsanwaltes und mit verbundenen Augen bloß durch die Bewegung der Rute angehalten werden konnte, und zwar gerade an dem Platze, wo das mit Blut bespritzte Beil versteckt war; während die Rute an jener Stelle keine Bewegung zeigte, wo die anderen Beile versteckt lagen.

Wie soll man auch mit Hilfe eines Genossen jene Erscheinungen erklären, wobei gar keine Helfershelfer im Spiele sein können? So verfolgte der berühmte Hydroskope Bleton, von dem bereits die Rede war, mit verbundenen Augen die langen Wassergänge von verworrener Gestalt und gab fast alle Plätze an, die er auch früher bereits als Orte bezeichnet hatte, an welchen sich unterirdische Quellen befänden.*)

Es erklärt dies ferner nicht, daß Fräulein Martin von Grenoble, nachdem sie eine Barke bestiegen hatte, vermittelst der Wündschelrute genau die Stelle anzugeben vermochte, woselbst sich die von den Fluten weggespülte Glocke befand.**)

§ 7. — Hier werde ich mich nicht aufhalten, die

*) Journal de Paris, 13. und 21. Mai 1782.

**) Lebrun. Histoire des pratiques superstitieuses, Band III.

Theorien Vallemont's näher zu betrachten, der um das Jahr 1700 das Phänomen der Wündschelrute dadurch erklären wollte, daß er behauptete, aus den Metallen, den Gewässern, ja sogar aus Dieben und Mördern strömten kleine Körperchen aus, welche bei ihrem Zusammentreffen mit der Rute dieselbe bewegen ließen.*) Auch sei hier die Hypothese Tournevel's nur gestreift; dieser griff nämlich vor einem Jahrhundert die Vallemont'sche Hypothese auf und nahm noch besonders elektrische Strömungen in den Vallemont'schen Körperchen an.**) Wenn die Bewegung der Wündschelrute von Ausströmungen anorganischer Körper herrühre, so würde jene in den Händen jeder Person anschlagen, was jedoch nicht der Fall ist. Dann aber müßte sie auch vor allem, wenn man auf der Suche nach einem Mörder war, bei dem Einflusse jedes Wassers angeschlagen haben und umgekehrt, wenn man Minen entdecken wollte, auf den Einfluß von Dieben hin — was noch weniger vorkam.***)

Und wie wollte man mit solchen Methoden erklären, daß die Wündschelrute auch den Ort angab, von denen betrügerischerweise die Grenzsteine eines Feldes entfernt waren, wenn man an diesen Orten die Grenzsteine überhaupt nicht mehr vorfand? Wenn endlich dann das Vorhandensein von Wasser und Metallen in der Nähe direkt auf die Rute einen Einfluß ausübt, so müßte diese sich auch in den Händen jeder Person bewegen, ja selbst dann, wenn sie auch nicht von jemandem in die Hand genommen wurde — was indes keineswegs der Fall ist.

Carpenter†) und andere schrieben die Bewegung der

*) P. Vallemont, Physique occulte, ou Traité de la baguette divinatoire.

**) Mémoire physique et médicinale etc., Paris und London 1781.

***) Der Fall Aymar's, wobei der Rutengänger einen Leichnam entdeckte, während er auf der Suche nach unterirdischen Gewässern begriffen war, steht vollkommen vereinzelt da.

†) Principles of Mental Physiology.

Rute der gespannten Aufmerksamkeit des Rutengängers zu. Doch erklärt wohl der Umstand, daß man ein Phänomen mit Spannung erwartet, daß dieses sich vermittelst unbewußter Bewegungen zuträgt, nicht aber, daß es sich gelegentlich zuträgt, was doch das wesentliche ist. Mithin also entbehrt die Carpenter'sche Theorie durchaus der Vollständigkeit. Übrigens beruht dieselbe auch nicht einmal auf richtigem Prinzip. Im folgenden sei es unsere Aufgabe, diesen Punkt der „Geheimwissenschaften" zur größeren Klarheit näher ans Licht zu ziehen.

Vor allem ist zu beachten, daß in spiritistischen Kreisen die Vorstellungen von der Wündschelrute eine bemerkenswerte Änderung erlitten haben, da ja die Gewohnheit, die Dinge ohne Vorurteil und sozusagen ab ovo zu prüfen, bereits beginnt die Oberhand zu gewinnen über das System, die Fragen durch begeisterte Lobhudeleien auf die Wissenschaft zu lösen und dem „Aberglauben verflossener Zeiten" Fußtritte zu versetzen u. s. w. Und so wurde mancher „Aberglauben", wie z. B. jener der Aerolithen, einem eingehenden Studium unterzogen, und es zeigte sich sehr bald, daß jener sogenannte Aberglaube nur zu sehr auf Wahrheit beruhte.

§ 8. — Dasselbe war auch bei der Wündschelrute der Fall. Bei der Untersuchung derselben hat sich zweifellos W. F. Barrett, Professor der Experimentalphysik an der Universität von Dublin mit großen Ehren bedeckt. Dieser Gelehrte gehörte auch zu den wenigen seines Standes, welche sich eingehend mit den psychischen und den spiritistischen Phänomenen beschäftigt haben. Er veröffentlichte im Juli des Jahres 1897 in den Proceedings der Londoner Society for psychical Research eine erste etwa dreihundert Seiten umfassende Abhandlung, welche die Wündschelrute zum Gegenstande hat und besonders sich auf die Anwendung derselben bei der Quellenauffindung erstreckt. Als er dann ein Jahr später eine zweite Abhandlung über dieses Thema folgen ließ, war

in derselben auch das umfangreiche Studium Westlake's gebührend verwandt worden.

Vor allem weist Professor Barrett darauf hin, daß „nicht nur die große Masse von Leichtgläubigen, Ungebildeten oder Abergläubischen, nicht nur Betrüger und dergleichen sich diesen Glauben zu nutze machten, und nicht etwa Schwachsinnige, die jeder Albernheit Glauben schenken, von der Wirkung der Wündschelrute überzeugt sind: sondern daß im Gegenteil die hervorragendsten Gelehrten und Schriftsteller und die emsigsten wissenschaftlichen Forscher im Gefolge einer großen Anzahl von Bergbaukundigen und Quellenfindern die Wirkung der Wündschelrute anerkannt haben und zwar alles Leute, deren Behauptungen unbedingt das größte Gewicht beizulegen ist." Er erwähnt dabei von den heutigen Geologen den bekannten Sekretär der amerikanischen Bergakademie Dr. R. Raymond. Dieser kam nämlich bei seinen Forschungen zu dem gewichtigen Schlusse, „daß das Thatsachenmaterial betreffs Auffindung von Quellen und Lagern von Mineralien durch Anwendung der Wündschelrute, selbst wenn man auch notwendigerweise die vielen Uebertreibungen, die Irrtümer und absichtlichen Täuschungen in Abzug bringt, dennoch ein so gewaltiges ist, daß ihm vollkommen ein wissenschaftlicher Wert beizumessen ist." Und Herr J. de Enys, der Vorsitzende der Königlichen geologischen Gesellschaft zu Cornwallis, sagt, er habe sich selbst, gleichsam als Kunstliebhaber, eine Zeit lang mit dem Quellenauffinden durch die Wündschelrute abgegeben. T. V. Holmes, der Präsident der Geologischen Assoziation zu London, veröffentlichte im Jahre 1878 eine sehr für die Wündschelrute sprechende Studie. Im darauffolgenden Jahre schrieb er dann die nachstehenden inhaltsschweren Worte: „Keine intelligente Person kann die praktischen Erfolge der Quellenfinder vermittelst der Wündschelrute in Zweifel setzen." Und in ähnlicher Weise äußern sich auch andere Gelehrte, welche von Barrett angeführt werden.

Dieser zieht außerdem mehrere Beispiele an, welche für die Wündschelrute sprechen, als auch solche, die dagegen zu sprechen scheinen. Doch sind letztere, was wenigstens die guten Quellenfinder anbetrifft, erheblich in der Minderzahl, gegenüber den vielen den Erfolg der Wündschelrute bestätigenden Fälle. Indes verhält es sich genau so mit jener nackten Aufstellung, welche man zu erwägen hat, wie mit den Begleitumständen der einzelnen Fälle, woraus eben klar hervorgeht, daß sie nicht einem bloßen Zufall zuzuschreiben sind.

Führen wir hier einen Fall an, den Horsham in Sussex beobachtete. Ein Gutsbesitzer ließ infolge seines trockenen Bodens auf seinem Gehöft zwei Brunnen graben, von Leuten, welche dies Gewerbe verstanden. Die Brunnen jedoch gaben nur unzureichendes Wasser. Auch ein dritter Brunnen, welcher dem Eigentümer auf 1000 Pfund Sterling zu stehen kommen sollte, war an Wasser-Armut den beiden ersten an die Seite zu stellen. Müde nunmehr der wissenschaftlichen Quellenauffindung, wandte sich der Besitzer an einen berühmten sourcier, namens Mullins. Dies spielte im Jahre 1892. Obschon Mullins bereits im vorgerückten Alter stand, so betrat er dennoch zum ersten Male gerade diesen Teil Englands. Der Rutengänger gab sich sogleich ans Werk. Bei den ersten beiden Brunnen erklärte er, daß dort das Wasser nicht tief genug wäre. Bei dem dritten Brunnen angelangt, bemerkte er dann folgendes: „Hier fließt ein Bach, welcher von der und der Richtung kommt." Dies war auch wirklich der Fall, doch hatte außer dem Besitzer und dem Arbeiter, der den Brunnen gegraben hatte, niemand Kenntnis von der Sache. „Wie tief ist der Bach?" fragte man Mullins. „Zwischen 50 und 60 Fuß", antwortete jener. Die genaue Ziffer belief sich auf 55 Fuß. Mullins wünschte sodann, das abschüssige, höher gelegene Terrain zu prüfen, wovon ihm indes der Eigentümer abriet. Die Sachkenner hätten das Terrain bereits untersucht und erklärt, daß daselbst kein Wasser zu

finden sei. „Nun, wir werden es gleich sehen," gab Mullins zurück und begab sich an jene Stelle. An drei verschiedenen Punkten zeigte die Rute heftige Bewegungen. Sodann bezeichnete man dieselben genau. „Es ist also doch Wasser unter dem Hügel vorhanden", versetzte der Eigentümer. „Nein", antwortete der Rutengänger, „die Brunnen 1 und 2 sind unabhängige Quellen, es liegt kein Wasser zwischen den beiden Punkten, allein an diesem werdet Ihr viel Wasser von 12 bis 15 Fuß (3 /2 bis 4 1/2 m) Tiefe vorfinden." Mullins gab noch drei andere Punkte in einem anderen Teil des Eigentums an. Er erklärte, daß an einem Platze sogar das Wasser 40 Fuß tief sei. Und in der That erwies sich, daß dort Wasser von 35 Fuß Tiefe gefunden wurde. Bei den anderen Punkten war es ebenso. Bei Punkt 1, 2, 3 fand sich Wasser von 12 und 19 Fuß Tiefe. Alle Prognostika, welche Mullins stellte, waren also vollkommen zuverlässig. Der Besitzer hatte noch die glückliche Idee, nochmals sich von dem Quellenfinder die Unabhängigkeit der beiden Quellen 1 und 2 bestätigen zu lassen. Er ließ einen der Brunnen leerpumpen, und der Wasserstand in dem anderen zeigte durchaus keine Veränderung. Als man sodann an einer anderen aufs geradewohl ausgewählten Stelle, die Mullins als wasserleer angegeben hatte, nachgrub, fand man auch in der That von Wasser keine Spur.

Ein anderer Hydroskope hatte ebenfalls auf einem Gute eine Stelle bezeichnet, die sich nur wenige Centimeter unter einem Baume befand. Da der Besitzer jedoch den Baum erhalten wollte, so ließ man nur in der Umgegend graben. Doch zeigte sich, daß diese Arbeit vergeblich war, und der Herr beklagte sich daher über den Rutengänger. Dieser aber erwiderte, daß man auch nicht an der von ihm bezeichneten Stelle nachgegraben habe, man solle ruhig den Baum fällen, da er für alles aufkommen wolle, falls kein Wasser gefunden würde. Als man seiner Aufforderung nachgekommen war,

fand man in der That, daß der Rhabdomante die Wahrheit gesagt hatte. So führt Barrett eine große Anzahl von Versuchen an. Eine Reihe bestand darin, daß man den Boden von zwei Hydroskopen untersuchen ließ, von denen der eine nicht die Aussage des anderen kannte. Die Vergleichung der beiden getrennt gemachten Angaben ergab dasselbe Resultat. Die zweite Reihe bestand darin, daß man das Terrain bei Nacht absuchen ließ oder wenigstens den beiden Rutengängern die Augen verband. Bei der dritten Reihe ferner mußten ein Rutengänger und ein gelehrter Geologe die Angaben machen, und es war seltsam zu beobachten, wie dieselben sich in der Mehrzahl der Fälle widersprachen, wobei jedoch jedesmal der Rutengänger recht hatte. Eine vierte Reihe von Versuchen endlich bestand darin, daß man an jenen Punkten Nachgrabungen vornahm, die seitens des Rutengängers als durchaus wasserarm bezeichnet waren, und auch hierbei ergab es sich, daß der Rutengänger jedesmal die Wahrheit gesagt hatte. Diese Versuche lieferten dann hinreichende Resultate, welche sehr zu Gunsten der Rhabdomantie sprechen mußten. Ebenso günstig fielen die Versuche Barrett's betreffs des Ausspähens unterirdischer Metalllager aus, auf die wir indes hier, um nicht weitschweifig zu werden, nicht näher eingehen können.

§ 9. — Wie aber sollte man diese Erscheinungen erklären? Vor allem beachte man, daß, obgleich der Aberglaube stets vorgeschrieben hat, eine Wündschelrute müsse mit magischen Formeln besprochen und dürfe nur zu einer bestimmten Zeit geschnitten werden, und zwar bloß aus dem oder jenem Holze, doch die besten Rhabdomanten jederzeit zugegeben haben, daß dies alles nur Kindereien seien, indem sie sich einfach einer Rute irgend einer Haselstaude, einer Weißbuche oder eines anderen Baumes bedienten. Auch wandten einige Gabeln von Aluminium oder aus gebogenem Eisendraht an. Die Gestalt ist gewöhnlich nicht eine solche, welche den Namen Rute verdienen dürfte, insofern sie nämlich nicht

gerade, sondern gabelförmig ist wie ein Y. Der Hydroskope nimmt die geteilten Zweige in die Hand und hält sie zwischen Zeige- und Mittelfinger. Einige brauchten auch nicht einmal die Rute und beschränkten sich darauf, mit ausgebreiteten Händen umher zu tappen, andere wiederum, wie Parangue, thaten nicht einmal dieses.

Wie bereits gesagt, darf man sich nicht vorstellen, daß die zu suchende Sache, was sie auch immer sein mag, die Bewegung der Rute veranlassen kann; auch wird jetzt diese Ansicht von keinem mehr aufrecht erhalten, der irgendwie Anspruch auf Bildung macht. Professor Barrett, wie schon vor ihm Schindler und Kiesewetter und selbst der berühmte Hydroskope Bleton, sowie hundert andere behaupteten, daß die Rute nur die unbewußten Eindrücke des Quellenfinders auf merkliche Weise anzuzeigen vermöchte.

Auch Dr. Brunton, ein bedeutender Gelehrter und Mitglied der Londoner Kgl. Gesellschaft, schrieb: „Ich bin zur Annahme geneigt, daß die Erfolge, welche man mit der Wündschelrute zu verzeichnen hat, sobald dieselbe von geeigneten Individuen gehandhabt wird, unbewußten Muskelbewegungen zuzuschreiben sind, welche dem Rutengänger ermöglichen, sich eines Eindruckes bewußt zu werden und denselben wahrzunehmen, der anders nicht aus dem Zustande des Unbewußtseins herausgetreten sein würde."

Allein in welcher Weise mag dem Unterschwellen-Bewußtsein das Vorhandensein von Wasser zur Kenntnis gelangen? In einigen Fällen kann dies durch den Anblick des Terrains geschehen: dies ist die einfachste und natürlichste Annahme; aber leider auch die unzureichendste, weil alle Geologen, Ackerbauer und Quellenfinder wissen, daß Wasser auf einem bestimmten Punkte sich vorfinden kann und daß man drei Meter darunter schon nichts mehr antrifft, während durchaus nicht auf der Oberfläche dieser Unterschied wahrzunehmen ist. Wie würde übrigens eine solche Hypothese die Versuche er-

klären, welche mit Rutengängern bei verbundenen Augen oder des Nachts angestellt wurden?! Und wie sollte man erklären, daß man mit der Wündschelrute Metalle entdecken kann? u. s. w.

Gerechtfertigter ist die Hypothese, daß man dem Rutengänger eine Art Hyperästhesie und sensitive Wahrnehmungsstärke, also eine sehr entwickelte Sensitivität zuschreibt, wodurch er Erregungen wahrnimmt, die dem größten Teil der Sterblichen entgehen. Zur Stütze dieser These lassen sich dann Beispiele anführen, wie wir sie zumal bei den wilden Völkerschaften und bei den Tieren finden. Es wundert mich sehr, daß man hierbei noch so wenig das Kamel anführte, welches, nachdem es wochenlang Durst gelitten hat, das Wasser auf mehrere Kilometer Entfernung hin wahrzunehmen vermag und darauf losstürzt. Übrigens ist auch bei verschiedenen modernen „Gedankenlesern" diese sensitive Wahrnehmungsstärke beobachtet worden.

Doch auch diese Hypothese genügt nicht einmal, um alle Fälle zu erklären; meiner Ansicht nach ist es ein großes Unrecht, daß Professor Barrett nicht die Unzulänglichkeit seiner Hypothese einsehen will und sich auf den Ausspruch beschränkt, daß sie den Vorteil biete, hiermit nichts zu behaupten, was der Physiker oder Physiologe a priori als unmöglich erklären könne. Die Erklärung, welche wir suchen müssen, ist aber keineswegs die, welche jenen voreingenommenen Physikern und Physiologen gerade genehm ist, sondern diejenige, welche uns besser erscheint, weil sie eine Erklärung auf alle Fälle liefert.

Es bedarf schon eines nicht geringen Aufwands von Leichtgläubigkeit dazu, um anzunehmen, daß die Hyperästhesie der Hydroskopen ihnen die Kenntnis übermittele, wieviel Meter unter der Erde sich eine Quelle befinde, ob in einer Tiefe von 5 oder 20 m ꝛc., daß ferner der Rutengänger von unterirdischen Metalllagern einen Eindruck empfangen solle und daß das Fräulein Martin von Grenoble eine Glocke,

die im Wasser versenkt lag, auf diese Weise wahrgenommen habe. Auch verweigere ich durchaus einer solchen Annahme den Glauben, wonach beispielsweise Jacques Aymar die Mörder usw. und alles das, wovon bereits in § 3 die Rede war, infolge einer gesteigerten Sinnesschärfe wahrnehmen konnte. Dr. Brunton hat gut sagen: „Wir finden sehr seltsam die Thatsache, daß eine Person die Spuren von Verbrechern vermittelst der Wündschelrute ausfindig machte. Allein dieselbe Thatsache dürfte uns nicht mehr überraschen, wenn der Sucher anstatt einer menschlichen Person ein Süprhund ist.“ Gewisse Hunde, welche die Amerikaner abrichten, um Menschenspuren aufzufinden, vermögen eine Person aufzuspüren, sobald ihr Herr ihnen diese dadurch kundgiebt, daß er dieselben einen Gegenstand beschnuppern läßt, welcher der zu suchenden Person angehört hat. Doch kein Spürhund wird das auszuführen imstande sein, was Aymar that. Es ist mithin das Beispiel von dem Spürhunde nur der Ähnlichkeit halber mit demjenigen Aymar's in Vergleich zu bringen, wie auch ein gemalter Apfel einem wirklichen gleicht; es ist eine Ähnlichkeit nur dem Anscheine, nicht aber dem Wesen nach.

Eine hinreichende Erklärung der Wündschelrute wird sich nicht geben lassen, wenn man nicht verschiedene Erscheinungen mit in Betracht zieht, wie die des Sehens durch feste Körper, des Sehens auf Entfernung, sowie in Vergangenheit und Zukunft u. s. w., welche wir zum größten Teile nicht zu begreifen vermögen und daher unter dem allgemeinen Namen von Hellsehen zusammenfassen.

Wenn im Jahre 1692 die Behörde von Lyon sich zu einer der bedeutendsten hellsehenden Somnambulen, wie wir solche heutzutage genügend antreffen, begeben und sie betreffs Entdeckung jenes Mörders hätte befragen können, so wäre ihr wohl zweifelsohne folgende Antwort zu Teil geworden: „Gebet mir vor allem einen Gegenstand, der sich in den

Händen der Räuber befunden hat." Und was forderte Jacques Aymar? Er mußte vor allem auf den Ort des Verbrechens geführt werden, um dort „seinen Eindruck" zu nehmen (was nicht notwendig gewesen wäre, wenn er ihn von einem Geiste hätte erhalten sollen).

Hat nun die Somnambule einen solchen Gegenstand erhalten, so folgt ihr Geist in dem Raume der Spur, welche nach ihrer Angabe jedes Ding und insbesondere jede Person hinter sich zurückläßt. (Selbstredend ist es hier nicht am Platze, sich über den Wert oder Unwert dieser Theorien auszulassen, was wir wohl in Betracht zu ziehen haben!) Und so würde sie wohl im Fall des Mordes von Lyon etwa folgendermaßen gesagt haben: „Ich sehe drei Männer, welche das Verbrechen begangen haben, den und den Weg einschlagen, sodann an jenem Orte ihre Mahlzeit einnehmen, diese Flasche leeren und sich auch hier auf diesem Bette zur Ruhe legen." Wenn sie darauf den Spuren des einen der Schuldigen folgt, so wird sie die Mitteilung machen, daß er sich in einem Gefängnisse von Beaucaire befindet. — Und der Rutengänger aus der Provinz Dauphiné folgte, wenngleich langsamer, der nämlichen Spur und that schließlich dasselbe.

— Doch war das Hellsehen Aymar's nur häufig dem Irrtum unterworfen!

— Aber auch nicht anders wie bei unseren Somnambulen!

— Indes schlug die Rute bisweilen zur unrechten Zeit an.

— Allerdings, gerade wie bei unseren „Spiritisten-Tischchen".

Dennoch — wohlverstanden — bin ich weit davon entfernt, zu glauben, daß der größte Teil jener überraschenden Antworten, welche man vermittelst der sich bewegenden Tischchen oder durch irgend ein anderes mediumistisches Kommunikationsverfahren erhält, etwas anderem als dem Hellsehen des sogenannten Unbewußten der Medien zuzuschreiben sei.

Es wäre wahrlich verfrüht, hier schon über den Wert der Leuchtkugeln in unseren magnetischen Kabinetten zu diskutieren. Ich meinerseits sage bloß, daß es mir geht, wie vielen Polizei-Agenten, wenn sie irgend einen Gegenstand in Beschlag nehmen, welcher noch unentdeckten Verbrechern gehört, und ihn zu einer Somnambule bringen; nicht selten macht ihnen diese dann die zur Ermittelung des Urhebers des Verbrechens notwendigen Angaben. Es ist etwas, was man nicht gern bekennt, um nicht die Professoren an den Universitäten in Unruhe zu versetzen und hinterm Rücken ausgelacht zu werden, sowie besonders deshalb nicht, weil die Somnambulen zeitweise wegen mißbräuchlicher Anwendung der Medizin oder wegen Betrügerei verurteilt wurden. Allein ebenso wahr ist es auch, daß alle diejenigen, welche sich der Mühe unterziehen, um davon überzeugt zu werden, bald in Erfahrung bringen, daß eben die Sache ihre Richtigkeit hat.

Es liegt kein Grund vor, warum die so erstaunlichen Phänomene des Hellsehens, welche in unseren hypnotischen Laboratorien erzielt werden, nicht ebenso oft auch in sogenannten „magnetischen Kabinetten" zu erlangen sind.

Was nun die Tischchen anbetrifft, so kann derjenige dies beweisen, welcher die Intelligenzen auffordert, sich vermittelst der Tischchen mitzuteilen, um z. B. die Anzahl der Pfennige anzugeben, welche jemand in der Hand hält und die man nicht vorher gezählt hat. Heute würde es vielleicht wohl zehnmal hinter einander gelingen, wiewohl es auf 20 19 Möglichkeiten giebt, sich zu täuschen; morgen dagegen wird das Tischchen auch nicht einmal — das richtige treffen. Und warum? Weil die schlafenden oder wachenden Somnambulen — man verzeihe mir dies Paradoxon — sich nicht immer in ihrem Hellseherzustand befinden. In der That sagte der berühmte Prestidigitateur Robert Houdin: „Les jongleurs ne se trompent jamais, et ma seconde vue, à moi, ne m'a jamais fait défaut." Diese Dinge

versteht man sehr wohl, wenn man aus eigener Anschauung die Phänomene der Wündschelrute studiert hat, wie die beiden Patres Lebrun und Malebranche, der Abt de Rancé und andere, die, obgleich sie auch Gegner der Rhabdomanten waren und ob des schlechten Erfolges mancher Experimente frohlockten, dennoch bei vielen anderen erklärten, daß der Pferdefuß, wie gewöhnlich, dahinterstecke.

Daß das Phänomen der Wündschelrute zuweilen spiritistischen Charakters sein kann, will ich nicht a priori bestreiten. Wenn es Geister giebt, ist es sehr leicht möglich, daß solche, wie zum Beispiel jener der ermordeten Wirtsleute in Lyon oder andere Jacques Aymar bei seinen Nachforschungen unterstützten, ohne daß dieser es selbst einmal gewahr worden ist. Doch scheint mir die spiritistische Hypothese keineswegs notwendig zu sein, um die Phänomene der Rhabdomantie zu erklären, welche bisher von uns in Betracht gezogen wurden. Die Hypothese von der Hyperästhesie und dem Hellsehen genügt zur Erklärung der unbewußten Muskelbewegungen, welche von der Wündschelrute besser zum Ausdruck gebracht werden. —

Dennoch läßt sich nicht verschweigen, daß in vergangenen Jahrhunderten die Wündschelrute sogar auch dazu gedient hat, einen Verkehr mit den Geistern oder vermeintlichen Geistern anzustreben.

So berichtet uns P. Ménestrier*), was für Fragen seinerseits an die Unsichtbaren gestellt worden seien, mit folgenden Worten:

„Es wird gefragt, ob die Wündschelrute eine natürliche „Gabe ist. — (Die Rute schlägt an.) — Ob der Teufel doch „nicht daran Teil habe? — (Die Rute schlägt nicht an.) — „Ob diese Fähigkeit durch die Geburt verliehen ist. — (Die „Rute schlägt wieder an) u. s. w. u. s. w."

*) Pater Ménestrier, Philosophie des images énigmatiques, S. 481.

Betreffs der Rhabdomantie halte ich es für angebracht, auf jene fliegenden Tische hinzuweisen, deren sich die Lamas in Tibet bedienen, um Diebe und Räuber ausfindig zu machen.*)

§ 10. — Kehren wir nunmehr zum Hellsehen zurück, so finden wir, daß sehr erleuchtete Somnambulen bisweilen die Gabe des Inschaus besitzen: sie vermögen durch feste Gegenstände hindurchzusehen, und ihr innerer Blick hat in seinen Wirkungen eine große Ähnlichkeit mit den Röntgenstrahlen. Wir werden dies seiner Zeit noch beweisen. Die Hydroskopie würde demnach in vielen Fällen nichts anders sein, als eine Art Inschau.

Wenn wir dem Abte Sauri und dem Abte de la Roquette Glauben schenken dürfen, so sah der Provenzale Parangue, welcher in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts lebte, als er sich über einer unterirdischen Quelle befand, das Wasser, wiewohl auf der Oberfläche nichts davon zu entdecken war.**) Die Art und Weise, wie Parangue das Wasser wahrgenommen hat, ist wahrscheinlich nur ungenau wiedergegeben und klingt sogar etwas lächerlich.

Der Mercure de France vom Jahre 1725 veröffentlichte einen Brief, in dem eine junge Dame aus Lissabon erwähnt wird, welche ein so durchdringendes Gesicht (stets eine ungenaue Ausdrucksweise!) besaß, daß sie das Wasser in dem Boden, mochte es auch noch so tief verborgen sein, zu entdecken vermochte.

Aus den Variétés historiques u. s. w. von Boucher d'Argis***) entnimmt man dann, daß der Ehemann ein Franzose war und Pebeguche genannt wurde. „Sie entdeckt das Wasser in dem Boden", fügt der Erzähler hinzu, „auch wenn es 30 bis 40 Meter tief war; sie nannte ferner die

*) S. Buch VI, 1. Hauptst., § 9 vorl. W.

**) Figuier, Hist. du Merveilleux, Bd. II.

***) Bd. II, S. 473.

verschiedenen Farben der Bodenschichten, von der Oberfläche an bis zu dem Wasser, welches sie gefunden hatte. — Hier — bemerkte sie sodann — werdet ihr eine Quelle anschlagen, so tief und so breit; dort werdet ihr einer anderen kleineren begegnen, und in der Nähe davon findet sich dann die größte von allen. . . . —

Was jedoch nicht weniger überrascht, das ist der Umstand, daß sie auch in den menschlichen Körper Inschau zu halten vermag, vorausgesetzt, daß derselbe entkleidet ist, da seltsamerweise ihr Blick nicht durch die Kleider hindurchdringt. Sie erschaute vollkommen das Herz, den Magen, die Anfälle, wenn solche vorhanden waren, die übertretende Galle und ebenso andere Krankheiten. Sie sah, wie das Blut zirkulierte, wie der Magen verdaute und der Milchsaft bereitet wurde. Auch vermochte sie bei einer Frau im siebenten Monat nach der Empfängnis zu erkennen, ob jene einen Knaben oder ein Mädchen oder ob sie Zwillinge zur Welt bringen würde."

L'Huyghens, welcher wahrscheinlich nicht der geringste unter den Gelehrten ist, schrieb an Mersenne unterm 26. November 1646, daß gewisse Personen, die ihrer Stellung und vorgerückten Alters wegen wohl als zuverlässig anzusehen seien, in Antwerpen einen Kriegsgefangenen gesehen hätten, der sofort entdeckt habe, was man verborgen hätte, wenn man es in Stoffe eingehüllt habe, ausgenommen in solche von roter Farbe. Auch erzählt man von den darauf bezüglichen Anekdoten noch folgende:

Die Frau des Gefängniswärters begab sich eines Tages mit einigen anderen Frauen ins Gefängnis, um den Gefangenen zu trösten. Und wie sollten sie überrascht sein, als derselbe sie mit lautem Lachen empfing. Die Frauen bestanden nun darauf, ihnen doch den Grund seines Lachens mitzuteilen. Kaltblütig antwortete er: „Ich mußte lachen, da ich sehe, daß eine von euch kein Hemd anhat." — Dies verhielt sich denn auch in der That so.

§ 11. — Bisweilen erſtreckt ſich, wie wir bereits erwähnt haben, der Inſchau der Hellſeher auch auf die Entfernung und wird zum ſogenannten Fernſehen. Laſſen wir nun ein ſolches Beiſpiel folgen:

Die franzöſiſche Regierung erhielt im Monat April des Jahres 1780 eine Denkſchrift, welche mit Bottineau unterzeichnet war, dem Namen eines ehemaligen Beamten von der indiſchen Geſellſchaft auf den Inſeln Frankreichs und Bourbons. Dieſer behauptete, mit mathematiſcher Schärfe die Schiffe bezeichnen zu können, die ſich auf hoher See befänden, und zwar in einem Umkreiſe von 250 Meilen. Eine ſolche Behauptung erſchien nur zu ſonderbar und fand durchaus keinen Glauben. Dennoch befahl der Marineminiſter der Behörde auf der franzöſiſchen Inſel, woſelbſt Bottineau lebte, der Sache eine nähere Unterſuchung zu teil werden zu laſſen. Man beſchloß nun, daß der Nauſkope die Ankunft aller Schiffe während der folgenden acht Monate voraus verkündigen ſollte. Die Reihe der Experimente begann mit dem 15. Mai 1782, und die Unterſuchungskommiſſion gab ſpäter darüber folgende Erklärung ab: „Bei 114 Ankündigungen, welche Bottineau machte und womit er 216 Schiffe bezeichnete, hat er ſich nur vier- oder fünfmal geirrt und ſolche Fälle als Verzögerungen gerechtfertigt, da jedesmal ein unvorhergeſehener Umſchlag des Wetters die Urſache derſelben war.“

Einige dieſer Ankündigungen ſind in der That merkwürdig: „Am 20. Auguſt 1782 behauptete Bottineau, daß ſich verſchiedene Schiffe in der Umgegend befänden, etwa 4 Tagereiſen von der Inſel entfernt. Dieſelben würden jedoch von einem ungünſtigen Winde aufgehalten.“ So war es auch vom 20. Auguſt bis 10. September. Am 11. September erklärte Bottineau, als ſich eine friſche Briſe erhob, „daß die Flotte nunmehr nur noch 2 Tagereiſen von der Inſel entfernt ſei.“ In der That liefen die Schiffe auch

bald ein und die Überraſchung war nicht gering, als man erfuhr, daß die Flotte thatſächlich vom 20. Auguſt an u. ſ. w. in der Höhe der Inſeln Rodriguez unbeweglich feſtgelegen hatte.

Als ſich Bottineau nach Frankreich einſchiffte, gab er auf der Reiſe 27 Schiffe an, die ihm begegnen ſollten, ſowie dreimal die Nähe von Land.

Doch wies der Marineminiſter das Anerbieten desſelben ab, indem er bemerkte, daß die von ihm gegebenen Erklärungen, in welcher Weiſe er die Schiffe wahrnähme, völlig ungenügend ſeien. Und dies iſt ſehr möglich, da ſich die Hellſeher häufig nicht darüber Rechenſchaft geben können, in welcher Weiſe ſie die wunderbare Eingabe empfangen. Immerhin hätte ſich aber die franzöſiſche Regierung mit den Thatſachen begnügen und die Theorie beiſeite laſſen ſollen.*)

[Es ſei hier eines ähnlichen Falles von Nauſkopie, beziehungsweiſe von Vorſchau im Traume gedacht. Derſelbe findet ſich in Wilhelm Heine's: Expedition in den Seen von China, Japan, Ochotzk unter Kommando des Kommodore Ringold im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1853—1856, und zwar im 2. Kapitel, das die Reiſe nach Batavia der Schiffe Hangkok, F. Cooper und J. Kennedy behandelt:

»Am nächſten Morgen, während wir unſer erſtes Frühſtück verzehrten, ereignete ſich einer jener Vorfälle, die von Seeleuten oft als Wunder betrachtet werden, und der uns allen für einige Tage Stoff zum Geſpräche lieferte. Mit Ausnahme des Deckwacht haltenden Offiziers waren alle an den Tiſchen verſammelt, und das Schiff lavierte träge gegen eine leichte öſtliche Briſe. Da bemerkte Herr Samuel Potts,

*) Archiv der franzöſiſchen Marine, Geheime Aufzeichnungen, Bd. XIX.

unſer hydrographiſcher Aſſiſtent, daß er vergangene Nacht geträumt, eine Kiſte mit Kleidern, die zu ſpät eingetroffen war, um an Bord geſchickt zu werden, und die ſein Freund verſprochen, ihm nach China nachzuſchicken, erhalten zu haben. „Ich träumte," ſagte er, „daß wir in der Nähe eines Kauffahrteiſchiffes von Windſtille befallen wurden, an dasſelbe ein Boot abſandten, das mit meiner Kiſte zurückkehrte." — Während mehrerer Stunden ward nichts mehr über dieſen Gegenſtand verhandelt, bis ſonderbarer Weiſe wir uns, plötzlich vom Winde verlaſſen, etwa ein oder zwei Meilen von einer tief beladenen Barke, welche die amerikaniſche Flagge zeigte, befanden. „Der Burſche ſieht aus, als ob er aus New-York käme und eine Ladung Kohlen und ein paar alte Zeitungen am Bord haben könnte," bemerkte der dritte Leutnant Ruſſel, „ich werde um ein Boot bitten, um hinüberzufahren." Er ſuchte um ein Boot nach, fuhr hin und kam wirklich mit Herrn Potts Kiſte zurück. Es war die Barke Roebuck von Baltimore, 84 Tage unterwegs und mit Kohlen für Perry Escadre geladen.«

Daß jemand eine Kiſte ſtatt in China auf offenem Meere zukommen werde, das konnte doch weder erraten, noch irgendwie mitgeteilt, ſondern mußte vorgeſchaut werden — fügt zu dieſem Berichte Baron von Hellenbach hinzu. — Der Überſetzer.]

§ 12. — Vielen anderen Erſcheinungen von Fernſehen oder beſſer „Teleſkopie" ſind wir im Verlaufe dieſer Geſchichte begegnet. Wir ſahen, wie Apollonius von Thyana von Epheſus aus der Ermordung Domitians beiwohnte und in Alexandrien den Brand des Kapitols erblickte, ebenſo wie Swedenborg, der zu Gothenburg ans Land ſtieg, den großen Brand von Stockholm wahrnahm. Wir begegneten ferner der Delphiſchen Pythia und dem Orakel des Amphiaraus, die auf tauſend Meilen Entfernung wahrnahmen, daß Kröſus zu Sardes eine Schildkröte und ein Lamm, beides in Stücke zerſchnitten

in einem kupfernen Kessel kochen ließ. Desgleichen haben wir den Fall kennen gelernt, den Graf de Laborde von einem arabischen Kinde berichtet, das von Syrien aus die Schlacht von Nezib am Euphrat und den Tod Mahommed's II sah.*)

Ein großer Teil dieser Phänomene des Fernsehens trägt sich bei vielen in dem Augenblicke des Todes zu. Im übrigen muß man diese Fälle streng von jenen der sogenannten Telepathie getrennt halten, insofern das Subjekt nicht selbst an dem Orte erscheint, wo sich das betreffende Ereignis abspielt und dem es beiwohnt, noch seine Anwesenheit dort in irgend einer Weise offenbart. Selbstredend führe ich hier keine Fälle neueren Datums an.

Es sind bekannt die Fälle des Auguren Cornelius, der bei Padua genau die Schlacht von Pharsalus beschrieb, als ob er anwesend sei, und verkündete, daß Cäsar triumphiert habe; ebenso wie jener des Papstes Pius V, der von Rom aus der Schlacht von Lepanto zusah, u. s. w. Es folgt hier nun eine andere weniger bekannte Thatsache.

Den Tag nach der Schlacht bei Tagliacozzo (am 24. August 1267), in welcher Konradin von Schwaben von Karl von Anjou besiegt und gefangen genommen wurde, war der Papst Clemens IV bei der Annäherung des Thronbewerbers aus Rom geflohen und hatte sich nach Viterbo geflüchtet. In einer Kirche vor einer zahlreichen Menschenmasse predigte er sodann und verfiel plötzlich in Ekstase, in welchem Zustande er, wie von göttlicher Glut durchdrungen, eingehend von allem dem berichtete, was sich am Tage von Tagliacozzo ereignet hatte. Er erwähnte auch die geringsten Einzelheiten und gab sowohl das Ergebnis der ersten Schlacht an, welche für Anjou ungünstig verlaufen war, als auch das der zweiten, in der Konradin geschlagen wurde und in die Hände seiner Feinde fiel. Die Einwohner von Viterbo zweifelten anfangs

*) Siehe Band I vorl. Werkes, S. 75.

an der Echtheit seiner Vision, bis wenige Tage darnach ein Bote, von Karl von Anjou abgesandt, eintraf und alles das ganz genau bestätigte, was der Papst ihnen bereits kundgegeben hatte.*)

Commines, der gewissenhafte Chronist, berichtet, daß Angelo Cattho, Erzbischof von Vienne in der Provinz Dauphiné, Ludwig XI den Tod des Herzogs von Burgund angekündigt habe, und zwar an demselben Tage, an dem die Schlacht von Nancy (am 5. Januar 1477) geschlagen wurde. „In demselben Augenblicke, in dem der Herzog getötet wurde," sagt Commines, „hörte der König Ludwig in der Kirche von St. Martin zu Tours, welche Stadt wenigstens 10 Tagereisen von Nancy entfernt liegt, der heiligen Messe zu. Dort celebrierte der Erzbischof von Vienne, welcher dem Herrscher Frieden wünschte mit folgenden Worten: — Sire, Gott wird Euch Frieden und Ruhe geben, Ihr werdet es haben, wenn Ihr es wollt, quia consummatum est; Euer Feind, der Herzog von Burgund, hat seine Seele ausgehaucht. Er ist soeben gerade getötet worden und sein Heer geschlagen. — Laquelle heure cottée fut trouvée estre celle en laquelle véritablement le dict duc avait été tué."

Erinnert dies nicht an das Ereignis des heiligen Ambrosius, welcher von Mailand aus der Beerdigung des heiligen Martinus beiwohnte?**)

In Schottland ist folgender Fall sehr bekannt. Wenige Augenblicke vor der Ermordung Heinrich Stuarts sprang ein armer Mann, namens James Lunden, der schon lange im Fieber darniederlag, vom Bette auf und schrie mit lauter Stimme: „Schnell, eilt herbei und helft dem König, da Vaterlandsverräter ihn ermorden wollen!" Kaum hatte er

---

*) Scipio Ammiratus, Florentinische Geschichten, Buch III, erster Teil. — Johann Villani, Chronik, Buch VII, Kap. 28.

**) Siehe Buch VI, 2. Hauptstück, § 34 vorl. W.

diese letzten Worte gesprochen, so sank er auf sein Schmerzenslager zurück, sein Auge war gebrochen, und seine Stimme klang nur noch leise und röchelnd. „Nun," lispelte er matt, „ist es zu spät, der König ist ermordet." Der Kranke erlebte nur noch wenige Augenblicke nach seiner Prophezeiung, welche auch den Rest seiner Lebenskraft verbraucht zu haben schien.

[Ein besonders authentischer Fall, der das Hellsehen eines Sterbenden betrifft, läßt sich würdig den oben erwähnten Fällen an die Seite stellen. Wir glauben denselben hier umso mehr wiedergeben zu müssen, da derselbe vor einigen Jahren im Berliner Tageblatt als eine verbürgte Thatsache veröffentlicht wurde.

Der Verfasser des betreffenden Artikels, C. von Zell, berichtet wie folgt:

»Ein heißgeliebter Bruder von mir lag auf dem Sterbebett. Kaum 24 Jahre alt, hatte er sich bei einem anstrengenden Ritt, bei dem ihn sein wilder Hengst, dem man den Sprungzügel anzulegen vergessen hatte, mit dem Hinterkopf auf den Brustkasten geschlagen, einen plötzlichen Blutsturz zugezogen. Die schwere innere Verletzung artete aus; die Blutungen wiederholten sich und brachten in wenigen Monaten den blühenden, hochbegabten, liebenswürdigen Mann an den Rand des Grabes.

Nichts von allem, was versucht ward, um ihn am Leben zu erhalten half. Der Sensenmann forderte und erhielt sein Opfer!

Es war in der Nacht vom dritten zum vierten Mai des Jahres 1851. Die treuen Eltern und wir Geschwister umstanden die Lagerstätte des bereits seit vielen Stunden mit dem Tode Ringenden. Seine Gedanken wanderten bald hier, bald dorthin, von der Wirklichkeit zu dem Unverständlichen, Unerklärlichen. Wir lauschten mit stummer Andacht, tief erschüttert und doch gleichsam erhoben von der Nähe des ge-

waltigen Weltenbezwingers, jedem Worte, das über die Lippen des Scheidenden kam.

Einmal sagte er: „Wie ist alles so hell um mich her! Ich sehe durch die Decken und Dielen bis hinunter in den Keller und sehe den Himmel durch das Dach. Das konnte ich noch nie."

Es freute ihn. Er lächelte. Aber plötzlich fuhr er laut jammernd auf:

„Um Gotteswillen, rettet doch!" rief er. „Helft! helft! In der Gypsstraße ist's! Lauft doch, lauft! Fünf Kinder! Gift! Gift!"

Es waren die letzten verständlichen Äußerungen des Sterbenden gewesen.

Kurze Zeit darauf hatte er ausgerungen.

Es waren erschütternde Tage und Stunden.

Als am Morgen der Hausarzt bei uns erschien — in der sicheren Erwartung, daß wir ihm sagen würden: „Er ist heimgegangen!" erzählte er uns im Verlaufe des Beisammenseins, auch er habe eine schwere Nacht durchlebt; erschütternde, herzbrechende Auftritte. Er sei nach der Gypsstraße gerufen worden, woselbst in einer armen Familie sämtliche fünf Kinder des Hauses sich durch den Genuß von Arsenik vergiftet hatten. Das Gift, das zur Vertilgung vorhandener Ratten angewandt werden sollte, war — schlecht verwahrt — von den naschlustigen Kleinen für Zucker angesehen und gegessen worden. Trotz aller Gegenmittel hauchten alle fünf Kinder, blühende Geschöpfe, unter den entsetzlichsten Qualen ihr Leben aus.

Wir alle waren wie gelähmt bei diesem Bericht, den — warum soll ich den Namen verschweigen? — der Geheime Sanitätsrat Dr. Bicking, weiland Leibarzt des jüngsten Bruders Kaisers Wilhelm I, Prinz Albrechts von Preußen, uns erstattete.

Keiner in unserer Familie, wir wohnten damals in der Marienstraße, hatte je etwas von einer „Gypsstraße“ gehört; ohne Zweifel auch unser eben Verstorbener nicht, der als junger Offizier einem in der Provinz stehenden Dragoner-Regiment angehörte und stets nur als vorübergehender Besucher in Berlin gewesen war. Aber wenn es auch anders gewesen wäre! Wenn er oder überhaupt unsere Familie zur Gypsstraße, ja selbst zu den vom Unglück in jener Mainacht so schwer heimgesuchten Eltern der fünf vergifteten Kinder in irgend welcher Beziehung gestanden hätte — was würde das erklären? Unser Heimgegangener war ein „Hellseher“ gewesen, ein Prophet!“ . . . .«

Ein Buch unter dem Titel: Choses vraies, welches die Herzogin de la Torre, Gemahlin des verstorbenen Marschalls Serrano, veröffentlicht hat, liefert uns ein herrliches Gegenstück zu den bisher angeführten Fällen von Hellsehen:

»In der Nacht zum 27. November (1886) lag der Marschall Serrano im Todeskampf. Die Kräfte seiner eisernen Natur schwanden mehr und mehr. Plötzlich richtete er sich im Fieberwahn im Bett auf und befahl seinem Kammerdiener mit gebieterischer Geberde, ihm die Gala-Uniform zu bringen, damit er sich zum Palast begeben könne. „Der König stirbt“, wiederholte er verzweifelt, als er sah, daß die Umstehenden keine Anstalten trafen, seinem Befehle nachzukommen, vielmehr mit Chloral diese Erregung, die sie für einen Fieberanfall hielten, zu dämpfen suchten. Zwei Stunden später erwachte der Marschall aus seiner Betäubung und mit halb erstickter Stimme bat er von neuem, ihn anzukleiden, indem er in überzeugendem Tone dieses Verlangen durch ein: „Der König ist tot!“ begründete. — Bei Tagesanbruch erfuhren die Madrider fast gleichzeitig den Verlust des Königs Alphons XII und des Marschalls Serrano.« — Der Übersetzer.]

Margarethe von Navarra berichtet in ihren Memoiren, daß ihre Mutter, Katharina von Medici, während einer heftigen Krankheit, an der sie zu Metz darniederlag, im Jahre 1569 von dem Delirium ergriffen wurde, und während Margarethe, ihre Schwester, und mehrere andere Damen das Krankenbett umstanden, plötzlich behauptete, daß sie der Schlacht von Jarnac beiwohne: „O, sehet, wie sie fliehen. Mein Sohn hat gesiegt! . . . O, mein Gott! So hebt doch meinen Sohn auf; er ist gestürzt! Sehet doch, so sehet doch da unter diesem Strauch den Fürsten von Condé — tot!“ Man glaubte, daß sie phantasiere. Am anderen Tage aber kam Herr de Losses an mit einer Nachricht, welche in allen Punkten das Gesicht Katharinas von Medici bestätigte. Der Herzog von Alba war bei einem Zusammenstoße vom Pferde gefallen, doch behauptete er sich als Sieger. Condé dagegen hauchte, tödlich getroffen, hinter einem Strauche sein Leben aus. —

Der Landgraf Friedrich II von Hessen-Kassel war im Jahre 1760 als Preußischer General Vize-Gouverneur von Magdeburg. In der Nacht vom 31. Februar auf den 1. März jenes Jahres nahm er an einem Maskenballe teil, welchen der Hof des Königs von Preußen, der damals in dieser Stadt residierte, veranstaltet hatte. Er erschien im Domino. Als die Glocken die Mitternachtstunde verkündeten, näherte sich ihm eine Maske in der Kleidung eines Armeniers und sagte ihm in feierlichem Tone, indem er gleichzeitig mit der Hand auf die Uhr im Saale wies: „Hoheit! in diesem Augenblicke ist der Prinz gestorben.“ Der Armenier verlor sich sogleich hierauf in der Menge. Später jedoch brachte man in Erfahrung, daß es ein ungarischer Husarenoffizier war, welcher die Gabe des zweiten Gesichtes besaß. Zwei Tage später traf von Rinteln, woselbst sich damals der regierende Fürst Wilhelm VIII von Hessen-Kassel aufhielt, die

Nachricht von dem Tode desselben ein, welcher genau in jener Nacht, zu derselben Stunde erfolgt war.*)

§ 13. — Alle diese Thatsachen beziehen sich nur auf ein Gesicht, welches zwar entferntes, indes bereits vorhandenes offenbart. Weit wunderbarer aber ist die Thatsache, daß häufig Hellseher auch zukünftige Dinge erschauen, was nicht so leicht zu erklären sein dürfte, wenn man nicht seine Zuflucht zu der Hypothese des Astrallichts nimmt, sowie noch zu verschiedenen anderen Hypothesen, worauf wir noch später zu sprechen kommen werden.

Ein Seher saß eines Tages in einem Gasthause zu Killin. Da trat ein Fremder ein und nahm an seiner Seite Platz. Der Anblick dieses Mannes ließ den Seher in seiner Seele erschaudern, weshalb dieser eilends zum Zimmer hinausstürzte. Man eilte ihm nach und holte ihn wieder zurück. Nun erklärte dieser, daß der Fremde in zwei Tagen das Blutgerüst besteigen werde. Als er dies mit seinem geistigen Auge wahrgenommen habe, sei er von einer furchtbaren Angst befallen worden, da er sich in großer Lebensgefahr geglaubt habe. Wie der Fremde dies vernahm, geriet er derart vor Zorn außer sich, daß er seinen Claymore**) zog und den Seher damit ins Herz stach. Der Mörder wurde in Haft genommen und verurteilt. Nach zwei Tagen mußte er die Todesstrafe erleiden, wie es ihm vorausgesagt worden war. —

Man weiß aus den Aufzeichnungen der Margarethe von Navarra, daß Katharina von Frankreich, die Gemahlin Heinrichs II, im Traum ihren Gatten sah, blaß und bleich, und daß dieser Tags darauf dann durch die Lanze des Grafen Montgommery fallen sollte. Weniger bekannt jedoch scheint ein Fall zu sein, den die Memoiren des Marschalls von Vieilleville berichten. Darnach soll nämlich der Marschall,

*) Aus dem Leipziger Tageblatt vom 9. Februar 1893.

**) Das breite Schwert der Bergschotten. — D. Übers.

als der Herrscher in die Schranken trat, vor Beginn des verhängnisvollen Turniers, sich feierlich mit den Worten an diesen gewandt haben: „Ich schwöre bei dem lebendigen Gott, Majestät, daß ich drei Nächte hintereinander ein und denselben Traum gehabt habe; Eurer Majestät muß heute ein großes Unglück widerfahren. Dieser letzte Tag des Juni-Monats wird Euch verhängnisvoll werden, möget Ihr ihn auch zubringen, wie Ihr wollt!“

Montgommery seinerseits entschuldigte sich und suchte sich zu entfernen. Allein Heinrich befahl ihm, auf dem Kampfplatz zu verharren. Und nun kam die Katastrophe. —

Maria von Medici träumte, daß man Heinrich IV ermordet habe, und teilte dem König ihren Traum mit. Nur wenige Tage darauf sollte der Dolch Ravaillac's Frankreich des besten seiner Herscher berauben. —

Bembo lag im Streit mit seiner Gattin. Eines Nachts träumte seine Mutter, daß ihr Sohn von Verwandten ihrer Frau angefallen worden sei, weshalb sie ihn am andern Morgen bat, doch das Haus an jenem Tage nicht verlassen zu wollen. Bembo lieh indes ihren Worten kein Gehör. Doch kaum hatte er die Straße betreten, als er auch schon überfallen wurde. Den vorübergehenden Leuten gelang es, nur mit knapper Not sein Leben zu retten. —

Ein Warnungstraum, der ganz den nämlichen Charakter trägt, wie jene Träume, die heutigen Tages so gerne von den neueren Psychologen studiert werden, wird uns von dem berühmten Peter Gassendi (1592—1655) berichtet. Führen wir nun seine Worte an:

»Herr Pereisch reiste eines Tages mit seinem vertrauten Freunde, einem Herrn Rainier, nach Nîmes. Während der ersten Nacht nun vernahm dieser, daß Pereisch sehr laut im Schlafe sprach, weshalb er ihn weckte und die Frage an ihn richtete, was mit ihm denn geschehen wäre. ‚Ach‘, antwortete

ihm der andere, ‚ich träumte, wir wären schon in Nîmes angekommen und da habe mir einer der dortigen Goldschmiede eine Medaille von Julius Caesar angeboten, und zwar für den Preis von vier Thalern. Gerade war ich im Begriff, ihm das Geld einzuhändigen, als du mich auf mein Geschrei hin weckteſt.' Nachdem die beiden Freunde nun in Nîmes angekommen waren, erkannte Pereisch, als sie durch die Stadt schritten, sofort das Geschäft des Goldschmiedes wieder, das er im Traume gesehen hatte. Sie betraten nun den Laden und fragten den Goldschmied, ob er nicht etwas außergewöhnliches feilhalte. Allerdings, antwortete ihm dieſer, und überreichte Pereisch eine Medaille von Julius Cäsar. Auf die Frage, wie teuer dieſelbe sein sollte, gab der Goldschmied zur Antwort: ‚Nur vier Thaler'. Herr Pereisch bezahlte sofort den Betrag und war hoch erfreut darüber, daß sein Traum so schön in Erfüllung gegangen war.«*)

§ 14. — Übergehen wir, um den irrtümlichen Vorahnungen das Gegengewicht zu bieten, auch diejenigen, welche eingetroffen sind. Zahlreiche Fälle dieſer Art kennt die Weltgeschichte. War es nicht der General Lasalle, der am Abend

---

*) Zwei ähnliche, sehr frappante Fälle von Hellsehen kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Einmal handelte es sich um eine Unterhaltung mit einem mir völlig unbekannten Herrn, deren ganzen Verlauf ich im Traume des Nachts zuvor bereits durchlebte und wobei ich die näheren Umstände, wie das Zimmer und dessen Einrichtung, auf's genaueste wahrnahm — worüber ich auch sogleich noch vor Verwirklichung des Traumes anderen gegenüber Mitteilung gemacht hatte; im zweiten Falle betraf es das Vorgesicht der Cholera-Epidemie zu Hamburg im Jahre 1892: indem ich bereits im Juni desselben Jahres das Straßenleben Hamburgs wahrnahm, wie es sich im Höhepunkt der Epidemie ein viertel Jahr später auch wirklich darbot. Über diese beiden hochinteressanten Fälle haben wir bereits näheres berichtet, besonders in Nr. 28 der „Zeitschrift für Spiritismus" (1897), S. 218. —

Der Übersetzer.

vor der Schlacht bei Wagram an Napoleon schrieb und ihn bat, das Dekret seiner Titelübertragung zu unterschreiben, da er sehr wohl vorausahnte, daß ihm der Tod am anderen Tage bevorstehe — eine Vorausahnung, die denn auch in der That in Erfüllung ging. Und sagte nicht Cervoni auf dem Schlachtfelde von Eckmühl zum nämlichen Kaiser: „Sie zwangen mich, Marseille zu verlassen und in den Reihen der Ehrenlegion vor den Feind zu treten; hier bin ich: es ist der letzte Tag meines Lebens.“ Eine Viertelstunde später riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf ab, u. s. w.

§ 15. — Die Fähigkeit, entfernte und verborgene Dinge zu sehen, war im vergangenen Jahrhundert sehr häufig in Schottland anzutreffen; mehr jedoch noch auf der Inselgruppe der Hebriden*) und ganz vorzüglich auf Sankt Kilda. Die schottischen Bergbewohner nannten diese Fähigkeit taish (daher dann auch der Name taishards, womit man diejenigen bezeichnete, welchen diese Gabe eigen war). Unter den gebildeten Personen aber war diese unter dem Namen second sight, zweites Gesicht, bekannt. Sir Walter Scott, welcher uns sehr schön mit diesen Sehern in seinen romantischen Werken vertraut macht, sagt in seiner ersten Anmerkung zu „The Lady of the Lake“:

„Wenn das Zeugnis uns allein zu dem Glauben an vollständig den allgemeinen Naturgesetzen widersprechende Vorkommnisse veranlassen könnte, so dürfte sich durch zahlreiche Beweise der Glauben an das zweite Gesicht stützen lassen .... Martin, der fest daran glaubt, äußerst sich folgendermaßen darüber:

»Das zweite Gesicht ist eine Fähigkeit, einen sonst unsichtbaren Gegenstand ohne vorhergehende Vorbereitung zu sehen. Das Gesicht ruft einen so starken Eindruck bei

*) Martin, Beschreibung der Inseln ꝛc., 1716.

dem Seher hervor, daß er außer demselben nichts mehr zu unterscheiden imstande ist und, solange dasselbe anhält, von keinem anderen Gedanken abgelenkt wird. Der Seher erscheint alsdann traurig oder lustig, je nach dem Gegenstande, der sich seinem Auge des Geistes dargeboten hat. Wenn eine Vision im Anzuge ist, so ziehen sich seine Pupillen zusammen und richten sich nach oben, und die Augen bleiben solange in einem starren Zustande, bis der Gegenstand wieder verschwunden ist.«

„Zu diesen Einzelheiten," fährt Walter Scott weiter fort, „ließen sich zahllose Beispiele anführen, die alle von gewichtigen und glaubwürdigen Zeugen verbürgt sind. Doch scheint trotz solcher Beweise, vor denen sich sowohl Baco als auch Boyce und Johnson beugen sollten, das taish mit allen seinen Gesichten von den Dichtern gänzlich vernachlässigt worden zu sein . . ."

Johnson, welchen oben Walter Scott anführte, ist niemand geringeres als jener Dr. Samuel Johnson, welcher im Jahre 1773 sich vorgenommen hatte, ein Buch über das zweite Gesicht zu schreiben, „um ein für alle Mal mit all dem abergläubischen Zeug aufzuräumen." Er befaßte sich eingehend mit dem fraglichen Gegenstand und ließ nach einigen Monaten darüber ein Buch erscheinen, worin er trotz aller seiner Retizenzen zeigte, daß er nicht mit aprioristischen Vorurteilen an seine Arbeit gegangen war.

Seine halbe Bekehrung machte in England viel Lärm; Ferriar, Hibbert, Davy, Brown, Coleridge, Alderson, Philipp und andere schrieben diesbezüglich nicht zu unterschätzende Arbeiten. Im Jahre 1819 vereinigten sich einige Beobachter, „die mehr glaubten, als die Mehrzahl der englischen Ärzte", zu Glasgow und veröffentlichten unter dem Titel: Tre aties on second sight, eine Sammlung von allen möglichen Schriften, die über die Wunder des zweiten Gesichts in Schottland erschienen waren, unter welchen Schriften besonders

jene von Theophilus Insulanus hervorragt, die bereits 1760 zu Edinburg herausgegeben wurde. Und es trug sich damals dasselbe zu, wie es jüngst mit der Society for Psychical Research geschehen ist: das Publikum wurde gleichsam von unwiderstehlicher Gewalt hingerissen, dem interessanten Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Quarterly Review und andere gewichtige Zeitschriften traten ins Leben und öffneten ihre Spalten den fesselnden Berichten über die Phänomene des doppelten Gesichtes, deren Zahl ins unendliche sich erstrecken dürfte.

Das zu diesem Buche noch gehörige

3. Hauptstück.

## Verzückte und Schwärmer,

folgt in Band III.

Im Verlag von Oswald Mutze in Leipzig erschien soeben als Neuigkeit und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Alexander N. Aksákoff:

# Vorläufer des Spiritismus.

Hervorragende Fälle
willkürlicher medianimistischer Erscheinungen aus den letzten drei Jahrhunderten
in einzig autorisierter Uebersetzung aus dem Russischen
und mit Beitrag
von

**Feilgenhauer.**

Herausgeber der „Zeitschrift für Spiritismus" ꝛc.

24 Bog. 8°. Preis: brosch. M. 7.—, eleg. geb. M. 9.—.

Ein epochemachendes Werk ersten Ranges. Es ist das unbestreitbare Verdienst des unermüdlichen Uebersetzers, durch seine Kenntnis der russischen Sprache eine neue wertvolle Arbeit des in der psychischen Forschung und vor allem um den Spiritismus hochverdienten russischen Wirkl. Staatsrats Aksákoff auf den deutschen Büchermarkt gebracht zu haben. Der berühmt gewordene Verfasser von dem sich jetzt in dritter Auflage im Druck befindlichen und in vier Wochen erscheinenden »Animismus und Spiritismus«, jenes grundlegenden spiritistischen Erstlingswerkes, behandelt in dieser zweiten Arbeit die sogenannten spontanen (willkürlichen) medianimistischen Erscheinungen, indem er in geistreichen Zusätzen und Anmerkungen ihre Identität mit den experimentellen Phänomenen des Medianismus nachzuweisen sucht. Jene in prägnanter Weise den sämmtlichen medianimistischen Erscheinungen eigentümlichen Charakterzug aufweisenden, wohlverbürgten und interessanten Fälle müssen selbst den größten Skeptiker schon beim Lesen des Werkes zu der Ansicht bringen, daß dergleichen Spukerscheinungen u. s. w. ein für allemal unbestreitbare Thatsachen sind. Wertvoll und wichtig aber ist die Arbeit Aksákoff's für den neueren Psychologen und ganz besonders für den Spiritismus. Führt sie doch in ein Gebiet des spontanen Medianismus ein, das noch viel zu wenig bekannt und als beweiskräftig für den Spiritismus geschätzt ist. Dieses interessante Werk, welches ein Licht auf die mannigfachen Spukgeschichten aller Völker und aller Jahrhunderte wirft, sollte eigentlich die Beachtung der ganzen gebildeten Welt finden.

Die Ausstattung ist der hervorragenden Bedeutung des Werkes entsprechend eine überaus würdige und elegante.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Verzeichnisse gratis.**

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

# Animismus und Spiritismus.

**Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Hallucination und des Unbewussten.**

Von *Alexander N. Aksákow*,
Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrath und Herausgeber des Journals „Psychische Studien“ in Leipzig.

*(Mit dem Portrait des Verfassers u. 11 Lichtdruckbildern.)*
*2 Bände. Preis brosch. M. 12.—, eleg. geb. M. 15.—.*

**= Dritte verbesserte Auflage. =**

Dr. *du Prel* bespricht das Buch in der „Sphinx“ in höchst anerkennender Weise und schreibt u. A.: —

„Es ist zu einem Handbuch geworden, das aus der hochangeschwollenen spiritistischen Litteratur das Wissenswertheste vereinigt bietet. Wer sich also die Mühe nicht geben will, oder nicht geben kann, durch diese Litteratur sich hindurchzulesen, hat wenigstens — will er überhaupt gehört werden — die Verpflichtung, dieses Handbuch durchzulesen, das eine eigentliche Phänomenologie des Spiritismus bietet.

„In der Geschichte des Spiritismus hat dieses Buch die Bedeutung eines Ereignisses und mich persönlich befreit es aus einer grossen Verlegenheit; denn ich kann nun die häufig erbetenen Rathschläge, den Spiritismus betreffend, in einer Weise geben, die an die Zeit und Mühe der Fragenden nicht zu grosse Ansprüche stellt, — ein Beweis, wie sehr das Buch von *Aksakow* einem vorhandenen Bedürfnisse entspricht. Auch wer durch seine Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommen ist, hat doch Zeit, ein paar Bände durchzulesen, um über diese wichtigste Frage unseres Jahrhunderts sich ein Urtheil bilden zu können, und wenn er nicht etwa vorweg entschlossen sein sollte, den Spiritismus um keinen Preis zuzugeben, wird er das Buch mit der Ueberzeugung, dass derselbe eine Wahrheit sei, selbst dann hinweglegen, wenn ihm jede eigene Erfahrung in diesem Gebiete fehlen sollte. Es giebt Leute genug, welche erklären, nur der selbsterlebte Augenschein könnte sie vielleicht zu Spiritisten machen, — als ob nur sie ganz allein im Besitze eines kritischen Augenpaares wären! —: diese werden, wenn sie das Buch von *Aksakow* durchlesen, die Erfahrung machen, dass man auch durch Lektüre allein eine Ueberzeugung gewinnen kann.“ —

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Verzeichnisse gratis.**

# Empfehlenswerte und hervorragende Werke

## der neuesten spiritistischen ꝛc. Litteratur.

### Autorisierte Uebersetzungen von Feilgenhauer.

---

**Aus dem Italienischen:**

**Für den Spiritismus.** Von Angelo Brofferio, Professor der Philosophie an der Universität Mailand. Mit einer Vorrede versehen von Dr. Freiherr du Prel. Preis brosch. 6 M., eleg. geb. 7 M.

**Religion und Unsterblichkeit. Nur Thatsachen beweisen!** Eine kurze Betrachtung von Professor Angelo Brofferio. Mit Vorwort von Feilgenhauer. Preis 80 Pf.

**Die spiritistischen Thatsachen und die übereilten Hypothesen.** Bemerk. über einen von Prof. C. Lombroso verf. Artikel v. Dr. G. B. Ermacora. Mit Vorrede von Feilgenhauer. Preis 1 M.

**Untersinnliche Thätigkeit u. Spiritismus.** Von Dr. G. B. Ermacora. Preis 60 Pf.

**Einführung in den neueren Experimentalspiritismus** von Prof. der Rechte Falcomer. Mit 12 Illustrat. Autorisierte Uebersetzung mit Vorrede von Feilgenhauer. Preis 2 M.

**Geschichte des Spiritismus** von Cäsar Baudi Ritter von Vesme. Einzig autorisierte Uebersetzung mit Vorrede und Anmerkungen von Feilgenhauer.

I. Band: „Das Altertum". Preis 10 M., eleg. geb. 12 M.

II. Band: „Mittelalter und Neuzeit". Preis 10 M., eleg. geb. 12 M.

III. Band: „Der neuere Spiritismus" (im Druck befindlich; erscheint Frühjahr 1899).

**Aus dem Russischen:**

**Aufrichtige Unterhaltungen über den Spiritismus und andere Erscheinungen des nämlichen Gebietes** von W. v. Pribytkow Mit Vorrede von Feilgenhauer. Preis 1.50 M.

**Die mediumistischen Erscheinungen vor dem ärztlichen Richterstuhl** von W v. Pribytkow. Autorisierte Uebersetzung mit Vorwort und Anhang von Feilgenhauer. Preis 60 Pf.

**Die „spiritistische" Methode auf dem Gebiete der Psychophysiologie.** Von Prof. Dr. A. M. Butlerow. Bericht über den Aufsatz „Die Gedankenübertragung" von Prof. Ch. Richet. Mit Vorwort und Beitrag versehen von Feilgenhauer. Preis 1 M.

**Vorläufer des Spiritismus ꝛc.** Von dem Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrat Aksakoff. Einzig autorisierte Uebersetzung und mit Beitrag von Feilgenhauer. Preis 7 M., hocheleg. geb. 9 M.

**Aus dem Polnischen:**

**Magnetismus und Hypnotismus** von Prof. Dr. Julian Ochorowicz. Autor. Ueberſetzung mit Vorwort von Feilgenhauer. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M.

**Aus dem Spaniſchen:**

**Ueber die Geſpenſter.** Von Dr. M. Otero Acevedo. Autor. Ueberſetzung mit Vorrede u. Anmerk. von Feilgenhauer. Pr. 1.80 M.

**Aus dem Franzöſiſchen:**

**Entwurf eines auf das Geſetz des Zufalls gegründeten Syſtems der Natur** mit nachfolgender kurzer Abhandlung über das zukünftige Leben. Von P. C. Revel. Mit Anhang v. Prof. Dr. F. Maier. Preis 4 M.

**Das künftige Leben** mit nachfolgenden Bemerkungen über die Träume und über die Erſcheinungen. Von P. C. Revel. Preis 2 M.

**Aus dem Engliſchen:**

**Geſpenſter lebender Perſonen.** Phantasms of the living by Gurney, Myers & Podmore. Verkürzte Ueberſetzung (unter Benutzung der franz. und ruſſ. Ausgabe) mit einer Vorrede von Prof. Dr. med. Charles Richet zu Paris. Preis 6 M.

**Woher kommen und was ſind unſere Gedanken?** Von Matth. Fidler. Preis 1 M.

**Aus dem Schwediſchen:**

**Die Toten leben.** Wirkliche Thatſachen über das perſönliche Fortleben nach dem Tode. Von Matthias Fidler. Mit Vorwort von Feilgenhauer. Preis 1 M.

---

# Zeitſchrift für Spiritismus

## und verwandte Gebiete.

Herausgeber und Schriftleiter Feilgenhauer, Köln a. Rh.
Verlag und Vertrieb Oswald Mutze, Leipzig, Lindenſtraße 4.

Erſcheint jeden Samstag, 8 Seiten ſtark. Preis M. 3 — halbjährlich durch die Buchhandlungen und Poſtanſtalten; M. 4.— bei direktem Bezug vom Verleger. Für das Ausland jährlich M. 8.—.

Zweck: Den Spiritismus zu lehren, ſeine Anhänger zu mehren.

**Der Spiritismus ſoll allgemein und unangefochten anerkannt werden und dem Schutze des Staates empfohlen ſein.**

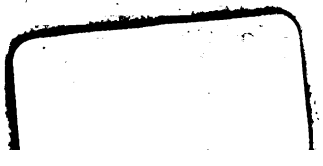
= **Probenummern gratis und franko.** =

---

**Zu beziehen durch Oswald Mutze, Leipzig, Lindenſtr. 4.**

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

| | | |
|---|---|---|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

form 410